<36618142430012

Die Ansprachen

des

Fürsten Bismarck

1848—1894.

Herausgegeben

von

Heinrich von Poschinger.

Mit dem Bildnis des Fürsten.

Zweite Auflage.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1895.

Die Ansprachen

des

Fürsten Bismarck

1848—1894.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Die Ansprachen

des

Fürsten Bismarck

1848—1894.

Herausgegeben

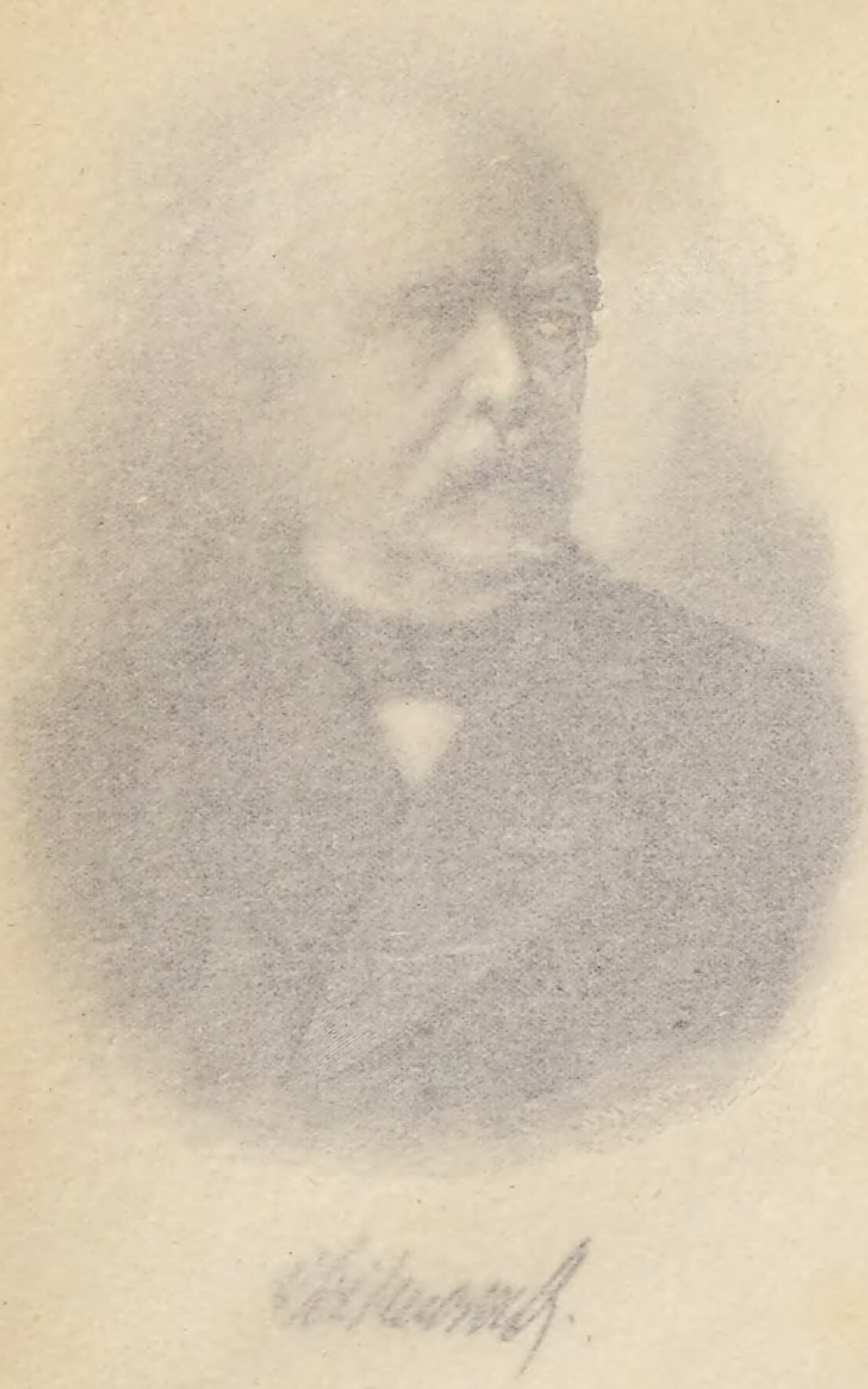
von

Heinrich von Poschinger.

Mit dem Bildnis des Fürsten.

Zweite Auflage.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1895.



[illegible]

Die Ansprachen

des

Fürsten Bismarck

1848—1894.

Herausgegeben

von

Heinrich von Poschinger.

Mit dem Bildnis des Fürsten.

Zweite Auflage.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1895.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Vorwort.

Es sind gegen sechs Jahre her, daß mir aus der Umgebung des Fürsten Bismarck nahe gelegt wurde, die bereits damals von einer großen Buchhändlerfirma beabsichtigte Sammlung der Reden des Fürsten Bismarck herauszugeben. Ich habe damals wegen anderweiter Beschäftigung mit einem mir näher liegenden Bismarckwerke die Arbeit ablehnen müssen und freue mich, daß es so gekommen ist; denn wir würden sonst sicherlich das der Vollendung entgegengehende monumentale Werk von Horst Kohl „Die Reden des Fürsten Bismarck im preußischen Landtage und im deutschen Reichstage" missen.

Die „Ansprachen des Fürsten Bismarck", welche den vorliegenden Band füllen, bilden gewissermaßen eine Ergänzung des Kohlschen Werkes. Es sind dies auch zumeist politische Reden, die der erste deutsche Kanzler gehalten hat, nur ist der Schauplatz derselben ein anderer. Ist er dort nur die Tribüne der preußischen und deutschen Volksvertretung, so ist er hier ein sehr verschiedenartiger; denn das vorliegende Werk bringt den Wortlaut von Reden und Ansprachen, welche Bismarck im Bundesrat, im Staatsministerium, im Volkswirtschaftsrat, auf nationalen und internationalen Kongressen, aus Anlaß ihm dargebrachter Huldigungen und beim Empfange von Deputationen gehalten hat. Die parlamentarischen Reden Bismarcks waren bereits in den stenographischen Kammerberichten festgelegt; von jenen Ansprachen dagegen ist ein guter Teil bisher ungedruckt, der Rest in Quellenwerken aller Art zerstreut; der Text stand oft authentisch noch nicht fest oder war noch nicht in deutscher Sprache veröffentlicht. Dies letztere gilt insbesondere von den Reden und Erklärungen Bismarcks auf dem Berliner Kongreß von 1878; es gab bisher weder eine amtliche noch eine nichtamtliche deutsche Uebersetzung der Berichte über diese politisch hochbedeutsame Thätigkeit des Kanzlers.

Diesen Kundgebungen Bismarcks im Dienste reihen sich jene Ansprachen an, welche derselbe nach seiner Entlassung in Friedrichsruh, in Varzin oder auf Reisen gehalten hat, in Erwiderung auf Ehrungen, welche ihm unausgesetzt aus allen Schichten und aus allen Gauen des deutschen Volkes zu teil geworden sind. Diese Ansprachen Bismarcks vertreten nunmehr, da er an den parlamentarischen Verhandlungen nicht mehr teilnehmen kann, gewissermaßen seine früheren Reichstags- und Landtagsreden. Sie sind, gleich diesen, alle durchdrungen von der wärmsten Liebe zum Vaterlande, von der schärfsten Beobachtungsgabe; sie enthalten eine Fülle von Gedanken und Bildern und sind so formvollendet, wie alles, was aus Bismarcks geistiger Werkstatt hervorgeht.

Für die Beurteilung von Bismarck „außer Dienst“ wird die Sammlung seiner in den letzten vier Jahren gehaltenen Ansprachen eine der wichtigsten Quellen sein und bleiben. Deshalb ist der Feststellung des Textes besondere Fürsorge gewidmet worden. Die verschiedenen Lesarten der Ansprachen sind sorgfältig geprüft; es ist überall nur der maßgebende Text berücksichtigt worden.

Und so übergebe ich denn dies Werk dem deutschen Volke, damit die auch im engeren Kreise und gelegentlich gesprochenen Worte seines großen Kanzlers nach seiner Verabschiedung bei uns lebendig bleiben und in unseren eisernen Besitz übergehen.

* * *

Die Verehrer des Fürsten Bismarck werden noch die Nachricht mit Genugthuung begrüßen, daß die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart meinem Plane, die gesamte politische und unpolitische Korrespondenz des Einigers Deutschlands in einer würdigen Ausstattung herauszugeben, ihre ganze Sympathie entgegengebracht hat. Da das umfassende Werk schon seit Jahren von mir vorbereitet ist, so steht dem baldigen Erscheinen seiner ersten Bände ein Hindernis nicht im Wege.

Berlin, den 15. August 1894.

Inhalts-Verzeichnis.

*) Wenn im Text keine andere Bezeichnung sich findet (Rede, Votum, Erklärungen &c.), so ist jedesmal eine Ansprache zu verstehen.

18. August 1848.

Rede in der Generalversammlung zur Wahrung der Interessen der Grundbesitzer und zur Förderung des Wohlstandes aller Volksklassen zu Berlin über die Gefährdung der Grundbesitzer durch die beabsichtigte interimistische und künftige Grundsteuer.

Wer früher Grundbesitz im Königreich Westfalen gehabt und dort die Grundsteuer schon durch den Minderpreis entrichtet hat, würde, wenn er sich in einer andern Provinz ankauft, die Grundsteuer also doppelt bezahlen müssen und zwei Drittel seines Vermögens verlieren. Statt daß mit der Leistungsfähigkeit die Besteuerung wachsen soll, ist es bei der Grundsteuer der umgekehrte Fall. Der Besitzer eines schuldenfreien Gutes zahlt nicht mehr als der, welcher eine große Schuldenlast darauf hat, also weit weniger eigentlichen Besitz hat; dies wird besonders die neuen Ankäufer treffen und ruiniren, Leute, die ihr durch Fleiß erworbenes kleines Vermögen bei einem Ankauf anzahlen und das Betriebskapital aufnehmen. Diese machen wohl ein Drittel der jetzigen Grundbesitzer aus und werden nun durch diese Konfiskation ihres Vermögens beraubt werden.

---

2. Februar 1849.

Wahlrede in Rathenow. *)

Jeder, der es aufrichtig mit dem Vaterlande meint, muß jetzt die Regierung auf dem von ihr eingeschlagenen Wege unterstützen, um die Revolution, die

*) Um für die zweite preußische Kammer von 1849—1852 gewählt zu werden, präsentirte sich Bismarck in verschiedenen Wahlversammlungen. Eine solche Versammlung von zweiunddreißig Wahlmännern fand zu Rathenow im Gewächshause des Völkeschen Gartens vor dem Thore statt. Dort unter den heimischen und tropischen Pflanzen, welche die Wände des Gartenhauses schmückten, saßen die Rathenower Wahlmänner an dem langen, mit einigen Oellampen besetzten Tische und pflogen Rat, wem sie ihre Stimmen bei der bevorstehenden Abgeordnetenwahl in Brandenburg geben sollten, ob „Pochhammer" oder „Bismarck" ihre Losung in dem Wahlkampfe heißen sollte. Bismarck selbst hatte mitten unter ihnen an der langen Seite des Tisches Platz genommen und erhob sich auf die an ihn gerichtete Aufforderung, um die Gesichtspunkte, unter denen er die Aufgabe des Abgeordneten betrachtete, darzulegen. Er sprach nicht ganz fließend, sondern setzte öfters an, als suche er nach dem treffenden Ausdruck für die ihn bewegenden Gedanken, aber man fühlte, daß er aus seiner innersten Ueberzeugung sprach. Seine Rede war frei von allen blumenreichen Wendungen und allein auf den Eindruck berechnet, welchen die Wahrheit auf jeden unbefangenen Hörer macht.

uns alle bedroht, zu bekämpfen. Sie würden vielleicht besser thun, wenn sie einen aus ihrer Mitte wählten, etwa einen von den Herren Fabrikanten oder Kaufleuten, der Ihre Verhältnisse kennt und das Interesse seiner Vaterstadt besser vertreten würde, als ich es vermag. Wenn Sie einen solchen finden, der zugleich unabhängig und unparteiisch genug ist, um die Sache des Landes über jedes andere Interesse zu stellen, und dem seine Privatverhältnisse erlauben, ihr in diesem Augenblicke seine ganze Thätigkeit zu widmen, dann trete ich zurück.

Wenn Sie aber in der Kammer einen Vertreter wünschen, der fest entschlossen ist, die Sache des Vaterlandes zu seiner eigenen zu machen, ihr mit redlichem Willen, vollem Herzen und ganzen Kräften zu dienen, und dessen nächstes Streben darauf gerichtet sein wird, die alten Bande des Vertrauens zwischen der Krone und dem Volke wieder fester zu knüpfen, damit Gesetz und Ordnung walten, der Wohlstand und das gemeinschaftliche Interesse aller friedlichen Bürger gefördert werden, dann richten Sie Ihr Auge auf mich. Das sind meine Ansichten; wenn Sie mit mir einverstanden sind, bitte ich um Ihre Stimme.*)

---

25. Oktober 1855.

Ansprache an die Bundestagsgesandten in Erwiderung auf eine Abschiedsrede des von Frankfurt am Main abberufenen österreichischen Gesandten, Freiherrn von Prokesch.

Der hohen Versammlung beehre ich mich vorzuschlagen, unseren Dank für die soeben vernommenen freundlichen Worte und Wünsche**) unserem Herrn Vorsitzenden auszudrücken. In dem Zeitraum, welchen unsere gemeinschaftliche Thätigkeit umfaßt, hat die Bundesversammlung vorzugsweise und vielleicht mehr als in irgend einem früheren von gleicher Dauer Verhandlungen von besonderer Wichtigkeit für das Verhältnis des deutschen Bundes zur gesamten

---

*) Die Stimmen der Rathenower Wahlmänner (er erhielt 31 von 32 Stimmen) fielen bei der in Brandenburg stattfindenden Abgeordnetenwahl schwer ins Gewicht, Herr von Bismarck wurde am 5. Februar 1849 mit geringer Majorität für den Wahlbezirk West-Havelland gewählt.

**) Nach Ausweis der Protokolle (Protokolle 1855 § 296) hatte Freiherr von Prokesch beim Abschiednehmen bemerkt: „Mir bleibt jetzt nur noch, dieser hohen Versammlung und jedem meiner Herren Kollegen im einzelnen meinen Dank für das mir durch fast drei Jahre bewiesene Vertrauen, für die werkthätige Hilfe und das kollegialische Zusammenwirken auszusprechen. Es wird mir in der Ferne, in welche mich meine nächste Bestimmung führt, eine erfreuliche Mitgabe sein, wenn ich die Hoffnung festhalten darf, daß diese Trennung nicht jedes Band der gegenseitigen Achtung und freundschaftlichen Erinnerung löset. Ich scheide mit den wärmsten Wünschen für Ihr persönliches Wohl, sowie für das Gedeihen Ihrer dem gemeinsamen Vaterlande angehörigen und geweihten Bestrebungen.“

europäischen Politik zu führen gehabt, und wir alle blicken mit lebhaftem Interesse auf diesen Abschnitt unserer Wirksamkeit zurück. Wenn wir in demselben die Sicherheit und Wohlfahrt Deutschlands allseitig als das Ziel unserer Bestrebungen vor Augen gehabt haben, so sehen wir unseren bisherigen Herrn Kollegen mit der Ueberzeugung aus unserer Mitte scheiden, daß seine und unsere Thätigkeit auch in Zukunft denselben Zwecken zugewandt sein werde, da es auch an seinem neuen Bestimmungsorte der Beruf des Vertreters Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich bleiben wird, seine Thätigkeit dem Wohle des gemeinsamen Vaterlandes zu widmen, und darf ich denselben im Namen der Versammlung versichern, daß unser aller Wünsche den Erfolg seiner Sendung in dieser Richtung begleiten.

Anfang November 1862.

Ansprache an eine Ergebenheitsdeputation aus Rügen.

Die Regierung wird alles aufbieten, ein Verständnis mit dem Abgeordnetenhause herbeizuführen; die oppositionelle Presse wirkt aber diesem Streben sehr entgegen. Leider befindet sie sich zum großen Teil in Händen von Juden und unzufriedenen, ihren Lebenslauf verfehlt habenden Leuten.

---

21. November 1862.

Ansprache an eine Loyalitätsdeputation aus dem Kreise Wanzleben.

Der Regierung ist nicht eingefallen, die Verfassung zu verletzen; sie hat in keiner Weise den Kammern das Recht der Gesetzgebung, der Bewilligung neuer Steuern und der Mitwirkung beim Budget verkümmert. Ein Mitregieren derselben darf sie allerdings nicht zulassen. Die von allen Seiten des Landes herankommenden, den Ratschlüssen des Königs zustimmenden Ergebenheitsadressen werden vom König gern gesehen und befriedigen denselben sichtbar.

---

14. Dezember 1862.

Ansprache an eine Loyalitätsdeputation aus dem Kreise Neumarkt.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Bestrebungen des Hauses der Abgeordneten, nicht bloß in seinen letzten Beschlüssen, ein Ueberschreiten der von der Verfassung seiner Machtbefugnis gezogenen Grenzen dokumentiren, aber auch nicht zu vergessen, daß auch unsere Gegner Kinder desselben Landes und unsere Mitbürger sind, welche auf den Rechtsschutz des Staates gleichen Anspruch haben. Deshalb hat Seine Majestät die Hand zur Versöhnung dargereicht,

und Seine Regierung gibt sich noch immer der Hoffnung hin, daß es nicht vergebens sein werde.*)

12. September 1864.

Ansprache im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin an eine Deputation von Berliner Einwohnern nach dem Wiedereintreffen in Berlin.**)

Wie erfreut ich auch bin, so unmittelbar nach meiner Rückkehr in die Residenz von den Bürgern so herzliche Zeichen der Anhänglichkeit zu empfangen, so muß ich doch die Ehre, welche für mich darin liegt, von mir abweisen,

*) Seine Majestät der König hatte der Deputation und einer gleichzeitig empfangenen Deputation aus den Kreisen Grünberg und Freystadt ungefähr folgendes auf die überreichten Ergebenheitsadressen erwidert: „Meine Herren! Ich danke Ihnen für die Kundgebung der Gesinnungen und Gefühle, welche Sie in diesen Adressen ausgesprochen und welche Sie hierher geführt haben. Ich bin überzeugt, daß dieselben von Ihnen allen im innersten Herzen geteilt werden. Es ist eine ernste Zeit, in welcher wir stehen, doch hoffe Ich, daß sie vorübergehen wird. Man hat absichtlich mißverstanden, was Ich zum Heil und zur Wohlfahrt unseres Vaterlandes angestrebt habe. Meine Regierung liegt seit fünf Jahren klar vor aller Augen. Meine Grundsätze sind noch dieselben, welche Ich bei dem Antritt Meiner Regierung ausgesprochen habe. Aber man hat versucht, Meine Regierung zu einer Ueberstürzung zwingen zu wollen, welche mit dem Wohle des Vaterlandes völlig unvereinbar ist. Deshalb habe Ich dieser Bewegung Halt gebieten müssen. Ich werde darin verharren, bis Ruhe und Besonnenheit zurückgekehrt ist. Ich lasse Mich nicht zwingen und Ich vertraue, daß es mit Hilfe der Gesinnung, welche Sie soeben ausgesprochen haben, Mir gelingen wird, wiederum Zustände herbeizuführen, welche unser Vaterland in seiner ungeschwächten Macht zu erhalten und sein wahres Wohl zu fördern geeignet sind."

Am 17. oder 18. Februar 1864 empfing Bismarck eine Deputation aus Kiel und sprach sich bei diesem Anlaß nicht ungünstig über die Ansprüche des Herzogs von Oldenburg auf das Herzogtum Holstein aus. Man brachte diese Thatsache mit dem Umstande in Verbindung, daß der genannte Herzog nach langem Zögern am 16. Februar die Konvention wegen Ausdehnung des Jahdebusens unterzeichnet hatte.

**) Am 12. September 1864 wurde bekannt, daß der König in Begleitung des Ministerpräsidenten abends 10 Uhr mittelst Extrazugs auf der Rückkehr von Baden-Baden in Berlin eintreffen würde. Um 10¼ Uhr traf der erwartete Zug ein. Kaum wurde Herr von Bismarck auf dem Perron bemerkt, als ihm von dem dichtgedrängten Publikum lebhafte Hochs gebracht wurden. Eine Anzahl Bürger, die nicht mehr Einlaß in die inneren Räume des Bahnhofs gefunden hatte, fühlte auch das Herzensbedürfnis, dem Ministerpräsidenten einen Tribut der Liebe und Verehrung zu bringen. Schnell entschlossen that sich eine Anzahl von Männern zusammen, um ins Ministerhotel zu gehen, nicht achtend der Etikette — denn die meisten waren nichts weniger als im Gesellschaftsanzuge, was aber ihrem Erscheinen den Stempel des Unmittelbaren und Ungezwungenen gab. Auf eine Anfrage, ob der Ministerpräsident gestatten wolle, ihm noch, trotz der späten Stunde, durch eine Deputation ein Willkommen auszusprechen, erfolgte die freundliche Einladung, in dem Hotel zu erscheinen. Eine Deputation von etwa dreißig Personen stellte sich in dem Salon auf und begrüßte den eintretenden Staatsmann mit einer herzlichen Ansprache, in welcher ihm für die großen Verdienste um König und Vaterland und die durch seine Konsequenz und Klugheit erzielten großen Erfolge gedankt wurde.

denn sie gebührt Seiner Majestät unserem Könige. Die Treue und Liebe zu Ihm seitens des Volkes, die sich auch heute wieder gezeigt, gab uns Mut und Freudigkeit zu einer Zeit, als die Möglichkeit vorhanden war, daß ganz Europa gegen uns stand. Die großen Erfolge unserer Politik verdanken wir nächst der Gnade Gottes unserem Könige, der fest und unbeirrt ohne Wanken und Schwanken sein Ziel im Auge behielt. Da war es uns denn nicht schwer, zu einem so festen und tapfern Herrn auch in Treue zu stehen. Gott hat Ihm den Abend seines Lebens verschönt, denn die tapfere Armee hat ihren alten preußischen Ruhm neu bewährt. Aber Sein Werk ist alles, was geschehen, Ihm haben wir nächst Gott zu danken, darum bitte ich Sie, mit mir noch einmal mit so voller Brust, wie Sie es schon auf dem Bahnhofe thaten, einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät, unser Allergnädigster König hoch! hoch!*)

---

8. November 1864, abends.

Empfang des bleibenden Ausschusses des deutschen Handelstages in Sachen des russischen und französischen Handels- und Zollvertrages.**)

Die von mir unterstützte Handelspolitik wird von den maßgebenden russischen Staatsmännern geteilt und es wird die gewünschte Handelsverbindung mit der Zeit zu erreichen sein, wenn auch für jetzt noch auf eine Verwirklichung der Wünsche nicht gerechnet werden kann. Auch werde ich thun, was in meinen Kräften steht, daß der Termin des Inkrafttretens des neuen Zollvereinstarifs und des Handelsvertrags mit Frankreich möglichst bald eintrete und daß die Bekanntmachung des Termins sofort nach seiner Feststellung erfolge, damit die hierbei beteiligten Interessen des Handels und der Industrie möglichst gewahrt werden.***)

*) Herr von Bismarck ließ sich dann von den Anwesenden die in den vordersten Reihen Stehenden vorstellen und bemerkte: „Ich werde mich stets freuen, sollte ich früher oder später mit einem unter Ihnen wieder zusammentreffen.“ — Von den Mitgliedern des Berliner Komites für die Verwundeten, das sich in seiner Thätigkeit der freundlichsten Unterstützung des Ministerpräsidenten zu erfreuen gehabt hatte, war schon am Nachmittag in dessen Arbeitszimmer der Schreibtisch Seiner Excellenz reich bekränzt und zum Andenken an die glorreichen Siege in Schleswig mit einem Schreibzeug aus Kugeln und Laffetenholz der Siegesbeute von Düppel geschmückt worden.

**) Die Deputation des Ausschusses bestand aus den Referenten über den russischen Handelsvertrag und sechs Mitgliedern. Dieselben hatten gebeten, die Bedeutung und Notwendigkeit eines deutsch-russischen Handelsvertrags noch näher auseinandersetzen zu dürfen, als dies schon durch die bezügliche Denkschrift des Handelstages geschehen war. Sie fanden den Ministerpräsidenten nicht nur mit der Frage selbst, sondern auch mit den einschlagenden statistischen und volkswirtschaftlichen Verhältnissen Rußlands wie Deutschlands vollständig vertraut.

***) Die Konferenz dauerte über anderthalb Stunden und hinterließ bei den Mitgliedern einen sehr befriedigenden Eindruck.

29. Mai 1865.

Votum in der Sitzung des Staatsministeriums, betreffend die in Bezug auf die Herzogtümer einzuschlagende preußische Politik.*)

Preußen darf durch die neue Ordnung der Dinge mindestens nicht schlechter gestellt werden, als es früher zu dem befreundeten Dänemark gestanden. Eine solche Verschlechterung aber würde in der Schöpfung eines neuen, von Preußen unabhängigen Mittelstaates liegen, bei der jetzigen Feindseligkeit Dänemarks, gegen welche die schleswig-holsteinische Armee nicht ausreicht, Preußen also stärker belastet wird. Um hiegegen gesichert zu sein, bieten sich drei Wege dar. Der erste wäre Beschränkung auf die Begehren vom 22. Februar. Er hätte den Vorzug, daß diese Minimalforderung, besonders wenn wir etwa auf den preußischen Fahneneid und die völlige Einverleibung der schleswig-holsteinischen Truppen in das preußische Heer verzichten, vielleicht auf friedlichem Wege zu erreichen wäre. Freilich würden dann die Herzogtümer mit einer Staatsschuld von achtzig Millionen belastet, die öffentliche Meinung in Preußen das Ergebnis als einen Rückzug betrachten und die in diesem Zustand unausbleiblichen Reibungen schließlich doch zur Annexion führen. Der zweite Weg würde uns den Besitz der Herzogtümer durch eine Entschädigung Oesterreichs und eine Geldabfindung der Prätendenten verschaffen. Da jedoch Oesterreich territoriale Entschädigung begehrt, Seine Majestät aber keine Gebietsabtretung will, so ist dieser Gedanke nicht weiter zu verfolgen. Endlich der dritte Weg heißt formelle Forderung der Annexion. Hier wäre die wahrscheinliche Folge der Ausbruch des Kriegs mit Oesterreich. Die europäische Lage erscheint im Augenblicke dafür günstig, da sowohl Rußlands als Frankreichs Neutralität zu hoffen ist, ja das russische Kabinet Andeutungen gemacht hat, daß es die Rechte Oldenburgs vertreten würde, wenn Oesterreich die Ansprüche Augustenburgs zur Geltung brächte. Ein Krieg mit Oesterreich wird früher oder später doch nicht zu vermeiden sein, nachdem die Politik der Niederhaltung Preußens von der Wiener Regierung wieder aufgenommen worden ist. Allein den Rat zu einem großen Kriege gegen Oesterreich können wir Seiner Majestät nicht erteilen; der Entschluß dazu kann nur aus der freien Königlichen Ueberzeugung selbst hervorgehen. Würde ein solcher gefaßt, so würde das gesamte preußische Volk ihm freudig folgen.**)

*) Der König eröffnete die Verhandlung mit der Bemerkung, daß der dänische Krieg von Anfang an allerdings als eine nicht bloß preußische, sondern nationale Sache aufgefaßt worden sei, niemals aber habe man Oesterreich darüber im Zweifel gelassen, daß Preußen eine Entschädigung für seine Opfer fordern werde. Es frage sich nun, ob man zu diesem Zwecke die Annexion der Herzogtümer oder das Programm vom 22. Februar in das Auge fassen solle.

**) Auf die Warnung des Kronprinzen vor den schweren Gefahren der Annexion und dem Unheil eines Krieges mit Oesterreich, welcher Deutschland zerfleischen und die Einmischung der Fremden herbeiführen würde, bemerkte Bismarck, daß ein österreichischer Krieg nicht als

8. Mai 1866.

Ansprache an eine Volksmenge, welche vor dem Ministerhotel anläßlich des Blindschen Attentats eine Ovation veranstaltet hatte.

Meine Herren und Landsleute! Nehmen Sie meinen Dank für diesen Beweis Ihrer Teilnahme. Seien Sie versichert, daß ich mein Leben für unsern teuern König und für unser Vaterland stets bereit bin zu geben, sei es im Felde, sei es auf dem Straßenpflaster. Ich verlange nichts Besseres und erflehe es als eine besondere Gnade von Gott, daß mir ein solcher Tod vergönnt sei. Sie alle werden dies patriotische Gefühl mit mir teilen, darum ersuche ich Sie, daß Sie mit mir ausrufen: Seine Majestät, unser teurer Herr und König, er lebe hoch!

---

29. Juni 1866.

Ansprache an eine Volksmenge, welche anläßlich der Siege in Böhmen vor der Ministerwohnung glänzende Ovationen darbrachte.*)

Gott hat uns gestern und vorgestern Siege gegeben. Nächst Gott verdanken wir diese Siege aber unserem Allerhöchsten Kriegsherrn, dem Könige. Er hat von Jugend auf Sich bemüht, uns eine tapfere Armee zu schaffen; als Er sie hatte, hat es Ihm viel Mühe und Kämpfe gekostet, sie zu erhalten. Jetzt sehen Sie, daß Er recht gehabt hat. Ohne des Königs Pläne wäre es nicht gelungen, solche Siege zu erstreiten. Darum danken wir Gott, und lassen Sie uns den König, den Schöpfer dieses Kriegsheeres loben, — der Himmel gebe seinen Segen dazu!**)

Gedenken wir auch in Liebe der Verwundeten und der Zurückgebliebenen, der Witwen und Waisen! Die Not, in welche uns der Feind und sein monatelang vorher vorbereiteter Verrat gebracht hat, machte es notwendig, ein starkes Heer zu entfalten. Mancher Soldat ist Familienvater und kehrt nicht zu den Seinen zurück. Oeffnen wir darum den Verwundeten, den Witwen und Waisen unser Herz und unseren Beutel. Berlin war stets groß in Mildthätigkeit; mag es auch jetzt diese Tugend üben. Darum bitte ich Sie!

Bürgerkrieg betrachtet werden könne; Oesterreich habe seinerseits stets das französische Bündnis gesucht und werde es in derselben Stunde annehmen, in welcher Frankreich es bewillige.

*) Als Graf Bismarck gegen 2 Uhr mittags das Königliche Palais verließ, wurde er von allen Seiten umdrängt. Jeder wollte ihm die Hand reichen. Abends stand die Masse Kopf an Kopf in der Wilhelmstraße vor dem Hotel Bismarcks, der nicht endende Jubelruf nötigte den Ministerpräsidenten ans Fenster. Er hob die Hand auf, zum Zeichen, daß er reden wolle, unten ward es stille, aus der Ferne von beiden Seiten aber brauste die mächtige Brandung der Volksmenge.

**) In dem Augenblicke, da Bismarck ein Hoch auf den König und die Armee ausbrachte, rollte ein gewaltiger Donner über die Königsstadt, ein fahler Blitz erleuchtete die Scene, und mit machtvoll tönender Stimme rief Bismarck über die Menge hin: „Der Himmel schießt Salut!“

16. August 1866.

Ansprache bei dem von der Stadt Berlin Bismarck, Roon und Moltke im Krollschen Saale veranstalteten Festessen.

Erlauben Sie mir, meine Herren, daß ich wenige Worte des Dankes spreche, im Namen der beiden Herren Generale mir gegenüber und in meinem eigenen Namen, für die beredten Worte, mit denen der Herr Oberbürgermeister dieser Stadt mir gegenüber unserer Drei gedacht. Wir nehmen Ihren Dank, Ihre Wünsche, Ihre Anerkennung insoweit entgegen, als wir alle drei der großen Körperschaft angehören, deren Gesundheit mein verehrter Herr Nachbar mir zur Rechten (General von Brandt) hier ausgebracht hat, dem preußischen Heere. Wir nehmen kein anderes Verdienst in Anspruch als dasjenige dieser Körperschaft, und ich nenne sie mit Stolz die erste der zivilisirten Welt, der wir an unserer Stelle angehören, ein jeder nach der militärischen Ordnung, die uns angewiesen wird im Dienste des Königs. In diesem Sinne, meine Herren, danke ich Ihnen von Herzen aufrichtig in meinem eigenen Namen, und ich bin überzeugt, damit auch die Meinung der beiden hochgestellten Generale, die mir gegenüber sitzen, auszusprechen. Da es aber der Herr Oberbürgermeister dieser Stadt war, der Ihren Wünschen für uns Ausdruck gab, so lenkt sich der Gedanke ganz natürlich auf das große Gemeinwesen, in dessen Mitte wir uns hier befinden, dem wir durch mehr oder weniger enge und nahe Bande, sei es auch nur als vorübergehende Einwohner, angehören. Dies Berlin gilt im Ausland als der Preußen vertretende Typus. Wir müssen uns das gefallen lassen, aber wir können es uns auch gefallen lassen, denn ich wenigstens verlange nach Herz, Hand und Mund nicht besser vertreten zu werden. Was den Mund anbelangt, so brauche ich mich darüber nicht weiter auszulassen. Die Beredsamkeit, welche richtige Berliner Kinder nach jeder Richtung hin und in jeder Lage des Lebens entwickeln, ist zu bekannt, als daß ich darüber etwas zu sagen brauche. Aber auch die Hand hat alle meine Sympathien. Meine Herren, diese Hand ist fest und offen, sie ist fest auf dem Schlachtfelde, wo es gilt, dreinzuschlagen, das haben die Berliner Regimenter in allen Kriegen Preußens seit dem großen Kurfürsten bewiesen; sie ist offen für den Notleidenden jederzeit, das haben die Lazarete dieser Zeit, das hat eine jede Zeit bewiesen, wo irgend eine Not das Land heimgesucht hat. Aber auch nicht bloß Hand und Mund, auch das Herz sitzt auf dem rechten Fleck, das hat die Stadt jederzeit bewiesen, wenn es darauf ankam. Wenn das Vaterland in Gefahr und Not war, dann bewies sie, daß unter der Glätte des Berliner Witzes ein tiefes und edles Leben saß, stets bereit, sich und sein alles hinzugeben für den gemeinsamen Zweck, für König und Vaterland; dann sind stets alle Farben eins gewesen in dem Gefühl, daß, wo das Vaterland in Gefahr, wo der König ruft, wir alle die Kinder eines Landes sind,

und in diesem Gefühl ist uns diese Stadt Berlin, die ein bewegteres politisches Leben führt wie jede andere im Lande, stets mit dem höchsten Beispiele vorangegangen. Ich fordere Sie deshalb aus ganzem Herzen und aus ganzer Ueberzeugung auf, mit mir das Glas zu leeren auf das Wohl der Stadt Berlin. Sie lebe hoch! und abermals hoch!

---

25. August 1866.

Ansprache an die von dem Oberbürgermeister Nebelthau geführte Deputation aus Cassel, welche nach Berlin gekommen war, um in einer Audienz die Interessen der Stadt Cassel dem Wohlwollen des Königs zu empfehlen.

Eine Audienz beim König zu erlangen, wird keine Schwierigkeiten machen. Ein Grund, Besorgnisse wegen der Zukunft von Cassel zu haben, besteht nicht. Für meinen Teil muß ich jede Anerkennung in Betreff der letzten politischen Errungenschaften so lange ablehnen, als Preußens hauptsächlichste Aufgabe, die nationale Konstituirung des gemeinsamen Vaterlandes, noch unerledigt ist, so Gott will, wird diese jedoch mit raschen Schritten dem Abschluß entgegengehen.

Ich bin in hohem Grade erfreut über die Anerkennung, welche die Mitglieder der Deputation der beiden höchsten Militär- und Zivilbeamten Kurhessens, dem General von Werder und dem Regierungspräsidenten von Möller, im Namen der gesamten städtischen Bevölkerung ausgesprochen haben. Es wird dem Könige ganz besonders angenehm sein, dies zu hören, da Seine Majestät in der That von dem größten Wohlwollen für die kurhessische Bevölkerung erfüllt ist. Eine Besorgnis, daß das Land die dermalen leitenden Persönlichkeiten verlieren könnte, ist nicht vorhanden. Auch über das Geschick der kurhessischen Truppen braucht die Bevölkerung sich keine Sorgen zu machen. Dieselben werden in allen Ehren in ihr eigenes Vaterland zurückkehren und sicherlich in Zukunft ebenso zu Preußen und Deutschland stehen, wie sie bisher zu ihrem Landesherrn gestanden haben.

Das Schicksal des Kurfürsten erfüllt mich zwar mit dem größten Bedauern, doch ist das Geschehene im deutschen und preußischen Sinne unvermeidlich gewesen. Uebrigens ist auch in dieser Beziehung die größte Aussicht vorhanden, daß sich in kürzester Zeit eine befriedigende Lösung finden wird, die durch den Mangel successionsberechtigter Descendenz in nicht unerheblichem Grade erleichtert ist.

Was die augenblickliche Lage und die Einverleibungsfrage betrifft, so kann unter allen Umständen von einer sofortigen Einführung der preußischen Verfassung in Bausch und Bogen nicht die Rede sein. Solches ist, wenn es auch von einzelnen Mitgliedern des Abgeordnetenhauses angeregt wurde, absolut unmöglich und liegt weder im deutschen, noch preußischen, noch im hessischen Interesse.

Und wenn für die Einführung eine Frist, wie beantragt worden, von einem Jahre angenommen wird, so sind damit etwaige Modifikationen dieser Verfassung im Anschluß an den bestehenden Rechtszustand der einzuverleibenden Staaten nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern sind diese gerade dem Einführungs- und Ausführungsgesetz vorbehalten. Ich erkenne auch an, daß die kurhessischen Lande aus mannigfachen Gründen mit der Abstellung ihrer brennenden legislatorischen Bedürfnisse nicht wohl auf den schwerfälligen Apparat der preußischen Legislation warten können, und bezüglich des Wunsches, daß es dem Lande gestattet sein möge, diese Abstellung unter Mitwirkung der eigenen Landesvertetung so bald als möglich zu bewerkstelligen, kann ich nur bestimmt versichern, daß unter allen Umständen die Wünsche des Landes in dieser Beziehung gehört und, wenn irgend möglich, berücksichtigt werden sollen.

Wenn die Herren erklären, daß es sich hierbei nicht um einen beschränkten Partikularismus, sondern um eine bewußte und verständige Ueberleitung des hessischen Verfassungsrechts in die preußische Konstitution handle, so finde ich dies glaubhaft und vernünftig.*)

August 1866.

Ansprache an eine Deputation aus den 1866 annektirten Landen.

Preußen ist gleich einer wollenen Jacke, in der man sich auch anfänglich höchst unbehaglich befindet, sobald man sich aber an sie gewöhnt hat, ist sie sehr angenehm und wird bald als große Wohlthat empfunden.**)

---

15. Dezember 1866.

Ansprache bei Eröffnung der Konferenzen der Bevollmächtigten zur Beratung des Verfassungsentwurfs.

Im Auftrage des Königs, meines Allergnädigsten Herrn, habe ich die Ehre, die Konferenzen zur Beratung der Verfassung des Norddeutschen Bundes zu eröffnen und den Herren Bevollmächtigten den Entwurf einer Verfassung des Bundes mitzuteilen, welchen die Königliche Regierung den verbündeten Staaten zur Annahme empfiehlt.

Der frühere deutsche Bund erfüllte in zwei Richtungen die Zwecke nicht, für welche er geschlossen war: er gewährte seinen Mitgliedern die versprochene Sicherheit nicht, und er befreite die Entwicklung der nationalen Wohlfahrt des

*) Die Audienz dauerte von 10—11 Uhr abends.

**) Eine andere Deputation ließ er eine gute Weile über die allgemeine Dienstpflicht und die Steuerlast klagen, dann aber sagte er sehr ernsthaft und im Tone höchster Verwunderung: „Ja so, die Herren haben gedacht, umsonst preußisch zu werden!"

deutschen Volkes nicht von den Fesseln, welche die historische Gestaltung der inneren Grenzen Deutschlands ihr anlegten.

Soll die neue Verfassung diese Mängel und die Gefahren, welche sie mit sich bringen, vermeiden, so ist es nötig, die verbündeten Staaten durch Herstellung einer einheitlichen Leitung ihres Kriegswesens und ihrer auswärtigen Politik fester zusammenzuschließen und gemeinsame Organe der Gesetzgebung auf dem Gebiete der gemeinsamen Interessen der Nation zu schaffen. Diesem allseitig empfundenen und durch die Verträge vom 18. August bekundeten Bedürfnis hat die Königliche Regierung in dem vorliegenden Entwurfe abzuhelfen versucht. Daß derselbe den einzelnen Regierungen wesentliche Beschänkungen ihrer partikularen Unabhängigkeit zum Nutzen der Gesamtheit zumutet, ist selbstverständlich und bereits in den allgemeinen Grundzügen dieses Jahres vorgesehen. Die unbeschränkte Selbständigkeit, zu welcher im Laufe der Geschichte Deutschlands die einzelnen Stämme und dynastischen Gebiete ihre Sonderstellung entwickelt haben, bildet den wesentlichen Grund der politischen Ohnmacht, zu welcher eine große Nation bisher verurteilt war, weil ihr wirksame Organe zur Herstellung einheitlicher Entschließungen fehlten und die gegenseitige Abgeschlossenheit, in welcher jeder der Bruchteile des gemeinsamen Vaterlandes ausschließlich seine lokalen Bedürfnisse ohne Rücksicht für die des Nachbarn im Auge behält, bildete ein wirksames Hindernis der Pflege derjenigen Interessen, welche nur in größeren nationalen Kreisen ihre legislative Förderung finden können. Selbst die segensreiche Institution des Zollvereins hat diesem Uebelstande nicht abzuhelfen vermocht, weil einmal ihre Wirksamkeit auf die Zollgesetzgebung beschränkt war und auch die Fortentwicklung dieser kaum anders als in den Krisen der Existenz, welche sich von zwölf zu zwölf Jahren vollzogen, bewirkt werden konnte.

Die Königliche Regierung hat sich bei dem vorliegenden Entwurf der Bundesverfassung auf die Berücksichtigung der allseitig erkannten Bedürfnisse beschränkt, ohne über dieselben hinaus die Bundesgewalt in die Autonomie der einzelnen Regierungen eingreifen zu lassen. Nichtsdestoweniger verkennt die Königliche Regierung nicht, daß die Durchführung der wesentlichen Aenderungen gewohnter Zustände, welche von den beabsichtigten Reformen unzertrennlich sind, für die einzelnen Regierungen eine schwierige Aufgabe bilden und daß die Opfer, welche mit der Herstellung gleicher Pflichten und Rechte aller Teile der Bevölkerung des gemeinsamen Vaterlandes verbunden sind, überall da schwer werden empfunden werden, wo die bisherige Ungleichheit der Leistungen lokale Privilegien zum Nachteile der Gesamtheit mit sich brachte. Die Königliche Regierung zweifelt aber nicht, daß der einmütige Wille der verbündeten Fürsten und freien Städte, getragen von dem Verlangen des deutschen Volkes, seine Sicherheit, seine Wohlfahrt, seine Machtstellung unter den europäischen Nationen durch gemeisame Institutionen dauernd verbürgt zu sehen, alle entgegenstehenden Hindernisse überwinden werde.

Juli 1867.

Ansprache an Pollnower Bürger.

Der freundliche Empfang hat mich in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Denn wie ich als unpopulärer Minister aufzutreten habe, weiß ich zwar genau; wie ich mich aber als populärer Minister zu benehmen habe, darüber hat es mir bisher an Gelegenheit gefehlt, genügende Erfahrungen zu sammeln.

---

21. Mai 1868.

Ansprache bei dem Frühstück der Kaufmannschaft in der Berliner Börse zu Ehren der Mitglieder des Zollparlaments.

Wenn ich den soeben gebrachten Toast meines verehrten Kollegen, des Vorsitzenden des Zollparlaments, Dr. Simson,*) nicht ganz freisprechen kann von einem gewissen Egoismus, indem er eine captatio benevolentiae an die Jury richtete, welche nachher über uns zu Gericht sitzen und sagen soll: „Ihr habt eure Sache gut gemacht!", wenn ich mich von dieser Klippe fern halte, so lassen Sie mich dem Gefühle Ausdruck geben, welches uns Norddeutsche dahin leitet, unseren süddeutschen Brüdern einen Scheidegruß zuzurufen. Die kurze Zeit unseres Beisammenseins ist schnell vergangen, wie ein Frühlingstag; möge denn die Nachwirkung sein wie die des Frühlings auf die künftige Zeit! Ich glaube, daß sie nach der Gemeinsamkeit der Arbeit für die deutschen Interessen die Ueberzeugung mit nach Hause nehmen werden, daß Sie hier Bruderherzen und Bruderhände finden werden für jegliche Lage des Lebens! und daß jedes erneute Beisammensein dies Verhältnis stärken wird und muß!

---

*) Der Toast des Präsidenten des Zollparlaments, Dr. Simson, lautete: „Das Volk der nordöstlichen Marken unseres deutschen Vaterlandes hat in stiller, ernster, beharrlicher Arbeit dem kargen Boden ungeahnte Segnungen abgerungen, dem Handel und der Industrie sind Stätten gegründet, welche von der Natur dazu nicht vorbestimmt schienen, nirgends herrlicher und wundervoller als in dieser großen und guten Stadt. Die große Hauptstätte preußischen, das heißt deutschen Handels, preußischen, das ist deutschen Gewerbefleißes, steht an Energie und hoher Bedeutung schon heute keiner der Erde nach. Das Zollparlament ist auch zur Pflege der wirtschaftlichen Interessen der Nation gegründet und berufen. Niemand vermag zu weissagen, wann es sich zu der Volksvertretung des Gesamtstaats deutscher Nation entwickelt, in dieselbe vollendet haben wird. Denn Gottes Zeiten sind eben sein Geheimnis! Aber in dieser Beschränkung ist sich das Zollparlament bewußt, den ewigen Ideen zu dienen, welche auch die Materie durchleuchten, durchgeistigen, verklären! In aller Begrenzung unseres gegenwärtigen Berufs halten wir uns unsere Aufgaben für das Gesamtvaterland gegenwärtig, in dessen einem Interesse schließlich alle wahren Interessen seiner Stämme und Staaten friedlich zusammentreffen müssen. Und in dem Gefühl dieser Wechselbeziehung lassen Sie uns die Gläser füllen. Es gilt einem der wichtigsten und angesehensten Träger der Entwicklung unseres deutschen Vaterlandes, dem Handels- und Gewerbestand der Stadt Berlin, seinem Heile, seinem wohlverdienten Gedeihen! Er lebe hoch!"

Lassen Sie uns dies Verhältnis festhalten, lassen Sie uns dies Familienleben pflegen. In diesem Sinne rufe ich den süddeutschen Brüdern ein herzliches: Auf Wiedersehen! zu.

---

30. Dezember 1868.

Ansprache gelegentlich eines von den Einwohnern in Ahrensburg und Umgegend gebrachten Fackelzuges.

Mir ist es eine Freude, daß Sie mich so freundlich als Landsmann begrüßen, und ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir erweisen; ich sehe darin einen Beweis, daß das Gefühl des Zusammengehörens auch bei Ihnen immer mehr zur Wahrheit geworden, und das werde ich mit Freuden dem Könige berichten. Zusammengehört als Deutsche haben wir ja immer, wir waren ja stets Brüder, wir haben es nur nicht gewußt. Auch in diesem Lande gab es verschiedene Stämme, Schleswig=Holsteiner, Lauenburger, sowie es auch Mecklenburger, Hannoveraner, Lübecker, Hamburger gibt, und sie können alle gern bleiben, was sie sind, in dem Bewußtsein, daß sie Deutsche, daß sie Brüder sind. Und wir hier im Norden sollen es uns doppelt bewußt sein mit unserer plattdeutschen Sprache, die sich hinzieht von Holland bis zur polnischen Grenze; wir sind es uns auch bewußt, haben es uns früher nur nicht gesagt. Daß wir uns aber unserer deutschen Abkunft und Zusammengehörigkeit wieder so freudig und lebhaft bewußt geworden sind, das lassen Sie uns dem Manne danken, durch dessen Weisheit und Energie das Bewußtsein zu einer Wahrheit, einer Thatsache geworden ist, indem wir auf unsern König und Herrn ein herzhaftes Hoch ausbringen.

---

2. Februar 1870.

Votum in der Sitzung des Staatsministeriums, betreffend die Ausschreitungen gegen das Moabiter Kloster.*)

Andere Mittel als die von des Königs Majestät bezeichneten sind nach meiner Ansicht nicht da; ich kann auch aus politischen Gründen nicht raten,

*) Der Ministerpräsident befand sich zur Zeit der Ausschreitung gegen das Moabiter Kloster nicht in Berlin, sondern in Varzin, und nahm infolge dessen auch an den bezüglichen Votenberatungen und Berichten des Staatsministeriums nicht teil. Auf Befehl des Königs erstattete das Staatsministerium am 4. Dezember 1869 in der Angelegenheit einen vom Grafen Bismarck nicht mitvollzogenen Immediatbericht, in welchem es widerriet, strengere Maßregeln gegen die geistlichen Genossenschaften, wie rigorosere Handhabung des Vereinsgesetzes und Ausweisung der fremdländischen Mitglieder der Orden, zu ergreifen, indem es ausführte, daß eine wirksame Beaufsichtigung der Klöster auf Grund der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen nicht zu erzielen sei. Ein dem Berichte beigefügter, diese Auffassung des Staatsministeriums billigender Ordre=Entwurf wurde von Seiner Majestät nicht vollzogen, der König befahl vielmehr Neuberatung der Angelegenheit in einer Konseilsitzung; erst an dieser nahm auch der Ministerpräsident teil.

darüber hinaus zu gehen, muß vielmehr davor warnen, etwa in der Diskussion eine Stellung einzunehmen, welche — in Abweichung von dem Grundsatz Friedrichs des Großen, daß jedermann in Preußen nach seiner Fasson selig werden könne — das Vertrauen der Katholiken in die Freiheit und Sicherheit ihres Kultus erschüttern könnte. Die Katholiken in Preußen haben sich in den Jahren 1848 und 1866 als treue Unterthanen bewährt; eine Erschütterung des Vertrauens der acht Millionen Katholiken würde ein Nachteil für die Dynastie sein; die Mitglieder einer bedrückten oder Bedrückung besorgenden Kirche lassen sich leicht fanatisiren. Je weniger solche Beschwerden vorkommen, je klarer das Bewußtsein gleichmäßigen Rechts sich ausbildet, desto mehr schwinden die Klagen, welche früher die Bevölkerung in der Rheinprovinz bewegt haben. Die Gefahren, welche von den katholischen geistlichen Gesellschaften drohen, sind nach meiner Ueberzeugung nicht so groß, als sie Seiner Majestät dem König vielleicht vorschweben. Die Proselytenmacherei ist ein schlechtes Geschäft geworden, denn die Zahl der Evangelischen, welche katholisch werden, ist weit geringer als die Zahl der Katholiken, welche zur evangelischen Kirche übertreten. Eine Stärkung der nihilistischen Elemente, welche ein scharfes Einschreiten gegen die Katholiken fordert, ist an sich nicht ratsam; man würde aber auch dabei voraussichtlich die Erfahrung machen, daß die äußerste Linke selbst für die Jesuiten eintritt, wenn man die Vereinsfreiheit antasten wollte. Ich schließe mich den Intentionen Seiner Majestät des Königs dahin an, die Korporationsrechte an Vereine mit größter Vorsicht zu gewähren nur bei offenbarem Gewinn für Armen- und Krankenpflege, und das Vereinsgesetz gegen geistliche Gesellschaften strenger als bisher, namentlich in Bezug auf Ausländer. zu handhaben.

---

18. Februar 1870.

Rede in der fünften Sitzung des dritten Kongresses norddeutscher Landwirte zu Berlin.*)

Wenn der Herr Präsident mir einen Augenblick das Wort gestatten will, so muß ich bemerken, daß ich beschämt bin über die Aufmerksamkeit, die Sie mir erweisen. Ich habe mich nur zu entschuldigen, daß ich nicht früher und nicht häufiger Ihren Beratungen beigewohnt habe. Ich bin aber überhäuft mit Geschäften; es wäre sonst meine Pflicht gewesen, als Minister, als Kanzler des Bundes, Beratungen beizuwohnen, in welchen die wichtigsten Interessen der Majorität der Bevölkerung unseres Vaterlandes verhandelt werden. Außerdem hätte es in meinem eigenen persönlichen Bedürfnisse gelegen, mich an der Verhandlung von Fragen zu beteiligen, denen ich von Jugend auf meine

*) In der gedachten Sitzung erschien unerwartet der Bundeskanzler Graf Bismarck und hielt nach einigen vom Präsidenten von Sänger-Grabow gesprochenen Worten der Begrüßung die obenstehende Rede.

lebhafteste Sympathie gewidmet habe; und wenn es zu den vielen Unbehaglichkeiten meiner gegenwärtigen Situation gehört, von der Beschäftigung, zu der ich die meiste Neigung gehabt, der Landwirtschaft, fern zu bleiben, so können Sie daraus schließen, mit welcher Sympathie ich Ihren Verhandlungen folge, und wie dankbar ich für das Gewicht bin, das Sie darauf legen, was ich aber nur mit der Entschuldigung über die Spärlichkeit meiner Besuche beantworten kann.

[Der von den Herren Sombart und Schumacher eingebrachte dringliche Antrag:

„Der Ausschuß des Kongresses wird beauftragt, an den Kanzler des Norddeutschen Bundes die Bitte zu richten, dahin zu wirken, daß in Gemäßheit des Artikels 8 der Norddeutschen Bundesverfassung der dauernde Ausschuß für Handel und Verkehr im Bundesrate durch einen Vertreter des Ackerbaugewerbes verstärkt werde",

wurde für Sonnabend den 19. Februar 1870 auf die Tagesordnung gesetzt worauf Graf von Bismarck das Wort erbat und folgendes äußerte:]

Wenn ich morgen der Diskussion Ihres dringlichen Antrags nicht beiwohne, so wollen Sie mir dies weder als Mangel an Interesse, noch als Widerstand, den Sie von mir gegen Ihren Antrag zu erwarten haben, auslegen, vielmehr nur dem Umstand meine Abwesenheit zuschreiben, daß ich über solche Sachen organisatorischer Natur nicht berechtigt und berufen bin, mich auszusprechen, ehe ich nicht gewiß bin, welches die Ansicht der übrigen dabei mitwirkenden Faktoren ist. Dazu habe ich zu rechnen in allererster Linie meinen Allergnädigsten Herrn, den König, ohne dessen Instruktionen ich nicht verfahren kann, dessen Sympathie für Ihre Sache aber eine sichere ist. Ferner habe ich auf meine preußischen Kollegen und weiter auf den Bundesrat Rücksicht zu nehmen, sowie darauf, wie die Finanzfragen, die aus etwaiger Vermehrung unserer Organe hervorgehen, vom Reichstage beurteilt werden. Ich möchte nun weder nach irgend einer Seite hin vorgreifen und mich mit Recht beschuldigen lassen, daß ich ohne Verständigung mit denen, die berechtigt sind, mitzureden, mich ausgesprochen habe, noch, glaube ich, würde es angemessen sein, daß ich stillschweigend Ihrer Debatte beiwohnte, ohne mich zu äußern. Ich bitte, mich also zu entschuldigen, wenn ich mich der Teilnahme an der morgenden Sitzung enthalte, und dies nicht als Mangel an Teilnahme auszulegen.*)

---

*) An demselben Tage richtete Graf Bismarck an den Vorsitzenden des dritten Kongresses norddeutscher Landwirte, den Reichtagsabgeordneten v. Benda, folgendes eigenhändige Schreiben:

Berlin, den 18. Februar 1870.

Ew. Hochwohlgeboren

haben die Güte gehabt, mir zuzusagen, daß Sie in der morgen stattfindenden Sitzung des landwirtschaftlichen Kongresses meine persönliche Stellung zu dem heute gestellten dringlichen Antrage auf Vertretung der landwirtschaftlichen Interessen im Bundesrate erläutern würden. Nachdem dies am Schluß der heutigen Sitzung von

16. Juli 1870.

Ansprache in der 26. Sitzung des Bundesrats des Norddeutschen Bundes.

Die Ereignisse, durch welche Europa im Laufe der letzten vierzehn Tage aus dem Zustande einer seit Jahren nicht erlebten Ruhe zum Ausbruch eines großen Krieges geführt ist, haben sich so sehr vor aller Augen vollzogen, daß eine Darstellung der Genesis der augenblicklichen Lage kaum etwas anderes sein kann als eine Zusammenstellung bekannter Thatsachen.

Man weiß aus den Mitteilungen, welche der Herr Präsident des spanischen Ministerrats am 11. vorigen Monats in der Sitzung der konstituirenden Cortes machte, aus der durch die Presse veröffentlichten Zirkulardepesche des spanischen Herrn Ministers des Auswärtigen vom 7. dieses Monats und aus einer Erklärung, welche Herr Salazar y Mazarredo vom 8. dieses Monats in Madrid drucken ließ, daß die spanische Regierung seit Monaten mit Seiner Durchlaucht dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern über die Annahme der spanischen Krone unterhandeln ließ, daß diese dem Herrn Salazar übertragenen Unterhandlungen, ohne Beteiligung oder Dazwischenkunft irgend einer andern Regierung, unmittelbar mit dem Prinzen und dessen erlauchtem Vater geführt wurden, und daß Seine Durchlaucht sich endlich entschloß, die Thronkandidatur anzunehmen. Seine Majestät der König von Preußen, welchem hievon Anzeige gemacht wurde, hat nicht geglaubt, dem von einem großjährigen Fürsten nach reiflicher Ueberlegung und im Einverständnisse mit dessen Herrn Vater gefaßten Entschlusse entgegentreten zu sollen.

Dem Auswärtigen Amte des Norddeutschen Bundes wie der Regierung Seiner Majestät des Königs von Preußen waren diese Vorgänge vollständig fremd geblieben. Sie erfuhren erst durch das am 3. dieses Monats abends aus Paris abgegangene Havassche Telegramm, daß das spanische Ministerium beschlossen habe, dem Prinzen die Krone anzubieten.

Am 4. dieses Monats erschien der Kaiserlich französische Herr Geschäftsträger auf dem Auswärtigen Amte. Im Auftrage seiner Regierung gab er der

---

meiner Seite insoweit geschehen ist, wie ich im Augenblick dazu im stande war, werden Sie aus der Art, wie ich mich aussprach, bereits den Schluß gezogen haben, daß nach meiner persönlichen Auffassung der Anspruch auf Vertretung der Landwirtschaft im Bundesrat und namentlich in dem des Zollvereins ein begründeter ist.

Ich erlaube mir, hinzuzufügen, daß ich meine Bemühungen, diesem Anspruche die amtliche Anerkennung und Erfüllung zu gewinnen, bereits begonnen habe, und bitte Sie, dem landwirtschaftlichen Kongresse hiervon Mitteilung zu machen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung bin ich Ew. Hochwohlgeboren ergebenster

v. Bismarck.

Infolge dieser Anregung wurde demnächst auf Betreiben Bismarcks der Geheime Oberregierungsrat Dr. von Nathusius, der Vorsitzende des Landes-Oekonomiekollegiums, zum preußischen Mitglied des Bundesrats ernannt. Man kann aber nicht sagen, daß der Zweck erreicht wurde, der den Absichten des Kanzlers zu Grunde lag.

peinlichen Empfindung Ausdruck, welche die von dem Marschall Prim bestätigte Nachricht von der Annahme der Kandidatur durch den Prinzen in Paris hervorgebracht habe, und fragte er, ob Preußen bei der Sache beteiligt sei. Der Herr Staatssekretär erwiderte ihm, daß die Angelegenheit für die preußische Regierung nicht existire und letztere nicht in der Lage sei, über etwaige Verhandlungen des spanischen Ministerpräsidenten mit dem Prinzen Auskunft zu geben.

An demselben Tage hatte der Herr Botschafter des Bundes zu Paris mit dem Herrn Duc de Gramont eine Unterhandlung über den nämlichen Gegenstand, welcher auch der Herr Minister Ollivier beiwohnte. Der Kaiserlich französische Herr Minister sprach ebenfalls den peinlichen Eindruck aus, welchen die Nachricht gemacht habe. Man wisse nicht, ob Preußen in die Verhandlung eingeweiht sei, die öffentliche Meinung werde es glauben, und in dem Geheimnis, welches die Verhandlung umgeben habe, ein unfreundliches Verfahren nicht bloß Spaniens, sondern besonders Preußens erblicken. Das Ereignis, wenn es sich wirklich vollziehe, werde geeignet sein, die Fortdauer des Friedens zu kompromittiren. Man appellire daher an die Weisheit Seiner Majestät des Königs, welcher einer solchen Kombination nicht zustimmen werde. Der Herr Minister hielt es für ein glückliches Zusammentreffen, daß der Herr Botschafter, welcher schon acht Tage vorher die Erlaubnis nachgesucht und erhalten hatte, Seiner Majestät dem Könige von Preußen in Ems aufzuwarten, den folgenden Tag für seine Abreise bestimmt habe, also im stande sei, die Eindrücke, welche in Paris herrschten, aus frischer Anschauung vortragen zu können, und ersuchte ihn, ihm etwaige Mitteilungen auf telegraphischem Wege zugehen zu lassen. Der Herr Botschafter konnte auf diese Eröffnung nur erwidern, daß ihm von der Angelegenheit gar nichts bekannt sei, zugleich übernahm er es, die ihm gemachten Mitteilungen zur Kenntnis Seiner Majestät des Königs zu bringen. Er trat am 5. die Reise nach Ems an, welche er unter den obwaltenden Umständen unterlassen haben würde, wenn er nicht geglaubt hätte, dem ihm kundgegebenen Wunsche nach rascher Erteilung von Information und rascher Zurückgabe von Aufklärungen entsprechen zu sollen.

Am Tage seiner Abreise brachte Herr Cochery im Corps législatif eine Interpellation über die spanische Frage ein. Schon am folgenden Tage, bevor es möglich war, daß der Herr Botschafter irgend eine Nachricht aus Ems hätte nach Paris gelangen lassen können, beantwortete der Herr Duc de Gramont diese Interpellation. Seine Antwort, obgleich sie davon ausging, daß die Einzelheiten der Verhandlungen noch nicht bekannt seien, gipfelte in dem Satze, daß die französische Regierung nicht glaube, durch die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes verpflichtet zu sein, zu dulden, daß „eine fremde Macht", indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze, zum Nachteile Frankreichs das gegenwärtige Gleichgewicht der Kräfte in Europa stören und das Interesse und die Ehre Frankreichs gefährden dürfe.

Nach einer solchen Erklärung war der Herr Botschafter nicht mehr in der Lage, Aufklärungen nach Paris gelangen zu lassen. Sein dasiger Vertreter wurde am 9. dieses Monats von der Sachlage in Kenntnis gesetzt, wie sie schon am 4. dem Herrn Geschäftsträger Frankreichs hier bezeichnet war. Die Angelegenheit, wurde ihm gesagt, geht nicht Preußen und Deutschland, sondern nur Spanien und dessen Thronkandidaten etwas an. Die Verhandlungen mit dem letzteren hat der Marschall Prim direkt führen lassen. Seine Majestät der König von Preußen habe aus Achtung für den Willen Spaniens und des Prinzen eine Einwirkung auf diese Verhandlungen weder üben wollen noch geübt und daher diese Kandidatur weder befördert noch vorbereitet.

Inzwischen hatte die Kaiserlich französische Regierung ihren auf Urlaub in Wildbad weilenden Botschafter bei Seiner Majestät und dem Bunde beauftragt, sich nach Ems zu begeben. Herr Graf Benedetti wurde am 9. Juli von Seiner Majestät wohlwollend empfangen, obschon der Aufenthalt des Königs im Bade und die Abwesenheit aller Minister geschäftliche Anforderungen an Seine Majestät auszuschließen schienen. Die Mitteilungen des Botschafters stimmten mit den Eröffnungen überein, welche der Herr Duc de Gramont dem Herrn Freiherrn von Werther gemacht hatte; er appellirte an die Weisheit Seiner Majestät, um durch ein an den Prinzen zu richtendes Verbot das Wort zu sprechen, welches Europa die Ruhe wiedergebe. Es wurde ihm erwidert, daß die Unruhe, von welcher Europa erfüllt sei, nicht von einer Handlung Preußens, sondern von den Erklärungen der Kaiserlichen Regierung im Corps législatif herrühre. Die Stellung, welche Seine Majestät der König als Familienhaupt zu der Frage eingenommen, wurde als eine außerhalb der Staatsgeschäfte liegende bezeichnet, und eine jede Einwirkung auf den Fürsten und den Prinzen von Hohenzollern als ein Eingriff in deren berechtigte freie Selbstbestimmung abgelehnt.

So war es denn auch ein Akt freier Selbstbestimmung, daß der Erbprinz am 12. dieses Monats im Gefühle der Verantwortlichkeit, welche er, der eingetretenen Sachlage gegenüber, durch die Aufrechthaltung seiner Kandidatur übernommen haben würde, dieser Kandidatur entsagte und der spanischen Nation die Freiheit ihrer Initiative zurückgab. Die preußische Regierung erhielt die erste Nachricht von diesem Schritte aus Paris. Der dasige spanische Gesandte überbrachte nämlich das Telegramm des Fürsten dem Herrn Duc de Gramont in dem Augenblick, als letzterer den Herrn Freiherrn von Werther empfing.

Der Botschafter hatte am 11. dieses Monats Ems verlassen und war am 12. wieder in Paris eingetroffen. In einer Unterredung, welche er an demselben Tage mit dem Herrn Duc de Gramont hatte, erklärte letzterer die eingegangene Entsagung als Nebensache, da Frankreich die Thronbesteigung des Prinzen doch niemals zugelassen haben würde. In den Vordergrund stellte er die Verletzung, welche Frankreich dadurch zugefügt sei, daß Seine Majestät der

König von Preußen dem Prinzen die Annahme der Kandidatur erlaubt habe, ohne Sich vorher mit Frankreich zu benehmen. Er bezeichnete als ein befriedigendes Mittel zur Ausgleichung dieser Verletzung ein Schreiben Seiner Majestät des Königs an Seine Majestät den Kaiser der Franzosen, in welchem ausgesprochen werde, daß Seine Majestät der König bei Erteilung jener Erlaubnis nicht habe glauben können, dadurch den Interessen und der Würde Frankreichs zu nahe zu treten, und sich der Entsagung des Prinzen anschließe.

Am Tage darauf stellte Herr Graf Benedetti, als er Seiner Majestät dem Könige in Ems begegnete, an Allerhöchstdieselben das Ansinnen, daß Sie die Verzichtleistung des Prinzen approbiren und die Versicherung erteilen sollten, daß auch in Zukunft diese Kandidatur nicht wieder aufgenommen werden würde. Herr Graf Benedetti ist hierauf von Seiner Majestät nicht weiter empfangen worden. Dem Botschafter des Norddeutschen Bundes gegenüber hat der Duc de Gramont vorstehenden Forderungen noch die eines entschuldigenden Schreibens Seiner Majestät des Königs an den Kaiser Napoleon hinzugefügt.

Es ist der vorstehenden Schilderung der Thatsachen nur eine Bemerkung hinzuzufügen. Als Seine Majestät der König von Preußen von den zwischen der spanischen Regierung und dem Prinzen geführten Verhandlungen außeramtlich Kenntnis erhielten, geschah dies unter der ausdrücklichen Bedingung der Geheimhaltung. In Betreff eines fremden Geheimnisses, welches weder Preußen noch den Bund berührte, konnten Seine Majestät keinen Anstand nehmen, die Geheimhaltung zuzusagen. Allerhöchstdieselben haben daher Ihre Regierung von der Angelegenheit, welche für Sie nur eine Familiensache war, nicht in Kenntnis gesetzt und hatten das Benehmen mit anderen Regierungen, soweit solches erforderlich sein konnte, von der spanischen Regierung oder deren Thronkandidaten erwartet und denselben überlassen. Das Verhältnis, in welchem die spanische Regierung zu der benachbarten französischen steht, und die persönlichen Beziehungen, welche zwischen dem Fürstlich hohenzollernschen Hause und Seiner Majestät dem Kaiser der Franzosen seit langer Zeit obwalten, eröffneten einem unmittelbaren Benehmen der wirklich Beteiligten mit Frankreich den einfachsten Weg.

Die hohen verbündeten Regierungen werden ermessen, wie wenig unter diesen Umständen das Bundespräsidium darauf gefaßt sein konnte, zu erfahren, daß die französische Regierung, deren Interesse an der spanischen Frage ihm auf die Verhütung einer republikanischen oder orleanistischen Entwicklung sich zu begrenzen schien, in der Annahme der Thronkandidatur durch den Prinzen von Hohenzollern eine ihr zugefügte Kränkung erblicke. Wäre es dem französischen Kabinet lediglich darum zu thun gewesen, zum Zwecke der Beseitigung dieser Kandidatur die guten Dienste Preußens in Anspruch zu nehmen, so hätte sich demselben hiefür in einem vertraulichen Benehmen mit der preußischen

Regierung der einfachste und geeignetste Weg dargeboten. Der Inhalt der von dem Duc de Gramont im Corps législatif gehaltenen Rede schnitt dagegen jede Möglichkeit solcher vertraulichen Erörterung ab. Die Aufnahme, welche diese Rede in der genannten Versammlung fand, die von der französischen Regierung seitdem eingenommene Haltung, die von ihr gestellten unannehmbaren Zumutungen konnten dem Bundespräsidium keinen Zweifel mehr darüber lassen, daß die französische Regierung es von vornherein darauf abgesehen hatte, entweder seine Demütigung oder den Krieg herbeizuführen. Der ersteren Alternative sich zu fügen, war unmöglich. Die Leiden, welche mit dem Ausbruch eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich im Zentrum der europäischen Zivilisation unausbleiblich verbunden sind, machen den gegen Deutschland geübten Zwang zum Kriege zu einer schweren Versündigung an den Interessen der Menschheit. Die öffentliche Meinung Deutschlands hat dies empfunden. Die Erregung des deutschen Nationalgefühls gibt davon Zeugnis. Es bleibt keine Wahl mehr als der Krieg oder die der französischen Regierung obliegende Bürgschaft gegen Wiederkehr ähnlicher Bedrohungen des Friedens und der Wohlfahrt Europas.

---

8. März 1871.

Frankfurt am Main.*) Ansprache gelegentlich der Rückkehr aus Frankreich.**)

Die hessen-nassauischen Regimenter sind stark im Feuer gewesen. In dem Verbleib eines Teiles unserer Truppen in Frankreich liegt für uns eine sichere Garantie, daß dasselbe bald unsere Entschädigung bezahlen wird. Sie können sich nicht denken, wie erpicht die Franzosen darauf sind, uns außer Landes zu wissen. Wir haben nur einen Teil von Paris besetzt, weil wir nicht einen

*) Bereits in Mainz wurde Bismarck am Bahnhofe vom Stadtvorstande, der Generalität, den Gesangvereinen mit Fahnen, der Feuerwehr mit Musik mit stürmischen, nicht endenwollenden Zurufen empfangen. Beigeordneter Racke brachte in feurigen Worten ein Hoch auf Graf Bismarck aus, in welches die Anwesenden begeistert einstimmten. Beninger kredenzte namens des zur Erfrischung der durchziehenden Truppen gebildeten Komites den Ehrentrunk. Graf Bismarck dankte in bewegten Worten und trank auf das Wohl des deutschen Bollwerks Mainz.

**) Graf Bismarck, mit jubelndem Hoch empfangen, sah, mit der Feldmütze bedeckt, zum Wagenfenster heraus und bemühte sich, als er die zu seiner Begrüßung Anwesenden erblickte, eine Weile vergeblich, die Thür des Waggons zu öffnen, um heraus zu treten. „Ich bin eingesperrt," rief er lachend den Umstehenden zu. Nachdem ein anderer Herr gleichfalls vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, die Thür zu öffnen, schritt endlich Graf Bismarck guter Laune durch den Waggon und stieg auf der andern Seite heraus. Nach Begrüßung der Herren von Meyerfeld, von Madai und Mumm unterhielt sich der Reichskanzler aufs herzlichste mit den ihm von früher bekannten Damen und Herren, wobei manche gute Scherze unterliefen. „Das Wetter war wunderschön auf der Reise, in Frankreich war es schon völliger Frühling, die Bäume waren großenteils bereits grün und blühten sogar stellenweise, aber in Metz war das Klima schon ganz deutsch."

Mann mehr opfern wollten. Aber ich glaube, die Nationalversammlung, die unter dem Drucke der Okkupation von Paris stand, hätte es lieber gesehen, wenn wir ganz Paris besetzt gehalten und wenn wir die sechzigtausend Mann Nationalgarden entwaffnet hätten.

Meine Herren, ein Hoch werden Sie mit mir noch ausbringen als Bewohner der alten deutschen Krönungsstadt: Es lebe der deutsche Kaiser! Der deutsche Kaiser war notwendig als Symbol unserer Einheit; daran müssen wir festhalten. Und wenn wir zusammenhalten, dann faßt uns keiner wieder an.*)

---

18. April 1871.

Ansprache an eine Deputation der Stadt Görlitz bei Ueberreichung des Diploms des Ehrenbürgerrechts.**)

Für die mir zu teil gewordene Auszeichnung spreche ich meinen aufrichtigen Dank aus. Ich fühle mich zur Zeit — ein Wunder ist es wahrlich nicht — in hohem Grade angegriffen, so daß ich die Arbeitslast, welche auf meinen Schultern ruht, eigentlich recht satt habe und mich gern zur Ruhe setzen würde. Das Ziel, welches ich mir gesteckt, habe ich erreicht, mehr kann aus mir nicht werden, und mein Ehrgeiz ist befriedigt. Da aber Seine Majestät unser Allergnädigster Herr mich nicht entbehren will und ich auch glaube, dem jungen Deutschland noch nützen zu können, so muß ich eben ausharren.

Die vergangene Zeit ist meine Lehrmeisterin gewesen, und es dürfte wohl schwer ein denkender Mensch zu finden sein, der in den letzten dreiundzwanzig

*) Am 9. März, früh 7½ Uhr, traf Bismarck in Berlin ein. In der Begleitung des Grafen befanden sich die Geheimen Legationsräte Graf von Bismarck-Bohlen und von Keudell und die Legationsräte Bucher und Graf Hatzfeld. Auf dem Bahnhofe hatte sich ein nur wenig zahlreiches Publikum eingefunden, da die Rückkehr des Grafen in weiteren Kreisen nicht bekannt war. Nur die Gräfin Bismarck nebst Tochter sowie einige höhere Staatsbeamte erwarteten die Ankunft des Zuges. Graf Bismarck begrüßte die Gemahlin und Tochter sowie die anwesenden Herren herzlich und bestieg dann mit der Familie schnell den bereitstehenden Wagen. Reisende, welche sich gleichfalls in dem Zuge befanden, berichteten von dem enthusiastischen Empfange, der dem Reichskanzler von Straßburg ab auf allen Eisenbahnstationen zu teil wurde.

**) Die Deputation der Stadt Görlitz, bestehend aus den Mitgliedern: Oberbürgermeister Richtsteig, Bürgermeister Hortzschansky, den Stadträten Müller, Laurisch, Wilski, Kießler und den Stadtverordneten Vorsteher Halberstadt, Stellvertreter Blanck, Elsner, Druschki, Sattig und Katz, war am 18. April 1871 um ½9 Uhr abends zur Audienz bei dem Reichskanzler befohlen, nachdem dieselbe nachmittags dem Kaiser Wilhelm und dem Kronprinzen die Glückwünsche der Stadt Görlitz dargebracht und eine Adresse überreicht hatte. Die Deputation wurde in das Billardzimmer geführt und dort vom Reichskanzler in Generalsuniform empfangen. Nachdem der Oberbürgermeister den Ehrenbürgerbrief vorgelesen und mit einer Ansprache überreicht hatte, wurden die Mitglieder der Deputation vorgestellt und unterhielt sich der Fürst mit einzelnen derselben über die Verhältnisse von Görlitz.

Jahren nicht viel gelernt hat, denn vor der Oeffentlichkeit kann der Unverstand sich nicht lange halten. Ich hoffe, daß auch die Gegensätze, welche noch zwischen Nord- und Süddeutschland bestehen, sich ausgleichen werden, und deshalb bin ich auch in Versailles, als es sich um den Eintritt der Süddeutschen in das Deutsche Reich und die deutsche Verfassung handelte, mit dem Kopf nicht durch die Wand gegangen und habe dafür energisch gewirkt, daß an Bayern, welches nicht zu den Geduldigsten gehört, Konzessionen so weit als möglich gemacht wurden. Es ist mir darauf angekommen, alle Glieder Deutschlands in einem Raum zu haben und dann die Thür zuzumachen; ich habe sicher gehofft, daß die Gegensätze sich ausgleichen und mit der Zeit abschleifen werden.

Man hat die neue deutsche Verfassung und die an Bayern gemachten Zugeständnisse viel getadelt und daran herumgemäkelt, meine Ansicht ist jedoch durch die Abstimmung im bayerischen Landtage über den Eintritt in das Deutsche Reich gerechtfertigt, da die Majorität für die Bedingungen nur gering gewesen.

Man betreibt auch seitens der Opposition die schleunige Revision und Abänderung der neuen deutschen Verfassung. Das kommt mir vor wie meine Idee als Knabe, wo ich in dem Garten meines Vaters Fichten gepflanzt habe, welche mir zu langsam gewachsen waren. Da habe ich die Wurzeln der Pflänzchen untersuchen wollen, habe einzelne Pflanzen herausgerissen und dann wieder eingepflanzt, natürlich sind diese Pflanzen eingegangen.

So könnte auch die ganze deutsche Verfassung gefährdet werden, wenn man jetzt einschneidende Abänderungen vornehmen will. Der Ausbau muß allmälich, vorsichtig und mit Geduld geschehen.*)

---

10. Mai 1871.

Ansprache bei dem in Frankfurt a. M. von dem Oberbürgermeister Dr. Mumm gegebenen Festmahl aus Anlaß des Friedensschlusses mit Frankreich.

Es hat mir zu einer großen Freude gereicht, wieder einmal längere Zeit in Frankfurt zu verweilen, das mit mir durch so manche Freundschaftsbande verknüpft ist, und daß das gerade bei einem so denkwürdigen Anlaß hat ge-

*) Der Fürst sprach dann noch über die politische Lage in eingehender Weise, so daß die Deputation durch die ihr gemachten offenen Mitteilungen höchst befriedigt war. Bei der Vorstellung der einzelnen Mitglieder unterhielt sich Fürst Bismarck unter anderem einige Zeit mit dem Forstmeister Wilski über die städtischen Forsten. Auf die Mitteilung, daß der Windbruch großen Schaden verursacht und eine bedeutende Menge Bretter geschnitten und vorrätig sei, meinte Durchlaucht: „Verkaufen Sie die Bretter so rasch als möglich, besser werden sie nicht, und warten Sie nicht ab, ob die Preise höher werden; durch gute Verwaltung möge überhaupt die Stadt suchen, das Vermögen derselben zu erhalten und zu vermehren."

schehen können. Es ist mir ein schöner Gedanke, daß der erste große politische Akt des wiedererstandenen Deutschen Reichs gerade in Frankfurt, der alten Kaiser- und Krönungsstadt, sich hat vollziehen können, und ich wünsche von Herzen, daß der Friede von Frankfurt auch den Frieden für Frankfurt und mit Frankfurt bringen möge.

---

18. Mai 1871.

Ansprache an die Leipziger Deputation zur Ueberreichung des Ehrenbürgerrechtsdiploms.*)

Mit Leipzig stehe ich bereits in nahen Beziehungen, da ich mütterlicherseits von der Menckenschen Gelehrtenfamilie, die mehrere Generationen hindurch der Universität Leipzig Professoren abgegeben hat, abstamme.

Wenn ich aber bei allen Auszeichnungen, die mir zu teil geworden sind, einen besonders hohen Wert auf die Anerkennungen lege, die mir die bedeutendsten Städte Deutschlands gewidmet haben, so nimmt unter diesen das verliehene Ehrenbürgerrecht Leipzigs eine besonders hervorragende Stelle ein,

*) Am 18. Mai hatte sich der Bürgermeister von Leipzig, Dr. Koch, nach Berlin begeben, um im Verein mit den dort anwesenden Reichstagsabgeordneten Dr. Stephani, Stadtverordnetenvorsteher Dr. Georgi und Stadtverordneten Professor Dr. Bindermann dem Reichskanzler die über das demselben durch Beschluß des Rates und der Stadtverordneten vom 28. Januar 1871, dem Tage der Kapitulation von Paris, verliehene Ehrenbürgerrecht ausgefertigten Urkunden im Namen der Stadt zu überreichen. Um 8½ Uhr abends fand der Empfang beim Reichskanzler statt. Die Uebergabe des Ehrenbürgerbriefs erfolgte mit folgender Anrede: „Eure Durchlaucht haben die Bitte unserer Gemeinde genehmigt, Ihnen das Ehrenbürgerrecht der Stadt Leipzig anbieten zu dürfen. Wir kommen heute, um dafür in deren Namen zu danken, und zugleich Eurer Durchlaucht die äußere Bestätigung unseres Beschlusses, den wir am 28. Januar dieses Jahres, dem Tage der Kapitulation von Paris, gefaßt, und den wir unterm 4. dieses Monats, als dem Tage der Wiedervereinigung des Deutschen Reiches urkundlich ausgefertigt haben, zu überreichen. Bedürfte es noch einer besonderen Legitimation für uns und unsere Bitte, so glauben wir dieselbe darin finden zu dürfen, daß da, wo die Gemeinden des Deutschen Reiches mit einander wetteifern, Eurer Durchlaucht Zeichen ihres Dankes und ihrer Verehrung darzubringen, die unsrige hierin nicht zu den letzten zählen wollte und durfte, denn Leipzigs Bürgerschaft hat nicht erst seit heute und gestern, sondern so lange, als ein nationales Bewußtsein im deutschen Volke wieder zu erwachen begonnen, sich zu der Ueberzeugung offen bekannt, daß das Heil des gesamten Vaterlandes wie seiner einzelnen Glieder nur dann gesichert sei, wenn es sich in allen Sachen der Nation als ein Ganzes unter der Führung seines mächtigsten rein deutschen Staates, unter der Führung Preußens, zusammengeschlossen haben würde. Diese Ueberzeugung, die wir vertraten, diese Hoffnung, die wir hegten, ist durch Eure Durchlaucht rascher, als wir glaubten, einer glänzenden Erfüllung zugeführt worden. Unserem Danke dafür wußten wir nur dadurch Ausdruck zu verleihen, daß Eure Durchlaucht wir baten, unserer Stadt die Ehre erzeigen zu wollen, ihr Ehrenbürger zu werden. Mögen Eure Durchlaucht beim Einblick in diese Urkunde auch künftig sich freundlichst daran erinnern, daß Leipzigs dankbare Bürgerschaft das Große, was Sie für Deutschland gethan, voll und ganz zu würdigen weiß!"

denn Leipzigs Name hat weit über die Grenzen unseres Vaterlandes einen hellen und guten Klang; bezeichnet doch schon der größte Dichter Deutschlands dasselbe als ein Zentrum deutscher Kultur.

Ich bitte Sie, meinen neuen Mitbürgern den aufrichtigsten Dank für die hohe Auszeichnung zu überbringen.*)

---

10. Juni 1871.

Ansprache an die Deputation der Stadt Worms behufs Ueberreichung des Ehrenbürgerdiploms dieser Stadt.

Ich fühle mich sehr geehrt, mich mit einer Stadt in nähere Berührung gebracht zu sehen, welche uns schon aus der Schule her als eine Zierde des Reiches bekannt ist. Hoffen wir, daß Worms das schlimmste Jahrtausend überstanden hat, oder Deutschland müßte ja sonst aus dem Leim gehen; aber ich glaube gewiß, daß uns die Franzosen fern bleiben werden. Genehmigen Sie, meine Herren, meinen besten Dank.

Ich habe bei einem so affrontirenden Angriff von Frankreich nicht geglaubt, daß wir so rasch dort sein würden; deshalb habe ich auf der Abtretung von Metz bestanden. Ich fragte die Herren vom Generalstab, was halten Sie von Metz? Darüber ist nicht zu reden, sagten sie, Metz ist eine Armee von 120000 Mann wert, Belfort 8000. — Von beiden Städten wollten wir eine haben. Selbstverständlich behielten wir Metz. Metz hält eine große Armee auf, an Belfort kann jede vorbeimarschiren. Uebrigens sind die französischen Lothringer nicht so schlimm, als wie man sagt; wer stark haßt, liebt auch sehr. Als ich in meinem ersten Quartier in Frankreich war, sagte mir mein Quartiergeber, bei dem ich beiläufig ein sehr zähes zahmes Kaninchen verspeiste: „Egal, wer uns nimmt, ob Russen oder Preußen; die ziehen wir vor, denen wir die wenigsten Steuern bezahlen." Ich sagte: „Weniger Steuern bezahlen Sie bei uns als in Frankreich; wie lange, weiß ich nicht." — „Aber wie ist es mit dem Militär?" fragte der Lothringer. Ich sagte: „Bei uns muß jeder Soldat werden, der Sohn des Präfekten muß so gut dienen, wie der Sohn des ärmsten Mannes; ich und meine Kinder sind auch Soldaten," worauf er sich mit dem Prinzip der allgemeinen Dienstpflicht einverstanden erklärte. — — —

Jeden Franzosen, den ich los werden kann, werde ich gern los, wozu die Bekehrungsversuche?**)

---

*) Hieran schloß sich eine fast einstündige, ebenso ungezwungene als belebte Unterhaltung, welche die interessantesten Einblicke in die deutsche Politik des Fürsten Bismarck darbot.

**) Um den Sinn dieser Worte richtig zu deuten, müßte man wissen, in welchem Zusammenhang sie gesprochen wurden.

14. August 1871.

Leipzig. Ansprache auf dem Bahnhof gelegentlich der Reise nach Gastein.*)

Ich danke meinen Mitbürgern für die herzliche Bewillkommnung, die mir in dieser Stunde doppelt wertvoll ist. An den Leipzigern wundert mich diese Teilnahme nicht; ich habe schon vor Jahren auf der Durchreise hier den besten Empfang gefunden. Ich bin ja in Leipzig kein Fremder, da „Leipziger Blut" in meinen Adern fließt. Ihre Annahme, daß die großen Erfolge des Krieges mir zu danken sind, kann ich als richtig nicht zugeben; der größte Dank gebührt den Truppen und ferner der Haltung der Brüder in Süddeutschland. Sehr brav haben sich auch die Sachsen geschlagen, was ich aus mehrfacher eigener Anschauung weiß. Recht haben Sie, wenn Sie sagen, daß auch die Diplomaten sich tapfer geschlagen haben. Europa hat jetzt gesehen, was Deutschland ist, und wir werden nun wohl lange Frieden haben.

Wir feiern heute den Jahrestag der ersten Schlacht bei Metz. An jenem Tage ist es um diese Zeit im Hauptquartier zu Herny knapp zugegangen; es hat nichts gegeben als ein paar zahme Kaninchen.

Bei nächster Gelegenheit hoffe ich mich länger in Leipzig aufhalten zu können.**)

---

8. September 1871.

Bad Reichenhall. Ansprache auf eine dargebrachte Ovation.

Ich danke Ihnen aufrichtig für den Empfang, der mir hier, wie überall in Bayern, dessen Bewohner ebenso warm wie ihr erhabener Landesherr der Sache des großen Vaterlandes sich angeschlossen haben, zu teil geworden ist. Lassen Sie uns deshalb ein Hoch ausbringen auf Seine Majestät König Ludwig von Bayern.***)

---

*) Es hatte sich eine ziemlich dichte Gruppe von Verehrern auf dem Berliner Bahnhof eingefunden, um den großen „Mitbürger" zu begrüßen. Ein donnerndes Hurrah ertönte, als der Zug in den Bahnhof einfuhr. Fürst Bismarck öffnete das Wagenfenster, lüftete den Kalabreserhut, den er bisher dicht ins Gesicht gedrückt hatte, und musterte sichtlich überrascht die Versammelten.

**) Als der Zug hierauf mittelst Verbindungsbahn nach dem bayerischen Bahnhofe fuhr, begab sich ein Teil des Publikums mit demselben Zuge ebenfalls dorthin. Der Fürst warf einen prüfenden Blick auf die Versammelten, erkannte sofort die Gesichter derer wieder, die sich vor kurzem erst auf dem Berliner Bahnhof von ihm verabschiedet hatten, und bemerkte freundlich lächelnd, aber nicht ohne einen Anflug von Ironie: „Wir sehen uns ja früher wieder, als ich dachte." Den lebhaften Ovationen, die sich nun hier wiederholten, machte erst die Weiterreise ein Ende.

***) Hierauf nahm ein anwesender Deutscher aus St. Petersburg das Wort. Derselbe wies auf die wiedererstandene Größe und siegende Macht des geeinten deutschen Vaterlandes hin, wovon die segensreichen Wirkungen niemand tiefer und wohlthuender empfinde als der

Der Ruhm, das Vaterland einig und groß gemacht zu haben, gebührt der vom nationalen Gedanken getragenen Begeisterung des deutschen Volkes, er gebührt den Thaten der deutschen Armee, an denen das bayerische Heer einen so ruhmvollen Anteil genommen. Denen, die für das Vaterland verblutet, wie denen, die lebend von den unsterblichen Siegen heimgekehrt sind, gebührt der Dank.

Das, meine Herren, will ich Ihnen noch sagen, daß die Erfahrungen, welche ich während der letzten Wochen in Oesterreich gemacht habe, mir die Ueberzeugung verschafften, daß die Beziehungen mit unseren Nachbarn künftighin die besten sein werden.

---

17. September 1871.

Traunstein. Ansprache bei dem Empfange auf dem Bahnhof.

Ich habe von jeher ein großes Stück auf Bayern und seine biedern Bewohner gehalten und freue mich sehr, daß sich meine Voraussetzungen so glänzend bewährt haben. Die tapfern Bayern haben zu den glücklichen Erfolgen der deutschen Waffen in Frankreich unendlich viel beigetragen, und so lange wir treu vereint sind und zusammenhalten, wird es niemand wagen, unsern Frieden wieder zu stören. Wir gehören doch alle zusammen, und der freundliche Empfang, der mir in Bayern überall zu teil wurde, liefert mir den Beweis, daß nun zwischen Nord und Süd keine Scheidewand mehr besteht.

In Ihren Bergen ist es schön, und ich wäre noch gerne länger geblieben, aber ich muß nach Berlin, das Amt ruft. Da fällt mir eben ein: Indem ich Kanzler des Deutschen Reiches bin und Bayern einen so hervorragenden Teil desselben bildet, so betrachte ich mich auch als bayerischen Beamten und also als Bayer.*)

im Auslande lebende Deutsche, und darum bitte er die Versammelten, mit einzustimmen in das Hoch auf den Mann, der dies zu stande gebracht. Endlose Hochrufe folgten diesen Worten, und als nun die Kapelle die Wacht am Rhein anstimmte, sang alles mit in vielhundertstimmigem Chor. Da erhob sich noch einmal die mächtige Gestalt des Fürsten und sichtlich ergriffen sprach er den oben folgenden zweiten Teil seiner Rede.

*) Nach einer andern Version äußerte Bismarck, wie er auf Bayern von jeher sein volles Vertrauen gestellt habe und wie dieses sein Vertrauen ebensosehr durch die tapfere bayerische Armee, wie durch die echt deutsche Gesinnung fast des ganzen bayerischen Volksstammes glänzend gerechtfertigt worden sei, wogegen auch er für seine Person aus dem ihm allerorts im schönen Bayernlande zu teil gewordenen herzlichen Empfang mit Genugthuung die Folgerung ziehe, daß das bayerische Volk ihm — der ja als Reichskanzler gewissermaßen auch ein bayerischer Beamter sei — Vertrauen schenke. Er sei überzeugt, daß auch künftighin der Süden dem Norden, wie der Norden dem Süden fest vereint zur Seite stehen und so dazu beitragen wird, das von uns mit vereinten Kräften trotz aller Mißgunst geschaffene Deutsche Reich fernerhin zu schützen und zu schirmen.

5. September 1872.

Ansprache an eine Deputation von Mitgliedern des englischen Ober- und Unterhauses, sowie einer Anzahl Kleriker bei der Ueberreichung einer Adresse zur Bestärkung Bismarcks im Kampfe gegen die Suprematiegelüste des Papsttums.

Ihre Kundgebung*) hat um so höhern Wert, als sie aus einem Lande kommt, welches Europa in den letzten Jahrhunderten als Bollwerk der politischen und religiösen Freiheit schätzen gelernt hat. Sehr richtig würdigt die Adresse die Schwierigkeiten des Kampfes, welcher uns gegen den Willen und die Erwartung der deutschen Regierungen aufgenötigt worden.

Die Aufgabe des Staates, den konfessionellen Frieden und die Gewissensfreiheit aller gleichmäßig zu schützen, würde auch dann keine leichte sein, wenn sie den Regierungen nicht durch den Mißbrauch berechtigter Einflüsse, durch künstliche Beunruhigung gläubiger Gemüter erschwert würde.

Ich freue mich, mit Ihnen in dem Grundsatze einverstanden zu sein, daß in einem geordneten Gemeinwesen jede Person und jedes Bekenntnis das Maß der Freiheit genießen soll, welches mit der Freiheit der Uebrigen und der Sicherheit und Unabhängigkeit des Landes vereinbar ist. In dem Kampfe für diesen Grundsatz wird Gott das Deutsche Reich auch gegen solche Gegner schützen, welche seinem heiligen Namen einen Vorwand für ihre Feindschaft gegen unsern inneren Frieden entnehmen.

---

9. September 1872.

Ansprache an die Mitglieder der städtischen Behörden von Berlin bei Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefs.**)

Ich danke Ihnen herzlich für die Anerkennung, die mir von einer Stadt zu teil wird, die ich wohl meine Vaterstadt zu nennen berechtigt bin, weil ich,

---

*) In der Ansprache der Deputation hieß es unter anderem: „... Aber der Hauptzweck dieser Adresse ist, Eurer Durchlaucht zu versichern, daß wir, die schwierige Natur dieses Kampfes anerkennend, welcher viel Geduld, Weisheit, Ausdauer und Sinn für wahre Freiheit erfordert, bewundern, bis zu welchem Grade es Ihnen möglich gewesen ist, diese Eigenschaften in Ihrer Leitung des Kampfes an den Tag zu legen, und daß wir mit Ihnen in Ihren edlen und großen Zielen sympathisiren. Wir möchten auch zum Schluß unsere innige Hoffnung ausdrücken, daß der allmächtige Regierer der Menschen bald Europa von dem verderblichen Einfluß des Ultramontanismus befreie und daß durch Ihre Wirksamkeit Deutschland einen vordersten Platz einnehmen möge in der Aufrechterhaltung jener Prinzipien, welche das einzig unfehlbare Haupt der Kirche ehren und Frieden und Eintracht unter den Völkern verbreiten."

**) Am 9. September 1872, abends $7^1/_2$, nahm Fürst Bismarck den Ehrenbürgerbrief der Stadt Berlin aus den Händen der zur Ueberreichung desselben deputirten Mitglieder der städtischen Behörden entgegen. Der Oberbürgermeister Hobrecht übergab die von Menzel in geistvoller Weise künstlerisch illustrirte Urkunde mit einer kurzen Ansprache und der Stadtverordnetenvorsteher Kochhann gab den Gesinnungen der Vertreter der Bürgerschaft gegen den Staatsmann, der Deutschlands Einheit und Freiheit begründet, Ausdruck.

wenn auch nicht darin geboren, doch den größten Teil meines Lebens in ihr mich aufgehalten habe. Als Knabe bin ich ein Zögling der Plahmannschen Erziehungsanstalt, des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums und grauen Klosters gewesen. In Berlin habe ich die Hälfte meiner Universitätszeit zugebracht, hier bin ich Referendarius gewesen und hier habe ich als Mann manch böses, manch gutes Jahr verlebt.

Um so wertvoller ist mir neben ähnlichen Beweisen des Vertrauens, die ich von anderen deutschen Städten empfangen, neben den Auszeichnungen, die ich hoher Huld verdanke, dieser Bürgerbrief.

Im Dienste der Höfe stehe ich; mein Herz schlägt aber nicht minder warm für das Bürgertum, für die Entwicklung des städtischen Gemeinwesens.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß durch die festlichen Ereignisse dieser Tage*) das Vertrauen zur dauernden Erhaltung des Friedens — das ja fast von gleichem Werte wie der Friede selbst — gestärkt werden wird. Nach allem Großen, was wir erlebt, würde ich nichts dagegen haben, wenn die Weltgeschichte eine Weile stehen bleiben wollte. Denken Sie nur ja nicht, daß große politische Gründe bei der Kaiserentrevue im Spiele sind; nichts wäre irriger. Die hohen Herren, die hier zusammengekommen sind, werden mit keiner getäuschten Erwartung scheiden. Keiner ist mit einem Wunsche gekommen, auf den von anderer Seite nicht hätte eingegangen werden können. Keine aggressive Absicht gegen irgend eine Macht, gegen irgend eine Richtung hat die Zusammenkunft hervorgerufen. Die Zusammenkunft ist ein rein freundschaftlicher Akt der Monarchen, nicht mehr und nicht weniger. Sie können das gar nicht genug verbreiten! Allerdings enthält sie, was hocherfreulich für uns ist, eine Anerkennung des neuen Deutschen Reichs in vollem Maße von zwei so mächtigen Fürsten, wie die Kaiser von Oesterreich und Rußland; das schlagen wir hoch an, allein Verabredungen irgend welcher Art werden hier nicht getroffen. Was manche Zeitungen in dieser Beziehung vorgebracht, ist als eine Nachwirkung der sauren Gurkenzeit anzusehen. Die freundschaftliche persönliche Begegnung der drei Kaiser wird bei unseren Freunden die Zuversicht in die Erhaltung des Friedens stärken, unseren Gegnern die Schwierigkeit, ihn zu stören, klar machen. Das empfindet auch der Instinkt der Berliner Bevölkerung sehr gut und diese Empfindung hat ihren Ausdruck gefunden in der herzlichen Weise, mit der sie die fremden Monarchen empfangen hat und bei jeder Gelegenheit begrüßt.

Der Berliner, wenn es sein muß, schlägt sich vortrefflich, aber lieber ist es ihm doch, wenn er zu Hause bleiben kann.**)

---

*) Die Dreikaiserzusammenkunft in Berlin vom 5. bis 11. September 1872.

**) Ungefähr mit dieser Wendung schlossen die ernsteren Betrachtungen des Fürsten, denen er in der natürlichsten und ungezwungensten Weise Ausdruck gab. Er knüpfte daran noch mehrere Mitteilungen über die Ereignisse der letzten Tage und rief durch die Erzählung ihm kund gewordener Manifestationen des Berliner Humors die Heiterkeit der anwesenden Herren hervor.

Es mag hier daran erinnert werden, daß der Magistrat Berlin vorhatte, Bismarck und gleichzeitig Moltke noch mehr zu ehren als durch Verleihung des Berliner Bürgerrechts — nämlich durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts aller deutschen Städte an Graf Bismarck und Moltke.

In dem bezüglichen Antrage des Magistrats zu Berlin, d. d. 6. März 1871, heißt es:

„Ein Krieg ist geführt worden mit militärischen Erfolgen, wie sie großartiger die Weltgeschichte nicht kennt. Ein Friede hat ihn beendet, wie ihn Deutschland noch niemals geschlossen. Die Feder hat diesesmal nicht verdorben, was das Schwert gewonnen. An Macht und Ehren reich und als ein staatlich wieder geeintes Volk geht die deutsche Nation an die Arbeiten, welche bestimmt sind, „die Güter und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung" zu mehren. Den Beginn dieser Epoche bei dem Zusammentritt des ersten deutschen Reichstages zu feiern, dem Danke gegen das Heer Ausdruck zu geben, hat sich die Stadtverordnetenversammlung durch den Beschluß vom 23. vorigen Monats bereit erklärt. Aber eine Frage liegt — wenn wir uns nicht täuschen — noch auf allen Gemütern: wie soll unsere Stadt den beiden Männern ihre Schuld abtragen, denen wir — nächst dem Kaiser und König — vor allem verdanken, was so groß, so überwältigend sich vollzogen hat? Mit der einfachen Erteilung des Ehrenbürgerrechts unserer Stadt an Graf Bismarck und Graf Moltke würden wir weder den Verdiensten dieser Männer noch uns selbst genug thun können. Ihnen, deren staatsmännisches und militärisches Genie die Ereignisse zu einem Ziele geführt hat, an welchem die Einwohner von fünfundzwanzig deutschen Territorien sich wieder als Bürger eines Reiches fühlen, ihnen gebührt das Bürgerrecht aller deutschen Städte. Sie werden sämtlich, vielleicht mit einzelnen verschiedenen Ausnahmen — so dürfen wir erwarten — sich mit uns in dieser Auffassung begegnen. Sie werden es uns nicht verdenken, wenn wir zu einem dieser Auffassung entsprechenden gemeinsamen Akte die Initiative ergreifen. Aus diesen Erwägungen haben wir beschlossen, folgenden Vorschlag der Genehmigung der Stadtverordnetenversammlung zu unterbreiten:

I. 1) Magistrat und Stadtverordnete zu Berlin richten

a. an die Haupt- und Residenzstädte Preußens,
b. an die preußischen Provinzialhauptstädte,
c. an die Haupt- und Residenzstädte der übrigen deutschen Staaten,
d. an die deutschen Städte mit 20000 und mehr Einwohnern,
e. an die Städte, welche am 1. Januar 1792 im Besitz der Reichsunmittelbarkeit waren,

die Einladung, dem Grafen Bismarck und dem Grafen Moltke das Ehrenbürgerrecht zu erteilen.

2) Jeder ad 1 nicht bezeichneten Stadt steht der Beitritt frei; die Provinzialhauptstädte (b) und die Haupt- und Residenzstädte (c) werden ersucht, den Beitritt der nicht besonders aufgeforderten Städte ihrerseits zu vermitteln.

3) Der Beschluß wegen Erteilung des Ehrenbürgerrechts wird von jeder einzelnen Stadt in der verfassungsmäßigen Form gefaßt. Die Beschlüsse werden in urkundlicher Form an den Magistrat zu Berlin eingesandt.

4) Ueber die Ernennung „zum Ehrenbürger der Städte des Deutschen Reiches" wird für jeden der beiden Männer nur eine Urkunde ausgefertigt und zwar im Namen sämtlicher beteiligten Städte. Die Urkunden sollen geeignet sein, ein dauerndes Familienbesitztum zu bilden, und mit reichem und bedeutsamem künstlerischem Schmuck in edlem Metall ausgefertigt werden.

5) Sie müssen die Namen der beteiligten Städte in geeigneter Weise aufführen. Denjenigen Städten, welche beiden Männern bereits Ehrenbürgerbriefe erteilt haben, wird anheimgestellt, sich dem gemeinsamen Akte anzuschließen und dementsprechend ihre Namen mit eintragen zu lassen.

6) Die Stadt Berlin übernimmt die Herstellung der beiden Urkunden; jedoch hat jede beteiligte Stadt das Recht, die Uebernahme des Teiles der Kosten, welcher nach Verhältnis der Bevölkerungszahl auf sie fallen würde, zu verlangen.

7) Die Urkunden, sobald dieselben hergestellt sein werden, werden durch Vertreter sämtlicher Städte überreicht und wird die Stadt Berlin seinerzeit die diesfallsigen Einladungen ergehen lassen.

Wenn die geehrte Versammlung sich mit diesem Vorschlage einverstanden erklärt und demgemäß ihren Vorsteher ermächtigt, die zu erlassenden Aufforderungen mit zu vollziehen, so müßte gleichzeitig Vorsorge getroffen werden, daß die Vorbereitung respektive Ausführung des Vorschlages sub I. 4 alsbald durch eine gemischte Deputation in Angriff genommen werden könnte. Diese bedürfte mit Rücksicht auf den Vorschlag sub I. 5 der Anweisung einer Dispositionssumme, innerhalb deren sie sich bei der Bestellung der künstlerischen und technischen Arbeiten zu bewegen hätte. Wir glauben, daß die Summe von 50000 Thalern ausreichen würde, die beiden Urkunden in würdigster Form nach dem sub I. 4 angedeuteten Gedanken herzustellen.

Wir beantragen daher:

II. a. sich mit Einsetzung einer kleinen gemischten Deputation (von etwa sieben Mitgliedern) einverstanden zu erklären, welche beauftragt und ermächtigt würde, die Herstellung der beiden Urkunden mit unbeschränkter Vollmacht nach ihrem Ermessen, übrigens innerhalb des ihr eröffneten Kredits herbeizuführen und zu diesem Behufe

b) dieser Deputation einen Kredit von 50000 Thalern zu eröffnen.

Wir ersuchen schließlich, diese Vorlage als eine dringliche zu behandeln und sie in Ihrer nächsten Sitzung zu beraten.

Berlin, den 6. März 1871.

Magistrat hiesiger Königlicher Haupt- und Residenzstadt.

Seydel.

9. März 1871.

Bei Verhandlung des oben unter 6. März 1871 angeführten Antrags in der Berliner Stadtverordnetenversammlung berichtete der Referent, Stadtverordneter von Meibom, in der Geldbewilligungsdeputation seien von keiner Seite die hohen Verdienste dieser beiden Männer in Zweifel gestellt und ebenso wenig, daß es angemessen

sei, daß die Stadt Berlin diesen Verdiensten ihre Anerkennung zolle. Aber die Deputation habe geglaubt, auf den vorliegenden Antrag in keiner Weise eingehen zu können. Gegen den Antrag sei zuerst geltend gemacht worden, daß durch die vom Magistrat vorgeschlagene Aufforderung an die Städte Deutschlands die Stadt Berlin sich eine Stellung anmaßen würde, zu der sie in keiner Weise berechtigt sei, da sie durch eine solche Aufforderung gewissermaßen einen Zwang ausüben und die freie Beratung ausschließen würde. Als ein zweiter Grund gegen die Magistratsvorlage sei geltend gemacht worden, daß wenn von einzelnen bedeutenden Städten eine Ablehnung zum Beitritt erfolgen sollte, dann keine Ehrenbezeugung für die beiden Männer, sondern eine Kränkung für dieselben geschehen würde. Außerdem würde in einem solchen Fall eine Zerrissenheit unter den deutschen Städten, welche gerade vermieden werden sollte, herbeigeführt. Ferner sei darauf hingewiesen, daß in der Fassung des Magistratsantrags, den Städten freizustellen, zu den Kosten mit beizutragen, eine Beleidigung für diese liege, da diejenigen Städte, welche der Aufforderung des Magistrats Folge leisten, auch selbstverständlich ihren Teil zu den Kosten beitragen würden. Ebenso sei geltend gemacht worden, daß schon von mehreren großen Städten Deutschlands diesen beiden Männern das Ehrenbürgerrecht verliehen worden und es deshalb unangemessen sei, dieselben nochmals aufzufordern. Endlich sei noch hervorgehoben worden, daß es nach dem Magistratsantrage so scheinen könnte, als wolle die Stadt Berlin etwas Versäumtes nachholen und so alles andere überbieten. Alle diese Gründe hätten die Geldbewilligungsdeputation dahin geführt, der Versammlung folgenden Beschluß zu empfehlen: „Die Versammlung lehnt den vorliegenden Antrag in der gestellten Weise ab.“ Dagegen stelle er, der Referent, den Zusatzantrag: „Die Versammlung wolle den Magistrat ersuchen, durch eine gemischte Deputation vorberaten zu lassen, auf welche andere Weise die Stadt Berlin ihre Anerkennung der großen Verdienste der Herren Grafen Bismarck und Moltke um das deutsche Vaterland Ausdruck verleihen könne.“ Die Versammlung trat fast einstimmig dem Antrag ihrer Geldbewilligungsdeputation bei und genehmigte sodann, unter Ablehnung des Antrages des Stadtverordneten von Meibom, den von einer Anzahl Mitglieder gestellten Antrag auf Niedersetzung einer besonderen Deputation zur Erwägung von Vorschlägen über die Ehrung der beiden großen Männer.*)

---

11. September 1872.

Ansprache bei der Uebergabe einer von der Stadt Dresden gewidmeten Ehrentafel.**)

Aus Anlaß der mir erwiesenen Ehrenbezeugung spreche ich Ihnen meine Freude und zugleich meinen Dank aus. Wenn Sie darauf anspielen, daß die Tafel das Datum des 12. Juli 1872 trägt und daß es also nicht möglich

*) Am 16. März beschloß hierauf der Magistrat von Berlin die Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Bismarck.

*) Die Deputation bestand aus dem Oberbürgermeister Pfotenhauer und dem Stadtverordnetenvorstand und Reichstagsabgeordneten Hofrat Ackermann. Die Deputation wurde in einen Saal geführt, in welchem auf einem mit Fauteuils umgebenen runden Tische die

gewesen ist, eine Erwähnung über den von mir eingegangenen Kampf gegen die Feinde des Lichts in die Tafel aufzunehmen, so bemerke ich, daß man sich hierbei mit Geduld, mit viel Geduld wappnen muß und daß man nur linienweise vorgehen kann.

Was die mir von Ihnen als nutzlos bezeichnete Schanzenbefestigung von Dresden anlangt, die, wie Sie sagen, Ihnen wie ein Pfahl im Fleische sitzt, so will ich gern alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, um den Anlaß zu Ihrer Klage zu beseitigen.*)

---

2. Juli 1874.

Ansprache an die Deputation zur Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefes von Chemnitz.**)

Nehmen Sie meinen tiefgefühlten Dank entgegen für die mir erwiesene Ehrung. Die mir, wie von verschiedenen deutschen Städten, so auch von Chemnitz, zu teil gewordene Auszeichnung betrachte ich freudig als Quittung darüber, daß auf diese Weise ungesucht das Dank und Anerkennung findet, was ich für die Einigung des deutschen Vaterlandes gestrebt und gethan habe.

---

13. Juli 1874.

Kissingen. Ansprache an eine von dem Hofsänger Lederer von Darmstadt geführte Deputation von Kurgästen anläßlich des Kissinger Attentats.

Meine Herren, ich danke Ihnen für die Glückwünsche, die Sie mir so passend gerade durch Herrn Lederer***) zum Ausdruck bringen, der dabei leider noch schlechter weggekommen als ich selbst. Denn nach mir hat der Mörder wenigstens wie ein Mann geschossen, Herrn Lederer aber hat er wie ein Tier gebissen. Doch solche Zufälle gehören nun einmal zum Geschäft eines Ministerpräsidenten. Leider ist der Attentäter ein spezieller Landsmann von mir, aus der Gegend von Magdeburg, dem katholischen Gesellenverein angehörend; er

---

Ehrentafel aufgestellt war. Alsbald trat Fürst Bismarck aus seinem anstoßenden Arbeitskabinet, entschuldigte sich, daß er die Deputation in Morgen- und Haustoilette empfange, nötigte dieselbe, indem er dasselbe that, zum Niedersitzen vor der Ehrentafel, nachdem der Oberbürgermeister Pfotenhauer zuvor eine entsprechende kurze Anrede gehalten.

*) Mit Bezug hierauf bemerkte Bismarck noch zu dem Hofrat Ackermann: „Nun, wir sehen uns beim Reichstag wieder und sprechen weiter darüber." Hierauf geleitete er die Deputation in den Vorsaal und verabschiedete sich, um den dort harrenden Grafen Andrassy zu begrüßen.

**) Die Deputation bestand aus dem Bürgermeister Müller, den Stadträten Forke und Seyfert, dem Stadtverordnetenvorsteher Dr. Enzmann und den Stadtverordneten Anke und Dr. Eichhorn.

***) Bei der Vorstellung der einzelnen Mitglieder der Deputation drückte Fürst Bismarck huldvollst jedem die Hand, indem er speziell noch Herrn Bellachini, dem bekannten Professor der Magie, bemerkte: „Hätten Sie denn, da Sie in der Nähe standen, die Kugel nicht auffangen können?"

erklärte mir, als ich ihn im Gefängnis sprach, daß er mich persönlich bisher gar nicht gekannt habe, nur der Kirchengesetze wegen mich habe töten wollen; ich hoffe, daß meine leichte Verletzung in wenigen Tagen beseitigt sein wird.

---

13. Juli 1874.

Kissingen. Ansprache vom Balkon bei Gelegenheit des dem Fürsten Bismarck anläßlich des Kissinger Attentats von dortigen Kurgästen und Bürgern dargebrachten Fackelzuges.

Meine Herren! Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme. Danken Sie mit mir Gott, daß seine Hand mich so sichtbar geschützt hat. Weiter ein Wort über die Sache zu reden, geziemt sich nicht mir — sie ist dem Urteil des Richters übergeben. Das aber darf ich wohl sagen, daß der Schlag, der gegen mich gerichtet war, nicht meiner Person galt, sondern der Sache, der ich mein Leben gewidmet habe: der Einheit, Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands. Und wenn ich auch für die große Sache hätte sterben müssen, was wäre es weiter gewesen, als was Tausenden unserer Landsleute passirt ist, die vor drei Jahren ihr Blut und Leben auf dem Schlachtfelde ließen? Das große Werk aber, das ich mit meinen schwachen Kräften habe mit beginnen helfen, wird nicht durch solche Mittel zu Grunde gerichtet werden, wie das ist, wovor mich Gott gnädiglich bewahrt hat. Es wird vollendet werden durch die Kraft des geeinten deutschen Volkes. In dieser Hoffnung bitte ich mit mir ein Hoch zu bringen auf das geeinte deutsche Volk und auf seine verbündeten Fürsten!*)

---

11. Dezember 1875.

Ansprache an eine Deputation, welche während einer parlamentarischen Soirée Fürst Bismarcks demselben den Ehrenbürgerbrief der Stadt Rathenow überbrachte.**)

Meine Herren, Sie machen mir mit Ihrem Ehrenbürgerbrief eine große Freude und ich danke Ihnen hierfür aus vollem Herzen; ich besitze in Varzin

---

*) 2. November 1874. Bei Gelegenheit einer in Friedrichsruh ihm dargebrachten musikalischen Ovation von zweihundert Sängern hielt Bismarck eine Ansprache, worin er bemerkte, die ihm in der zum Vortrag gebrachten Bismarckhymne von Ludolf Waldmann zugeschriebenen Verdienste nehme er für den Kaiser in Anspruch, auf den er darum ein Hoch ausbringe. Dann unterhielt er sich in freundlichster Weise mit den ihm zunächst stehenden Männern, gedachte des ihm von Hamburg vor zwei Jahren übertragenen Ehrenbürgerrechtes und lobte die Tapferkeit, welche die jungen Hamburger im letzten Kriege bewiesen hätten. Nachher zog er sich in das Haus zurück, erschien aber mit seiner Gemahlin wieder am offenen Fenster, als die Sänger ihm noch einige Lieder vortrugen. Den Schluß bildete ein Hoch von Waldmann auf den Herkules unseres Jahrhunderts, vom Fürsten mit einem Hoch auf Hamburg, „unsere gemeinsame Vaterstadt“, beantwortet.

**) Die Deputation, aus dem Bürgermeister Grosse, dem Ratsherrn Borchmann und dem Stadtverordnetenvorsteher Meuß bestehend, wurde sofort nach ihrem Eintritt in die Festräume vom Fürsten freudig begrüßt. Der Sprecher der Deputation äußerte sich dahin,

einen mächtig großen Schrank, der ganz mit Ehrenbürgerbriefen angefüllt ist, aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß von all denselben mir keiner so lieb und wert ist, als der von Rathenow, weil ich mich in Schönhausen, meiner Geburtsstätte, noch immer zu Rathenow gehörig rechne, denn früher empfing mein Vater alle Briefe über Rathenow mit der Bezeichnung Schönhausen bei Rathenow, und somit sehe ich mich auch stets als geborenen Märker an und bin stolz darauf, dies sagen zu können, denn, meine Herren, die Mark ist und bleibt doch stets der Kern der ganzen preußischen Monarchie.*)

Und zu den sich den Akt der Uebergabe des Ehrenbürgerbriefs ansehenden Reichstagsabgeordneten sich wendend:

Meine Herren, ich stelle Ihnen hier eine Deputation von Rathenow vor, welche mir die große Freude bereitet hat, mir den Ehrenbürgerbrief von Rathenow zu überbringen. Ich bitte, meine Herren, sehen Sie Rathenow nicht als eine so unbedeutende Stadt an, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Rathenow eine der wichtigsten Städte der preußischen Monarchie ist, denn in ihr legte der Große Kurfürst 1675 den Grund zu der jetzigen preußischen Heeresmacht, während ich 1848 in Rathenow den Grund zu meiner parlamentarischen Carrière legte, denn ich hielt hier meine erste und Jungfernrede, wurde aber auch nach derselben gesteinigt.**)

daß die Stadt Rathenow schon lange die Absicht gehabt, ihre nachbarliche Teilnahme und ihren Dank Seiner Durchlaucht durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts für seine großartigen Schöpfungen auszusprechen, daß sie sich aber bisher dieser Ehre für zu klein und unbedeutend erachtet habe, daß sie sich aber bei der Anwesenheit Seiner Durchlaucht zu Pfingsten im vorigen Jahre durch die Freundlichkeit, mit der der Fürst die Bürgerschaft als alte Bekanntschaft begrüßt, und durch die Aeußerung desselben, daß er in Rathenow seine großartige Laufbahn begonnen, hoch gehoben gefühlt und an Selbstvertrauen gewachsen sei und noch an demselben Tage den Beschluß gefaßt habe, ihre lang gehegte Absicht auszuführen und zwar an dem Tage, an welchem die Stadt ihren höchsten Ehrentag feiere, an welchem sie eine welthistorische Bedeutung habe, da ja an diesem Tage der Grundstein zu Brandenburgs, Preußens und Deutschlands Größe durch den Großen Kurfürsten gelegt worden sei. Hierauf verlas der Sprecher den Text der Urkunde und gab schließlich Seiner Durchlaucht die Versicherung, daß dieselbe nicht leere Worte enthalte, sondern der Ausdruck echt märkisch-bürgerlicher Gesinnung sei.

*) Nach einer andern Lesart äußerte sich Bismarck ungefähr dahin, daß er Rathenow nie für unbedeutend gehalten, denn schon als Knabe sei es ihm als Poststation von Schönhausen von großer Bedeutung gewesen und nachher sei es zum Ausgangspunkt seiner praktischen Laufbahn geworden. Er freue sich über die Bürgerschaft Rathenows, die, wie alle Brandenburger, stets eine regentenfreundliche Gesinnung dokumentirt, und könne nicht leugnen, daß er, wenn er auch als Kanzler für das Deutsche Reich einstehen müsse, doch immer eine partikularistische Neigung für die treue Mark habe, daß die Mark Brandenburg stets treu und fest zu ihren Regenten gestanden und, wie er jetzt aus seinem Privatarchiv erfahren, es seiner Zeit übel aufgenommen habe, daß bei Bildung eines Königreichs nicht der Name Brandenburg vor dem von einem polnischen Herzogtume hergenommenen Namen Preußen den Vorzug erhalten habe.

**) Mit diesen Worten ging er lachend nach dem großen Saal ab. Die Reichstagsabgeordneten aber, ganz aufgeregt über den Schluß, umringten Herrn Borchmann mit der

19. Mai 1876.

Ansprache an die Deputation der Stadt Magdeburg bei Uebergabe des Ehrenbürgerbriefs.*)

Das Ehrenbürgerrecht von Magdeburg hat für mich einen besonderen Wert wegen der heimatlichen Beziehungen. Ich bin in der Provinz Sachsen geboren und mit Elbwasser getauft. Meine Vorfahren sind selbst Magdeburger gewesen. Sie haben eine Kurie in Magdeburg besessen. Die Altmark und die Provinz Sachsen sind meine spezielle Heimat. Unter den vielen gleichartigen Ehrenbezeugungen sind mir deshalb die von Stendal und Magdeburg besonders wertvoll gewesen. Ich freue mich der Entwicklung Magdeburgs, das sich trotz des nicht gerade beneidenswerten Vorzuges, ein Hauptbollwerk des preußischen Staates zu sein, wacker durchgekämpft und nach Möglichkeit Luft geschafft hat. Ich danke Ihnen recht herzlich für die mir erwiesene Ehre und bitte, diesen meinen Dank allen meinen Mitbürgern in Magdeburg, insbesondere aber Ihren Herren Kollegen auszudrücken!**)

Frage: „Was ist das, ist das wahr?“ worauf derselbe entgegnete: „Wahr ist es wohl, aber es ist nicht ganz so schlimm gewesen; der Fürst hat von einem schlimmen Individuum wohl ein Steinchen an den Kopf bekommen und eine kleine Brausche davongetragen, sonst ist aber nichts weiter vorgefallen.“ Vgl. mein Werk: Fürst Bismarck und die Parlamentarier, Band I, zweite Auflage, S. 96 f.

*) Der Oberbürgermeister Hasselbach hielt dabei an den Reichskanzler folgende Ansprache: „Durchlauchtigster Fürst! Nachdem Sie unter vielen Mühen und Sorgen und nicht immer auf Rosen gebettet, das sechzigste Lebensjahr vollendet gehabt hatten, fühlten sich die Stadtbehörden Magdeburgs um so mehr veranlaßt, Eurer Durchlaucht durch Erteilung des Ehrenbürgerrechts eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, als Sie ja in der Provinz Sachsen geboren und an dem Strome thätig gewesen sind, dem Magdeburg seine Entstehung und Blüte verdankt. Ihre unsterblichen Verdienste um Preußen und um die Herstellung des Deutschen Reichs haben in unserer alten protestantischen Stadt allenthalben richtiges Verständnis und reine Freude gefunden. Die Deputation fühlt sich hoch beglückt, Eurer Durchlaucht jetzt den Ehrenbürgerbrief überbringen zu können. Namens derselben spreche ich den Wunsch aus, daß es Eurer Durchlaucht gestattet sein möge, die mannigfachen Ehren und Auszeichnungen, welche Ihnen zu teil geworden sind, noch recht lange ungetrübt genießen zu können!“

**) Bei der Besichtigung des Ehrenbürgerbriefs sprach der Fürst seine Freude über die kunstvolle Arbeit und namentlich die Schönhauser Beziehungen auf dem Briefe aus. Die Mitglieder der Deputation wurden demnächst zur fürstlichen Familientafel gezogen und verlebten dabei im ungezwungenen Gespräche mit dem Reichskanzler und den Gliedern der fürstlichen Familie ihnen unvergeßliche Stunden. — —

5. Dezember 1876. Ueber den Empfang einer Arbeiterdeputation aus dem Kreise Bochum-Essen wurde aus Bochum am 10. Dezember 1876 nach Berlin geschrieben: In den jüngsten Tagen wurde aus Arbeiterkreisen in Dortmund und Bochum eine Deputation in Sachen der Eisenzölle nach Berlin entsandt. Durch Vermittlung des Prinzen Friedrich Karl wurden dieselben zu einer Audienz beim Fürsten Bismarck zugelassen. Letzterem wurde von den Deputirten vorgestellt, daß ihre Existenz bedroht sei durch den Wegfall der Eisenzölle, daß die Lage der hiesigen Bevölkerung eine andere sei, als man nach den Mitteilungen der Presse in Berlin zu glauben scheine. Gleichzeitig erkundigten sich die Deputirten nach dem Schicksal der Massenpetition, die vor vier Wochen aus Duisburg, Essen, Dortmund und

1. April 1877.

Ansprache an eine Deputation Göttinger Bürger bei Uebergabe des Ehrenbürgerbriefs von Göttingen.*)

Die Auszeichnung, die Sie mir erwiesen haben, berührt mich um so angenehmer, als dieselbe von einer Stadt kommt, in der ich als Student glückliche Jahre verlebt habe. Göttingen gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. Es ist sehr sinnig, daß Sie mir durch das Diplom eine Fülle von dortigen Erinnerungen wach gerufen haben. Da rechts lese ich die Namen meiner alten Freunde, denen ich ein treues Gedächtnis bewahre — Fromme, Hoppenstedt, Grisebach, Oldekop, Scharlach, Haccius, Dammers —.

Hier in der Ecke finde ich meine Wohnung im Turme am Walle.

Und in der Mitte Ihr schönes, altes Rathaus, und links in der Ecke das Konzilienhaus, worin sich früher das Karzer befand. Drei Wochen habe ich darin zugebracht. Es war damals noch die Zeit der staatlichen Verfolgung der burschenschaftlichen Verbindungen; ich wollte damals gern Frieden mit

---

Bochum an den Fürsten abgegangen war. Von letzterer — sie war mit fünfzig- bis sechzigtausend Unterschriften bedeckt — wußte der Fürst nun zwar nichts, aber er unterhielt sich mit den Deputirten eine Stunde lang auf das Wohlwollendste und Eingehendste und entließ sie mit der Versicherung, daß er selbst einem Fortbestand billiger Eisenzölle in keiner Weise entgegen sei und auch vielleicht in der einen oder andern Weise etwas dafür werde thun können. Durch seine Vermittlung erhielten die Deputirten auch eine Audienz bei dem Handelsminister Dr. Achenbach.

*) Das Diplom lautete: Der Magistrat der Stadt Göttingen mittelst dieses urkundet und bekennt:

Nachdem von uns unter Zustimmung des Bürgervorsteherkollegii beschlossen, Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Bismarck, Kanzler des Deutschen Reiches ꝛc. ꝛc., in Erinnerung an die von ihm in unserer Universitätsstadt verlebte akademische Jugendzeit, in Erinnerung des oft bewiesenen treuen Gedächtnisses für diese Zeit und in freudiger Anerkennung der großen Verdienste, welche Derselbe um die Machtstellung der deutschen Nation und Herstellung des deutschen Kaiserreiches sich erworben hat, das Ehrenbürgerrecht der Stadt Göttingen zu ertheilen, so verleihen wir dem Kanzler des Deutschen Reiches, unserem früheren Akademischen Mitbürger, hiermit solches Ehrenbürgerrecht der Stadt als ein patriotisches Zeichen aufrichtiger Dankbarkeit und hoher Verehrung und haben darüber die gegenwärtige Urkunde unter Beidrückung des großen Stadtsiegels ausgefertigt und vollzogen.

So geschehen Göttingen, den 15. März 1877.

Der Magistrat der Stadt Göttingen.

Die Deputation begab sich zur festgesetzten Stunde in das Palais des Reichskanzlers. Der Bürgermeister trug dem Fürsten vor, wie die städtischen Kollegien Göttingens beschlossen, ihm persönlich durch eine Deputation die ebenso ehrerbietigen wie herzlichen Glückwünsche zu seinem Geburtstage zu überbringen und ferner, zur Erinnerung an die akademische Jugendzeit des Fürsten und in Anerkennung seiner Verdienste um das Vaterland, ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt Göttingen, die höchste Auszeichnung, die eine deutsche Stadt erteilen könne, zu verleihen, und wie der mit hier anwesende Bürgervorsteher-Worthalter und der Bürgermeister den ehrenvollen Auftrag erhalten, die Glückwünsche wie das Diplom zu überreichen.

ihnen haben, aber konnte den Streit nicht hindern, und da ich zufällig eine Charge bei meinem Corps hatte, so mußte ich drei Wochen büßen. Jetzt denkt kein verständiger Mensch mehr an solche Verfolgungen.

Und hier links die Krone! Bettmann ist ja nun auch gestorben. Als ich Bettmann vor etwa zehn Jahren einmal wieder besuchte, wunderte ich mich, daß ich ungefähr ebenso alt war wie er. Als Student sieht man einen jungen Bürger, der einem Geschäfte vorsteht, immer älter an, und so dachte ich, der Bettmann müßte ein ganz alter Mann inzwischen geworden sein. Er kannte mich damals nicht gleich wieder, ich war als sehr junger Student lang aufgeschossen, später stärker; als ich mich aber zu erkennen gab, erzählte er mir viele alte Geschichten und holte dabei so guten Rheinwein aus dem Keller, daß ich statt einen Bahnzug deren zwei damals überschlagen habe. Ein durch Humor und Herz seltener, weltbekannter Wirt.*)

---

26. Juni 1877.

Kissingen. Ansprache an eine Deputation schwäbischer Pastoren.**)

Sie leben, wie ich höre, in einem Bezirke mit gemischter Bevölkerung, drei Fünftel Evangelische, zwei Fünftel Katholiken, erfreuen sich äußerlich ungetrübten

---

*) Als Bismarck eine angehängte Göttinger Mettwurst bemerkt, erwiderte der Sprecher der Deputation: „Wir haben viel gewagt, aber denken doch, daß alle diese Erinnerungen an das Göttinger Leben, selbst diese Reminiszenz dem würdigen Eindruck des Ganzen nicht schaden; es ist eben das Bürgerrechtsdiplom der Universitätsstadt Göttingen."

„Nein, nein, vollkommen einverstanden! Und da unsere Kneiporte: Weende, Münden, Kassel, Geismar, Bovenden. — Auf dem Hardenberge hatten wir meinen letzten Abschiedskommers. — —"

Inzwischen hatte die Deputation sich wiederholt erhoben, „um die an einem solchen Tage (erster Ostertag und Geburtstag und, wie man später erfuhr, Haupttag der Verhandlung wegen des Entlassungsgesuchs) doppelt kostbare Zeit des Fürsten nicht länger in Anspruch zu nehmen," war aber ebenso oft zum Sitzenbleiben genötigt und es hatte die Audienz fast eine halbe Stunde gedauert, als plötzlich in der Thür der Kammerdiener erschien mit der raschen Meldung: „Seine Majestät der Kaiser!" Der Fürst erhob sich schnell und ging dem Kaiser durch die Vorzimmer entgegen, während die Deputation, das Audienzzimmer, in dem die Geburtstagsgeschenke aufgestellt waren, verlassend, sich in einem Vorzimmer aufstellte. Als der Fürst mit dem Kaiser dieses Vorzimmer betrat, um in das Audienzzimmer hinein zu gehen, bemerkte der Kaiser die Deputation und stellte der Fürst dieselbe vor als eine Deputation von seiner „alten Universitätsstadt Göttingen, welche ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen habe." Der Kaiser erinnerte sich freundlich des Umstandes, daß der Fürst in Göttingen studirt, und meinte darauf, auf den Fürsten hinweisend: „Meine Herren, der hat bei Ihnen seine Zeit nicht verloren." Die Deputation gestattete sich zu erwidern: „Wir wünschen uns mehrere solche Studenten." Darauf trat der Fürst mit dem Kaiser in das vorerwähnte Geburtstagszimmer, und die Deputation verließ das fürstliche Palais.

**) Am 26. Juni 1877 entschloß sich ein halbes Dutzend schwäbischer Pastoren, die im Kocherthal nahe bei einander wohnten, nach Kissingen zu reisen, lediglich um den Mann

konfessionellen Friedens und Sie haben doch in der Hauptsache dieselbe Gesetzgebung wie wir in Preußen? Es ist also bei Ihnen möglich, mit diesen Gesetzen sich freundlich zu stellen, welche anderwärts als ganz unannehmbar bezeichnet werden.

---

zu sehen, um dessen willen einzelne von ihnen schon vor dem 3. Juli 1866 Haß und Anfeindung erduldet, und über welchen jedenfalls seit den Ereignissen von 1866 und 1870 sie alle in der Ueberzeugung zusammenstimmten, daß kein Größerer seit den Tagen Luthers durch Gottes Gnade dem deutschen Volke geschenkt worden.

Wie die Herren zu der Audienz gelangten ohne irgend eine Empfehlung, ohne irgend einen Auftrag, völlig unerwartet und doch nicht rein zufällig, das mag billig ungeschildert bleiben. Genug, dieselben hatten eine Vorstellung bei dem Fürsten weder nachgesucht, noch auch nur von ferne gehofft, nicht einmal ihre Anwesenheit ihm direkt kundgethan, nirgends ihre Adresse hinterlegt. Sie wünschten und hofften nichts anderes, als ihn eben bei seinem gewohnten Gang von seiner Wohnung in das Bad, unter die übrigen Zuschauer gemischt, sehen und mehr oder weniger genau betrachten zu können, denn dies allein schon schien ihnen einer Reise nach Kissingen wert zu sein. Die Herren Pastoren waren deshalb sehr überrascht, als nach Beendigung ihres Mittagessens zwei Polizisten an ihren Tisch traten mit der Frage, ob sie wohl die und die seien, sie hätten sie allenthalben gesucht, der Fürst wünsche die Herren um 3½ Uhr zu empfangen.

Der Anfang der Audienz wird von einem der Teilnehmer im „Daheim“ Nr. 44 vom 28. Juli 1877 wie folgt geschildert: Wir hatten kaum Zeit, in dem im ersten Stock gelegenen Empfangssalon uns umzusehen, die Oelgemälde nebst einigen Büsten an den Wänden, das Rundpolster, auf welches ein Hut und einige Kleidungsstücke nachlässig hingeworfen waren, und die übrigen Möbel ins Auge zu fassen, denn fast gleichzeitig mit uns, aus einer Thüre links von der unsrigen, trat ein hochgewachsener junger Mann ein; er war, wie er sich uns vorstellte, Graf Herbert von Bismarck. Er wechselte in liebenswürdigster Weise einige Worte mit uns und sagte unter anderem, sein Vater befinde sich augenblicklich von der Kur ziemlich angegriffen, so daß wir schon fürchteten, dies möchte eine Einleitung zu der Eröffnung sein, daß der Fürst uns nicht selbst sprechen könne und seinen Sohn beauftragt habe, in seinem Namen uns zu empfangen.

Plötzlich aber öffnete sich eine der beiden im Hintergrund des Saales befindlichen Thüren und mit großen Sätzen und lautem Gebell sprang eine gewaltige, schwarze, dänische Dogge gegen die Mitte des Saales, wo wir Posto gefaßt hatten, herein, so daß der kleine Kollege N. und sein Nachbar, der gestrenge Herr Seminardirektor, unzweifelhafte Rückzugsbewegungen begannen. Unmittelbar aber hinter dem treuen vierbeinigen Begleiter erschien unter der Thür die imposante Gestalt des deutschen Reichskanzlers. In langsamem, festem Schritt, mit ruhigem Blick die Anwesenden musternd, kam er auf uns zu, begrüßte uns und fragte den Dekan, der als Sprecher ihm entgegengetreten war: „Die Herren haben um meinetwillen eine weite Reise hierher gemacht?“ worauf wir antworteten, so sehr weit sei die Reise nicht; aber wir hätten uns allerdings rasch zu derselben entschlossen, da wir erfahren, daß Seine Durchlaucht demnächst abreisen würde. Er fragte nachher noch einmal bestimmter: „Sie sind alle nicht der Kur wegen hier?“ was wir mit der Einschränkung, daß ein ebenfalls anwesender, erst später zufällig zu uns gestoßener Reisegefährte doch der Kur bedürftig sei, bejahen konnten. Inzwischen hatten wir aber bereits auf die Einladung des Fürsten hin um ihn her an einem Tisch Platz genommen, wobei dem würdigen „Freund Schmauder“ der wohlverdiente Ehrenplatz auf dem Sofa zu teil wurde.

Wir waren nun, wenn es ja einmal zu einer Audienz kam, an die wir überhaupt nicht gedacht hatten, darauf gefaßt, einige ganz allgemeine und bedeutungslose Fragen an uns gerichtet zu bekommen und dann nach ein paar Minuten wieder entlassen zu werden, und

Wir hatten auch in Preußen bis zum Jahre 1840 ganz leidliche konfessionelle Verhältnisse. Die katholische Kirche hatte die ihr gebührende Stellung und die notwendige Freiheit der Bewegung, und der Staat hatte seine gesicherte Stellung durch das preußische Landrecht, durch sonstige Gesetze und durch die langjährige allgemeine Gewöhnung. So blieb der Friede gewahrt, wenn auch einzelne Konfliktsfälle vorkamen, zum Beispiel in der bekannten Angelegenheit von Droste-Vischering. Unter der Regierung des höchstseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. änderten sich nun aber diese Verhältnisse allmälich. Insbesondere war es eine vielvermögende, der höchsten Aristokratie angehörige, streng katholische Familie, die ihren Einfluß geltend zu machen wußte, um der katholischen Kirche eine andere bevorzugte Stellung in Preußen zu verschaffen. Dieses Bestreben wurde durch die Ereignisse begünstigt: Es kam das Jahr 1848 mit seinen der Bewegung anfänglich beigemischten sozialistischen Tendenzen, und da waren die in den katholischen Landesteilen vollzogenen Wahlen zum Landtag fast noch die einzigen für die Regierung acceptablen. Hierdurch legitimirten sich die katholischen als die konservativen Kreise, und das machte die Regierung den ultramontanen Einflüssen geneigter. So wurde „die katholische Abteilung" gegründet, um den Verkehr der Regierung mit der katholischen Kirche zu erleichtern, aber die Familie *** beherrschte die „katholische Abteilung" vollständig, deren Mitglieder sozusagen der Familie leibeigen waren. Die Jesuiten drängten sich weich und wohlwollend heran. Die katholische Kirche gewann immer mehr Terrain und hatte endlich eine bevorrechtete Stellung im Staat, wie sonst nirgendwo. Das Verhältnis wurde zuletzt so unerträglich, daß eine päpstliche Nuntiatur eine wahre Wohlthat dagegen gewesen wäre. Denn bei einem Nuntius wußte man doch, mit wem man es zu thun hatte, während die „katholische Abteilung" eigentlich geschaffen sein sollte zu einer Vertretung des Königs gegen den Papst, in Wahrheit aber eine Vertretung des Papstes gegen den König und das Land geworden war.

Die Ziele und Erfolge des Ultramontanismus zeigten sich nun zunächst und besonders in Posen, Westpreußen u. s. w., wo, wie uns statistisch nach-

---

wären ja schon dadurch hoch geehrt und erfreut gewesen. Bald aber merkten wir, daß es anders komme. Zunächst fragte er: „Aus welchem Teile Schwabens kommen Sie?"

Nun mußten wir freilich antworten, daß wir zwar geborene Schwaben, aber nicht im eigentlichen Schwaben, sondern im württembergischen Hohenlohe derzeit angestellt seien, das zum ehemaligen Franken gehöre.

„Dort ist ja wohl auch der Stammsitz unseres Freundes . . .?"

Wir errieten nicht sofort, wen er meine; aber Graf Herbert ergänzte richtig: „Schillingsfürst."

Nachdem wir hierüber kurz Auskunft gegeben, fuhr der Fürst fort: „Das Haus Hohenlohe ist ja in konfessioneller Hinsicht geteilt?"

„Allerdings, gerade die in unserer nächsten Nähe begüterten Zweige der Familie, zum Beispiel Hohenlohe-Waldenburg, sind katholisch."

gewiesen wurde, ganze große längst deutsch gewordene Gebiete in klerikalem Interesse polonisirt wurden; denn wenn die Bevölkerung von der deutschen Sprache, Presse, überhaupt von der deutschen Bildung abgeschnitten war, so mußte sie natürlich ein willenloses Werkzeug in der Hand des polnischen Klerus werden. Das ging denn über das innerkirchliche Gebiet hinaus und faßte mich bei meiner politischen Ader. Es mußte etwas geschehen. Ich wandte mich zunächst an den Bischof *** und redete mit ihm über die Sache; ich fragte ihn: Muß denn das so sein, daß die Leute, um gut katholisch zu sein, polnisch werden müssen, kann man das nicht machen, daß sie zugleich gut katholisch und gut deutsch sind? Ich ging sogar so weit, ihm das Erzbistum Posen anzubieten. Er wich aber aus und lehnte ab unter dem Vorwande, das Polnische nicht zu verstehen. Nun, der Graf Ledochowsky, der nachher Erzbischof wurde, hat, obwohl von Geburt ein Pole, das Polnische auch nicht verstanden, er ist ja in Rom erzogen worden; er hat es aber nachher gelernt.

Von dieser Seite war also nichts zu hoffen. Die Polonisirung wurde vielmehr in verstärktem Maße weiter betrieben, wir konnten uns das nicht länger gefallen lassen, und so war denn der Krieg erklärt. Die „katholische Abteilung" wurde aufgehoben. Das rief nun einen gewaltigen Sturm hervor und die ultramontane Partei wurde verstärkt durch alle möglichen Elemente der Opposition, eine ganze Schar von Malkontenten, ehemalige Vizepräsidenten, Unterstaatssekretäre, gewesene Minister u. s. w. So verschärfte und erweiterte sich der Kampf, und es wurde eine umfassende Gesetzgebung notwendig. Ich bin mit den Maigesetzen nicht in allen Einzelheiten einverstanden, aber im großen und ganzen entsprechen sie meiner Anschauung und sind für den Staat im Kampf gegen die katholische Kirche ein unentbehrliches Bollwerk; wir haben mit ihrer Hilfe jetzt ungefähr die Stellung wieder gewonnen, welche wir vor dem Jahre 1840 inne hatten; wir können uns nun in der Defensive halten und die Sache an uns heran kommen lassen.

Gegen die evangelische Kirche waren diese Gesetze nicht gerichtet; die evangelische Kirche hatte dem Staat ja nie Schwierigkeiten gemacht, ihn vielmehr mit aller Kraft gestützt, aber wir konnten doch nur eine paritätische Gesetzgebung machen. Es ist freilich viel Beunruhigung dadurch hervorgerufen worden, und manches hätte sich ja wohl vielleicht anders machen lassen. Was insbesondere die Zivilehe betrifft, so war ich damit nicht einverstanden. Die christliche Lehre wird zwar durch dieselbe nicht angetastet; Sie wissen ja, wie Luther sich dazu verhalten hat, und die Zivilehe besteht bei uns seit lange am Rhein in den kirchlichsten Gegenden ohne nachteilige Folgen für das kirchliche Leben. Aber ich sagte: Wir rütteln damit an einer alten christlichen Sitte und entfremden uns eine Menge wohlgesinnter, redlicher Leute, die dadurch verletzt und verwirrt werden. Allein ich konnte mit meiner Ansicht nicht durchdringen und sah mich vor eine Ministerkrisis gestellt, welche in jener Zeit sehr

schlimme falsche Deutungen erfahren hätte, und so gab ich denn meine Zustimmung, aber ich erklärte, es ist ein Schlag ins Wasser, den wir thun. Inzwischen hat sich nun doch auch die evangelische Kirche damit zurecht gefunden und ist überhaupt daran gegangen, ihre inneren Angelegenheiten zu ordnen.

Von der neuen preußischen Kirchenverfassung ist, wie ich glaube, etwas zu erwarten, die Hereinziehung des Laienelementes ist von großer Bedeutung und hat auch schon, wie ich mich selber überzeugen konnte, recht segensreich gewirkt. Ich habe Leute, namentlich aus ehemaligen reformirten Gegenden, darüber sprechen hören; sie sprechen jetzt vielfach von „ihrer Kirche", für die sie auch gern etwas thun, nachdem es ihnen deutlich geworden, daß sie etwas in derselben bedeuten, und damit ist doch viel gewonnen. Es ist diese Betonung einer presbyterialen Verfassung für die evangelische Kirche äußerst wichtig. In der katholischen Kirche ist das ja ganz anders; diese kommt mir vor wie ein Wohnhaus, das fertig ist, auch wenn es unbewohnt ist, die Laien sind sozusagen nur die Staffage in der Landschaft.

Da bei Ihnen in Württemberg in dieser Hinsicht eine neue Verfassung im Werk ist, so kann ich nur raten, daß hierbei dem Laienelement die gebührende Stellung eingeräumt werde, und ich glaube die besten Wirkungen voraussagen zu können.

Freilich, ohne Hemmungen und Kämpfe wird es dabei nicht abgehen, wie wir das auch bei uns schon sehen. Die neuesten Erscheinungen der Berliner Synode sind in dieser Hinsicht nicht sehr erfreulich; aber ich bin überzeugt, daß zum Beispiel das Verlangen nach Abschaffung des Apostolikums, wenn man nur hätte fortmachen lassen, in Berlin selbst auf offenem Markt mit Schimpf und Schande totgeschlagen worden wäre. Man thut solchen extremen Erscheinungen zu viel Ehre an, wenn man sie mit einem Martyrium umgibt, sie bedeuten in der That nicht immer so viel, und man muß bei allen diesen Dingen auch die „Berliner Säure" mit in Rechnung nehmen. Es sind dort jetzt eine Menge Gelehrter mit unbestreitbaren wissenschaftlichen Verdiensten, die ganz der nihilistischen Richtung angehören, übrigens dem Aberglauben in allen möglichen Formen verfallen sind. Sie sind aber doch nicht maßgebend für die religiösen Anschauungen des Volkes. Im übrigen jedoch werden sich freilich verschiedene Ansichten und Bestrebungen innerhalb der Kirche geltend machen. Aber da fehlt es eben an der rechten Verträglichkeit und Duldung, die Herren sind sofort bei der Hand, den Kampf bis aufs äußerste zu führen, der furor teutonicus ist zu gewaltig.

Die schlimmsten Erfahrungen macht man mit den Herren vom Lehrerstande. Wenn diese in das Parlament kommen, so können sie sich schwer daran gewöhnen, daß, während sie sonst ex cathedra reden und immer recht behalten, ihnen jetzt Widerspruch entgegentritt und mit ihren Ansichten nicht viele Umstände gemacht werden. Da werden sie dann leicht gereizt und können sich

den Widerstand nicht als etwas zurecht legen, das eben einmal mit dem parlamentarischen Leben unzertrennlich verbunden ist. Und die Geistlichen sind ja doch auch eigentlich Lehrer und ebenfalls gewohnt, ihre Lehren und Ansichten ohne einen Widerspruch von irgend woher vorzutragen. Es geht aber nicht anders, sie werden in den Synoden lernen müssen, auch entgegenstehende Ansichten neben sich gelten zu lassen. Allerdings bis zur Verleugnung Christi darf es nicht kommen, aber in einer Fortbildung, in einem gewissen Fluß muß doch das Dogma erhalten bleiben, in einen Zustand des Gefrorenseins soll man es nicht geraten lassen. Verschiedene Glaubensmeinungen wird es innerhalb der Kirche immer geben, man sollte nicht die seinige für die ausschließlich berechtigte halten und jeder andern die Berechtigung absprechen und gleich mit Ausschließen u. s. w. kommen. Denn sonst wüßte ich nicht, worin sich unsere Kirche noch von der katholischen unterscheiden sollte, als dadurch, daß wir statt eines Papstes eine Menge Päpste hätten, was ja noch schlimmer wäre. Ich meine, wie unser Heiland sagt, um den Baum graben und Geduld mit ihm haben, sollte man sich mehr zur Regel machen, nicht gleich: Bieg oder brich, haue ihn ab und wirf ihn ins Feuer.

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ein Pastor durch seinen Zelotismus seine ganze Gemeinde auseinander gesprengt hat. Ich freue mich, zu hören, daß bei Ihnen Mißstände in Bezug auf Unduldsamkeit nicht vorkommen, obwohl die Schwaben auch recht starrköpfig sein können, wenn sie aber einmal etwas erfaßt haben, halten sie auch fest und treu zu der Sache, sie haben hierin viele Aehnlichkeit mit den Westfalen, bei denen es auch so ist.

In diesen Kämpfen fällt insbesondere der Schule eine wichtige Aufgabe zu; von ihr wird eine langsame, aber sichere Wirkung ausgehen. Gegen solche Dinge, wie die Geschichten in Marpingen und Lourdes, da reichen wir doch mit anderen Mitteln nicht aus, mit den Gendarmen schon gar nicht, da kann nur von der Schule die Heilung ausgehen.*)

---

*) Dies gab Bismarck Veranlassung, zum Schluß noch die Geschichte des Wunders von Lourdes, die er persönlich ganz genau kenne, und deren wahrer Hergang protokollarisch festgestellt sei, zu erzählen. So weit war der Fürst in seiner Auseinandersetzung gekommen, als Graf Herbert, welcher sich nach Beginn der Unterredung zurückgezogen, wieder in den Saal trat und — es schlug eben 4 Uhr — seinen Vater erinnerte, daß die Zeit um sei. Der Reichskanzler erhob sich mit den Worten, daß er nun ins Bad müsse, wendete sich noch an den jugendlichen P. mit der Frage: „Sie sind ja wohl der jüngste der Herren, sind Sie schon ordinirt und haben Sie schon eine Pfarre?" Als beides von P. mit dem Beisatz, daß er überhaupt allerdings einer der jüngsten Geistlichen in unserem Lande sei, bejaht wurde, wünschte er ihm Glück zu einer voraussichtlich noch langen Wirksamkeit im Dienste der Kirche. Hierauf reichte er jedem einzelnen die Hand und sprach noch einige freundliche Abschiedsworte. Auch Graf Herbert verabschiedete sich in derselben Weise, während der Fürst in vornehmer Haltung aufrecht in der Nähe der Thüre, aus welcher er gekommen, stehen blieb, bis die Herren den Rückzug vollendet hatten. An der Thüre angekommen, rief der Sprecher noch mit lauter Stimme in den Saal hinein: „Gott segne Eure Durchlaucht!"

13. Juni 1878.

Ansprache und Erklärung Bismarcks in der ersten Sitzung des Berliner Kongresses.*)

Nachdem Graf Andrassy vorgeschlagen, den Vorsitz des Kongresses dem Fürsten Bismarck zu übertragen, und sodann den wärmsten Wünschen der Versammlung für baldige Wiedergenesung Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm Ausdruck gegeben,

dankt Fürst Bismarck seinen Kollegen für die im Namen der Mitglieder des Kongresses durch den Grafen Andrassy ausgedrückten sympathischen Gesinnungen für den Kaiser und übernimmt es, Seiner Majestät davon Kenntnis zu geben. Er nimmt sodann den Vorsitz mit folgenden Worten an:

„Meine Herren! Ich danke Ihnen für die Ehre, welche Sie mir durch Uebertragung des Vorsitzes dieser erlauchten Versammlung soeben erwiesen haben.

Bei Ausübung des Amtes, zu welchem ich berufen bin, rechne ich auf die wohlwollende Mitwirkung meiner Herren Kollegen und auf ihre Nachsicht, wenn meine Kräfte nicht immer meinem guten Willen gleichkommen."

Fürst Bismarck schreitet sodann mit folgenden Worten zur Konstituirung des Bureaus:

„Ich schlage Ihnen als Sekretär des Kongresses Herrn von Radowitz, den Gesandten Deutschlands in Athen, vor, und als Sekretäradjunkten den Herrn Grafen von Mouy, Ersten Sekretär der französischen Botschaft in Berlin,

*) Der Berliner Kongreß wurde an einem 13. eröffnet und an einem 13. geschlossen. M. Busch erwähnt diesen Umstand, um zu beweisen, daß Bismarck nicht abergläubisch sei. Am 26. Oktober 1870 sagte er in Versailles über Tische: „Gestern bin ich von einer ganzen Reihe von Mißgeschicken heimgesucht worden. Eins folgte aus dem andern. Zuerst will mich einer sprechen, der wichtige Geschäfte hat (Odo Russell). Ich lasse ihn bitten, ein paar Augenblicke zu warten, da ich noch mit einer dringenden Arbeit beschäftigt bin. Wie ich dann nach einer Viertelstunde nach ihm frage, ist er fort, und davon hängt möglicherweise der Friede Europas ab. So gehe ich schon um zwölf Uhr zum König, und das wird Ursache, daß ich dem N. N. in die Hände falle, der mich nötigt, einen Brief anzuhören, und mich auf diese Art eine ganze Weile festhält . . . So verlor ich eine Stunde, und nun konnten Telegramme von großer Wichtigkeit erst abgehen, so daß sie denen, für die sie bestimmt sind, vielleicht heute nicht mehr zukommen, und inzwischen können Beschlüsse gefaßt worden sein und Verhältnisse sich gestaltet haben, welche sehr ernste Folgen haben und die politische Situation ganz verändern. — Das kommt aber alles vom Freitag her," setzte er hinzu; „Freitagsverhandlungen, Freitagsmaßnahmen!" Im Januar 1871 äußerte er gegen den Regierungspräsidenten von Ernsthausen: „Heute haben wir den dreizehnten und auch Freitag, da geht es nicht. Sonntag der fünfzehnte, der achtzehnte ist also Mittwoch. Da haben wir das Ordensfest und da könnte man die Proklamation (wegen Kaiser und Reich, von der die Rede war) an das deutsche Volk erlassen." Im Jahre 1883 bemerkte aber Bismarck zu Moritz Busch: „Die Scherze über meinen Aberglauben sind eben Scherze oder Rücksicht auf die Gefühle anderer. Ich esse zu dreizehn, so oft Sie wollen, und nehme am Freitag die wichtigsten und bedenklichsten Geschäfte vor."

sowie die Herren Busch, Wirklichen Legationsrat, den Baron von Holstein, Legationsrat, und den Grafen von Bismarck, Legationssekretär. Ich schlage ferner vor, die Leitung der Archive des Kongresses Herrn Bucher, Wirklichen Geheimen Legationsrat im Auswärtigen Amt des Deutschen Reichs, zu übertragen."

Die Vorschläge werden angenommen und die Mitglieder des Bureaus dem Kongresse vorgestellt.

Fürst Bismarck teilt sodann mit, daß das nunmehr konstituirte Bureau die Dokumente und Vollmachten, welche die Mitglieder des Kongresses zu dem Zweck gefälligst dem Bureau übergeben wollen, zu sammeln und zur Prüfung vorzulegen haben werde.

Nachdem die Vollmachten dem Sekretär übergeben, verliest Fürst Bismarck folgende Rede:

„Meine Herren! Es ist vor allem meine Pflicht, Ihnen im Namen des Kaisers, meines Herrn, für die Einmütigkeit zu danken, mit welcher alle Kabinette der Einladung Deutschlands entsprochen haben. Man darf dies Einvernehmen wohl als erstes Unterpfand für eine glückliche Erledigung unserer gemeinsamen Aufgabe ansehen.

Die Thatsachen, welche die Zusammenberufung des Kongresses veranlaßt haben, sind allen im Gedächtnis. Schon gegen Ende des Jahres 1876 waren die gemeinsamen Bemühungen der Kabinette dahin gerichtet, den Frieden auf der Balkanhalbinsel wieder herzustellen. Sie hatten sich zugleich bestrebt, wirksame Garantien für eine Verbesserung des Loses der christlichen Bevölkerungen der Türkei herbeizuführen. Diese Bemühungen sind nicht von Erfolg gewesen. Ein neuer, furchtbarer Konflikt ist ausgebrochen, welchem die Abmachungen von San Stefano ein Ende gesetzt haben.

Die Bestimmungen dieses Vertrages sind in mehreren Punkten derartig, daß sie die durch die früheren europäischen Verträge festgesetzte Lage der Dinge abändern, und wir sind nun versammelt, um das Werk von San Stefano der freien Diskussion der Mächte, welche die Verträge von 1856 und 1871 unterzeichnet haben, zu unterziehen. Es handelt sich darum, den Frieden, dessen Europa so sehr bedarf, durch gemeinsames Einvernehmen und auf Grundlage neuer Garantien zu sichern."

Fürst Bismarck bittet, hieran einige Bemerkungen über die weitere Behandlung der Geschäfte schließen zu dürfen. Er ist der Meinung, daß es im Interesse der Erleichterung der Aufgaben des Kongresses angezeigt erscheine, zu beschließen, daß jeder Antrag, jedes Dokument, das im Protokoll vermerkt werden solle, schriftlich eingebracht und von den Mitgliedern des Kongresses, welche die Initiative dazu ergriffen haben, vorgelesen werden solle. Er glaubt im Interesse der der hohen Versammlung obliegenden Aufgabe zu handeln, wenn er vorschlägt, gleich bei Beginn der Beratungen die Reihenfolge der

Arbeiten vorzuzeichnen. Es scheint ihm, daß es, ohne sich an die Reihenfolge der Paragraphen des Vertrages, welcher den Gegenstand der Beratungen bilde, zu binden, vorzuziehen sei, die Fragen nach ihrer Wichtigkeit zu rangiren. In dieser Beziehung wird vor allem das Problem der Abgrenzung und Organisation Bulgariens das Interesse des Kongresses hervorrufen; Fürst Bismarck schlägt nun vor, die Verhandlungen mit der Beratung derjenigen Bestimmungen des Vertrages von San Stefano zu beginnen, welche auf die zukünftige Organisation Bulgariens Bezug haben. Wenn der Kongreß ein Vorgehen in dieser Art gutheiße, so wird Fürst Bismarck dementsprechend wegen der vorbereitenden Arbeiten des Sekretariats Anordnung treffen. Seine Durchlaucht glaubt ferner, daß es gut sein würde, zwischen dieser und der nächsten Sitzung einige Zeit zu lassen, um den Bevollmächtigten Zeit zum Gedankenaustausch zu gewähren. Endlich zweifelt er nicht, daß die Bevollmächtigten darin übereinstimmten, über die Beratungen Geheimnis zu bewahren.

Nach einigen Bemerkungen der anderen Bevollmächtigten

konstatirt Fürst Bismarck, daß der Vorschlag, die Beratungen mit der bulgarischen Frage zu beginnen, einstimmig angenommen sei.

Darauf regt Lord Beaconsfield an, ob sich der Kongreß vor der Prüfung des Vertrages von San Stefano nicht mit einer Vorfrage, der Position der russischen Streitkräfte in der Nähe von Konstantinopel und deren Zurückziehung, befassen möchte.

Fürst Bismarck bemerkt dazu, diese Frage scheine ihm eine derartige zu sein, daß sie zweckmäßig in der heutigen Sitzung nicht erörtert werden könne, und fragt die Herren Bevollmächtigten Rußlands, ob sie auf die Worte Lord Beaconfields zu antworten wünschen.

Nachdem die russischen Bevollmächtigten ihre Gegenerklärungen abgegeben haben,

glaubt Fürst Bismarck, daß die Bevollmächtigten Großbritanniens die Antwort ihrer russischen Kollegen für zufriedenstellend erachten und den regelmäßigen Fortgang der Beratungen des Kongresses nicht von der durch sie aufgeworfenen Frage abhängig machen werden. Er trägt übrigens Bedenken, anzunehmen, daß die Frage bei der gegenwärtigen Lage der Sache der Zuständigkeit des Kongresses unterliege; wenigstens würde die deutsche Regierung, welche seinerzeit, soviel ihr möglich, bestrebt gewesen ist, Abhilfe in der Sache zu schaffen, sich nicht für berufen halten, ein Urteil über die Gründe abzugeben, welche für das Verhalten der anderen Regierungen hinsichtlich solcher Gegenstände bestimmend sein könnten, die außerhalb der gegenwärtigen Aufgaben der hohen Versammlung lägen. Er ist der Ansicht, daß die Frage zunächst direkt zwischen den Vertretern Großbritanniens und Rußlands verhandelt werden sollte: die beiderseitigen versöhnlichen Dispositionen lassen hoffen, daß diese Unterhandlungen einen glücklichen Ausgang haben würden; nur im entgegengesetzten Falle würde der Kongreß gelegentlich

einer der nächsten Sitzungen versuchen, die beiden interessirten Teile durch eine Vermittlung ins Einvernehmen zu bringen, welche bei den friedlichen Gesinnungen der hohen Versammlung sich gewiß wirksam erweisen würde.

Nachdem alle Bevollmächtigten dieser Ansicht beigetreten,

erklärt Fürst Bismarck den Zwischenfall für erledigt und fragt, ob einer der Bevollmächtigten dem Kongresse eine Mitteilung seiner Regierung zu machen hat.

Der türkische Bevollmächtigte kommt auf eine Bemerkung eines russischen Bevollmächtigten über die Zurückziehung des russischen Heeres aus der Nähe von Konstantinopel zurück,

worauf Fürst Bismarck ihm bemerklich macht, daß der Kongreß den Schluß der Erörterung über den fraglichen Gegenstand beschlossen hat; nachdem der Zwischenfall erledigt, müsse auch die Diskussion in dieser Hinsicht geschlossen bleiben.

Fürst Bismarck schlägt sodann der hohen Versammlung für die nächste Sitzung Montag den 17. um 2 Uhr vor.

Nachdem sodann Lord Salisbury angekündigt, daß er Montag die Frage der Zulassung Griechenlands zum Kongresse zur Sprache bringen werde,

benützt Fürst Bismarck, indem er sich sein Urteil über die von Lord Salisbury aufgeworfene Frage bis zu dem Zeitpunkt vorbehält, wo dieselbe formell dem Kongresse unterbreitet sein wird, die Gelegenheit, zur Sprache zu bringen, ob es nicht zweckmäßig sein würde, daß die Mitglieder des Kongresses, welche einen Antrag stellen wollen, davon zuvor in einer Sitzung oder wenigstens am Tage vor der Sitzung ihre Kollegen verständigten, damit unvorhergesehene und unvollständige Diskussionen vermieden würden. Anträge, die mit den Gegenständen der Tagesordnung in Zusammenhang stehen oder aus den Beratungen selbst hervorgehen, würden davon ausgenommen sein.

Seine Durchlaucht betrachtet als unumstößlichen Grundsatz, daß die Minderheit des Kongresses nicht gehalten sein kann, sich einem Majoritätsvotum zu unterwerfen. Aber er stellt seinen Herren Kollegen zur Erwägung anheim, ob es nicht im Interesse der Arbeiten nützlich wäre, zu beschließen, daß die Majoritätsbeschlüsse, betreffend die Geschäftsordnung, ohne die Hauptsache zu berühren, als Beschlüsse des Kongresses anzusehen seien, sofern die Minorität nicht formellen Protest einlegen zu müssen glaubt.

Herr Waddington hält dafür, daß jeder Antrag in der vorhergehenden Sitzung anzukündigen sei; die Frist sei, wenn die Ankündigung erst am Tage vor der Sitzung erfolge, zu kurz.

Fürst Bismarck anerkennt die Richtigkeit dieser Bemerkung und schließt sich derselben vollkommen an.

17. Juni 1878.

Erklärungen Bismarcks in der zweiten Sitzung des Berliner Kongresses.

Fürst Bismarck schlägt im Interesse der Beschleunigung der Arbeiten des Kongresses vor, daß in Zukunft die vorherige Mitteilung des gedruckten Protokolls an die Bevollmächtigten an die Stelle der traditionellen Verlesung bei Beginn der Sitzung tritt. Im Fall von den Mitgliedern der hohen Versammlung keine Abänderung vorgenommen worden sei, würde der Text als gutgeheißen angesehen und in den Archiven niedergelegt werden.

Auf Bemerkungen, wie die Mitglieder Kenntnis von vorgenommenen Aenderungen des Protokolls erhalten könnten,

schlägt Fürst Bismarck vor, daß das Sekretariat im Beginn jeder Sitzung solche Abänderungen vorlese; es sei im übrigen selbstverständlich, daß das Protokoll ganz vorzulesen sei, wenn dies von einem der Mitglieder des Kongresses gewünscht werde.

Er wird dem Sekretariat Weisung wegen rascher Verteilung der Protokolle erteilen.

Sodann kündigt er an, daß Petitionen und Dokumente in ziemlich beträchtlicher Anzahl an den Kongreß und an ihn selbst eingegangen sind. Das Sekretariat ist beauftragt worden, eine Auswahl unter diesen Schriftstücken von sehr ungleichmäßigem Werte zu treffen. Diejenigen von diesen Petitionen, welche ein gewisses politisches Interesse bieten, sind in einem an alle Bevollmächtigten verteilten Verzeichnis zusammengestellt worden; dieses Verzeichnis wird nach Maßgabe des Einganges ähnlicher Mitteilungen fortgesetzt und alle Schriftstücke werden im Sekretariat niedergelegt werden. Seine Durchlaucht ist der Ansicht, und dieser Ansicht wird einstimmig beigetreten, daß grundsätzlich Anträge sowie Dokumente der Prüfung der hohen Versammlung nicht unterbreitet werden dürfen, wenn sie nicht von einem der Bevollmächtigten eingebracht sind. Er richtet sich nach dieser Regel also bezüglich der besprochenen Petitionen.

Er schlägt sodann vor, zu der in voriger Sitzung festgesetzten Tagesordnung überzugehen.

Marquis von Salisbury liest darauf den Antrag auf Zulassung Griechenlands zum Kongreß vor.

Fürst Bismarck nimmt auf die von der hohen Versammlung in der vorigen Sitzung getroffene Entschließung Bezug und erachtet es für unmöglich, daß der Kongreß heute, nach der ersten Verlesung, in der Lage ist, über den Antrag Bestimmung zu treffen, welchen Lord Salisbury soeben verlesen habe, und welcher so viele schwierige Fragen berühre. Wie groß auch die Sympathie sei, die Griechenland Europa einflöße, so glaubt er im Interesse der Geschäfte vorschlagen zu sollen, gemäß dem früher angenommenen Grundsatz die Beratung

dieses Gegenstandes bis zur nächsten Sitzung zu vertagen. In der Zwischenzeit wird Fürst Bismarck veranlassen, daß der von Lord Salisbury gestellte Antrag gedruckt und verteilt wird; letzterer sei an sich so wichtig, schließe überdies hinsichtlich der Art, wie ein Vertreter Griechenlands in den Schoß des Kongresses aufzunehmen sei, eine Anzahl Fragen über Völkerrecht und das zu beobachtende Verfahren in sich.

Er konstatirt sodann, daß alle Bevollmächtigten mit der Vertagung der Beratung bis zur nächsten Sitzung einverstanden sind.

Der französische Bevollmächtigte Desprez stellt sodann gleichfalls einen Antrag bezüglich der Zulassung Griechenlands.

Fürst Bismarck bemerkt, der Druck und die Verteilung dieses Dokuments werde dem Wunsche der französischen Herren Bevollmächtigten gemäß bewirkt und der Antrag auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung gesetzt werden. Sodann fragt er, vor Eintritt in die Tagesordnung, ob eins der Mitglieder der hohen Versammlung eine Mitteilung zu machen habe.

Auf eine Bemerkung des in der ersten Sitzung noch nicht anwesend gewesenen türkischen Bevollmächtigten Caratheodory Pascha, daß er sich den Wünschen des Kongresses für die Wiederherstellung der Gesundheit des Kaisers Wilhelm anschließe,

dankt Fürst Bismarck dem ersten Herrn Bevollmächtigten der Türkei für diese Worte, welche er nicht ermangeln wird, Seiner Majestät zu übermitteln.

Sodann bemerkt er, die Tagesordnung enthalte die Beratung der Artikel des Vertrages von San Stefano, soweit sie Bulgarien betreffen, beginnend mit Artikel VI.

Er liest den Absatz 1 des Artikel VI:

„Bulgarien bildet ein autonomes, tributpflichtiges Fürstentum mit einer christlichen Regierung und nationalen Miliz,“

und fügt hinzu: Man kann auf zweierlei Weise in die Beratung eintreten; man kann zunächst den ersten Absatz des Artikel VI beraten oder den vierten Absatz, die Ausdehnung der Grenzen betreffend, abwarten. Ohne das eine oder andere Verfahren empfehlen zu wollen, fragt Fürst Bismarck, für welches von beiden der Kongreß sich entscheidet.

Marquis von Salisbury beantragt, das autonome Fürstentum Bulgarien auf das türkische Gebiet nördlich des Balkans zu beschränken, und die Provinz Rumelien und alles andere Gebiet südlich des Balkans unter der politischen Autorität des Sultans nach Schaffung gewisser Garantien zu belassen.

Graf Schuwaloff fragt, ob die Vertreter Englands geneigt wären, in eine Diskussion über die Abgrenzung auf Grund der von der Konstantinopeler Konferenz festgesetzten Grenzen einzutreten.

Fürst Bismarck bemerkt, die Anregung Rußlands bedinge augenscheinlich eine eingehendere Prüfung der Einrichtungen, welche dem südlich des Balkans

belegenen Bulgarien gegeben werden sollen. Wenn die Bevollmächtigten Großbritanniens sich in der Lage befänden, schon jetzt Aufklärungen über die Verfassung und die Einrichtungen zu geben, welche diesem Teile Bulgariens geboten und gesichert werden könnten, so würden die russischen Bevollmächtigten vielleicht eher im stande sein, sich über die englischen Gesamtvorschläge zu äußern.

Fürst Bismarck glaubt, wie dies auch Lord Salisbury wünscht, es sei in der That besser, diese Diskussion zu vertagen; er spricht die Hoffnung aus, daß die an der Frage hauptsächlich beteiligten Mächte sich in der Zwischenzeit über den status causae et controversiae verständigen möchten. Er ist der Meinung, daß die Mächte über viele Punkte, und vielleicht über mehr, als sie selbst glaubten, einverstanden seien. Seine Durchlaucht glaubt, die Vertreter dieser Kabinette würden nach Herbeiführung dieses Einverständnisses das Ergebnis ihres Gedankenaustausches über das südliche Bulgarien und die demselben zu gebenden Institutionen dem Kongreß vorlegen; der Kongreß würde dann die Aufgabe haben, falls ein völliges Einverständnis nicht hergestellt sei, dasselbe durch die Intervention der befreundeten Mächte zu vervollständigen.

> Graf Andrassy hält eine Beteiligung Oesterreich-Ungarns an diesen besonderen Unterhandlungen der englischen und russischen Bevollmächtigten für nützlich und gibt eine Anregung über die geschäftliche Behandlung der Diskussion.

Fürst Bismarck schließt sich der Ansicht des Grafen Andrassy hinsichtlich der Art und Weise der Diskussion an; es würde zweckmäßig sein, der letzteren die Form einer ersten und zweiten Lesung zu geben; die erste würde die Generaldiskussion ersetzen, die zweite das Eingehen auf Einzelheiten gestatten. Er ist der Ansicht, daß die besonderen vertraulichen Vereinigungen von Vertretern der direkt interessirten Mächte — Vereinigungen, welche er empfehle, ohne sich zur Einberufung derselben für berechtigt zu halten — den wichtigen Vorteil haben würden, ein Einvernehmen über Einzelfragen und die Wortfassung besser vorzubereiten. Der Hauptpunkt für die Plenarversammlungen des Kongresses würde sein, ein Einverständnis über die Prinzipfragen herzustellen; wenn diese Fragen gründlich erörtert wären, würde in zweiter Lesung an die Fassung eines Textes zu gehen sein, welcher an die Stelle der Artikel des Vertrages von San Stefano zu treten haben würde.

Fürst Bismarck setzt sodann mit Zustimmung des Kongresses auf die Tagesordnung der nächsten, auf Mittwoch den 19. anberaumten Sitzung: 1. die Frage der Zulassung der Vertreter Griechenlands; 2. den englischen Antrag über Bulgarien, den eventuellen Gegenvorschlag Rußlands und eventuell den Entwurf, über welchen die Vertreter der drei Mächte sich geeinigt haben.

---

19. Juni 1878.

Erklärungen Bismarcks in der dritten Sitzung des Berliner Kongresses.

Fürst Bismarck macht seine Kollegen darauf aufmerksam, daß ihnen ein Verzeichnis neu eingegangener Petitionen zugestellt worden sei. Eine Petition, die eine politische Frage berühre, aber keine Unterschrift trage, ist nicht in die Liste aufgenommen. Prinzipiell wird jede anonyme Mitteilung dieser Art in das den Mitgliedern des Kongresses zugestellte Verzeichnis nicht aufgenommen, steht ihnen aber selbstverständlich in den Bureaux des Sekretariats zur Verfügung.

Er fährt sodann fort:

Die für die heutige Sitzung festgesetzte Tagesordnung betrifft

1. die Frage der Zulassung der Vertreter Griechenlands,
2. den englischen Antrag über Bulgarien, den eventuellen Gegenantrag Rußlands, und eventuell den Entwurf, über welchen die Vertreter der drei Mächte sich ins Einvernehmen gesetzt haben.

In Erwägung, daß die Besprechungen, welche zwischen den Vertretern der bei der bulgarischen Frage besonders interessirten Mächte eingeleitet sind, noch fortgesetzt werden und sich einem Abkommen nähern, welches die Arbeiten des Kongresses erleichtern würde,

in Erwägung, daß dies Resultat noch nicht erreicht ist,

schlage ich vor, die Beratung des zweiten Teiles der Tagesordnung bis zur nächsten Sitzung zu vertagen.

Nachdem dieser Vorschlag Zustimmung gefunden,

bemerkt Fürst Bismarck, daß demzufolge der alleinige Gegenstand der Tagesordnung die Frage der Zulassung der Vertreter Griechenlands sei, und kündigt mit Zustimmung der hohen Versammlung an, daß der Kongreß am Freitag zur Beratung der bulgarischen Angelegenheiten zusammentreten werde.

Seine Durchlaucht erinnert sodann, daß bezüglich der Frage der Zulassung Griechenlands zwei seit der letzten Sitzung bekannte Vorschläge vorlägen, der eine von Lord Salisbury, der andere von Herrn Deprez, und fügt hinzu, daß, was Deutschland anbeträfe, er sich dem zweiten anschlösse. Er bittet seine Kollegen, beide Vorschläge oder jeden andern Vorschlag, der in dieser Hinsicht gemacht werden sollte, gefälligst zu erörtern. Er würde später, wenn die Zulassung der griechischen Vertreter beschlossen werde, den Kongreß ersuchen, den Tag der Sitzung zu bestimmen, zu welcher sie eingeladen werden sollen.

Nachdem verschiedene Bevollmächtigte sich zur Frage geäußert,

bemerkt Fürst Bismarck, der Kongreß stehe einer Frage der Form oder Fassung gegenüber, in welcher die Entscheidung der Majorität als angenommen gelte, wofern die Minorität nicht dagegen im Protokoll protestire. Seine Durchlaucht ist der Ansicht, es würde zweckmäßig sein, in umgekehrter Weise, als es der

parlamentarische Gebrauch sei, zu verfahren und, wenn der Kongreß zustimme, mit der Abstimmung über den Text des französischen Vorschlages zu beginnen, sodann in zweiter Linie den Zusatzantrag Lord Salisburys zur Abstimmung zu bringen. Das Ergebnis der ersten Abstimmung würde als ein eventuelles, das heißt als ein solches anzusehen sein, welches gemäß dem englischen Antrage abzuändern sei, falls der letztere angenommen werde. Werde derselbe dagegen abgelehnt, so würde die Abstimmung über den französischen Antrag als endgiltig anzusehen sein.

Die Bevollmächtigten votiren für den französischen Antrag.

Sodann veranlaßt Fürst Bismarck eine zweite Abstimmung über den Abänderungsantrag Lord Salisburys, das heißt über die Frage, ob die Worte „Grenzprovinzen“ durch die Worte „Griechische Provinzen“ ersetzt werden sollen.

Nachdem die Tragweite dieser verschiedenen Wortfassungen erörtert worden,

bemerkt Fürst Bismarck, daß in der Wirklichkeit der praktische Unterschied der beiden Ansichten sich besonders dann herausstellen würde, wenn es sich darum handeln werde, den Zeitpunkt zu bestimmen, wo die Vertreter Griechenlands angehört werden sollten. Das würde dann, seiner Meinung nach, die definitive Abstimmung sein. Gegenwärtig handle es sich darum, im allgemeinen zu wissen, ob dieselben zugelassen werden sollen, und in diesem Sinne frage er von neuem, ob die ottomanischen Herren Bevollmächtigten für die französische oder englische Fassung stimmten.

Die türkischen Bevollmächtigten enthalten sich der Abstimmung.

Fürst Bismarck stimmt als Bevollmächtigter Deutschlands für die französische Fassung. Er konstatirt sodann, daß Stimmengleichheit sich ergeben, der englische Abänderungsantrag also nicht die Majorität erhalten habe und das Ergebnis der ersten Abstimmung für die Annahme der französischen Fassung bestehen bleibe.

Er fragt hierauf an, ob der Kongreß heute oder in einer späteren Sitzung bestimmen wolle, zu welcher Sitzung der griechische Vertreter zuzulassen sei.

Auf Anregung des Grafen Corti bemerkt der Präsident, die Einladung dürfe nur auf den Antrag eines Kongreßmitgliedes, welcher in der vorhergehenden Sitzung formulirt und von der hohen Versammlung durch Abstimmung angenommen sei, erfolgen.

Nachdem hierzu von einigen Bevollmächtigten Bemerkungen gemacht sind,

konstatirt Fürst Bismarck, indem er darauf hinweist, daß nach seiner Ansicht der griechische Bevollmächtigte nur zu den Sitzungen, in welchen der Kongreß ihn zu hören wünsche, einzuladen sei, daß gegenwärtig kein Mitglied der Versammlung einen Antrag in dieser Beziehung stelle. Seine Durchlaucht glaubt, bei dem gegenwärtigen Stande der Arbeiten, wo eine Annäherung der

divergirenden Ansichten über die bulgarische Frage zu hoffen sei, sei es vorzuziehen, nicht ein neues Element einzuführen, welches die Schwierigkeiten der Verständigung zu vermehren geeignet sei. Er meint, daß der Kongreß heut über diesen Punkt kein Votum abgeben und sich sein Urteil bis zu dem Augenblick, wo die Frage der Schaffung der Institutionen für Südbulgarien zur Erörterung gelangt, vorbehalten wird. Seine Durchlaucht fügt hinzu, die heutige Tagesordnung sei erschöpft.

Fürst Bismarck acceptirt sodann nach Anhörung des Kongresses als Tag der nächsten Sitzung Sonnabend den 22., indem er sich vorbehält, eventuell auch die Versammlung auf Freitag zusammenzuberufen.

---

22. Juni 1878.

Erklärungen Bismarcks in der vierten Sitzung des Berliner Kongresses.

Auf eine Mitteilung, daß Fürst Gortschakow durch Krankheit am Erscheinen verhindert sei,

erwidert Fürst Bismarck, daß der Kongreß die Abwesenheit des Fürsten Gortschakow bedaure und herzliche Wünsche für eine baldige Wiedergenesung des ersten Herrn Bevollmächtigten Rußlands ausspreche.

Nachdem er hierauf das Verzeichnis der seit der letzten Sitzung an den Kongreß gerichteten Petitionen vorgelesen, geht er zur heutigen Tagesordnung über: die Beratung der bulgarischen Frage bezüglich der in dem Artikel VI des Vertrages von San Stefano behandelten Punkte und des im II. Protokoll des Kongresses bezeichneten englischen Vorschlages. Seine Durchlaucht bittet die Vertreter der Mächte, welche eine Verständigung in besonderen Konferenzen herbeizuführen gesucht haben, das Ergebnis ihrer Unterhaltungen zur Kenntnis zu bringen.

Lord Salisbury verliest ein entsprechendes Dokument.

Fürst Bismarck fragt die Bevollmächtigten Rußlands, ob sie den prinzipiellen Vorschlägen Lord Salisburys beitreten.

Hierauf äußern sich die Bevollmächtigten Rußlands, Englands und Oesterreichs zu der Frage.

Nachdem der türkische Bevollmächtigte, von Fürst Bismarck um Aeußerung seiner Ansicht ersucht, erklärt hat, er müsse sich seine Bemerkungen zu dem Vorschlage für später vorbehalten,

bemerkt Fürst Bismarck, der Kongreß sei bereit, heute die Ansichten der ottomanischen Herren Bevollmächtigten anzuhören. Er glaubt hinzusetzen zu müssen, daß es nicht im Interesse der hohen Pforte sein könne, dem Fortgange von Verhandlungen Schwierigkeiten zu bereiten, durch welche nach Ansicht der hohen Versammlung der Herrschaft des Sultans Länder zurückgegeben werden könnten,

auf die die Türkei durch den Vertrag von San Stefano verzichtet habe. Alle Regierungen nähmen an diesen Beratungen im Interesse des allgemeinen Friedens teil. Die öffentliche Meinung Europas, welche den Frieden wolle, werde den Mächten, welche zur Sicherung desselben beigetragen, dankbar sein, würde aber mit Bedauern bemerken, daß diese Aufgabe dem Kongresse erschwert werde. Seine Durchlaucht glaubt, im Sinne der neutralen und nicht interessirten Mächte zu sprechen, wenn er sich gegen jeden Vorschlag erkläre, welcher geeignet sei, die Arbeiten der hohen Versammlung zu hemmen. Fürst Bismarck hofft, daß schon heut ein Einverständnis bezüglich der englischen Vorschläge erreicht werden wird; dieselben würden im Prinzip und vorbehaltlich späterer Prüfung der russischen Abänderungsanträge angenommen werden können.

Bei der weiteren Erörterung kommt die Bedeutung des Ausdrucks „Miliz" zur Sprache.

Fürst Bismarck meint, daß die Landwehr in Deutschland, die Territorialarmee in Frankreich als eine Miliz angesehen werden können. Ohne über den richtigen Sinn dieses Wortes im Französischen sicher zu sein, betrachtet Seine Durchlaucht als Miliz eine Truppe, welche, bei regelmäßigen Zuständen, sich am häuslichen Herde befindet und, bei außergewöhnlichen Umständen, nur auf besonderen Befehl des Souveräns zusammentritt. Die hier in Frage kommende Miliz würde eine ansässige und territoriale Truppe sein, besonders dazu eingerichtet, eine Berührung der regelmäßigen türkischen Armee mit der christlichen Bevölkerung zu vermeiden. Nach Ansicht des Fürsten Bismarck ist die Stellung der Christen in dem türkischen Heere nicht derartig, um dieselben zum Eintritt anzuregen; die regelmäßige Armee wird durch die Macht der Verhältnisse immer einen wesentlich muselmanischen Charakter haben. Die Miliz wird in Friedenszeiten eine zur Sicherung der öffentlichen Ruhe bestimmte Truppe sein, im Kriege wird sie das Heer des Sultans verstärken können.

Seine Durchlaucht hält es für seine Pflicht, hinzuzufügen, daß er in dieser Frage als deutscher Bevollmächtigter nicht gänzlich neutral bleiben kann. Die Instruktionen, welche er vom Kaiser, seinem erlauchten Herrn, vor Eröffnung des Kongresses erhalten hat, schreiben ihm vor, darauf hinzuwirken, daß den Christen in dem Maße Schutz gewährleistet bleibt, wie ihnen dies die Konstantinopeler Konferenz zusichern wollte, und keiner Vereinbarung zuzustimmen, welche die in dieser Hinsicht erreichten Resultate abschwächen möchten. Er ist der Ansicht, daß Kantonirungen der muselmanischen Truppen überall zu vermeiden sind, wo Religionsverschiedenheit besteht; er läßt die Garnisonstädte zu, verwirft aber die Quartierung des Heeres auf dem platten Lande, wo die militärischen Befugnisse in Friedenszeiten, wie ihm scheint, der Miliz vorbehalten bleiben müssen.

Seine Durchlaucht nimmt also die russischen Abänderungsvorschläge mit Sympathie auf und würde es bedauern, wenn sie abgewiesen werden; er

fürchtet, daß, wenn sie nicht angenommen werden, die Vorkommnisse, welche beinahe dem Weltfrieden gefährlich geworden sind, sich früher oder später wiederholen werden. Der zweite Abänderungsantrag würde übrigens lediglich eine der Pforte zu gebende Mahnung sein; Fürst Bismarck glaubt, daß es überdies ähnliche Bestimmungen in den Institutionen des Libanon und in der Verfassung der englischen Kolonien gibt.

Fürst Bismarck schlägt nun vor, zur Tagesordnung zurückkehrend, die hohe Versammlung möge zunächst ihr Einverständnis mit den von England in der zweiten Sitzung angegebenen Prinzipien konstatiren, indem sie sich die Befugnis vorbehält, Einzelheiten in der Fassung auf Grund der Verständigung der besonders interessirten Mächte abzuändern. In zweiter Linie würde der Kongreß seine Zustimmung zu dem soeben von Lord Salisbury vorgelesenen Wortlaut aussprechen und eins seiner Mitglieder, Herrn Waddington, beauftragen, eine Fassung vorzubereiten, in welcher der Schluß jenes Wortlautes mit den Abänderungsanträgen Rußlands in Einklang gebracht werde.

Nach einem Meinungsaustausch zwischen verschiedenen Bevollmächtigten findet jener Vorschlag des Fürsten Bismarck Zustimmung.

Fürst Bismarck verliest nun den Text des im Protokoll Nr. 2 enthaltenen englischen Vorschlages, wobei er bemerklich macht, daß es bei der Zuteilung des Sandschaks Sophia zu Bulgarien gemäß der Vereinbarung zwischen den Vertretern Oesterreich-Ungarns, Großbritanniens und Rußlands sein Bewenden behält.

Nr. 1 und 2 des englischen Antrags werden angenommen.

Fürst Bismarck schreitet dann zur Verlesung des in der heutigen Sitzung von Lord Salisbury verlesenen Textes, wobei er bemerkt, daß er innehalten werde, sobald eine Einwendung konstatire, daß in der hohen Versammlung nicht mehr Einstimmigkeit vorhanden sei.

Er liest den zweiten Absatz und konstatirt, daß die Vertreter Rußlands bei der in diesem Satze gestellten Alternative die Zuteilung von Varna an das autonome Bulgarien gewählt haben.

Nach Zwischenbemerkungen der Vertreter von England und Rußland

fährt Fürst Bismarck mit der Verlesung bis zu den Worten „sie daselbst zu befestigen" fort.

Nachdem Graf Schouvaloff bemerkt, daß die russischen Vertreter bezüglich dieses Punktes eine europäische Kommission vorgeschlagen hätten,

fragt ihn Fürst Bismarck, ob er auf Einrückung dieses Abänderungsvorschlages bestehe oder aber der Annahme des englischen Vorschlages, vorbehaltlich der Redaktion eines neuen, den Amendements Rechnung tragenden Textes, zustimme.

Graf Schouvaloff würde zustimmen, sich aber das Recht, auf seine Abänderungsanträge später zurückzukommen, vorbehalten.

Fürst Bismarck erklärt, daß man selbstverständlich auf das Amendement in der nächsten Sitzung zurückkommen werde, wenn die neue Fassung, welche Herr Waddington vorbereiten solle, zur Erörterung gelange.

Er betrachtet den von ihm bis zu den Worten „sie dort zu belassen" vorgelesenen Text als angenommen und liest weiter bis zu dem Worte „bedroht". Seine Durchlaucht bemerkt, hierher würde der zweite russische Abänderungsantrag zu setzen sein, welcher ihm prinzipiell keine Schwierigkeit zu enthalten scheine. Er ersucht den ersten Bevollmächtigten Frankreichs um eine Fassung, welche gleichzeitig die gegenwärtige Abstimmung aufrecht zu erhalten und dem in den Amendements des Grafen Schouvaloff ausgedrückten Wunsche zu entsprechen gestattet.

Zum Schluß erklärt Fürst Bismarck nach Einholung der Zustimmung der hohen Versammlung, daß die Beschlußfassung des Kongresses über das von ihm soeben vorgelesene Dokument in Verbindung mit der definitiven Beschlußnahme über die im Protokoll Nr. 2 verzeichneten ersten englischen Vorschläge einen bemerkbaren Fortschritt in dem allgemeinen Gange der Arbeiten darstelle.

Fürst Bismarck befragt den Kongreß über die Tagesordnung der nächsten, auf Montag den 24. Juni anberaumten Sitzung.

> Nachdem der Vorschlag, sich jetzt der Reihenfolge der auf die Angelegenheiten Bulgariens bezüglichen Paragraphen des Vertrages von San Stefano anzuschließen, Annahme gefunden,

kündigt Seine Durchlaucht an, daß nach Beratung des von Herrn Waddington vorbereiteten Fassungsentwurfs die Tagesordnung die Artikel 7 und 8 des Vertrages betreffen werde.

---

24. Juni 1878.

Erklärungen Bismarcks in der fünften Sitzung des Berliner Kongresses.

Nach einigen Bemerkungen der Bevollmächtigten liest Fürst Bismarck das vierte Verzeichnis der Petitionen vor. Er setzt hinzu, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Griechenlands habe ihn um eine Unterredung ersucht; in seiner Erwiderung an Herrn Delyannis glaube er den Beschluß nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, welchen der Kongreß bezüglich der Vertretung Griechenlands gefaßt habe.

> Beim Eintritt in die Tagesordnung bittet Herr Waddington um Vertagung der Beratung über den von ihm vorzubereitenden Fassungsentwurf.

Fürst Bismarck hält die von dem ersten Herrn Bevollmächtigten übernommene Aufgabe für so schwierig, daß eine Vertagung wohl nötig sei und

die Erkenntlichkeit des Kongresses für die Bemühungen des Herrn Waddington durchaus nicht vermindere.

Zu den darauf verlesenen, von den französischen Bevollmächtigten beantragten Zusatzartikeln, betreffend Bulgarien,

bemerkt Fürst Bismarck, sie werden gedruckt, verteilt und auf eine der späteren Tagesordnungen gesetzt werden.

Graf Corti verliest namens der Bevollmächtigten Oesterreich-Ungarns, Frankreichs und Italiens einen auf die Handelsvertragsverhältnisse Bulgariens und Rumeliens bezüglichen Zusatzartikel.

Nachdem der Wunsch, diesen Vorschlag erst in einer späteren Sitzung zu beraten, ausgesprochen,

bemerkt Fürst Bismarck: In der That müßten die Fragen, welche Uneinigkeit unter den Kabinetten herbeiführen könnten, vorerst abgebrochen werden — was dagegen solche Fragen betreffe, welche einen Fortschritt der Zivilisation bezweckten, und gegen welche kein Kabinet im Prinzip Einwendungen machen werde, so ist er der Ansicht, daß es den betreffenden Antragstellern überlassen bleiben müsse, den Zeitpunkt zu bezeichnen, welcher ihnen zur Einbringung ihrer Anträge bei der hohen Versammlung am passendsten erscheine.

Die Beratung des Antrages wird ausgesetzt.

Zu einem Antrage von Caratheodory Pascha, betreffend die Uebernahme eines Teiles der türkischen Schulden auf Bulgarien,

erklärt Fürst Bismarck, daß dieser Antrag gleichfalls gedruckt und verteilt werden werde.

Seine Durchlaucht glaubt, man könne heute Artikel VI ausscheiden, da man auf denselben später zurückkommen werde, wenn der von Herrn Waddington vorbereitete Fassungsentwurf zur Erörterung gelange. Fürst Bismarck verliest hierauf Artikel VII.

Zu dem ersten Absatz, welcher lautet:

„Der Fürst von Bulgarien wird frei von der Bevölkerung gewählt und von der hohen Pforte mit Zustimmung der Mächte bestätigt,"

werden verschiedene Bedenken geäußert, namentlich für den Fall, daß die Mächte über die Person des Fürsten sich nicht einigen könnten.

Fürst Bismarck erklärt hierzu, ähnliche Schwierigkeiten könnten sich ebenso in allen übrigen in Artikel VII vorgesehenen Fällen herausstellen. Er ist der Ansicht, daß der Kongreß außer stande sei, allen diesen Gefahren vorzubeugen. Wenn die bulgarischen Bevölkerungen aus bösem Willen oder natürlichem Ungeschick nicht in die Ausübung ihrer neuen Institutionen eintreten könnten, so würde Europa dies in Erwägung zu ziehen haben, aber später und wenn der Augenblick dazu gekommen sei. Für heute müsse, seiner Ansicht nach, der Kongreß sich darauf beschränken, ein gutes Einvernehmen zwischen den Mächten über die Prinzipfragen herzustellen und aus dem Vertrage von San Stefano

diejenigen Bestimmungen zu entfernen, welche eine Gefahr für die Aufrechterhaltung des Friedens in Europa schaffen könnten. Es hieße die Aufgabe des Kongresses über seine Grenzen hinaus erstrecken, wolle man eventuelle, das zukünftige Schicksal Bulgariens berührende Fragen ins Auge fassen; letzteres interessire Deutschland und ohne Zweifel auch einige andere hier vertretene Mächte nur vom Gesichtspunkte des allgemeinen Friedens aus.

Fürst Bismarck fragt sodann Lord Salisbury, ob er auf seinem Vorschlage bestehe.

Letzterer erklärt, wenn sein Vorschlag, die Worte „mit Zustimmung" zu ersetzen durch „mit Zustimmung der Mächte" nicht Annahme finde, er sich mit der Erwähnung im Protokoll begnügen werde.

Fürst Bismarck bittet den Kongreß, sich über die Weglassung der Worte „Zustimmung der Mächte" zu äußern.

Nachdem Graf Andrassy einen anderweiten Vorschlag gemacht, wird die Weiterberatung der Frage bis zur nächsten Sitzung vertagt.

Fürst Bismarck bemerkt, die hohe Versammlung habe mit Hinsicht auf eine Erleichterung der Aufgabe des Kongresses schon bei Beginn der Beratungen zwei Wege vor sich gehabt: 1. eine Revision des Vertrages von San Stefano in seiner Gesamtheit, davon ausgehend, die Bestimmungen, welche den Frieden Europas schädigen könnten, zu beseitigen; 2. die Aufstellung eines neuen Vertrages, welcher die Ergebnisse der Beratungen des Kongresses enthielte und die beiden vertragschließenden Teile des Vertrages von San Stefano bände, da ja beide als Signatäre dieses neuen diplomatischen Aktenstückes figuriren würden. Seine Durchlaucht neigt dieser letzteren Kombination zu, denn es gäbe in dem Vertrage von San Stefano viele Gegenstände, welche nur die Türkei und Rußland interessirten und für welche die Verleihung des europäischen Charakters nicht nötig sei. Ein neuer Vertrag, in welchen nur diejenigen Bestimmungen, welche die Festsetzungen von San Stefano abändern, aufzunehmen seien, würde ihm einfacher und praktischer erscheinen. Die Arbeit würde so abgekürzt werden, da viele Artikel des Vertrages von Stefano nicht von dem Kongreß erörtert würden. Würde es nicht besser sein, zur Vermeidung akademischer Erörterungen diejenigen Artikel jenes Vertrages, welche die Interessen Europas nicht berühren, mit Stillschweigen zu übergehen und diejenigen Fragen, welche gegenwärtig nicht dringlicher Natur sind, beiseite zu lassen oder eintretenden Falls der besonderen Vereinbarung zwischen den Mächten, die besonders dabei interessirt sind, vorzubehalten?

Nach einer bezüglichen Bemerkung will Fürst Bismarck mit der Verlesung (des Vertrages von San Stefano) fortfahren, glaubt jedoch hinzufügen zu müssen, man dürfe nicht annehmen, daß das Schweigen des Kongresses zu Artikeln, welche ihn nicht berührten, rein russisch-türkische Abmachungen in europäische Festsetzungen umwandle. Im Gegenteil, es würden nur die dis=

kutirten Stellen in dem zukünftigen, von ganz Europa gebilligten Vertrage Platz finden.

Seine Durchlaucht liest den Artikel VII weiter vor und erklärt nach Beendigung der Vorlesung, da diese Bestimmungen für Bulgarien so, wie es von dem Vertrage von San Stefano definirt sei, getroffen wären, so erachte er mehr und mehr die Aufstellung eines neuen Vertrages für notwendig.

Nach Beendigung der Beratung dieses Artikels VII

beginnt Fürst Bismarck mit der Verlesung des Artikel VIII.

Graf Andrassy stellt hierauf einen auf die Räumung Bulgariens seitens der russischen Truppen bezüglichen Antrag.

Fürst Bismarck fragt, ob der Kongreß heut die von dem Grafen Andrassy aufgeworfene Frage beraten wolle.

Lord Beaconsfield bejaht dies; nachdem Graf Schouvaloff Einwendungen gegen den Andrassyschen Vorschlag geltend gemacht,

sagt Fürst Bismarck: Er teile die Ansicht des Grafen Schouvaloff und würde es mit Vergnügen sehen, wenn der Kongreß diesen Bemerkungen beiträte. Seine Durchlaucht sieht sehr wohl die Schwierigkeiten der Organisation eines aus fünf oder sechs Kontingenten verschiedener Nationalitäten gebildeten Heeres (welches nach dem Andrassyschen Antrage von den Großmächten, falls es notwendig, nach Bulgarien gesandt werden sollte). Für Bulgarien, wo eine Intervention türkischer Truppen nicht stattfinden würde und die militärische Organisation sehr langsam sein werde, würde sicherlich eine Verlängerung des von dem Grafen Andrassy angegebenen Zeitraumes zulässig sein. Die deutsche Regierung werde eine Verlängerung unterstützen, ohne übrigens zu unternehmen, die Dauer derselben zu bestimmen.

Nach Erörterung des Termins für die Evakuirung der russischen Truppen

bemerkt Fürst Bismarck, aus diesem Gedankenaustausche gehe hervor, daß die Mehrheit eine stufenweise Räumung in sechs Monaten für Rumelien, in neun für Bulgarien und in einem Jahre für Rumänien günstig aufzunehmen scheine.

Nach weiteren Bemerkungen der Kongreßmitglieder bezüglich der verschiedenen Räumungstermine

stellt Fürst Bismarck vor, Italien und Deutschland seien mit Rußland einverstanden, auch Oesterreich-Ungarn sei geneigt, sich gleichfalls anzuschließen. Er fragt, ob es nicht möglich sei, auch die Stimmen Frankreichs und Englands zu vereinigen.

Fürst Bismarck konstatirt schließlich, daß über diese wichtige Frage ein Einvernehmen glücklich hergestellt sei.

25. Juni 1878.

Erklärungen Bismarcks in der sechsten Sitzung des Berliner Kongresses.

Der von dem ersten Bevollmächtigten Frankreichs, Herrn Waddington, ausgearbeitete Entwurf von Abänderungsvorschlägen zur Verfassung Rumeliens findet die Zustimmung des Kongresses.

Dabei bemerkt Fürst Bismarck, er teile vollkommen die Ansicht des Herrn Waddington über die Unzulässigkeit der Einquartierung türkischer Truppen bei den Einwohnern. Er glaubt im Namen der hohen Versammlung den französischen Herren Bevollmächtigten für die Dienste danken zu müssen, welche sie der Sache des Friedens dadurch geleistet haben, daß sie durch die von ihnen entworfene Fassung das Einvernehmen erleichtert haben. Er fügt hinzu, das Protokoll bleibe offen, um eventuell das Votum Rußlands zum Alinea 3 später aufzunehmen.

Fürst Bismarck schlägt sodann vor, zur Beratung des in das Protokoll der letzten Sitzung aufgenommenen Vorschlages des Grafen Andrassy bezüglich der Ersetzung der russischen Kommissare durch europäische Kommissare überzugehen.

Lord Salisbury unterstützt diesen Vorschlag und teilt mit, daß das Verhalten des Militärgouverneurs von Bulgarien Beunruhigung errege; er bittet den Kongreß, dieser Lage baldthunlichst ein Ende zu machen.

Fürst Bismarck meint, die von Lord Salisbury gemachte Mitteilung würde durch einen schriftlich formulirten Antrag zum Ausdruck gelangen müssen.

Nachdem Graf Schouvaloff auf die englischerseits geäußerten Befürchtungen geantwortet,

konstatirt Fürst Bismarck, daß nach der Ansicht des Grafen Schouvaloff die europäische Kommission in Wirklichkeit die Konferenz der Vertreter der Großmächte in Konstantinopel und die Konsuln die Agenten dieser Konferenz sein werden.

Nach weiterer Beratung der Sache

bemerkt Fürst Bismarck, der Kongreß werde einem Abänderungsantrage Rußlands in der Form eines Gegenentwurfs zu dem österreichisch-ungarischen Vorschlage entgegensehen.

Lord Salisbury verliest einen Antrag zur Unterstützung des Andrassyschen Vorschlages; der Antrag müsse dem Artikel VIII hinzugefügt werden.

Fürst Bismarck glaubt, dies Amendement, mit welchem sich der Kongreß in der nächsten Sitzung werde beschäftigen können, sei, insofern es die Rechte der für neun Monate gewährten militärischen Occupation berühre, von sehr erheblicher Tragweite. Ueberdies ist Fürst Bismarck, indem er auf einen von ihm schon früher gelegentlich ausgesprochenen Gedanken zurückkommt, nicht der Ansicht, daß Fragen zweiter Ordnung im Kongresse zu diskutiren seien. Er

betrachtet zum Beispiel diese jetzt vorliegende Frage als eine solche und glaubt, daß der Kongreß, indem er die Frage der Notabelnversammlung, der russischen Kommission und der europäischen Kommission behandle, die Grenzen der ihm zugewiesenen Diskussion überschreite; er erblickt in dieser Beratung von Details kein europäisches Interesse. Seine Durchlaucht hat übrigens wenig Vertrauen zu den Ergebnissen der Beratungen von Notabeln. Indem Fürst Bismarck auf seinen Gesundheitszustand anspielt, welcher ihm nicht gestatten würde, noch zahlreichen Sitzungen beizuwohnen, fügt er hinzu, er sei der Ansicht, man müsse die bulgarische Frage, sobald man über die Hauptpunkte einig, beiseite lassen und sich sogleich mit den anderen wichtigsten Punkten des Vertrages von San Stefano, wie den territorialen Veränderungen und den Schiffahrtsangelegenheiten, beschäftigen. Er möchte für die nächste Sitzung vorschlagen, untergeordnete Fragen nur zu streifen und Gegenstände von wirklicher europäischer Bedeutung ausführlich zu erörtern. Fürst Bismarck will übrigens in keiner Weise der Ansicht seiner Kollegen vorgreifen, und die von ihm ausgesprochene Ansicht ist gänzlich seine persönliche Auffassung.

Nachdem angeregt war, den Bevollmächtigten einer neutralen Macht mit der Aufgabe, eine Verständigung zwischen den österreichisch-ungarischen und den russischen Ansichten zu suchen, zu betrauen,

billigt Fürst Bismarck diesen Vorschlag, welcher auch

die Zustimmung der Versammlung findet.

Bei der dann folgenden Beratung über die fernere Giltigkeit der mit der Pforte abgeschlossenen Handelsverträge für Bulgarien u. s. w.

bemerkt Fürst Bismarck: Nach Völkerrecht unterstehe Bulgarien auch ferner der Autorität der Verträge, welchen es unter der Regierung der Pforte unterstanden habe.

Die Beratung über einen ferneren Antrag Oesterreich-Ungarns auf einen Zusatz zu Artikel IX des Vertrages

verlegt Fürst Bismarck auf die nächste Sitzung. Er fügt hinzu, auf der Tagesordnung stehe noch der im fünften Protokoll erwähnte ottomanische Antrag bezüglich des Anteils der türkischen Schulden, den Bulgarien übernehmen soll.

---

26. Juni 1878.

Erklärungen Bismarcks in der siebenten Sitzung des Berliner Kongresses.

Fürst Bismarck schlägt namens Deutschlands der hohen Versammlung die Bildung einer Kommission vor, zu welcher jede Macht einen Bevollmächtigten delegire und welche den Auftrag habe, einen Entwurf aller in den neuen Vertrag aufzunehmenden Festsetzungen auf Grund der in den Protokollen des Kongresses bezeichneten Beschlüsse vorzubereiten.

Er bittet jede Macht, wenn diese Anregung Annahme findet, gefälligst nach der Sitzung dem Sekretariat den Bevollmächtigten bezeichnen zu wollen, welchen sie mit ihrer Vertretung im Schoße dieser Kommission betraut hat.

Nachdem der Vorschlag angenommen,

fragt Fürst Bismarck, ob die Mitglieder des Kongresses der hohen Versammlung Mitteilungen zu machen hätten.

Der wieder anwesende Fürst Gortschakow und Lord Beaconsfield betonen in längeren Auseinandersetzungen ihr Bestreben, im Interesse des europäischen Friedens gegenteiligen Vorschlägen entgegenzukommen.

Fürst Bismarck ist überzeugt, daß der Geist der Versöhnlichkeit auch ferner den Kongreß erfüllen werde, und daß alle Mitglieder der hohen Versammlung sich in dem Gefühl der hohen Aufgabe vereinigen, den Frieden Europas zu erhalten und zu befestigen. Die Fortschritte in den Arbeiten des Kongresses lassen Seine Durchlaucht hoffen, daß die Vertreter der Mächte das Ziel erreichen werden, welches die beiden berühmten Staatsmänner soeben bezeichnet haben, indem sie beide ihre friedlichen Gesinnungen mit den durch das nationale Ehrgefühl diktirten Vorbehalten dargelegt haben. Diese Vorbehalte würden, Seine Durchlaucht zweifelt nicht daran, das Werk des Kongresses in seiner Grundlage nicht berühren und die beiderseitige nationale Ehre werde sich vollkommen mit den versöhnlichen Gesinnungen vertragen. Fürst Bismarck weist darauf hin, daß die an den Fragen, welche die Ruhe der Welt stören könnten, weniger direkt beteiligten Staaten natürlich dazu berufen seien, in jedem Falle, wo aus in den Augen Europas untergeordneten Motiven die Friedensaufgabe des Kongresses auf dem Spiele stehe, ihre unparteiische Stimme zu Gehör zu bringen. In diesem Sinne würden Frankreich, Italien und Deutschland, wenn nötig, an die Weisheit der Regierungen der befreundeten Mächte, deren Interessen erheblicher engagirt seien, appelliren. Fürst Bismarck schließt, er würde glücklich sein, wenn er mit diesen Worten die Gesinnung der neutralen und unparteiischen Regierungen richtig zum Ausdruck gebracht habe.

Es wird in die Tagesordnung eingetreten. Der türkische Vertreter Caratheodory Pascha begründet seinen Antrag:

Unabhängig von dem Tribut hat das Fürstentum Bulgarien einen Teil der türkischen Staatsschulden nach Verhältnis seiner Einnahmen zu übernehmen.

Der italienische Vertreter beantragt einen Zusatz dazu.

Fürst Bismarck erkennt die Richtigkeit dieses Zusatzes an, denn von der Frage des Tributs werde die Höhe der Verpflichtungen Bulgariens bezüglich der Staatsschulden abhängen. Seine Durchlaucht ist außerdem der Ansicht, diese beiden zusammenhängenden Punkte würden später in der Kommission zu behandeln sein, welche mit der Regelung der nicht zur Aufgabe des Kongresses gehörigen Einzelheiten zu betrauen sein werde.

Nachdem die Vertreter Frankreichs und Italiens noch zur Sache gesprochen,

bemerkt Fürst Bismarck, er sehe im Grunde keine große Differenz in beiden Entwürfen, der ottomanische Antrag stelle ein auch von dem Grafen Corti anerkanntes Prinzip fest, und der italienische Bevollmächtigte beschränke sich darauf, den Wunsch auszusprechen, daß die Frage des Tributs gleichzeitig mit derjenigen der Staatsschulden geprüft werde.

Nach weiteren Aeußerungen der Kongreßmitglieder

schreitet Fürst Bismarck zur Abstimmung über den Antrag des Grafen Corti.

Der Antrag wird angenommen.

Fürst Bismarck geht hierauf zu dem von den französischen Bevollmächtigten in einer früheren Sitzung beantragten Zusatzartikel, betreffend die ausländischen katholischen Ordensgeistlichen in Bulgarien und Ostrumelien, über.

Die französischen Bevollmächtigten erklären ihren Antrag als durch die Beschlüsse des Kongresses bezüglich der Freiheit aller Kulte in Bulgarien und durch die in der gestrigen Sitzung abgegebene Erklärung der türkischen Bevollmächtigten, wonach die von Ausländern im türkischen Reiche erworbenen Rechte in Ostrumelien ungeschmälert bleiben sollten, für erledigt.

Nachdem Lord Salisbury darauf hingewiesen, daß der dem Beschlusse des Kongresses zu Grunde liegende französische Antrag nur Bulgarien betreffe,

bemerkt Fürst Bismarck, er schließe sich seinerseits dem Wunsche an, daß die Freiheit der Kulte für die ganze Türkei, sowohl in Europa wie in Asien gefordert werde, es frage sich aber, ob man bezüglich dieses Punktes die Zustimmung der ottomanischen Bevollmächtigten erlangen würde.

Nachdem Caratheodory Pascha bemerkt, daß bezüglich der Toleranz gegen alle Religionen in der Türkei keine Zweifel beständen, und die besondere Erwähnung Ostrumeliens in dem vorliegenden Antrage überflüssig erscheine,

konstatirt Fürst Bismarck, der Kongreß schließe sich einstimmig dem Wunsche Frankreichs an, von den durch die Türkei zu Gunsten der Religionsfreiheit abgegebenen Erklärungen Akt zu nehmen. Dies wäre der Zweck der französischen Bevollmächtigten gewesen und er sei erreicht worden. Lord Salisbury möchte darüber hinausgehen und den ursprünglichen Antrag nicht nur auf Bulgarien und Rumelien ausdehnen, sondern auf das ganze ottomanische Reich. Was Deutschland betreffe, so würde Fürst Bismarck, welcher dem französischen Antrage beigetreten ist, auch gern dem Vorschlag Lord Salisburys zugestimmt haben, aber die Erörterung einer so verwickelten Frage würde den Kongreß von dem Gegenstande dieser Sitzung ablenken. Er frage jedoch Lord Salisbury, ob er in dieser Hinsicht einen besonderen Antrag stellen wolle.

Lord Salisbury behält sich vor, auf die Sache bei Gelegenheit des Artikels XXII des Vertrages von San Stefano zurückzukommen.

Graf Schouvaloff schließt sich dem Wunsche auf Ausdehnung der Religionsfreiheit in Europa und Asien an.

Fürst Bismarck resumirt hierauf die Diskussion und sagt, es werde in das Protokoll aufgenommen werden, der Kongreß habe sich einstimmig dem französischen Antrage angeschlossen und die Mehrzahl der Bevollmächtigten habe Wünsche nach weiterer Ausdehnung der Religionsfreiheit geäußert. Dieser Punkt werde übrigens in die Erörterung des Artikels XXII des Vertrages von San Stefano mit einbezogen werden.

Nachdem eine zwischen den Kabinetten von Oesterreich-Ungarn, Großbritannien, Rußland und Italien vereinbarte anderweite Redaktion der Artikel VII, VIII, IX, X und XI des Vertrages von San Stefano die Zustimmung des Kongresses erhalten,

konstatirt Fürst Bismarck, daß, nachdem der gesamte von Baron Haymerle vorgelesene Entwurf einstimmig vom Kongresse angenommen sei, die hohe Versammlung die Frage Bulgariens erledigt habe und sich jetzt in der Lage befinde, zu einem andern Teile ihrer Aufgabe überzugehen.

Er spricht die Hoffnung aus, die Bevollmächtigten möchten bei den weiteren noch zur Erörterung gelangenden Gegenständen mehr allgemein und rascher vorgehen als bei der bulgarischen Frage. Der Kongreß, wie er gegenwärtig zusammengesetzt sei, würde nicht lange genug tagen können, um in die zahlreichen Einzelheiten einzutreten; er könne nur die Grundlagen festsetzen und die Ausarbeitung der Einzelheiten einer Versammlung überlassen, welche sich nach dem Kongresse vereinige und die Prüfung der untergeordneten Fragen beendige.

Unter den wichtigen Fragen, welche seiner Meinung nach demnächst den Kongreß beschäftigen müßten, nennt Fürst Bismarck in erster Linie die Fragen der territorialen Veränderung in Betreff Bosniens, Montenegros, Serbiens und Rumäniens. Es verbleibt dann noch die Prüfung der Fragen der griechischen Provinzen, der Donau, der Meerengen, Asiens, der Kriegsentschädigung. Er fragt, ob die hohe Versammlung der Ansicht ist, auf die Tagesordnung der nächsten auf Freitag den 28. Juni anberaumten Sitzung die Territorialfragen, umfassend die Rektifikation der Grenzen und die Unabhängigkeit der bezeichneten Länder, zu setzen.

Einverständnis der Versammlung.

---

28. Juni 1878.

Erklärungen Bismarcks in der achten Sitzung des Berliner Kongresses.

Fürst Bismarck teilt mit, daß Herr Rangabé, Gesandter Griechenlands in Berlin, ihn benachrichtigt hat, die Regierung Seiner Hellenischen Majestät habe Herrn Theodor Delyannis, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zu

ihrem Vertreter bei dem Kongresse bestellt. Herr Rangabé ist zum zweiten Bevollmächtigten Griechenlands ernannt worden.

Ferner macht er dem Kongreß folgende Mitteilung:

Die hohe Versammlung erinnert sich, daß das Protokoll Nr. 6 der Sitzung vom 26. Juni offen gehalten worden ist, um später das definitive Votum über den Vorschlag des Herrn Waddington bezüglich des Durchmarsches türkischer Truppen durch Ostrumelien aufzunehmen. Nachdem die Herren Bevollmächtigten Rußlands dem Präsidenten mitgeteilt haben, daß sie der Fassung des Absatzes 3 so, wie sie im Protokoll Nr. 6 niedergeschrieben ist, beitreten, wird von dieser Erklärung im Protokoll Akt genommen werden.

Seine Durchlaucht setzt den Kongreß davon in Kenntnis, daß die auf Grund eines früheren Beschlusses der hohen Versammlung zu bildende Redaktionskommission konstituirt worden ist. Die Namen der Mitglieder dieser Komission sind:

Für Deutschland Seine Durchlaucht Fürst Hohenlohe. — Für Oesterreich-Ungarn Seine Excellenz Baron Haymerle. — Für Frankreich Seine Excellenz Herr Deprez. — Für Großbritannien Seine Excellenz Lord Odo Russell. — Für Italien Seine Excellenz Graf de Launay. — Für Rußland Seine Excellenz Herr von Oubril. — Für die Türkei Seine Excellenz Caratheodory Pascha.

Fürst Bismarck fügt hinzu, die Kommission habe heute ihre erste Sitzung abgehalten.

Der Kongreß tritt in die Tagesordnung ein: Die territorialen Abänderungen, in erster Linie Bosnien und Herzegowina.

Nachdem Graf Andrassy das besondere Interesse Oesterreich-Ungarns an der Gestaltung der letzteren beiden Länder dargestellt, stellt Lord Salisbury den Antrag, Oesterreich-Ungarn die Besetzung und Verwaltung dieser Provinzen zu übertragen.

Fürst Bismarck erklärt, sich namens Deutschlands dem soeben von dem Marquis von Salisbury vorgelesenen Antrag anzuschließen, und begründet sein Votum in folgenden Darlegungen:

„Europa wünscht einen dauernden Stand der Dinge zu schaffen und das Los der Bevölkerungen des Orients auf wirksame Weise zu sichern.

Von diesem Gesichtspunkt aus haben die zum Kongreß versammelten Vertreter der Mächte ein besonderes Interesse daran, sich mit den Provinzen Bosnien und Herzegowina zu befassen.

Es ist notorisch, daß die periodischen Erschütterungen des Orients und besonders die letzte Bewegung, welche Europa zu erfassen drohte, ihren Ursprung in dieser Provinz gehabt haben. Es ist also nicht bloß österreichisch-ungarisches Interesse, sondern eine allgemeine Aufgabe, wirksame Mittel zur Abwendung der Wiederkehr solcher Ereignisse zu suchen.

Deutschland, welches durch kein direktes Interesse an den Angelegenheiten des Orients beteiligt ist, hegt dennoch den gleichen Wunsch, einem Stande der Dinge ein Ende zu machen, der bei weiterer Fortdauer den Keim zu neuen Unordnungen und in deren Folge Mißhelligkeiten zwischen den Kabinetten mit sich führen würde. Es würde gefährlich sein, sich der Illusion hinzugeben, daß es zur Abhilfe dieser Situation genügen würde, auf Grundlage der gegenwärtigen Institutionen in Bosnien und der Herzegowina Reformen einzuführen. Nur ein mächtiger und über die Hilfsmittel, welche bei der Ausdehnung des Herdes der Unordnungen nötig sind, verfügender Staat wird die Ordnung wieder herstellen und das Los und die Zukunft dieser Bevölkerungen sichern können.

Von diesen Erwägungen ausgehend, schließe ich mich im Namen Deutschlands dem Antrage des Herrn Bevollmächtigten Großbritanniens an und empfehle denselben lebhaft der hohen Versammlung zur Annahme."

Die Vertreter der verschiedenen Mächte äußern sich zu dem Antrage.

Fürst Bismarck bemerkt, die Ansicht der verschiedenen Mitglieder des Kongresses sei zwar in den gehörten Aeußerungen zum Ausdruck gelangt, er glaubt jedoch, die formelle Stimmabgabe der Vertreter der Mächte erbitten zu müssen.

Alle Mächte außer der Türkei stimmen dem Antrage zu.

Fürst Bismarck, indem er im Namen der Majorität des Kongresses und besonders der neutralen Mächte spricht, hält es für seine Pflicht, die Bevollmächtigten der Türkei daran zu erinnern, daß der Kongreß nicht versammelt sei, um die geographischen Positionen, welche die Pforte zu behalten wünsche, aufrecht zu erhalten, sondern um den Frieden Europas für jetzt und für die Zukunft zu sichern. Er macht die ottomanischen Vertreter darauf aufmerksam, daß sie ohne das Dazwischentreten des Kongresses dem Gesamtinhalt der Artikel des Vertrages von San Stefano gegenüberstünden, daß diese Intervention ihnen eine viel größere und fruchtbarere Provinz als Bosnien, nämlich das vom Aegäischen Meere bis zum Balkan reichende Gebiet, wiedergebe. Die Beschlüsse der hohen Versammlung bildeten ein Ganzes, dessen Wohlthat man nicht empfangen könne, wenn man die Nachteile nicht übernehme. Die Pforte habe also kein Interesse, die Arbeit des Kongresses zu vereiteln, indem sie ihre Zustimmung versage und die Mächte in die Lage versetze, ohne ihr (der Pforte) Zuthun auf ihre eigenen Interessen Bedacht zu nehmen. Fürst Bismarck konstatirt, daß die sechs Großmächte bezüglich Bosniens und der Herzegowina sich im Einvernehmen befinden, und hegt auch ferner die Hoffnung, daß ein Werk, aus welchem der Türkei große Vorteile erwachsen sollten, nicht durch den Widerstand der Pforte werde unterbrochen werden. Seine Durchlaucht ist überzeugt, daß die ottomanische Regierung ihren Bevollmächtigten bald neue Instruktionen zugehen lassen werde, und schließt mit der Bemerkung, das Protokoll werde zur Entgegennahme derselben offen bleiben.

Auf eine bezügliche Aeußerung des Grafen Schouvaloff

erklärt Fürst Bismarck, das Protokoll bleibe auch für die späteren Bemerkungen, welche die Bevollmächtigten Rußlands zu machen wünschten, offen.

Der Kongreß geht zu der Frage Serbiens über und

Fürst Bismarck verliest die ersten Worte des Artikels III des Vertrages von San Stefano, lautend:

„Serbien wird als unabhängig anerkannt."

Nach einer Erklärung des türkischen Bevollmächtigten Caratheodory Pascha

bemerkt Fürst Bismarck, die Bestimmung des Artikels III sei absolut, er halte es nicht für zulässig, daß die Türkei die von ihr in San Stefano erteilte Zustimmung zu diesem Punkte zurückziehe.

Bei der weiteren Verhandlung hierüber schlägt Herr Waddington einen die Gleichberechtigung der Angehörigen aller Religionen sichernden Zusatz vor.

Zu einer Aeußerung des Fürsten Gortschakow wegen Anwendung dieser Bestimmung auf die Juden

bemerkt Fürst Bismarck, die bedauernswerte Lage der Israeliten müsse vielleicht der Beschränkung ihrer bürgerlichen und politischen Rechte zugeschrieben werden.

Bei der weiteren Erörterung der Frage

erklärt Fürst Bismarck, er trete dem französischen Vorschlage bei; die Zustimmung Deutschlands werde jedem Antrage zu Gunsten der Religionsfreiheit zu teil werden.

Er konstatirt schließlich das Ergebnis der Aeußerungen und erklärt, der Kongreß genehmige die Unabhängigkeit Serbiens, mit der Bedingung jedoch, daß die Religionsfreiheit in dem Fürstentum anerkannt werde. Er fügt hinzu, die Redaktionskommission werde bei Formulirung dieses Beschlusses den vom Kongresse festgesetzten Zusammenhang der Erklärung der Unabhängigkeit Serbiens mit der Anerkennung der Religionsfreiheit zu konstatiren haben.

Zu einem Antrage, den Bestimmungen über Serbien einen Zusatz, betreffend das Inkraftbleiben der gegenwärtig für Serbien geltenden handelsvertragsmäßigen Vorschriften, beizufügen,

bemerkt Fürst Bismarck, er betrachte es als allgemeines Recht, daß eine von einem Staate abgetrennte Provinz sich nicht der Verträge entledigen könne, welchen sie bis dahin unterworfen gewesen sei. Das ist in den Augen Seiner Durchlaucht ein Prinzip, welches im übrigen durch eine Erklärung des Kongresses nur gestärkt werden würde.

Bei der weiteren Beratung des Artikels III, betreffend die serbische Grenze,

ist Fürst Bismarck der Ansicht, daß die Abgrenzung nur von einem besonderen Ausschuß entworfen werden könne.

Nach verschiedenen Bemerkungen hierzu

besteht Fürst Bismarck darauf, einen besonderen Ausschuß für diese Fragen zu bilden, welche in der Hauptversammlung nicht geregelt werden könnten.

Bei der Frage der Kapitalisirung des bisher von Serbien an die Pforte gezahlten Tributs

bemerkt Fürst Bismark, daß von dem Tribut in dem Vertrage nicht die Rede sei,

und später

er sei der Meinung, daß man vielleicht einen dem Tribut gleichwertigen Betrag der Staatsschulden auf Serbien übertragen könne.

Bei Festsetzung der Tagesordnung der nächsten Sitzung

acceptirt Fürst Bismarck einen Vorschlag über das Verfahren bei der Zulassung der Vertreter Griechenlands und kündigt unter Zustimmung der hohen Versammlung an, er werde die Vertreter Griechenlands davon in Kenntnis setzen, daß der Kongreß sie morgen anhören wolle.

Er erwidert sodann

auf eine Anregung von Lord Salisbury und Graf Corti, auch Rumänien zur Vertretung seiner Sache vor der Versammlung zuzulassen,

daß, da die rumänischen Angelegenheiten auf der Tagesordnung der nächsten Sitzung ständen, die von den Vertretern Englands und Italiens aufgeworfene Frage dann erörtert werden könne.

---

29. Juni 1878.

Erklärungen Bismarcks in der neunten Sitzung des Berliner Kongresses.

Fürst Bismarck teilt mit, daß die Kommission für die Feststellung der Grenzen sich gebildet hat und folgendermaßen zusammengesetzt ist:

Für Deutschland Fürst von Hohenlohe, für Oesterreich Baron von Haymerle, für Frankreich Graf de Saint Vallier, für Großbritannien Lord Odo Russell, für Italien Graf von Launay, für Rußland Graf Schouvaloff, für die Türkei Mehemed Ali Pascha.

Die Kommission hat heute ihre erste Sitzung abgehalten.

Vor Eintritt in die Tagesordnung bemerkt Fürst Bismarck, daß die verschiedenen in der letzten Sitzung gestellten Anträge den betreffenden Kommissionen überwiesen worden sind.

Die Tagesordnung nennt zuerst Artikel XV des Vertrags von San Stefano, betreffend die Insel Kreta und die Grenzprovinzen des Königreichs Griechenland. Gemäß dem Beschlusse des Kongresses hat Fürst Bismarck die Herren Vertreter der Regierung Seiner Majestät des Königs von Griechenland eingeladen, der

hohen Versammlung in der heutigen Sitzung die Mitteilungen machen zu wollen, mit denen sie betraut seien.

Er verliest sodann Artikel XV des Vertrages von San Stefano.

Nachdem hierzu verschiedene Abänderungsvorschläge gemacht worden,

bemerkt Fürst Bismarck, der Kongreß habe vor der Beschlußnahme über den Artikel XV,*) welcher gegenwärtig Gegenstand seiner Beratungen sei, die Wünsche und Darlegungen der hellenischen Regierung hören wollen. Er bittet die Vertreter Griechenlands, ihre Ansichten und Wünsche zur Kenntnis der hohen Versammlung zu bringen.

Zu der nun folgenden Darlegung des Herrn Delyannis

bemerkt Fürst Bismarck, die soeben von dem Kongresse gehörte Auseinandersetzung werde gedruckt und verteilt werden, und die hohe Versammlung werde sie mit Aufmerksamkeit prüfen.

Herr Rangabé vervollständigt die Darlegungen seines griechischen Kollegen.

Fürst Bismarck erwidert, der Kongreß werde, sobald er die Darlegungen der hellenischen Herren Vertreter eingehend geprüft habe, ihnen das Ergebnis seiner Beratungen mitteilen. Ihre Mitwirkung werde alsdann von neuem erbeten werden. Er dankt ihnen, daß sie der Einladung des Kongresses gefolgt seien.

Nach Entfernung der griechischen Vertreter wird die Frage der Zulassung von Vertretern des Königreichs Rumänien angeregt.

Fürst Bismarck ist nicht der Ansicht, daß die Zulassung der Rumänen vom Gesichtspunkte des Gelingens der Arbeiten des Kongresses dasselbe Interesse biete wie die Zulassung der Griechen, deren Forderungen, was deren Erfolg auch sein werde, keinen sehr erheblichen Einfluß auf den Ausgang der Beratungen des Kongresses ausüben würden. Seine Durchlaucht trägt Bedenken, anzunehmen, daß es gut sei, die Schwierigkeiten der friedlichen Aufgabe der hohen Versammlung durch die Zulassung der rumänischen Delegirten zu vermehren, deren im voraus bekannte Ansprüche nicht geeignet seien, das gute Einvernehmen zu erleichtern; da indes die Frage aufgeworfen sei, so müsse er sie zur Abstimmung bringen.

---

*) Artikel XV lautet: Die hohe Pforte verpflichtet sich, auf der Insel Kreta gewissenhaft das organische Reglement zur Ausführung zu bringen und dabei den Wünschen der eingeborenen Bevölkerung Rechnung zu tragen.

Ein gleichartiges, den örtlichen Bedürfnissen angepaßtes Reglement wird auch in Epirus, Thessalien und den anderen Teilen der europäischen Türkei eingeführt werden, für welche besondere Organisation in diesem Vertrage nicht vorgesehen ist. Spezialkommissionen, in welchen die eingeborene Bevölkerung stark vertreten sein soll, werden in jeder Provinz mit der Ausarbeitung der Einzelheiten des neuen Reglements betraut werden. Das Ergebnis dieser Verhandlungen wird der Prüfung der hohen Pforte unterworfen werden, welche die Kaiserlich russische Regierung vor der Ausführung um Rat fragen wird.

Bei der weiteren Erörterung

fragt Fürst Bismarck das Sekretariat, ob das an den Kongreß gerichtete Gesuch um Zulassung von der Regierung des Fürstentums Rumänien ausgehe.

Nachdem dies festgestellt und die russischen Vertreter erklärt, daß, wenn die Majorität für die Zulassung sei, sie ihren Widerspruch fallen lassen würden,

erklärt Fürst Bismarck, daß er sein Votum demjenigen der besonders interessirten Mächte habe unterordnen wollen, und willigt gleichfalls namens Deutschlands in die Zulassung der rumänischen Vertreter. Er wird die rumänischen Vertreter zur Sitzung auf nächsten Montag einladen.

Fürst Bismarck verliest sodann den Absatz 1 des Artikels V, lautend:

Die hohe Pforte erkennt die Unabhängigkeit Rumäniens an, welches seine Ansprüche auf eine zwischen den beiden Teilen noch zu erörternde Entschädigung geltend machen wird.

Fürst Bismarck fragt, ob der Kongreß geneigt ist, das in diesem Abschnitt niedergelegte Prinzip ohne Bedingung aufrecht zu erhalten, oder es davon abhängig zu machen, daß Rumänien die Gebietsveränderungen, welche es zurückzuweisen scheint, annimmt. Seine Durchlaucht hat persönlich keine Ansicht hierüber, wünscht aber zu wissen, ob die Vertreter anderer Mächte der Ansicht sind, daß die Unabhängigkeit Rumäniens an die Anerkennung des Vertrages von San Stefano in seiner Gesamtheit von seiten dieses Fürstentums gebunden und ob sie infolge dessen die beiden Fragen der Unabhängigkeit und der Gebietsveränderungen nicht als zusammengehörig ansähen.

Bei Erörterung dieser Frage und nachdem die Abtretung Bessarabiens an Rußland zur Sprache gekommen,

erklärt Fürst Bismarck, er teile, was die Notwendigkeit einer Sicherung der freien Schiffahrt auf der Donau anbetreffe, vollkommen die Ansichten des ersten Herrn Vertreters Englands, sehe aber durchaus keinen Zusammenhang zwischen der Freiheit der Donau und der Widerabtretung Bessarabiens. Er schließt sich, was Bessarabien betrifft, der Meinung der russischen Vertreter an, indem er dabei weniger von dem Gesichtspunkte der Interessen Rußlands als von dem Gesichtspunkte des dauerhaften Friedens Europas ausgeht. Seine Durchlaucht glaubt in der That, daß der Pariser Vertrag dauerhafter gewesen wäre, wenn man jene Frage der Eitelkeit, diese Gebietsverminderung beseitigt hätte, welche im übrigen die Macht eines so großen Reiches in nichts tangirte. Fürst Bismarck meint, das Werk des Kongresses würde unvollständig sein, wenn die hohe Versammlung eine Bestimmung bestehen lasse, an welche sich eine für die russische Nation so peinliche Erinnerung knüpfen würde, während die Interessen Rumäniens dem vorgeschlagenen Austausch nicht entgegen zu stehen schienen. Er fürchtet, daß der Kongreß, indem er sich weigere, dem historischen Gefühl Rußlands zu willfahren, die Aussichten für die Dauer seines Werkes abschwäche.

Fürst Bismarck glaubt übrigens, daß es vorzuziehen sei, die Diskussion bis zu dem Zeitpunkte zu vertagen, wo man die rumänischen Vertreter in der Sitzung am nächsten Montag angehört habe. Er fügt hinzu, er wünsche auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung eventuell die Frage Montenegros nach Erledigung der rumänischen Frage zu setzen.

---

1. Juli 1878.

Erklärungen Bismarcks in der zehnten Sitzung des Berliner Kongresses.

Auf der Tagesordnung steht zuerst Anhörung der Vertreter Rumäniens.

Fürst Bismarck hat gemäß dem Beschlusse des Kongresses in der letzten Sitzung die Herren Bratiano und Cogalniceano, die Minister des Fürsten Karl von Rumänien, eingeladen, in der heutigen Sitzung die Mitteilungen zu machen, mit denen sie betraut seien.

Die rumänischen Vertreter werden eingeführt und

Fürst Bismarck bittet sie, das Wort zur Darlegung der Ansichten und Gründe ihrer Regierung über die sie angehenden Punkte des Vertrages von San Stefano zu ergreifen.

Nachdem diese ihre Erklärungen vorgelesen,

bemerkt Fürst Bismarck, der Kongreß werde die von den Delegirten Rumäniens gemachten Darlegungen sorgfältig prüfen.

Die rumänischen Vertreter ziehen sich zurück.

Bei der Fortsetzung der in der letzten Sitzung abgebrochenen Beratung des 1. Absatzes des Artikels V des Vertrages von San Stefano

weist Fürst Bismarck darauf hin, daß es sich darum handelt, zu wissen, ob die Mächte die Unabhängigkeit Rumäniens anerkennen wollen. Seine Durchlaucht erinnert daran, daß im Jahre 1856 die Vereinigung der Fürstentümer nicht zugelassen wurde, daß die Lage sich seitdem geändert hat, da die Walachei und die Moldau sich zu einem Staate vereinigt haben; mehrere Mächte haben diesen Zustand der Dinge anerkannt, indem sie mit Rumänien Handelsverträge abgeschlossen haben. Dennoch hat Europa allein das Recht, diese Unabhängigkeit zu sanktioniren, es muß sich deshalb fragen, unter welchen Bedingungen es diese wichtige Entscheidung zu treffen hat, und ob es der Ansicht ist, daß dies unter denselben Bedingungen zu geschehen habe, welche bereits für Serbien festgestellt sind.

Herr Waddington beantragt, die gleichen Bedingungen wie für Serbien zu verlangen.

Fürst Bismarck weist auf die nach der Verfassung des Deutschen Reiches geltenden Grundsätze des öffentlichen Rechts und auf das Interesse hin, welches die öffentliche Meinung daran habe, daß die in der inneren Politik befolgten

Grundsätze auch in der auswärtigen Politik zur Anwendung gelangten, und erklärt, daß er sich im Namen Deutschlands dem französischen Vorschlag anschließe.

Nach weiterer Erörterung

konstatirt Fürst Bismarck, daß im Kongreß Einstimmigkeit bestehe, Rumänien die Unabhängigkeit nur unter den für Serbien festgesetzten Bedingungen zu gewähren.

Seine Durchlaucht lenkt jedoch die Aufmerksamkeit seiner Kollegen auf den von dem Grafen Schouvaloff formulirten Vorbehalt, wonach die Unabhängigkeit Rumäniens von dem Kongreß einstimmig nur unter der Bedingung bewilligt würde, daß Rumänien den im Artikel XIX vereinbarten Gebietsaustausch zulasse.

Bei der hieran sich schließenden Beratung einer Anregung, den Rumänen für die Abtretung Bessarabiens eine größere Gebietserweiterung zuzugestehen,

fragt Fürst Bismarck, ob die hohe Versammlung beabsichtige, die Erörterung der festzustellenden Grenzlinie in der Plenarsitzung vorzunehmen.

Die russischen Vertreter legen Wert darauf, die Sache in heutiger Sitzung zum Abschluß zu bringen, und zeigen sich geneigt, Rumänien noch einen größeren Gebietsstreifen zuzuweisen.

Fürst Bismarck möchte ebenso wie Fürst Gortschakow diese Frage heute noch zum Abschluß bringen; er werde glücklich sein, wenn die vorgeschlagene Vergrößerung, deren Annahme die Einmütigkeit des Kongresses zu Gunsten der rumänischen Unabhängigkeit garantiren würde, das Fürstentum befriedigte. Andererseits würde das Werk des Kongresses seiner Ansicht nach, wie er schon früher bemerkt habe, nicht von Dauer sein, wenn ein Gefühl verletzter Würde in der zukünftigen Politik eines großen Reiches zurückbleibe; und wie groß auch seine Sympathie für den rumänischen Staat, dessen Souverän der kaiserlichen Familie Deutschlands angehöre, sei, so könne er sich doch nur von dem Interesse der Allgemeinheit leiten lassen, welches anrate, für den Frieden Europas eine erneute Sicherheit zu schaffen.

Die russischen Vertreter schlagen nunmehr eine bestimmte Grenzlinie vor, welche Annahme findet.

Fürst Bismarck resumirt die Ergebnisse der Beratung und konstatirt, die hohe Versammlung erkennt einstimmig die Unabhängigkeit Rumäniens unter den gleichen Bedingungen, wie sie für Serbien gestellt sind, und unter der ferneren Bedingung an, daß Rumänien im Austausch gegen Bessarabien die Dobrutscha, welche um das soeben bezeichnete Gebiet vergrößert wird, annimmt.

Zu einem darauf von Caratheodory Pascha gestellten Antrage, betreffend die Kapitalisirung des bisherigen rumänischen Tributs und die Uebernahme eines Anteils der türkischen Staatsschulden von seiten Rumäniens,

bemerkt Fürst Bismarck, diese Fragen brauche der Kongreß nicht in der Plenarsitzung zu beraten.

Der Kongreß verweist den Antrag an die Redaktionskommission.

Der Kongreß geht zur Frage Montenegros über.

Fürst Bismarck verliest den Artikel I*) des Vertrages von San Stefano und fragt an, ob die speziell beteiligten Mächte sich ins Einvernehmen gesetzt haben, um eine Erörterung über die Grenzlinie zu vermeiden.

Die österreichischen Bevollmächtigten machen Vorschläge für die Gebietserweiterung Montenegros und beantragen, diesen Punkt der Kommission für Grenzenfeststellung zu überweisen.

Nachdem Graf Schouvaloff bemerkt, daß die russischen Vertreter mit den österreichischen Vorschlägen im Prinzip einverstanden,

äußert Fürst Bismarck, der Kongreß erfahre mit Vergnügen, daß zwischen den besonders interessirten Mächten über die montenegrinische Grenzfrage Einverständnis erreicht sei, und konstatirt den einmütigen Wunsch der hohen Versammlung, die Einzelheiten der Kommission für die Grenzen zu überweisen.

Caratheodory weist auf das besondere Interesse seiner Regierung an der Frage der Grenzen Montenegros hin und spricht verschiedene Wünsche hinsichtlich der Gebietsveränderungen aus.

Fürst Bismarck versichert, der Kongreß werde nicht ermangeln, die Darlegungen Caratheodory Paschas zu erwägen, ist jedoch der Meinung, man müsse immer darauf rechnen, daß die hohe Pforte die in San Stefano eingegangenen Verpflichtungen vorbehaltlich der von Europa angenommenen Modifikation beibehalte.

Nachdem der Kongreß die weiteren auf Montenegro bezüglichen Artikel des Vertrages von San Stefano durchberaten,

konstatirt Fürst Bismarck, daß die hohe Versammlung ihre ganze Tagesordnung erledigt habe. Die Tagesordnung der nächsten, auf morgen Dienstag den 2. Juli anberaumten Sitzung ist: die Schiffahrt auf der Donau, die Kriegskostenentschädigung und eventuell Bericht der Kommission für die Grenzfeststellung.

---

2. Juli 1878.

Erklärungen Bismarcks in der elften Sitzung des Berliner Kongresses.

Auf Anregung des Grafen Schouvaloff und mit Zustimmung der Versammlung

konstatirt Fürst Bismarck, daß der Kommission für Festsetzung der Grenzen von Serbien und Montenegro auch die Frage der Abgrenzung Bulgariens überwiesen werde.

---

*) Dieser Artikel lautet: Um den beständigen Zwistigkeiten zwischen der Türkei und Montenegro ein Ende zu machen, wird die Grenze zwischen beiden Ländern in Gemäßheit der beifolgenden Karte wie folgt abgeändert u. s. w. (folgt die Angabe der neuen Grenzen).

Auf der Tagesordnung stehen die Artikel XII und XIII*) des Vertrages von San Stefano, betreffend die Donau und die Festungen.

Fürst Bismarck verliest den Artikel XII.

Baron von Haymerle beantragt eine anderweite Redaktion dieses Artikels.

Fürst Bismarck glaubt, daß die zahlreichen in diesem Vorschlage enthaltenen Einzelheiten außerhalb der Aufgabe des Kongresses liegen. Die Bevollmächtigten sind versammelt, um die Artikel des Vertrages von San Stefano anzunehmen, zu verwerfen oder durch andere zu ersetzen, aber eine so eingehende Reglementirung eines Spezialpunktes — wiewohl er, soweit er auf den ersten Blick urteilen könne, geneigt sei, die betreffenden Bestimmungen zu acceptiren — scheint ihm nicht zu den Befugnissen der hohen Versammlung zu gehören.

Bei der weiteren Erörterung regt Lord Salisbury an, die Diskussion zu vertagen, bis die Mächte sich darüber ins Einvernehmen gesetzt haben.

Fürst Bismarck glaubt, die Verhandlung über die Artikel XII und XIII auf der Tagesordnung belassen zu können, regt aber an, einige Hauptpunkte aus dem Antrage herauszunehmen und zur Beschlußnahme des Kongresses zu bringen.

Fürst Gortschakow hält, da die Abtretung Bessarabiens an Rußland keinen Einfluß auf die Freiheit der Schiffahrt auf der Donau haben werde, die neuen Bestimmungen des österreichischen Antrages nicht für nötig.

Fürst Bismarck wiederholt, daß der Kongreß sich nicht über die Detailfragen zu verbreiten habe, über welche die beteiligten Mächte sich unter einander zu verständigen in der Lage wären. Seine Durchlaucht verharrt bei seiner Meinung, daß der österreichisch-ungarische Antrag entweder dem Redaktions-Ausschusse oder den Bevollmächtigten Oesterreich-Ungarns überwiesen werde, welche daraus nur die wichtigeren, der Beschlußnahme des Kongresses zu unterbreitenden Punkte auszusondern hätten.

Letztere Ansicht findet Annahme. Bei der Beratung des Artikels XIII erklärt Fürst Bismarck, kein europäisches Interesse an dieser Bestimmung zu erblicken, namentlich was die den Privatpersonen, welche durch den Krieg Schaden erlitten, zugewiesene Entschädigung anbetrifft.

---

*) Diese Artikel lauten:

Artikel XII. Alle Donaufestungen werden geschleift. Es wird in Zukunft weder feste Plätze an den Ufern des Flusses geben, noch Kriegsfahrzeuge in den Gewässern der Fürstentümer Rumänien, Serbien und Bulgarien, ausgenommen die gewöhnlichen Stationsschiffe und die leichten Flußpolizei- und Zolldienstfahrzeuge. Die Rechte, Verpflichtungen und Vorrechte der internationalen Donau-Kommission bleiben unberührt.

Artikel XIII. Die hohe Pforte übernimmt auf ihre Kosten die Wiederherstellung der Schiffbarkeit der Sulinapassage und die Entschädigung der Privatpersonen, deren Besitz durch den Krieg und die Unterbrechung der Schiffahrt auf der Donau Schaden erlitten hat; sie weist zu dieser doppelten Ausgabe die Summe von 500 000 Franken auf den Betrag an, welchen ihr die Donau-Kommission zu zahlen hat.

Es wird beschlossen, den Artikel ganz wegzulassen.

Vor Beginn der Verlesung des Artikels XIX, betreffend die Kriegskostenentschädigung, bemerkt Fürst Bismarck, es verstehe sich, daß die heutige Verhandlung sich nicht auf die territorialen Festsetzungen in Asien, sondern allein auf die eigentliche, d. h. Kostenentschädigung auf die Absätze am Schlusse des Artikels beziehe. Der erste Satz des Absatzes c, betreffend die Gebietsfrage, ist ausgeschieden und die Tagesordnung bezieht sich nur auf die Fortsetzung des Absatzes, lautend: „Bezüglich des Restes" u. s. w. (siehe die Note unten).

Nachdem Fürst Gortschakow auf eine bezügliche Anregung erklärt, daß unter dem Ausdruck „Garantie" keinerlei Gebietserwerbung zu verstehen sei, fragt Fürst Bismarck, ob diese Erklärung, welche in das Protokoll aufgenommen werden solle und von welcher der Kongreß Akt nehme, die hohe Versammlung zufriedenstelle.

Fürst Gortschakow wiederholt nach einer Anfrage, welcher Art dann die Garantie sein solle, daß letztere von den Abmachungen der russischen und türkischen Regierung abhänge, jedoch unabhängig von jeder Gebietserwerbung zur Regelung gelangen werde.

Nach längerer Debatte, in welcher der türkische Vertreter Caratheodory Pascha den Kongreß gebeten, die Unmöglichkeit der Uebernahme solcher Schuldverbindlichkeiten seitens der Türkei anzuerkennen, und die russischen

---

Artikel XIX lautet: Die Kriegskostenentschädigung und die von Rußland erlittenen Verluste, welche Seine Majestät der Kaiser von Rußland fordert und die hohe Pforte sich zu zahlen verpflichtet, bestehen in:

a. 900 000 000 Rubel Kriegskosten (Unterhalt des Heeres, Wiederherstellung des Materials, Kriegskommandos),

b. 400 000 000 Rubel für die den Südufern des Landes, dem Ausfuhrhandel, der Industrie und den Eisenbahnen erwachsenen Schäden,

c. 100 000 000 Rubel für die dem Kaukasus durch die Invasion erwachsenen Schäden,

d. 10 000 000 Rubel Entschädigungen und Zinsen für russische Unterthanen und Institutionen in der Türkei.

Zus. 1 410 000 000 Rubel.

In Anbetracht der finanziellen Bedrängnis der Türkei und im Einverständnis mit dem Wunsche Seiner Majestät des Sultans willigt der Kaiser von Rußland ein, an die Stelle der Zahlung des größten Teiles der in den vorstehenden Absätzen aufgeführten Summen folgende Gebietsabtretungen zu setzen:

(Hier folgen unter a und b die Grenzlinien der in Europa und Asien abgetretenen Gebiete.)

c. Die in den Absätzen a und b erwähnten Gebiete werden an Rußland zum Gegenwerte von 1 Milliarde und 100 Millionen Rubel abgetreten. Bezüglich des Restes der Kriegsentschädigung, also außer den für die russischen Interessenten und Institutionen in der Türkei bestimmten 10 Millionen Rubel, noch 300 Millionen Rubel wurden die Art der Zahlung und die dafür zu leistende Sicherheit durch ein besonderes Abkommen zwischen der Kaiserlich russischen Regierung und der Regierung Seiner Majestät des Sultans geregelt.

d. u. s. w.

Vertreter erklärt haben, daß die Rechte älterer Gläubiger nicht geschmälert werden sollen,

nimmt Fürst Bismarck namens des Kongresses Akt von den Erklärungen der russischen Bevollmächtigten, welche wörtlich in das Protokoll aufgenommen werden sollen. Er glaubt, daß die weitere Regelung der Frage der Vereinbarung zwischen den beiden beteiligten Staaten überlassen werden kann.

Den türkischen Wünschen gegenüber

bemerkt Fürst Bismarck, die Türkei habe jetzt keine Verpflichtungen zu übernehmen, die Verpflichtung sei bereits in San Stefano übernommen.

Nach weiteren Aeußerungen über die Lage der älteren türkischen Schulden gegenüber diesen neuen Verbindlichkeiten

resumirt Fürst Bismarck die Diskussion. Die Bevollmächtigten Rußlands haben dem politischen Interesse durch eine Antwort Genüge geleistet, von welcher der Kongreß Akt genommen habe. Nachdem die Rechte der Inhaber türkischer Schuldtitel von Großbritannien und Frankreich unterstützt worden sind, sind die Erklärungen Rußlands bezüglich des Vorrechts der hypothekarischen Verpfändungen gleichfalls zufriedenstellend erschienen. Im Grunde ist die Sache also geregelt und es bleibt nur mehr eine Frage der Wortfassung, bezüglich deren die beteiligten Bevollmächtigten ihr Augenmerk auf das Protokoll richten können.

Er möchte sodann konstatiren, indem er auf einige im Laufe der Sitzung von dem Grafen Corti geäußerte Worte hinweist, daß die auf die Kriegskostenentschädigung bezüglichen Festsetzungen nicht als vom Kongresse „bestätigt" anzusehen sind.

Der erste italienische Vertreter fragt, ob diese Festsetzungen nicht einen Teil des neuen Vertrages bilden werden;

Fürst Bismarck erwidert, sie würden nicht darin aufgenommen werden, da der Kongreß nicht Bürge für die Zahlungsverbindlichkeit der Pforte sein könne.

---

4. Juli 1878.

Erklärungen Bismarcks in der zwölften Sitzung des Berliner Kongresses.

Fürst Bismarck erwähnt die Eingaben des Verzeichnisses Nr. 9 und besonders die an den Kongreß gerichtete Mitteilung des Herrn Ristitsch, worin letzterer den Kongreß davon in Kenntnis setzt, daß der Fürst Milan ihn zu der Erklärung ermächtigt habe, die serbische Regierung werde die erste Gelegenheit nach dem Friedensschlusse benützen, um auf gesetzlichem Wege die noch in Serbien bezüglich der Lage der Israeliten bestehende gesetzliche Beschränkung abzuschaffen. Seine Durchlaucht deutet, ohne auf eine Prüfung der Frage weiter eingehen zu wollen, darauf hin, daß die Worte „auf gesetzlichem Wege"

einen Vorbehalt zu enthalten scheinen, auf welchen er die Aufmerksamkeit der hohen Versammlung lenkt. Fürst Bismarck glaubt konstatiren zu sollen, daß dieser Vorbehalt in keinem Falle die Autorität der Beschlüsse des Kongresses abschwächen könne.

Nachdem Fürst Bismarck angefragt, ob die Herren Bevollmächtigten dem Kongreß Mitteilungen zu machen hätten,

erklärt der erste türkische Bevollmächtigte die Zustimmung seiner Regierung zu dem Beschlusse des Kongresses in Betreff der Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich.

Fürst Bismarck konstatirt, daß das im Schoße des Kongresses in der achten Sitzung erreichte Einvernehmen bezüglich Bosniens und der Herzegowina vollständig und definitiv ist.

Auf der Tagesordnung steht die Prüfung der Vorschläge der Kommission für die Feststellung der Grenzlinien.

Baron von Haymerle verliest ein längeres Dokument über die Abgrenzung Montenegros.

Bei der Erörterung dieser Frage machen die türkischen Vertreter gegen die Vorschläge Bedenken geltend.

Fürst Bismarck bemerkt, die ottomanischen Bevollmächtigten könnten ihre Bemerkungen später bei dem Redaktions-Ausschuß geltend machen, an welchen der Bericht der Kommission für die Grenzen überwiesen werde. Seine Durchlaucht konstatirt zugleich das Einverständnis der hohen Versammlung bezüglich der Grenzen Montenegros.

Der Kongreß geht hiernach zu der Donaufrage über. Außer einem bereits im Protokoll Nr. 11 erwähnten österreichischen Vorschlage liegt ein Antrag der russischen Bevollmächtigten vor.

Fürst Bismarck bemerkt, es bestehe kein großer Unterschied zwischen beiden Vorschlägen.

Bei der Beratung der Frage äußert Fürst Bismarck infolge einer Bemerkung des Lord Salisbury, worin dieser auf das Interesse Englands an der Frage der Schiffahrt auf der untern Donau hinweist,

die Meinung, welche die Donau als die große Ader des deutschen Handels mit dem Orient hinstelle, beruhe auf einer Fiktion; die von oberhalb Regensburg herkommenden deutschen Schiffe führen die Donau nicht hinab, um deutsche Waren nach dem Orient zu bringen.

Er verliest sodann die kurz zusammengefaßten Vorschläge des Baron von Haymerle.

Artikel I. Freiheit der Schiffahrt. Ausschluß der Kriegsfahrzeuge von der Schiffahrt zwischen dem Eisernen Thor und den Mündungen.

Artikel II. Verlängerung der Dauer der internationalen europäischen Donaukommission, Ausdehnung ihrer Vollmachten bis Galatz, Unabhängigkeit

derselben von der territorialen Staatsgewalt und Zulassung eines rumänischen Kommissars.

Nach erfolgter Beratung

konstatirt Fürst Bismarck das Einverständnis über Artikel I und IV (wonach Oesterreich-Ungarn an Stelle der im Londoner Vertrage von 1871 genannten Uferstaaten die Ausführung der Arbeiten am Eisernen Thor und an den Wasserfällen übertragen wird), sowie über den zweiten Absatz des Artikels II: Der erste Absatz dieses letzteren Artikels und Artikel III (Gleichmäßigkeit der Schiffahrts- und Flußpolizeireglements auf dem Flußlaufe stromabwärts vom Eisernen Thor) sollen zwischen den designirten Bevollmächtigten in einer Pause in der Sitzung, die nach Erledigung der Tagesordnung eintreten soll, erörtert werden.

Bei der Beratung des Artikels XXII des Vertrages von San Stefano*) wird englischerseits ein Abänderungsantrag gestellt, zu welchem

Fürst Bismarck äußert, der englische Vertrag setze an Stelle einer einzelnen Nationalität die ganze Christenheit.

Die türkischen Vertreter äußern Bedenken gegen den Ausdruck „Besitzungen" der Geistlichen.

Fürst Bismarck erinnert, daß dies Vorrecht in der That den russischen Geistlichen durch den Vertrag von San Stefano zugebilligt ist, und fragt, ob die Türkei vorziehe, diesen Vorteil allen Mächten zu gewähren.

Der Kongreß bewilligt die Weglassung des Wortes „Besitzungen".

Nachdem Herr Waddington auf die alten Rechte Frankreichs hinsichtlich des Schutzes der Katholiken hingewiesen und bemerkt, seine Regierung habe vor dem Zusammentritt des Kongresses besondere Vorbehalte bezüglich der heiligen Orte gemacht,

konstatirt Fürst Bismarck, Frankreich habe als Bedingung seiner Teilnahme am Kongreß diese Vorbehalte in der That gemacht, die Bemerkung des Herrn Waddington sei vollständig begründet.

Er schlägt vor, hinzuzufügen „unbeschadet jedoch der von Frankreich erworbenen Rechte".

Auf Vorschlag des französischen Vertreters wird eine etwas andere Fassung beschlossen.

---

*) Artikel XXII lautet: Die russischen Geistlichen, Pilger und Mönche, welche in der europäischen oder asiatischen Türkei reisen oder sich aufhalten, genießen dieselben Rechte, Vorteile oder Vorrechte wie die anderen Nationalitäten angehörenden ausländischen Geistlichen. Das Recht des amtlichen Schutzes wird der Kaiserlichen Botschaft und den russischen Konsuln in der Türkei sowohl hinsichtlich der genannten Personen als auch hinsichtlich ihrer Besitzungen, religiösen Niederlassungen — sowohl wohlthätiger als anderer — an den heiligen Orten und anderwärts anerkannt.

Die Mönche am Berge Athos russischer Herkunft werden in ihren Besitzungen und bisherigen Vorteilen belassen und genießen auch ferner in den ihnen gehörenden drei Klöstern und den dazu gehörigen Anlagen dieselben Rechte und Begünstigungen, welche den anderen religiösen Niederlassungen und Klöstern des Berges Athos zugesichert sind.

5. Juli 1878.

Erklärungen Bismarcks in der dreizehnten Sitzung des Berliner Kongresses.

Auf der Tagesordnung steht Artikel XV des Vertrages von San Stefano.*)

Die Vertreter Frankreichs und Italiens stellen den Antrag, die hohe Pforte solle sich mit Griechenland über eine Grenzveränderung in Thessalien und Epirus verständigen.

Fürst Bismarck bemerkt dazu, dieser Antrag werde gleichzeitig mit Artikel XV des Vertrages von San Stefano diskutirt werden; er ist der Ansicht, daß derselbe nach der definitiven Abstimmung über diesen schon in der neunten Sitzung erörterten Artikel zur Beschlußnahme der hohen Versammlung zu bringen sei.

Nachdem der erste ottomanische Vertreter eine Erklärung zu dem gedachten französisch-italienischen Antrage abgegeben,

liest Fürst Bismarck den Artikel XV vor, indem er seine Kollegen bittet, bei jedem Absatze ihre eventuellen Bemerkungen zu machen.

Absatz 1 und 2 werden angenommen, bei Absatz 3 wird die Einschiebung der Worte „von der hohen Pforte" nach den Worten „werden beauftragt werden" beschlossen.

Fürst Bismarck bemerkt dabei, die hohe Versammlung habe in einer früheren Sitzung beschlossen, in demselben Absatze die Worte „die Kaiserlich russische Regierung" durch die Worte „die Europäische Kommission" zu ersetzen.

Der so abgeänderte Artikel XV wird angenommen.

Es wird nunmehr der französisch-italienische Antrag diskutirt. Als zur Beschlußnahme geschritten werden soll, erklärt Caratheodory Pascha, er habe keine Kenntnis von der Zustimmung seiner Regierung und müsse der hohen Pforte die Aeußerung hierüber vorbehalten.

Fürst Bismarck äußert hierzu, unter solchen Umständen hätten die ottomanischen Bevollmächtigten Grund, zurückzuhalten und neue Instruktionen zu erwarten. Er konstatirt übrigens, daß die Mächte mit Ausnahme der Pforte, deren Zustimmung vorbehalten bleibt, den Antrag einstimmig annehmen.

---

6. Juli 1878.

Erklärungen Bismarcks in der vierzehnten Sitzung des Berliner Kongresses.

Fürst Bismarck macht auf die Petition des persischen Ministers Malcom Khan aufmerksam, welcher um Zulassung zum Kongreß ersucht, wenn über die Stadt Khotur Beschluß gefaßt wird.

*) Wortlaut siehe S. 68 (9. Sitzung).

Er befragt die hohe Versammlung nach ihrer Meinung und verkündet nach Einholung der Zustimmung, der persische Minister werde eingeladen werden, am Montag vor dem Kongresse zu erscheinen.

Bezüglich der heutigen Tagesordnung

ist Fürst Bismarck der Ansicht, daß heut nur die Artikel XVI*) und XIX des Vertrages von San Stefano zur Diskussion gelangen dürften, der auf die Stadt Khotur bezügliche Artikel XVIII aber für diejenige Sitzung vorzubehalten sei, in welcher Malcom Khan erscheine.

Der Kongreß befaßt sich zunächst mit Artikel XIXb² betreffend Ardahan und Kars.

Fürst Gortschakow macht das Zugeständnis, daß Erserum, Bajazid und das Alaschkerd-Thal in türkischem Besitz belassen und Batum als Freihafen erklärt werden soll.

Fürst Bismarck konstatirt die Wichtigkeit der von dem ersten Bevollmächtigten Rußlands im Namen seiner Regierung gemachten Mitteilung; die Aufgabe von Bajazid und des Alaschkerd-Thales und besonders die Erklärung Batums als Freihafen bildeten bemerkenswerte Abänderungen des Vertrages von San Stefano. Er fügt hinzu, dies letztere Zugeständnis erleichtere die Räumung Batums und den Austausch dieses Platzes gegen Erzerum. Fürst Bismarck würde glücklich sein, wenn die britische Regierung, welche große Interessen in diesen Gegenden habe, von diesem Arrangement befriedigt sei; man würde einen entscheidenden Schritt im Sinne des Friedens gemacht haben, wenn der Kongreß, indem er sich heute über diesen wichtigen Punkt einige, sich nur noch mit den Details zu beschäftigen habe.

Er ersucht die Bevollmächtigten Großbritanniens, sich zu äußern.

Nachdem Lord Beaconsfield das Zugeständnis acceptirt, jedoch gewisse Bedenken geäußert,

erkennt Fürst Bismarck mit Vergnügen an, daß ein beträchtlicher Schritt zu einer Verständigung gethan sei. Das Einverständnis zwischen Rußland und Großbritannien über Batum, welches von Rußland als Freihafen eingerichtet wird, ist ein Ergebnis von hohem Wert. Zwar scheint der Erste Bevollmächtigte

---

*) Artikel XVI. Da die Räumung der von den russischen Truppen in Armenien besetzten Gebiete, welche der Türkei wieder zurückgegeben werden sollen, Anlaß zu Konflikten und Verwicklungen geben könnte, welche die guten Beziehungen der beiden Länder zu schädigen vermöchten, so verpflichtet sich die hohe Pforte, ohne Verzug die nach den örtlichen Bedürfnissen erforderlichen Verbesserungen und Reformen in den von den Armeniern bewohnten Provinzen auszuführen und deren Sicherheit gegen die Kurden und Cirkassier zu gewährleisten.

Artikel XVIII. Die hohe Pforte wird die bezüglich des Besitzes der Stadt Khotur von den Kommissaren der vermittelnden Mächte geäußerte Ansicht in ernste Erwägung ziehen und verpflichtet sich, die Arbeiten zur definitiven Feststellung der türkisch-persischen Grenze ausführen zu lassen.

Artikel XIX siehe S. 74.

Großbritanniens noch Befürchtungen zu hegen, daß der Ruhe der Bevölkerungen dieser Gegenden und in der Folge dem europäischen Frieden Gefahren drohen. Aber Seine Durchlaucht hofft, daß diese Gefahren leicht durch Detailbestimmungen zu vermeiden sein möchten, und man könnte denselben vielleicht vorbeugen, indem man sie näher prüfe, wenn die Bevollmächtigten Großbritanniens die Güte haben wollten, über ihre Besorgnisse weitere Aufklärungen zu geben. Die anderen Mächte könnten dann ebenfalls Mittel zur Abhilfe vorschlagen. Im ganzen genommen glaubt Fürst Bismarck, die hohe Versammlung beglückwünsche sich dazu, die Differenz zwischen den Vertretern Rußlands und Englands geringer zu finden, als sie fürchtete, und in diesem gegenseitigen guten Willen einen neuen Anlaß dafür zu sehen, daß auf eine glückliche Lösung, welche ganz Europa mit Freuden aufnehmen werde, zu rechnen sei.

Nachdem verschiedene Bevollmächtigte hierzu noch Bemerkungen gemacht,

liest Fürst Bismarck nochmals den Satz des Artikels XIX, welcher den Gegenstand der Diskussion bildet. „In Erwägung . . . willigt der Kaiser von Rußland ein, daß an Stelle des größten Teiles der aufgeführten Summen folgende Gebietsüberlassungen treten.“ Hier folgen die Abtretungen in Europa, über welche der Kongreß sich schon ausgesprochen hat, dann die Abtretungen in Asien, in Absatz b bezeichnet. „Ardahan, Kars, Batum, Bajazid und das Gebiet bis zum Saganlugh.“ Seine Durchlaucht erinnert, daß Rußland schon jetzt einwilligt, in die Abtretungen Bajazid und das Gebiet bis zum Saganlugh nicht einzubegreifen.

Graf Schouvaloff äußert, es würde richtiger sein, die Worte „bis zum Saganlugh“ wegzulassen und die russischen Zugeständnisse wie folgt zusammen zu fassen: Bajazid und das ganze Alaschkerd-Thal unter dem Vorbehalt, daß die Türkei das Gebiet von Khotur an Persien übergibt.

Nachdem der Kongreß die Linien auf einer Karte studirt,

konstatirt Fürst Bismarck, daß die Errichtung Batums als Freihafen einstimmig angenommen ist und daß dies auch bezüglich der übrigen vom Grafen Schouvaloff erwähnten Punkte der Fall ist. Was die genaue Feststellung der Grenzlinien anbetrifft, so glaubt Seine Durchlaucht, daß diese Arbeit nicht vom Kongresse bewirkt werden kann, sondern einer besondern kompetenten Kommission vorbehalten bleiben muß.

Lord Salisbury weist auf einen tapferen muselmanischen Volksstamm in diesen Gegenden hin, welcher sich der russischen Herrschaft nicht unterwerfen wolle; er hält im Interesse der Lösung dieser letzten Schwierigkeiten besondere Unterhandlungen für zweckmäßig.

Fürst Gortschakow möchte eine Diskussion im Kongresse vorziehen.

Fürst Bismarck schließt sich dem Wunsche Lord Salisburys an; derselbe erscheint ihm durch die zahlreichen Einzelheiten der Frage, welche in einer Plenarsitzung nicht erörtert werden könnten, gerechtfertigt.

Nachdem Lord Salisbury auf russische Anregung den Völkerstamm der Lazes als diejenige Bevölkerung bezeichnet, welche die russische Regierung nicht acceptiren würde, entspinnt sich eine Diskussion über die Seelenzahl dieses Volksstammes.

Fürst Bismarck bemerkt hierzu, diese untergeordnete Frage sei für das Friedenswerk nicht von Interesse; er dringt darauf, daß die Bevollmächtigten Großbritanniens und Rußlands sich über diesen Gegenstand und über die anderen Differenzpunkte in besonderen Verhandlungen verständigen.

Dieser Vorschlag wird angenommen, die Beratung des Artikels XIX bis auf weiteres vertagt.

Zu dem dann zur Beratung gelangenden Artikel XVI, betreffend die Armenier, hat Lord Salisbury beantragt, die ersten Linien bis zum Worte „schädigen vermöchten" zu streichen und am Schlusse folgenden Satz hinzuzufügen:

„Sie wird sich später mit den anderen sechs Signaturmächten über die Tragweite dieser Verpflichtung und die zur Ausführung derselben erforderlichen Maßnahmen verständigen."

Fürst Bismarck bemerkt, es sei vielleicht schwierig, Repressivmaßregeln bei unabhängigen Stämmen in Ausführung zu bringen. Seine Durchlaucht hegt Zweifel gegen die praktische Wirksamkeit des von Lord Salisbury vorgeschlagenen Artikels.

Die Frage wird auf eine spätere Sitzung zurückgestellt.

Nach einer längeren Debatte

konstatirt Fürst Bismarck das einmütige Einverständnis der hohen Versammlung mit der Aufrechterhaltung des status quo ante in der Frage der Meerengen der Dardanellen und des Bosporus.

Fürst Bismarck verliest sodann Artikel XXIV.*)

Der Kongreß erkennt an, daß auf Grund der vorstehenden Deklaration der erste Satz des Artikels nicht mehr zu diskutiren ist. Bezüglich des zweiten Satzes konstatirt Caratheodory Pascha, daß derselbe keinen praktischen Wert hat, da die Pforte ja durch die Pariser Deklaration schon gebunden ist.

Fürst Bismarck fügt hinzu, die hohe Versammlung habe sich deshalb damit nicht weiter zu beschäftigen. Der Kongreß habe also diesen Artikel nicht zu revidiren und beschränke sich darauf, den status quo ante als genügend aufrecht zu erhalten.

*) Artikel XXIV lautet: Der Bosporus und die Dardanellen bleiben in Kriegs- und Friedenszeiten den aus russischen Häfen ankommenden oder dorthin bestimmten Handelsschiffen der neutralen Staaten geöffnet. Die hohe Pforte verpflichtet sich infolge dessen, in Zukunft vor den Häfen des Schwarzen und Asowschen Meeres keine fiktive Blockade zu errichten, welche von dem Sinne der Pariser Deklaration vom 4./16. April 1856 abweicht.

Er verliest sodann Artikel XXV, betreffend die Räumung der europäischen und asiatischen Türkei seitens der russischen Truppen. Seine Durchlaucht ist der Ansicht, daß, nachdem die beiden kriegführenden Mächte in dieser Hinsicht genaue Abmachungen getroffen, der Kongreß dies Abkommen als wechselseitig bindend anzusehen hat.

Auf eine Anfrage des ersten türkischen Vertreters, ob der auf die Räumung in Asien bezügliche Absatz 3 des Artikel XXV in den neuen Vertrag aufgenommen werden würde,

bemerkt Fürst Bismarck, diese Aufnahme erscheine ihm nicht notwendig, weil es sich nur um eine Festsetzung zwischen der Türkei und Rußland handle; die Evakuation in Europa sei allein der Gegenstand einer europäischen Vereinbarung gewesen.

Er konstatirt sodann, daß die letzten Artikel des Vertrages von San Stefano (XXVI, XXVII, XXVIII und XXIX) nur lokale und militärische Stipulationen sind, und spricht die Hoffnung aus, daß der Kongreß in der nächsten Sitzung von dem Ergebnis der Verhandlungen, welche bezüglich der noch vorbehaltenen Fragen zwischen den russischen und englischen Bevollmächtigten stattfinden sollen, Kenntnis erhalten und in der Lage sein wird, die Prüfung der asiatischen Frage zu beendigen.

Auf eine bezügliche Anregung des Grafen Schouvaloff

meint Fürst Bismarck, der Kongreß habe sich den Artikel XV im ganzen zu eigen gemacht, und dehne ihn im Prinzip auf alle Teile des türkischen Reiches aus. Diese Detailfragen würden übrigens einer späteren diplomatischen Versammlung nötigenfalls vorbehalten bleiben können.

---

8. Juli 1878.

Erklärungen Bismarcks in der fünfzehnten Sitzung des Berliner Kongresses.

Auf der Tagesordnung steht Artikel XVIII des Vertrages von San Stefano, betreffend die Stadt Khotur und die Berichtigung der türkisch-persischen Grenze.

Fürst Bismarck ist der Meinung, daß in Gemäßheit des Beschlusses des Kongresses in der letzten Sitzung der Vertreter Seiner Majestät des Schah von Persien zu hören sei.

Nachdem Malcom Khan eingetreten,

bittet ihn Fürst Bismarck, dem Kongresse die Bemerkungen seiner Regierung bezüglich des Artikel XVIII des Vertrages von San Stefano mitzuteilen.

Derselbe hat keine Mitteilung zu machen, sondern wünscht nur die Entscheidung des Kongresses zu erfahren.

Fürst Bismarck bemerkt, die hohe Versammlung habe noch keinen Beschluß gefaßt, habe sich aber versichern wollen, daß die Rückgabe von Khotur an Persien von Seiner Majestät dem Schah acceptirt werden würde.

Nachdem Malcom Khan die Annahme erklärt und daran einige weitere Bemerkungen geknüpft,

erklärt Fürst Bismarck, der Kongreß werde einwilligen, seine guten Dienste zur Herbeiführung einer Verständigung zwischen der Türkei und Persien zu gewähren, und die Regelung der Khotur-Affaire werde ihm dazu Gelegenheit bieten.

Er bittet sodann die russischen Bevollmächtigten um eine Aeußerung über Artikel XVIII.

Nachdem diese erfolgt,

fragt Fürst Bismarck, ob neben der einfachen Beibehaltung des Artikels XVIII noch ein besonderer Vorschlag gemacht sei.

Graf Schouvaloff wünscht nicht die einfache Beibehaltung, sondern eine andere Redaktion.

Fürst Bismarck konstatirt sodann, daß die Grundsätze des Artikels XVIII gutgeheißen sind, vorbehaltlich der Vervollständigung, welche die Bevollmächtigten Englands und Rußlands vorzubereiten haben.

Er erinnert sodann, daß der Kongreß in der vorigen Sitzung auf die heutige Tagesordnung das Ergebnis der Spezialverhandlungen über verschiedene, die Stadt und den Hafen Batum betreffende Detailfragen gesetzt hatte. Da die beteiligten Bevollmächtigten noch nicht in der Lage sind, ihre Beschlüsse mitzuteilen, so wird die Frage auf die nächste Sitzung vertagt.

Zum nächsten Gegenstand der Tagesordnung übergehend, bemerkt er, Lord Salisbury habe sich vorbehalten, der hohen Versammlung das Ergebnis einer nachträglichen Vereinbarung mit den ottomanischen Bevollmächtigten über die Redaktion des die Armenier betreffenden Artikels XVI mitzuteilen.

Die von Lord Salisbury vorgelesene anderweite Wortfassung findet die Zustimmung der Versammlung.

Fürst Bismarck bemerkt, Caratheodory Pascha habe in der letzten Sitzung dem Kongreß einen auf die Petition des Erzbischofs Gerassimos über die geweihten Klöster bezüglichen Antrag vorgelegt.

Nachdem der türkische Bevollmächtigte seinen Antrag befürwortet,

drückt Fürst Bismarck seine Zweifel an der Zuständigkeit der hohen Versammlung in dieser an sich den Verträgen von 1856 und 1871 und von San Stefano fremden Frage aus. Er möchte sie indes der Aufmerksamkeit seiner Kollegen empfehlen und fragt, ob einer der Bevollmächtigten Bemerkungen zu dem Gegenstande zu machen habe.

Lord Salisbury hält eine Beschlußnahme des Kongresses nicht für angängig, und

Fürst Bismarck erklärt als Vertreter Deutschlands, daß er derselben Ansicht wie Lord Salisbury sei und in der That nicht wisse, welches Zwangsmittel in dieser Sache der Kongreß ausüben könne.

Der erste ottomanische Bevollmächtigte meint, daß die Frage wenigstens außerhalb des Kongresses von den Mächten in die Hand genommen werde.

Fürst Bismarck glaubt, daß diese Art der Behandlung der Sache die einzig gangbare sei und ist der Meinung, daß seine Kollegen einwilligen werden, in diesem Sinne an ihre Regierungen zu schreiben.

Graf Schouvaloff kommt auf den Antrag der französischen Bevollmächtigten über die Religionsfreiheit und die allen Kulten gewährten Garantien zurück; dadurch sei ein neues, auf alle Fürstentümer anwendbares Recht geschaffen.

Fürst Bismarck stimmt in diesem Punkte mit den russischen Vertretern überein. Er meint, man könnte in den Vertrag einen Artikel aufnehmen, welcher den im Kongreß vertretenen Mächten die Aufgabe stelle, die Ausführung der verschiedenen erwähnten Bestimmungen entweder durch ihre Vertreter in Konstantinopel oder durch andere Delegirte zu überwachen. Die Frage der heiligen Orte ließe sich mit dieser Kontrolle verbinden. Fürst Bismarck fügt unter Zustimmung der hohen Versammlung hinzu, in Bezug auf die letztere Frage werde im Protokoll vermerkt werden, daß die Vertreter der Mächte bereit seien, ihren Regierungen darüber zu berichten und ihrer Fürsorge die Prüfung dieser Sache auf der Grundlage alter Abmachungen oder auf Grund der Ergebnisse der Beratungen des Kongresses zu empfehlen.

Es folgt die Beratung und Beschlußnahme über den Bericht der Kommission zur Feststellung der Grenzen.

Bezüglich der Grenze des Sandjaks Sofia von Kosica ab hat eine Verständigung im Schoße der Kommission nicht erreicht werden können.

Fürst Bismarck bedauert, daß die Mitglieder der Kommission sich über diese Frage nicht haben verständigen können, und spricht die Ansicht aus, der Kongreß möchte sie durch Majoritätsbeschluß entscheiden.

In der weiteren Beratung der Frage

ersucht Fürst Bismarck die russischen Bevollmächtigten, genau das Aequivalent, welches sie für Bulgarien auf der serbischen Seite verlangen, zu bezeichnen.

Graf Schouvaloff schlägt vor, Trn der Provinz Bulgarien einzuverleiben und die Stadt Pirot Serbien zu überlassen.

Fürst Bismarck resumirt den Stand der Diskussion und das Anerbieten des Grafen Schouvaloff und spricht den Wunsch aus, es möchte auf diesen Grundlagen eine Verständigung eintreten.

Graf de Saint-Vallier schlägt vor, über die Südgrenze Bulgariens, soweit Einvernehmen vorhanden, zu beschließen und die Beschlußnahme über die zweifelhaften Punkte zu vertagen, bis die Kommission auf Grundlage der heutigen Verhandlung anderweit Bericht erstattet habe.

Fürst Bismarck schließt sich der Ansicht, über die festgestellten Punkte Beschluß zu fassen, an, will jedoch die anderen nicht an die Kommission zurückverweisen. Er schlägt vor, daß der Kongreß noch heut über die Frage von Trn und Pirot, vorbehaltlich der Feststellung der Einzelheiten durch die Kommission, Beschluß fasse.

Der Kongreß entscheidet die Zuweisung von Pirot an Serbien und von Trn an Bulgarien.

Nachdem ein weiterer Zusatz beschlossen,

bringt Fürst Bismarck die Feststellung der bulgarischen Grenzen in ihrer Gesamtheit und vorbehaltlich der von der Grenzenkommission zu entscheidenden Einzelfragen über Pirot und Trn zur Abstimmung.

(Einstimmig angenommen.)

Bei der Beratung über die Vorschläge der Grenzenkommission betreffend Serbien

bringt Fürst Bismarck die Frage, ob Prepolac den Türken oder den Serben zuzuweisen, zur Abstimmung.

Nachdem alle Staaten außer Rußland für die Zuteilung an die Türkei gestimmt, erklären die russischen Vertreter, das Votum der Majorität zu acceptiren.

Auch bezüglich der Zuteilung Vranjas besteht Meinungsverschiedenheit.

Fürst Bismarck schlägt vor, den Entwurf der serbischen Grenzlinien in seiner Gesamtheit, unter Zuweisung von Prepolac an die Türkei und von Vranja an Serbien, anzunehmen.

Lord Salisbury macht wiederholt Bedenken gegen die Zuweisung Vranjas an Serbien geltend und lehnt die Zustimmung zur Festsetzung der serbischen Grenze mit diesen Bedingungen ab.

Zu dieser Erklärung bemerkt Fürst Bismarck, er sehe ein, daß, wenn sie aufrecht erhalten werde, mit Bedauern die Vertagung der Regelung dieser Frage bis zu einer späteren Verständigung zu konstatiren sein würde.

Von französischer Seite wird ein Vermittlungsvorschlag gemacht, wonach nur die Stadt Vranja selbst Serbien zugewiesen werden soll. Der Vorschlag findet Annahme.

Fürst Bismarck bringt sodann den Entwurf der serbischen Grenzfeststellung in seiner Gesamtheit zur Abstimmung. Er konstatirt mit Befriedigung die Annahme und fügt hinzu, daß das Protokoll für die von ottomanischen Bevollmächtigten erbetenen Instruktionen offen bleibt.

Am Schluß der Sitzung verliest Fürst Gortschakow eine Erklärung, worin der Kongreß ersucht wird, vor Beendigung seiner Arbeiten sich zu äußern, wie er die Ausführung seiner Beschlüsse zu sichern gedenke.

Fürst Bismarck bemerkt, diese Mitteilung werde auf die Tagesordnung der nächsten, auf morgen anberaumten Sitzung gesetzt werden; die Tagesordnung würde außerdem enthalten: die Regelung der in der Batumfrage vorbehaltenen Punkte, die Grenzberichtigung des Khotur-Gebiets und eine Mitteilung über den Stand der Arbeiten des Redaktionsausschusses.

---

9. Juli 1878.

Erklärungen Bismarcks in der sechzehnten Sitzung des Berliner Kongresses.

Fürst Bismarck fragt, ob zwischen den englischen und russischen Bevollmächtigten über die auf Batum bezüglichen Abmachungen, welche in der letzten Sitzung für Spezialunterhandlungen reservirt worden sind, ein Einvernehmen zu stande gekommen ist.

Dies wird verneint und vorgeschlagen, die noch streitigen Punkte der Kommission für die Grenzen zu überweisen.

Fürst Bismarck bedauert, daß eine direkte Verständigung nicht stattgefunden hat; er fürchtet, daß die Ueberweisung an die Kommission nicht das schnellste Mittel zur Erledigung der Sache ist.

Nachdem Fürst Gortschakow die von ihm vorgeschlagene Grenzlinie von Olti verteidigt,

schlägt Fürst Bismarck vor, die Mächte möchten wenigstens einwilligen, daß die Kommission für die Grenzen, wenn sie mit der Differenz befaßt werde, ohne Zuziehung der Spezialoffiziere Beschluß fasse und nach Stimmenmehrheit entscheide.

Dies wird einstimmig beschlossen.

Fürst Bismarck konstatirt diesen Beschluß und erwidert auf eine Bemerkung von Caratheodory Pascha, daß das Thal von Alaschkerd außer Frage stehe, die Kommission habe sich also nur mit der Bestimmung der Olti-Linie zu beschäftigen.

Fürst Gortschakow kommt auf die in der letzten Sitzung angeregte Frage, in welcher Weise die Ausführung der Beschlüsse des Kongresses sicher zu stellen seien, zurück.

Fürst Bismarck bemerkt, die Diskussion würde durch einen von den russischen Bevollmächtigten einzubringenden formellen Antrag sehr erleichtert werden.

Nachdem Fürst Gortschakow erklärt, er sei bereit, zu beantragen, daß die am Kongresse teilnehmenden Mächte die Ausführung der Beschlüsse gemeinschaftlich garantiren,

spricht sich Fürst Bismarck in längerer Rede aus:

Er ist nicht befugt, in der Sache als Präsident die Ansicht des Kongresses zum Ausdruck zu bringen, er kann nur als Vertreter Deutschlands seine Meinung aussprechen. Nun ist es seiner Meinung nach evident, daß, wenn die Mächte sich über die Fragen, welche Europa seit einem Jahrhundert vorwiegend beschäftigen und besonders seit zwanzig Jahren seine Besorgnis erregen, ins Einvernehmen setzen, sie dies Werk nicht zu einem unwirksamen machen wollen, und daß alle die Ausführung von Bestimmungen überwachen und kontrolliren müssen, welche ein Ganzes bilden und von denen man nicht einen Teil annehmen, das übrige aber verwerfen kann; aber er ist nicht der Meinung, daß jeder Staat für sich allein verpflichtet ist, zur Ausführung dieser Abmachungen Beistand zu leisten, und daß eine solidarische und kollektive Garantie bestehen kann. Diese Stellung wenigstens nimmt Seine Durchlaucht bei Betrachtung der Lage Deutschlands ein. Er glaubt nicht, daß man eine Formel finden kann, welche Europa in absoluter Weise gegen die Wiederkehr von Thatsachen, die es erregt haben, sichere, und daß, wenn die Mächte sich solidarisch verpflichten, nötigenfalls Gewalt anzuwenden, sie riskiren, schwere Zwistigkeiten unter sich hervorzurufen. Seine Durchlaucht hatte zuerst, nach dem ersten Durchlesen der russischen Erklärung, gefürchtet, daß das Verlangen des Fürsten Gortschakow die Hilfsmittel des Kongresses übersteige. Nach den Auseinandersetzungen des ersten Bevollmächtigten Rußlands ist Fürst Bismarck indes überzeugt, Fürst Gortschakow würde mit einer Wortfassung zufriedengestellt sein, welche sagt, daß die gesamten in dem zukünftigen Vertrage niedergelegten Verpflichtungen ein Ganzes bilden, dessen Ausführung die Mächte durch ihre Vertreter in Konstantinopel überwachen lassen, wobei sie sich vorbehalten, weiter zu überlegen, im Fall diese Ausführung mangelhaft und langsam geschehe. Seine Durchlaucht vermutet nicht, daß Fürst Gortschakow Festsetzungen im Auge gehabt, durch welche die Ausführung gegenseitiger Verpflichtungen, wie zum Beispiel die Räumung der Festungen und Gebiete, geregelt werden sollten, da die Nichtausführung dieser Klauseln von seiten einer der beteiligten Mächte auf seiten der anderen die Nichtausführung der entsprechenden Klauseln nach sich ziehen würde; der erste Bevollmächtigte Rußlands wird vielmehr die Festsetzungen der hohen Versammlung über den Schutz der Christen im Auge gehabt haben, aber Fürst Bismarck glaubt nicht, daß der Kongreß von vornherein vermuten könne, die von dem versammelten Europa feierlich gefaßten Beschlüsse würden nicht ausgeführt werden. Man müßte erst eine Verletzung abwarten, um sich damit zu beschäftigen, und in diesem Falle würden sich die Mächte durch ihre Vertreter in Konstantinopel über die Zusammenberufung erneuter diplomatischer Versammlungen verständigen können. Wenn jedoch die russische Regierung darauf bestehe, daß in den Vertrag ein besonderer Artikel aufgenommen werde, wonach die Mächte sich das Recht vorbehalten, durch ihre Vertreter die Ausführung der Beschlüsse der hohen

Versammlung zu kontrolliren, so hat Fürst Bismarck seinerseits keine Einwendung dagegen.

Nachdem die russischen Vertreter ihr Einverständnis mit den Anschauungen des Fürsten Bismarck ausgesprochen,

konstatirt letzterer, die Anschauung werde in einer von den russischen Vertretern vorzulegenden Schlußredaktion zum Ausdruck gebracht werden.

Der türkische Vertreter hält neue Kontrollfestsetzungen für unnötig.

Fürst Bismarck glaubt, es sei besser, diese Diskussion bis zu dem Augenblicke zu vertagen, wo die Bevollmächtigten Rußlands einen Antrag in dem vorangegebenen Sinne einbringen.

Hiernach wird auf Bericht der Kommission für die Grenzen bezüglich der Abgrenzung des Sandjaks Sofia und des Distrikts Vranja Beschluß gefaßt.

Auf der Tagesordnung steht ein Bericht über den Stand der Arbeiten des Redaktionsausschusses, welchen Herr Desprez erstattet.

Fürst Bismarck fragt, ob die von Herrn Desprez gegebenen Darlegungen, welche nur den allgemeinen bei der Fassung des Vertrages befolgten Plan betreffen, den Absichten der Versammlung entsprechen.

Es werden Bedenken erhoben. Bei der Erörterung

bemerkt Fürst Bismarck, für jetzt stünden ja nicht die Bestimmungen des Vertrages zur Diskussion, sondern der allgemeine, von der Redaktionskommission zu befolgende Plan. Er fügt hinzu, er sehe den Plan des Herrn Desprez als von der hohen Versammlung mit der Maßgabe genehmigt an, daß erstens der neue Vertrag in erster Linie die Verträge von Paris, London und San Stefano erwähnt und zweitens bei der Redaktion des neuen Vertrages die bei der Diskussion des Kongresses beobachtete Reihenfolge der Gegenstände innegehalten wird.

Zu einem Antrage Mehemed Ali Paschas, betreffend Artikel X des Vertrages von San Stefano,

erklärt Fürst Bismarck, der Kongreß habe die Frage, welche dieses Dokument zum Gegenstand habe, schon entschieden, der Antrag werde jedoch gedruckt und auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung gesetzt werden.

---

10. Juli 1878.

Erklärungen Bismarcks in der siebenzehnten Sitzung des Berliner Kongresses.

Fürst Bismarck konstatirt, daß der Kongreß das Ergebnis der Beratungen der Kommission für die Grenzen hinsichtlich der Grenzlinien bei Batum gutheißt.

Hinsichtlich des weiteren Gegenstandes der Tagesordnung: Festsetzung der Termine für die Räumung der noch von türkischen Truppen besetzten Gebiete,

ist Fürst Bismarck der Ansicht, der Kongreß könne nur ein allgemeines Prinzip festsetzen, die Bezeichnung der Räumungsfristen müsse einer der Spezialkommissionen vorbehalten bleiben. Könnten die Bevollmächtigten Rußlands dies Prinzip nicht formuliren?

Nachdem die russischen und englischen Vertreter sich geäußert,

bemerkt Fürst Bismarck, seiner Meinung nach solle sich die Entscheidung des Kongresses auf die von türkischen Streitkräften besetzten montenegrinischen und serbischen Gebiete beschränken; letztere sollten innerhalb desselben Zeitraums, der den serbischen und montenegrinischen Truppen bis zum Verlassen des türkischen Gebiets gestellt ist, geräumt werden. Diese Kombination möchte Seiner Durchlaucht geeignet erscheinen, Unzuträglichkeiten vorzubeugen, welche man zu fürchten scheine.

Caratheodory Pascha regt an, diese Einzelheiten der europäischen Kommission, welche mit der Grenzabsteckung betraut werden soll, zur Prüfung zu überlassen.

Fürst Bismarck wendet dagegen ein, daß die Versammlung der Kommission und ihre Arbeit mehrere Monate dauern wird, während es sich hier um Gebietsräumungen handelt, die innerhalb einiger Wochen vor sich gehen sollen; eine gleichzeitige Räumung erscheint ihm nicht schwierig in einem Lande ohne Festungen.

Es wird angeregt, für solche Punkte einige Tage mehr zu bewilligen, wo größere militärische Anlagen vorhanden.

Fürst Bismarck schlägt vor, zu beschließen, daß prinzipiell die Räumung gleichzeitig stattfinden soll, vorbehaltlich jedoch der Punkte, an welchen sich Archive, Arsenale u. s. w. befinden; die mit der Formulirung des Kongreßbeschlusses betraute Redaktionskommission wird ersucht, der letzteren Erwägung Rechnung zu tragen.

Der Vorschlag findet Annahme.

Nach Erörterung des türkischen Antrages, betreffend die Aufrechterhaltung des Artikels X des Vertrages von San Stefano,

konstatirt Fürst Bismarck, daß der ottomanische Antrag im Prinzip angenommen ist, das heißt, daß die Türkei die betreffende Heeresstraße erhalten soll: die Details der Grenzbestimmung sollen weiteren Verhandlungen der europäischen Kommission mit den Lokalbehörden überlassen werden.

Caratheodory Pascha beantragt, daß Rußland einen Teil der ottomanischen Staatsschuld, als auf die von ihm annektirten türkischen Gebiete in Asien fallend, zu übernehmen habe.

Die russischen Vertreter sprechen sich entschieden dagegen aus.

Fürst Bismarck kann gegenüber dem Widerspruch der Bevollmächtigten Rußlands nur einsehen, daß es unmöglich ist, dem ottomanischen Antrage eine Folge zu geben.

Fürst Gortschakow liest sodann eine von ihm in der vorigen Sitzung zugesagte anderweite Redaktion seines Antrages wegen Sicherung der Ausführung der Kongreßbeschlüsse vor.

„Nachdem Europa die Festsetzungen des Vertrages von Berlin auf das Feierlichste und Bindendste sanktionirt hat, betrachten die hohen vertragschließenden Teile die gesamten Artikel des gegenwärtigen Aktes als ein Ganzes von Bestimmungen, deren Inkraftsetzung sie zu kontrolliren und zu überwachen sich verpflichten, indem sie auf einer vollständigen und ihren Absichten gemäßen Ausführung bestehen.

Sie behalten sich vor, sich nötigenfalls über die geeigneten Mittel zur Sicherung eines Resultats zu verständigen, das sie mit Rücksicht auf die allgemeinen Interessen Europas und die Würde der Großmächte nicht unwirksam werden lassen dürfen."

Fürst Bismarck glaubt, der in der ersten Hälfte dieses Dokuments ausgedrückte Gedanke werde von dem Kongreß vollständig gutgeheißen werden. Die darin enthaltenen Erwägungen seien übrigens schon von Caratheodory Pascha in ähnlichen Ausdrücken formulirt worden. Bezüglich des Restes würde dies vielleicht nicht der Fall sein. Seine Durchlaucht würde deshalb der Ansicht sein, den russischen Antrag zu trennen und so zum Gegenstand zweier Abstimmungen zu machen.

Fürst Gortschakow hat nichts dagegen und

Fürst Bismarck verliest von neuem den ersten Teil des russischen Dokuments bis „bestehen".

Auf eine Anfrage Lord Salisburys, ob die Worte des Antrages die Notwendigkeit der Verwendung einer ausländischen Streitkraft im Falle der Nichtausführung des Vertrages einschließen,

erklärt Fürst Bismarck, seiner Meinung nach sei das nicht der Fall. Seines Erachtens verpflichten sich die Mächte nur zu einer thätigen Ueberwachung, welcher nötigenfalls eine diplomatische Aktion folgen würde. Der zweite Teil des Dokuments behalte allerdings den Mächten die Befugnis vor, sich über die Mittel zu einem späteren Handeln zu verständigen, ohne indes einer der Mächte eine Verpflichtung aufzuerlegen.

Nach weiterer Erörterung wird beschlossen, den russischen Antrag vorerst drucken zu lassen und die Frage auf die nächste Sitzung zu vertagen.

Zu der dann zur Sprache kommenden Frage der Festsetzung einer Ruhestätte für die am Schipkapaß gefallenen Krieger

bemerkt Fürst Bismarck, der Gedanke der russischen Bevollmächtigten werde die Sympathie aller derjenigen haben, welche das Andenken der auf dem Schlachtfelde gefallenen Landsleute bewahren wollen; er würde von den Regierungen verstanden werden, welche die gegenseitige Achtung kennen, die zivilisirte Nationen ihren Toten und teuren Erinnerungen bezeugen. Seine Durchlaucht hält es für angezeigt, daß eine Bestimmung für die Erhaltung der Gräber so vieler

tapferer Soldaten sorge und daß der Kongreß den Wunsch ausspreche, die ottomanische Regierung möchte einen so dem Gefühle Europas entsprechenden Vorschlag annehmen. Indem Fürst Bismarck auf betrübende Spekulationen Anspielung macht, welche zu anderen Zeiten in Bezug auf Militärgräber mangels diplomatischer Abmachungen vorgekommen sind, ist er der Ansicht, die hohe Versammlung könne, wenn die ottomanischen Vertreter nicht ermächtigt sind, dem soeben vorgelegten Entwurfe ohne Einschränkung zuzustimmen, im Protokoll erklären, daß sie sich dem Gedanken der Vertreter Rußlands anschließe und der beauftragten europäischen Kommission empfehle, an Ort und Stelle die Mittel zur entsprechenden Ausführung zu prüfen.

Der Kongreß acceptirt diesen Vorschlag.

Die türkischen Bevollmächtigten wünschen noch eine Modifikation der Wortfassung.

Fürst Bismarck hält bei der Zustimmung der hohen Versammlung zu dem von ihm beantragten Beschluß eine Aenderung der ursprünglichen Wortfassung des Antrages für unnütz. Seine Durchlaucht konstatirt also, der Kongreß rechne auf die Gesinnungen der hohen Pforte und verlasse sich mit Vertrauen auf die Abmachungen, welche die europäische Kommission im Einvernehmen mit der ottomanischen Regierung treffen werde.

Hierauf ersucht Fürst Bismarck den Berichterstatter der Redaktionskommission um Verlesung des vorbereiteten Vertragsentwurfs.

Bei der sich an die Verlesung des Entwurfs knüpfenden Erörterung

weist Fürst Bismarck auf die Unzuträglichkeiten hin, welche entstehen würden, wenn man die Beschlüsse des Kongresses modifiziren wolle, welche als Grundlage für die Arbeiten der Redaktionskommission gedient hätten. Der Kongreß müsse jedem Versuch, auf die Sache selbst wieder einzugehen, widerstehen.

Bei der Beratung der auf Ostrumelien bezüglichen Artikel macht Caratheodory Pascha Einwendungen gegen die Erwähnung der christlichen Religion des Gouverneurs.

Fürst Bismarck konstatirt, die hohe Versammlung habe, indem sie in diesem Punkte die Bestimmungen des Vertrages von San Stefano beibehalten, dieselben stillschweigend sanktionirt. Seine Durchlaucht besteht darauf, daß es notwendig sei, hinsichtlich der bereits getroffenen Entschließungen des Kongresses nicht retrospektive Einwendungen zu erheben.

Bei dem auf die Religionsfreiheit bezüglichen Artikel beantragt Graf Corti einen Zusatz, daß der status quo hinsichtlich der heiligen Orte nicht nur für Frankreich, sondern für alle Mächte aufrecht erhalten werde.

Fürst Bismarck weist auf die Vorbehalte hin, die Frankreich bei der Annahme der Einladung zum Kongresse gemacht habe — Vorbehalte, welche eine ausdrückliche Erwähnung der Rechte Frankreichs in der Fassung des Artikels

veranlaßt hätten. Er macht bemerklich, daß der zweite Teil des Absatzes, welcher bestimmt, „daß der status quo an den heiligen Orten nicht angetastet werden solle", dem Gedanken des ersten Herrn Bevollmächtigten Italiens Genüge leiste.

Er spricht sodann Herrn Desprez den Dank des Kongresses für die von ihm vorgelesene Arbeit aus.

---

11. Juli 1878.

Erklärungen Bismarcks in der achtzehnten Sitzung des Berliner Kongresses.

Zu dem auf der Tagesordnung stehenden Antrage der russischen Bevollmächtigten auf Sicherung der Ausführung der Kongreßbeschlüsse macht Graf Andrassy einen Abänderungsvorschlag.

Lord Salisbury kann den Zweck des russischen Antrages nicht erkennen und

Fürst Bismarck fragt Seine Lordschaft, ob seine Einwendungen auch auf den von dem ersten Bevollmächtigten Oesterreich-Ungarns modifizirten Text sich beziehen, welcher den Antrag zusammenfasse und ihm eine einfachere Form gebe. Seine Durchlaucht meint, es möchte nicht unnütz sein, auszudrücken, daß der Kongreß sich verpflichtet, die Ausführung seines Werkes zu überwachen und zu kontrolliren, und daß eine solche Deklaration nichts Ungewöhnliches habe.

Fürst Gortschakow stellt anheim, heute über die erste Hälfte des russischen Antrages zu beschließen.

Fürst Bismarck teilt auch heute die Ansicht, über den ersten Absatz besonders abzustimmen. Als Vertreter Deutschlands würde Seine Durchlaucht geneigt sein, auch den zweiten Absatz anzunehmen, aber er fürchtet, daß die anderen Mächte nicht alle diese Ansicht teilen. Er hält übrigens die österreichisch-ungarische Fassung für praktischer und meint insbesondere, daß die Worte „feierlich und obligatorisch" einen Gedanken ausdrücken, der an sich schon zu klar sei, als daß es nötig erscheine, ihn zu verstärken.

Fürst Gortschakow will der Abänderung nicht zustimmen.

Graf Schouvaloff schlägt eine andere Fassung vor:

„Nachdem die hohen vertragschließenden Teile den Bestimmungen des Vertrages von Berlin ihre feierliche und obligatorische Sanktion erteilt haben, betrachten sie die gesamten Artikel des gegenwärtigen Aktes als ein Ganzes von Festsetzungen, deren Ausführung sie sich zu überwachen und zu kontrolliren verpflichten."

Caratheodory Pascha spricht sich im Interesse seiner Regierung gegen die Annahme aus.

Fürst Bismarck resumirt die Diskussion und legt dar, daß die ganze Frage darum handle, ob es angezeigt ist, einen besondern Artikel aufzunehmen

oder die Unterzeichnung des Vertrages als formelle, keiner Verstärkung bedürfende Verpflichtung anzusehen. Der erste türkische Bevollmächtigte scheine in der vorgeschlagenen Formulirung einen Ausdruck des Mißtrauens gegen einen der vertragschließenden Teile, der sich nicht dem Vertrage anpasse, zu erblicken. Seine Durchlaucht teilt seinerseits diese Besorgnisse nicht.

Nach weiterer Diskussion

stellt Fürst Bismarck die neue, von Graf Schouvaloff formulirte Fassung zur Abstimmung.

Er konstatirt sodann, nach Befragen der Versammlung, daß der russische Antrag nicht die Zustimmung des Kongresses erhalten hat, und geht zur Abstimmung über den Antrag des Grafen Andrassy über.

In der Beratung werden mehrseitig die von Caratheodory Pascha zu diesem Punkte abgegebenen Erklärungen als ausreichend angesehen; der Kongreß solle sich darauf beschränken, von diesen Erklärungen Akt zu nehmen.

Fürst Bismarck konstatirt schließlich, daß der russische Antrag und das österreichische Amendement, welches den Gedanken des ersteren wiedergebe, von dem Kongresse nicht angenommen werde und das Resultat der Diskussion seien folglich die im Protokoll niedergelegten Fakta, nämlich: der Antrag selbst, die Erwiderung der Pforte und die Entscheidung des Kongresses, von den Erklärungen des ersten türkischen Bevollmächtigten Akt zu nehmen.

Die Versammlung geht zu der Frage des rumänischen und serbischen Tributs über.

Fürst Bismarck erinnert, daß die Frage folgendermaßen liege: Der erste Herr Bevollmächtigte der Türkei hat dem Kongreß zwei Vorschläge gemacht, einen in der Sitzung vom 28. Juni (Protokoll Nr. 8), bezüglich Serbiens, den andern in der Sitzung vom 1. Juli (Protokoll Nr. 10), in Bezug auf Rumänien: Seine Excellenz verlangt, daß die bisher für diese Länder an die hohe Pforte gezahlten Tribute kapitalisirt und der Betrag an die Kassen des ottomanischen Staatsschatzes abgeführt werde. Der Kongreß hat diese Vorschläge der Redaktionskommission überwiesen, ohne sich definitiv über die Prinzipfrage auszusprechen. Die Kommission unterbreitet jetzt folgenden Fassungsentwurf:

„Der Tribut Serbiens (Rumäniens) soll kapitalisirt werden und die Vertreter der Mächte in Konstantinopel werden den Kapitalbetrag im Einvernehmen mit der hohen Pforte festsetzen."

Bevor aber der Kongreß über diese Fassung sich aussprechen kann, wird er zu beschließen haben, ob prinzipiell diese Länder die Kapitallast des Tributs, welche ihnen durch den Vertrag von San Stefano nicht auferlegt worden ist, zu übernehmen haben.

Nach längerer Beratung

bemerkt Fürst Bismarck, die Einstimmigkeit des Kongresses würde nötig sein, um die Verpflichtung zur Ablösung des Tributs festzusetzen, aber die abgegebenen Aeußerungen zeigten schon genügend an, daß sogar die Mehrheit gegen eine solche Entscheidung sei. Seine Durchlaucht dürfe daher die Frage als erledigt ansehen und die Redaktionskommission habe den auf die Kapitalisirung der rumänischen und serbischen Tribute bezüglichen Artikel ihres Entwurfs zu streichen.

Der erste italienische Bevollmächtigte beantragt, in das Protokoll eine auf die Errichtung einer internationalen Finanzkommission in Konstantinopel bezügliche Deklaration aufzunehmen.

Auf die Frage des Fürsten Bismarck, ob die anderen Mächte dem vom Grafen Corti im Namen seiner Kollegen von England, Frankreich und Italien vorgelesenen Antrage beitreten,

erklären die Bevollmächtigten Oesterreich-Ungarns und Rußlands ihre Zustimmung.

Fürst Bismarck gibt dieselbe Erklärung im Namen Deutschlands ab. Seine Durchlaucht konstatirt, das Dokument werde in das Protokoll aufgenommen werden und der Kongreß nehme davon Akt.

Der Kongreß geht hierauf zu dem Berichte der Grenzkommission, betreffend die asiatische Grenze, über.

Da keine Bemerkung in Bezug auf die Grenzfeststellung in Asien gemacht worden, so erklärt Fürst Bismarck, daß das in der Kommission vereinbarte Abkommen vom Kongresse angenommen sei.

Fürst Bismarck ersucht Herrn Desprez, den Berichterstatter der Redaktionskommission, die in der gestrigen Sitzung begonnene Verlesung des Vertragsentwurfs zu beenden.

Bei der an die Verlesung der einzelnen Artikel sich knüpfenden Debatte bittet Caratheodory Pascha um Vertagung in Betreff des Absatzes über die eventuelle Vermittlung der Mächte zwischen der Türkei und Griechenland.

Fürst Bismarck bemerkt dazu, der betreffende Absatz enthalte nur einen Wunsch des Kongresses, nicht einen Beschluß, dem zuzustimmen die Pforte ersucht werde. Die Mächte beschränkten sich darauf, auszusprechen, sie hegten den Wunsch, daß die Verhandlungen von Erfolg wären; über diesen Punkt brauche die Pforte im Kongresse weder ihre Ansicht zu äußern noch ihre Entschließung zu treffen.

Die Versammlung genehmigt sodann den weiteren Entwurf des Vertrags.

Graf Schouvaloff bringt sodann die im Rhodopedistrikt vorgekommenen Gewaltthätigkeiten zur Sprache und schlägt vor, die Regierungen möchten ihre Vertreter in Konstantinopel beauftragen, Delegirte zur Untersuchung der Sache zu bestimmen.

Fürst Bismarck fragt, welche Exekutivgewalt diese Kommissare haben sollen.

Zu dem vom Kongresse gefaßten entsprechenden Beschlusse

bemerkt Fürst Bismarck unter allgemeiner Zustimmung, daß die Mitglieder der hohen Versammlung bei Annahme dieses nicht zum Gegenstande ihrer Beratungen gehörenden Beschlusses nicht als Mitglieder des Kongresses, sondern als Vertreter ihrer respektiven Regierungen handelten.

---

12. Juli 1878.

Erklärungen Bismarcks in der neunzehnten Sitzung des Berliner Kongresses.

Bei der Beratung eines Zusatzberichtes der Redaktionskommission entsteht Meinungsverschiedenheit über die den Türken einzuräumende Militärstraße durch den südlichen Teil des Sandjaks Sofia. Graf Schouvaloff ist gegen eine Wortfassung, welche die Trace der Straße genau bestimmt.

Fürst Bismarck hält es in der That für gefährlich, in einem Artikel des Vertrages eine Militärstraße auf einem wenig bekannten Gelände und auf einer Karte abzugrenzen, deren Genauigkeit nicht absolut sein kann. Diese Festsetzung könnte für diejenigen, welche dieselbe benützen, beschwerlich werden. Seine Durchlaucht verliest den Satz des XVII. Protokolls, in welchem die Diskussion zusammengefaßt ist, und ist nach den damals vom Kongresse gefaßten Entschließungen der Meinung, daß die Tracirung den Verhandlungen an Ort und Stelle überlassen bleiben müsse. Die namentliche Bezeichnung des 2. Alineas im 3. Absatze müßte also ausscheiden, und es wäre angezeigt, nur die prinzipielle Zuerkennung einer Heerstraße an die Türkei bestehen zu lassen.

Der Kongreß beschließt demgemäß.

Bei der Beratung des Artikels XXXVI des Entwurfs, betreffend die Rektifikation der Grenzen Griechenlands und die eventuelle Mediation der Mächte schlägt Caratheodory Pascha vor, statt „Mediation“ „gute Dienste“ zu setzen.

Fürst Bismarck bemerkt dazu, dieser Artikel habe für die türkischen Bevollmächtigten kein Interesse, weil es sich nur um Intentionen der sechs Mächte handle, denen es immer freistehe, sich über diesen Punkt außerhalb des Kongresses zu verständigen.

Bei Artikel XXXVI, betreffend die Abgrenzung Serbiens, beantragen die türkischen Bevollmächtigten, außer dem Platze Prepolais selbst auch den Engpaß in der Nähe dieses Ortes der Türkei zu belassen. In der Debatte hierüber wird auf die früheren Verhandlungen des Kongresses und der Kommission für die Grenzen hingewiesen.

Fürst Bismarck erklärt es für unmöglich, auf diese Diskussion zurück zu greifen; Seine Durchlaucht setzt hinzu, die Aufgabe der Kommission sei gewesen, die gefaßten Beschlüsse zu redigiren, nicht aber sie zu revidiren.

Fürst von Hohenlohe bemerkt, der Vertragsentwurf enthalte in einer Note die Anmerkung, „alle Ortsangaben sind der Karte des österreichischen Generalstabes entnommen“. Diese Anmerkung könne nicht im Vertrage erscheinen, da die Angabe aber sehr wichtig sei, so möchte dies im Protokoll erwähnt werden.

Fürst Bismarck unterstützt diese Bemerkung,

welche der Kongreß auch billigt.

Schließlich konstatirt Fürst Bismarck, daß die Redaktion des Vertrages beendet sei.

Seine Durchlaucht lenkt sodann die Aufmerksamkeit seiner Kollegen auf die Frage, in welcher Form und zu welchem Zeitpunkte die Mitteilung des Vertrages an die beteiligten, aber nicht auf dem Kongresse vertretenen Mächte, das heißt Griechenland, Persien, Montenegro und die für unabhängig erklärten Fürstentümer erfolgen solle.

Auf Vorschlag des Fürsten Bismarck beschließt der Kongreß, der Präsident der Versammlung solle ermächtigt sein, nach der Unterzeichnung den beteiligten Staaten die sie betreffenden Beschlüsse in einer authentischen Redaktion, aber in offiziöser Form mitzuteilen. Offiziell wird Fürst Bismarck den vollständigen Vertrag diesen Staaten mitteilen, sobald die Ratifikationen ausgetauscht sind.

---

13. Juli 1878.

Erklärungen Bismarcks in der zwanzigsten (Schluß-)Sitzung des Berliner Kongresses.

Fürst Bismarck bemerkt, daß das Protokoll 18 verteilt sei und das Protokoll Nr. 19 im Laufe dieses Tages in den Händen der Herren Bevollmächtigten sein werde. Beide Protokolle würden also von allen Mitgliedern der hohen Versammlung geprüft werden. Da es aber nicht möglich sein werde, alle Unterschriften für die endgiltig angenommenen Abdrücke zu erlangen, so schlägt Fürst Bismarck vor, die Herren Bevollmächtigten, welche vor der Vollziehung abreisten, möchten Ihre Excellenzen die in Berlin accreditirten Botschafter ermächtigen, in ihrem Namen die letzten Protokolle zu unterzeichnen.

Dieser Vorschlag wird angenommen.

Fürst Bismarck ersucht die Bevollmächtigten, zur Unterzeichnung des Vertrages schreiten zu wollen.

Graf Andrassy spricht hierauf den lebhaftesten Dank für die Leitung der Arbeiten aus.*)

*) Seine Anrede lautete: „Im Augenblick, wo unsere Anstrengungen zu einem gemeinsamen Einverständnis geführt haben, würde es unmöglich sein, dem hervorragenden Staatsmann, der unsere Arbeiten geleitet hat, unsere Ehrerbietung nicht zu bezeugen. Unabänderlich hat er im Auge gehabt, den Frieden zu sichern und zu befestigen. Zu diesem Zwecke hat er

Fürst Bismarck erwiderte: Ich erkenne vollkommen den Wert der Worte, welche der Graf Andrassy soeben im Namen dieser hohen Versammlung ausgesprochen hat. Ich danke dem Kongreß innig dafür, daß er sich denselben angeschlossen hat, und ich drücke meinen Kollegen für ihre Nachsicht und die guten Gesinnungen, die sie mir während aller unserer Arbeiten bezeugt haben, meinen Dank aus. Der versöhnliche Geist und das gegenseitige Wohlwollen, von dem alle Bevollmächtigten erfüllt waren, haben mir eine Arbeit erleichtert, die ich bei meinem gegenwärtigen Gesundheitszustande kaum zu einem ersprießlichen Ende zu führen hoffte. In dem Augenblicke, wo der Kongreß zur Zufriedenheit der vertretenen Regierungen und ganz Europas zu dem erhofften Ziele gekommen ist, bitte ich, mir ein gutes Andenken zu bewahren. Was mich betrifft, so wird die jetzt verflossene Zeit in meiner Erinnerung unauslöschlich bleiben."

Der Kongreß unterzeichnet die sieben Ausfertigungen des Vertrages.

Darauf ergreift Fürst Bismarck noch einmal das Wort zu folgender Ansprache:

„Ich konstatire, daß die Arbeiten des Kongresses beendigt sind.

Ich betrachte es als eine letzte Aufgabe des Präsidenten, den Dank des Kongresses denjenigen Mitgliedern auszusprechen, welche an den Kommissionsverhandlungen beteiligt waren, in erster Linie Herrn Desprez und dem Fürsten Hohenlohe. Ich danke gleichfalls im Namen der hohen Versammlung dem Sekretariat für den an den Tag gelegten Eifer, welcher dazu beigetragen hat, die Arbeiten des Kongresses zu fördern. Ich schließe in diesem Ausdruck des Dankes jene Beamten und Offiziere ein, welche an den Spezialstudien der hohen Versammlung sich beteiligt haben.

Meine Herren, im Augenblick, wo wir uns trennen, scheue ich mich nicht, zu behaupten, daß der Kongreß sich um Europa wohl verdient gemacht hat. Wenn es möglich gewesen ist, alle Bestrebungen der öffentlichen Meinungen zu verwirklichen, so wird auf alle Fälle die Geschichte unseren Absichten, unserem Werke Gerechtigkeit widerfahren lassen, und die Bevollmächtigten werden das Bewußtsein haben, in den Grenzen des Möglichen Europa die große Wohlthat des Friedens, der so schwer bedroht gewesen, zurückgegeben und gesichert zu haben.

---

seine ganzen Anstrengungen darauf gerichtet, die Meinungsverschiedenheiten zu versöhnen und der Ungewißheit, die so schwer auf Europa lastete, so schnell als möglich ein Ende zu machen. Dank der Weisheit, der unermüdlichen Energie, mit der unser Präsident unsere Arbeiten geleitet, hat er in einem hohen Grade zu dem schnellen Gelingen des Friedenswerkes, das wir gemeinsam unternommen haben, beigetragen. Ich bin daher sicher, der einmütigen Zustimmung dieser hohen Versammlung zu begegnen, indem ich Ihnen vorschlage, Seiner Durchlaucht dem Fürsten Bismarck unsere wärmste Dankbarkeit auszudrücken. Auf dem Punkte, uns zu trennen, glaube ich Ihren Gefühlen am besten zu entsprechen, indem wir unsern ergebensten Dank für die graziöse Gastfreundschaft bezeugen, deren Gegenstand wir seitens Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und der erhabenen Kaiserlichen Familie gewesen sind."

Dieses Ergebnis wird durch keine Kritik, welche der Parteigeist der öffentlichen Meinung einflößen könnte, vermindert werden. Ich habe die feste Hoffnung, daß die Eintracht Europas mit Gottes Hilfe dauerhaft bleiben wird, und daß die persönlichen und herzlichen Beziehungen, welche während unserer Arbeiten zwischen uns hergestellt worden sind, das gute Einvernehmen zwischen unseren Regierungen kräftigen und befestigen werden.

Ich danke noch einmal meinen Kollegen für ihr Wohlwollen gegen mich, und indem ich den Eindruck hoher Dankbarkeit stets wahre, schließe ich die letzte Sitzung des Kongresses."

---

8. Februar 1879.

Votum in der Sitzung des Bundesrats bei Beratung des Gesetzentwurfs, betreffend die Strafgewalt des Reichstags über seine Mitglieder.

Ich erkläre, daß ich im Namen der Königlich preußischen Regierung dem von dem Ausschusse vorgelegten Gesetzentwurfe gegenüber an der ursprünglichen Vorlage festhalte und deshalb bei den einzelnen Paragraphen die Wiederherstellung der Fassung des ursprünglichen Gesetzentwurfs in Antrag bringe.*)

---

10. Mai 1880.

Ansprache an die Deputation des Altonaer Industrievereins zur Beratung der Frage des Eintritts von Altona in den Zollverein und der Zollgrenze zwischen Hamburg und Altona.**)

Ich habe Ihre Petition gelesen, die von Ihnen Herrn Geheimrat Tiedemann vorgelegte kleine Karte durchgesehen, und ich muß gestehen, es ist mir angenehm,

*) Dagegen insistirte der Reichskanzler bei der Beratung der einzelnen Paragraphen nicht auf den preußischen Vorschlägen, sondern begnügte sich mit der Konstatirung seiner Ansicht. „National-Zeitung" Nr. 85 vom 20. Februar 1879. Die Fassung, in welcher der Gesetzentwurf aus den Ausschüssen des Bundesrats hervorging, findet sich abgedruckt in der „National-Zeitung" Nr. 67 vom 9. Februar 1879.

**) Der Vorsitzende des Industrievereins, Rothnagel, und ein Mitglied desselben Vereins, Semper, baten 1880 am 10. Mai, morgens 10 Uhr, den Geheimen Oberregierungsrat Tiedemann, zu veranlassen, daß ihnen eine Audienz von Bismarck bewilligt würde, um diesem ihre Petition in Betreff des Zollanschlusses Altonas und Hamburgs persönlich überreichen zu können. Der Chef der Reichskanzlei erklärte, daß Bismarck keine Deputation empfange, ein Versuch werde auch in der schwebenden Frage kaum einen Erfolg haben. Es würde den Petenten nichts anderes übrig bleiben als die Petition mit ihm durchzugehen und auf der Karte die alte und die neue Zolllinie zu besprechen. Nachdem dies geschehen, stellte Geheimrat Tiedemann den Altonaer Herren indessen doch anheim, sich zwischen 2 und 3 Uhr in ihrem Hotel aufzuhalten. Wenn der Reichskanzler, nachdem er demselben Vortrag gehalten hätte, dieselben noch zu empfangen wünsche, so würde ein Bote kommen, und die Herren möchten

daraus die mir bisher ganz unbekannte Thatsache entnommen zu haben, daß zwischen Hamburg und Altona schon eine Art natürliche Grenze besteht.*)

Jede Diskussion darüber, ob Altona wirklich in den Zollverein aufgenommen werden soll, ist überflüssig; die Sache ist unwiderruflich beschlossen. Den Zollanschluß von St. Pauli habe ich von Hause aus nicht verlangt; man hat mir aber gesagt, es sei nicht möglich, zwischen Hamburg und Altona eine Zollgrenze zu finden; die von meinen Räten vorgeschlagene Linie ist mir als die beste und die wenigst kostspielige bezeichnet worden. Alles Petitioniren um den Verbleib außerhalb des Zollvereins hilft Altona nichts. Dafür will ich die Stadt selbständig machen, ich will sie im wahren Sinn des Wortes unterstützen, und die gesamte preußische Regierung steht bei diesem Bestreben auf meiner Seite. Um selbständig zu werden, soll Altona eine Eisenbahn erhalten, welche die Stadt direkt mit Berlin, Dresden, Leipzig, Magdeburg und Böhmen verbindet. Seitdem die preußische Regierung die Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn angekauft hat, habe ich den Plan gefaßt, von Salzwedel über Hohnstorf, wo die Brücke über die Elbe geht, nach Wandsbek und direkt nach Altona eine Verbindung herzustellen, damit alle von Süden kommenden Güter nicht in Hamburg abgeladen zu werden brauchen, sondern, gleichwie die vom Norden kommenden, direkt nach Altona gehen können. Es ist noch eine zweite Linie projektirt, von Berlin über Schwerin nach Oldesloe und Kiel. Die Schweriner haben zwar gegen dieselbe petitionirt; sie wollen ihre See nicht verlieren; in diesem Falle geht man aber direkt nach Parchim. Ich erkläre, diese Bahn ist in zweiter Linie gedacht.

Die Elbe von Hamburg nach Cuxhaven muß gleichfalls auf alle Fälle dem Zollverein einverleibt werden. Als preußischer Minister kann ich es nicht verantworten, daß die Provinzen Hannover und Schleswig-Holstein getrennt sind. Ich weiß wohl, daß Berge Völker und Nationen trennen, aber Flüsse sind dazu da, die Kommunikation zwischen denselben aufrecht zu erhalten. Davon will ich nicht abweichen und ich habe den betreffenden Vorschlag schon gemacht. Hamburg will ich gerne den Freihafen lassen, derselbe hat auch sein Gutes. Aber der Hamburger muß auch zu der Ueberzeugung kommen, daß

---

dann schnell auf dem Platz sein, weil der Fürst sehr pünktlich sei. Nachdem dieselben durch die Güte des Geheimrats zwei Karten für den Reichstag bekommen hatten, verfügten sich dieselben in ihr Hotel, wo vor 2 Uhr bereits ein Schreiben des Inhalts angekommen war: „Der Reichskanzler werde die Altonaer Deputation um 3 Uhr empfangen". Die Herren verfügten sich nun in das Kanzlerpalais, wo sie von dem Chef der Reichskanzlei erwartet und demnächst zu Bismarck eingelassen wurden.

*) Die kleine Karte ließ die Grenzen von der Elbe herauf bis zur großen Gärtnerstraße ersehen; sie zeigte, daß da ein Grenzgraben war, in der Mitte mit Pallisaden geteilt, daß an jeder Seite vier Fuß Raum war, daß, wenn die Pallisaden weggenommen wurden, ein Gang von acht Fuß Breite hergestellt werden konnte, so daß es nicht schwierig war, eine Grenze zwischen Hamburg und Altona zu konstruiren.

nicht alles für ihn sei und daß auch noch andere Leute leben. Und wenn die Hamburger darauf hinweisen, welche Umstände es verursachen würde, wenn sie mit ihren Schiffen in Cuxhaven anlegen müßten, so bemerke ich, daß, obgleich der Londoner Handel den Hamburger zehnmal an Größe übertrifft, kein Engländer sich weigert, vor London anzulegen.

In Bezug auf Hamburg denke ich mir die Sache so: Wenn ein Schiff in Cuxhaven anlangt, so kommt ein Zollkontrolleur an Bord und begleitet dasselbe, und wenn ein Schiff den Hamburger Hafen verläßt, so ist das Gleiche der Fall. Das ist keine Belästigung, um derentwillen zwei Provinzen leiden sollen. Es soll nur verhindert werden, daß die Schiffe Schmuggel treiben. Altona wird auf diese Weise einen nie geahnten Aufschwung nehmen, denn es ist anzunehmen, daß sich der Kleinverkehr der Grenzdörfer und Grenzstädte in erster Linie dorthin zieht. Den Einwand, daß diejenigen Altonaer Bürger, welche an der Elbe einen Speicher besitzen und denselben an Hamburger Kaufleute vermietet haben, schlimm daran seien, wenn Altona in den Zollverein komme, lasse ich nicht gelten. Da wird auf andere Weise gesorgt. Ich glaube, die Speicher tragen das Doppelte ein, wenn die Altonaer Eisenbahn erst fertig ist. Sie werden ganz andere Sachen auf ihre Speicher bekommen und dieselben besser ausnützen können. Sie werden freilich auch eine andere Kaufmannschaft in Altona heranbilden müssen, die es versteht, die neue Konjunktur auszunützen. Meine Ansicht ist also die, daß Altona eine glückliche Zukunft bevorsteht, wie sie sonst nicht zu erwarten wäre. Ich bin eigentlich Hamburger Bürger und ich hätte, wenn in Friedrichsruh etwas zu schaffen war, gerne meinen Mitbürgern, den Hamburgern, Arbeit verschaffen wollen; aber da sind die Leute immer mit den Zollplackereien in Bergedorf gekommen. Ich habe mich alsdann nach Lübeck um Handwerker und Arbeiter gewandt; die Lübeck-Büchener und Berlin-Hamburger Bahn vertragen sich aber mit den Zügen nicht, die Züge paßten nicht, und so war es den Handwerkern nicht möglich, täglich hin und her zu kommen. So war ich denn genötigt, mir die Arbeiter aus Berlin und Magdeburg kommen zu lassen.

Besonders dankbar bin ich für die Mitteilung in Betreff des Pallisaden-Grenzweges. In einigen Tagen, vielleicht schon übermorgen, werden ihn einige Herren vom Bundesrat und Zolltechniker besichtigen, um mir demnächst darüber Bericht zu erstatten.

Mit Hamburg ist die Sache noch nicht so weit vorgeschritten, daß schon nach ungefähr zwei Jahren sein Eintritt in den Zollverein zu gewärtigen ist; es mögen noch mindestens acht bis zehn Jahre vergehen, bis dieser Schritt erfolgt. In dieser Zeit müssen die Altonaer Kaufleute und Industriellen es verstehen, ihr Geschäft zu einem blühenden zu gestalten. Die Hamburger müssen alsdann Docks bauen; man hat, wenn ich mich recht erinnere, bereits im Jahre 1869 bezügliche Verhandlungen angeknüpft, bei welchen die für einen solchen Fall

notwendigen Summen ausgerechnet wurden, dieselben betrugen circa dreißig Millionen Mark. Wenn Hamburg diese Summen ausgeben will, so mag es einen Freihafen behalten,

Ich ermächtige Sie, Ihren Mitbürgern zu sagen, ich bestände darauf als preußischer Minister, daß die Elbe bis Cuxhaven unbedingt in den Zollverein aufgenommen und daß eine Eisenbahnverbindung direkt von Salzwedel nach Altona ausgeführt werden soll, um die Provinz Schleswig-Holstein direkt mit der Südbahn zu verbinden.*)

---

2. September 1880.

Ansprache an Feldarbeiter bei dem Erntefest auf dem Gute Schönau.**)

Der Erntesegen ist doch in erster Linie einem höheren Lenker zu danken. Ein solcher Tag des Dankes und der Freude soll nicht vorübergehen, ohne auch dessen zu gedenken, unter dessen mildem Scepter der Landmann in Frieden säen und ernten kann, des Kaisers.***)

---

*) Noch ist ein kleines Intermezzo zu erwähnen, das bei der Audienz der Deputation mit unterlief. „Denken Sie sich," so erzählt der Vorsitzende derselben, Nothnagel, „das Empfangszimmer des Fürsten, wo Herr Semper neben mir auf dem Sofa saß, etwas zur Seite stand ein Tisch, neben welchem der Fürst saß, zwischen demselben und mir auf der Fußdecke lag der große Hund des Reichskanzlers. Ich war im Eifer der Unterredung etwas erregt und bewegte infolge dessen eine Rolle (die Karte über den Grenzgraben), welche ich in der Hand hielt, mit Lebhaftigkeit. Plötzlich sprang der Hund auf, setzte seine Pfoten auf meine Brust und bellte mich an. Im selbigen Augenblick ruft der Fürst seinen Hund, der sich dann ruhig wieder legt. Dem Fürsten schien dieser Akt Vergnügen zu machen, er lachte, entschuldigte sich und bat mich, die Rolle aus der Hand zu legen, da der Hund sie jedenfalls für eine Waffe ansehe."

**) Zu dem Erntefeste waren auch die Arbeiter von Silk und Sachsen-Waldau, circa achtzig Männer und Frauen, hinzugezogen worden. Nachdem dem Kanzler bereits durch zwei weibliche Deputirte am Abend zuvor die Erntekrone zum Zeichen dessen, daß die Ernte glücklich eingeheimst, überreicht worden war, erschien der Fürst mit seiner Gattin, seiner Tochter und seinem Schwiegersohn, dem Gräflich Rantzauschen Ehepaar, inmitten der überraschten Arbeiter und Arbeiterinnen. Der Fürst hatte für jeden ein herzliches oder heiteres Wort, und bei der Tafel wurde auf den fürstlichen Gutsherrn und seine Familie manch trefflicher Toast ausgebracht.

***) Das Hoch wurde weit über die Fluren getragen. Nach Speise und Trank wurde ein bal champêtre entrirt, wobei das Gräflich Rantzausche Paar wacker mittanzte. Der Fürst bat im voraus um Dispens von dem Erntetanz, blieb aber über vier Stunden mit seiner Familie bei dem Feste und fuhr erst in der Dunkelheit heimwärts, seinen Beamten noch den Auftrag gebend, für reichliche Atzung und für das Vergnügen der Arbeiter und der Landschönen zu sorgen.

27. Januar 1881.

Ansprache zur Eröffnung des Volkswirtschaftsrats im Gebäude des Reichstags.

Indem ich Ihnen, meine Herren, für die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie dem Rufe Seiner Majestät zum Eintritt in den Volkswirtschaftsrat gefolgt sind, den verbindlichen Dank der Staatsregierung ausspreche, empfinde ich das Bedürfnis, mit einigen Worten den Gedanken Ausdruck zu geben, welche bei der Schaffung der neuen wichtigen Institution leitend gewesen sind.

Bei der Diskussion über den bedauerlichen Rückgang, in dem sich unser volkswirtschaftliches Leben einige Jahre hindurch bewegte, und bei den Verhandlungen über die Reformen, welche Seine Majestät der König in Gemeinschaft mit den übrigen Bundesfürsten erstrebte, haben sich wesentliche Meinungsverschiedenheiten darüber ergeben, welchen Ursachen dieser nicht minder auf landwirtschaftlichem, wie auf gewerblichem Gebiete hervorgetretene Rückgang zuzuschreiben sei. Eine ebenso verschiedene Auffassung haben die Erscheinungen gefunden, welche in neuester Zeit auf die allmäliche Rückkehr regelmäßigerer Verhältnisse auf dem wirtschaftlichen Gebiete hindeuten.

In dieser Wahrnehmung lag der letzte entscheidende Grund, dem schon lange gefühlten Bedürfnis entsprechend, Seiner Majestät eine Einrichtung vorzuschlagen, welche ich heute zu meiner Freude verwirklicht sehe, — eine Einrichtung, welche die Garantie bietet, daß diejenigen unserer Mitbürger, auf welche die wirtschaftliche Gesetzgebung in erster Linie zu wirken bestimmt ist, über die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der zu erlassenden Gesetze gehört werden. Es fehlte bisher an einer Stelle, wo die einschlagenden Gesetzesvorlagen einer Kritik durch Sachverständige aus den zunächst beteiligten Kreisen unterzogen werden konnten, und die Staatsregierung war außer stande, für ihre Ueberzeugung von der Angemessenheit der Vorlagen das Maß von Sicherheit zu gewinnen, welches nötig ist, um der von ihr zu übernehmenden Verantwortlichkeit als Grundlage zu dienen.

Sie, meine Herren, werden uns die Sachkunde aus dem praktischen Leben entgegenbringen, Sie sind berufen, ein einheitliches Zentralorgan zu bilden, welches durch ausgleichendes Zusammenwirken die gemeinsamen und besonderen Interessen von Handel, Gewerbe und Landwirtschaft durch freie Meinungsäußerung wahrzunehmen hat.

Es ist nicht Zufall, sondern Folge ihrer an den heimatlichen Herd gebundenen Thätigkeit, daß die Vertreter der Landwirtschaft und noch mehr die Verteter von Handel und Gewerbe nicht in gleichem Maße, als die gelehrten Berufsstände, an der parlamentarischen Thätigkeit teilnehmen können, und daher in derselben in der Regel als Minderheit erscheinen, obschon sie die Mehrheit der Bevölkerung bilden. Innerhalb der Regierungskreise, in welchen die Vorbereitung der Gesetzvorlagen erfolgt, muß der Natur der Sache nach der Stand

der Beamten und Gelehrten überwiegen. Es erscheint daher als ein Bedürfnis, nicht nur für die Regierungen, sondern auch für die Parlamente selbst, daß auch diejenigen an geeigneter Stelle zu Worte kommen, welche die Wirkung der Gesetze am meisten zu empfinden haben.

Wie bei anderen Einrichtungen, so handelt es sich auch hier zunächst, den richtigen Weg im Vorgehen zu suchen; nicht in dem Sinne, daß die neugeschaffene Institution etwa wieder aufgegeben werden könnte, sondern um zu ermitteln, welche Aenderungen und Zusätze sich im Laufe der Zeit auf dem Grunde praktischer Erfahrung als notwendig oder nützlich erweisen werden. Schon heute darf in einer erheblichen Beziehung die Bildung des Volkswirtschaftsrats als abgeschlossen nicht angesehen werden. Die Gemeinschaftlichkeit des deutschen Wirtschaftsgebiets und der deutschen Wirtschaftsinteressen, wie die Bestimmungen der Reichsverfassung, wonach die wirtschaftliche Gesetzgebung der Hauptsache nach dem Reiche zusteht, führen von selbst dahin, die Errichtung auch eines Volkswirtschaftsrats für das Deutsche Reich ins Auge zu fassen. Es würde dies von vornherein geschehen sein, wenn nicht zur Erreichung dieses Zieles eine längere Vorbereitung nötig gewesen wäre, für welche die Zeit bis zur nächsten Reichstagssitzung nicht ausgereicht hätte. Damit wäre die Möglichkeit ausgeschlossen gewesen, die wichtigen Vorlagen, welche gerade in nächster Zeit die Gesetzgebung beschäftigen werden, dem sachverständigen Urteil der Beteiligten rechtzeitig zu unterbreiten. Der peußische Volkswirtschaftsrat wird sicherlich nicht zu einer partikularistischen Institution werden, die Einrichtung desselben erscheint vielmehr als der kürzeste Weg, um zur Herstellung entsprechender Reichsinstitution zu gelangen. Daß dieses Ziel alsbald erreichbar sein werde, dafür habe ich gegründete Hoffnung.

Die ersten Gegenstände, welche Ihrer Beratung unterbreitet werden sollen, sind zwei Gesetzentwürfe

über die Versicherung von Arbeitern gegen Unfälle und
über die Neugestaltung des Innungswesens.

Die Möglichkeit besteht, daß Ihnen auch noch andere Vorlagen im Laufe Ihrer ersten Sitzungsperiode zugehen.

Mit jenen Entwürfen wird sich zunächst der permanente Ausschuß zu beschäftigen haben. Die Staatsregierung ist sich bewußt, daß sie die Thätigkeit der Herren nicht für zu lange Zeit in Anspruch nehmen darf; soweit indessen die Resultate der Beratungen in den Ausschüssen nicht ausreichen, um den Faktoren der Gesetzgebung die nötige Aufklärung geben zu können, wird es sich nicht vermeiden lassen, auch die Meinungsäußernng des Plenums herbei zu führen. Auch in diesem Falle aber wird sich die Thätigkeit des letzteren durch die von den Ausschüssen ausgegangene Vorarbeit wesentlich abkürzen.

Dieselben auf Erleichterung des Geschäftsganges abzielenden Erwägungen sind es gewesen, welche das Staatsministerium bestimmt haben, für jedes Mit-

glied der Ausschüsse die Wahl eines ersten und zweiten Stellvertreters in Aussicht zu nehmen. Hierdurch wird es ermöglicht, daß die Herren nach eigener Wahl und Vereinbarung in ihrer Thätigkeit abwechseln und daß der einzelne nicht für zu lange Zeit seinen Berufsgeschäften entzogen wird. Für künftig wird es sich vielleicht auch empfehlen, daß die der Beratung zu unterstellenden Vorlagen den Herren Mitgliedern einige Zeit vor der Einberufung zugesendet werden. Es würde auf diese Weise Gelegenheit gegeben sein, sich schon im Kreise der Fachgenossen ein Urteil zu bilden und eine engere Beziehung zwischen den in den Ausschüssen thätigen und den übrigen Mitgliedern herzustellen.

Ich habe noch einige erläuternde Bemerkungen über die Anordnung einer Stellvertretung für die Ausschußmitglieder beizufügen. Dieselbe ist ähnlichen Einrichtungen bei den vormaligen Provinzialständen nachgebildet und verfolgt den doppelten Zweck, die lückenhafte Besetzung der Ausschüsse thunlichst zu verhindern und andererseits den Mitgliedern die Erfüllung ihrer Aufgabe nach Möglichkeit zu erleichtern, indem es den drei für jede Stelle des Ausschusses bestimmten Mitgliedern ermöglicht wird, nach gegenseitiger Verständigung sich bei den Beratungen abzulösen.

Bei der Verteilung der Mitglieder an die drei Sektionen hat sich eine vollständige numerische Gleichheit der letzteren nicht erreichen lassen. Es hat dies seinen Grund vornehmlich darin, daß unter den von der Staatsregierung unmittelbar Berufenen fünfzehn Vertreter des Handwerker- und Arbeiterstandes sich befinden, wodurch die Sektion für Gewerbe gegenüber den anderen ein numerisches Uebergewicht erlangt hat. Es handelt sich jedoch nicht um eine genaue Vertretung der drei Interessengruppen nach ihrer Größe und wirtschaftlichen Bedeutung; in diesem Falle würde die Landwirtschaft für sich die überwiegende Mehrzahl der Stimmen haben beanspruchen können, da mehr als die Hälfte der Bevölkerung den landwirtschaftlichen Berufsklassen angehört; vielmehr handelt es sich nur darum, daß jedes Interesse überhaupt zu Worte komme. Ob dies durch viel oder wenig Stimmen geschieht, ist nicht von erheblicher Bedeutung. Denn die Thätigkeit des Volkswirtschaftsrats ist eine beratende; das Gewicht eines solchen Rats liegt aber nicht sowohl in der Zahl der dafür abgegebenen Stimmen als in seinem inneren Werte.

Auch den lokalen Interessen hat nicht überall vollauf Rechnung getragen werden können, da zu viele Rücksichten vorhanden sind, welche sich schieben und gegenseitig ausschließen. Die ursprüngliche Absicht, die verschiedenen Gruppen in gleicher Stärke zu berufen, hat dem gegenüber aufgegeben werden müssen. Sodann aber hat es vermieden werden müssen, durch die Gruppirung einem politischen Gedanken Ausdruck zu geben oder auch nur den Anschein zu erwecken, daß derartige Rücksichten bei der Verteilung der Sektionen maßgebend gewesen seien. Denn die Aufgaben des Volkswirtschaftsrats sind nicht politischer, sondern ausschließlich wirtschaftlicher Natur.

Die Sektion für Handel hat unbedenklich schwächer gewählt werden dürfen als die für Gewerbe und Industrie, da letztere nach der Oertlichkeit und nach den verschiedenen Zweigen außerordentlich vielgestaltig ist, während die Interessen des Handels im wesentlichen überall die gleichen sind. Wenn endlich die Sektion für Landwirtschaft eine verhältnismäßig geringe Mitgliederzahl aufweist, so darf nicht außer acht bleiben, daß die Landwirtschaft für die Vertretung ihrer Interessen in dem Landwirtschaftsrat bereits ein berufenes Organ besitzt.

Die Geschäftsordnung für den Volkswirtschaftsrat ist gemäß § 12 der Allerhöchsten Verordnung vom 17. November v. J. von dem Staatsministerium festgestellt; sie ist mit der Allerhöchsten Verordnung und dem Mitgliederverzeichnisse zu einem Druckheft vereinigt, welches den Herren durch Auslegung im Sitzungszimmer bereits zugänglich gemacht ist. Das Verzeichnis weist zugleich nach, welcher Sektion die einzelnen Herren thatsächlich angehören.

Die Vorlage, betreffend die Unfallversicherung der Arbeiter, ist durch Auslage im Sitzungszimmer gleichfalls bereits zur Verfügung gestellt. Die Vorlage wegen des Innungswesens wird alsbald nachfolgen.

Die Protokolle über die Sitzungen werden unmittelbar nach ihrer Feststellung gedruckt und verteilt werden.

Zu Protokollführern sind die Regierungsassessoren Caspar, Dr. Hopf, Lehmann und Humperdinck bestellt.

Die nächste Sitzung ist für Freitag den 28., 1 Uhr, in Aussicht genommen. Die Herren werden ersucht, in derselben zu erscheinen, um die Wahlen für die Ausschüsse vorzunehmen. Den Vorsitz in dieser Sitzung wird der Herr Staatsminister von Boetticher die Güte haben, zu übernehmen.

Ich schließe hiermit die Sitzung, indem ich den Versammelten nochmals den Dank der Staatsregierung ausspreche für die Bereitwilligkeit, mit welcher dieselben dem an sie ergangenen Rufe Folge geleistet, ungeachtet der damit verbundenen großen Opfer, und indem ich der Zuversicht Ausdruck gebe, daß Ihren Arbeiten der Segen nicht fehlen wird, der jeder ehrlichen Arbeit gesichert ist.*)

---

*) 14. Juni 1880. Beim Empfang der Delegirten der internationalen Fischerei-Ausstellung sprach Fürst Bismarck seine Anerkennung über das Gelingen der Ausstellung und sein Bedauern aus, daß sein Gesundheitszustand ihm den Besuch der letzteren bisher unmöglich gemacht; er hege jedoch die Hoffnung, das Versäumte demnächst nachholen zu können.

1. Juni 1881. Auf einen Gesangsvortrag von 140 Seminaristen aus Hildburghausen auf dem Bahnhof in Eisenach bei der Fahrt nach Kissingen bemerkte Bismarck zu den Sängern, welche das Lied „Wie könnt' ich dein vergessen" vorgetragen hatten: „Ich danke Ihnen sehr; mögen Sie der Worte, die Sie jetzt gesungen, durch Ihr ganzes Leben eingedenk bleiben." Auf das Lied: „Der alte Fritz in Sanssouci" sagte der Kanzler: „Zweidrittel Jahrhundert bin ich alt, heute aber habe ich das schöne Lied zum erstenmal gehört." Er sprach noch länger in freundlichster Weise über Exkursionen, die er als Göttinger Student zu Fuß gemacht, und dankte wiederholt, sehr erfreut über die Ovation.

9. Januar 1883.

Rede in der im Reichskanzler-Palais abgehaltenen Abgeordnetenkonferenz, betreffend die Verteilung der Gabe des Kaisers für die Ueberschwemmten in den Rheinlanden.*)

Ich habe den Herren bereits heute im Reichstag die erfreuliche Mitteilung machen können, daß Seine Majestät der Kaiser auf meinen Antrag zur Linderung des augenblicklichen Notstandes den überschwemmten Rheingegenden aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds bei der Reichshauptkasse den Betrag von 600 000 Mark bewilligt, und daß der Kaiser mich beauftragt hat, die Verwendung dieser Summe mit möglichster Beschleunigung herbeizuführen.

Ich höre, daß die Herren bereits eine Vorbesprechung über den Verteilungsmodus gehabt haben. Es ist vorgeschlagen, die ganze Summe nicht auf einmal auszuschütten, weil für den Anfang die Privatwohlthätigkeit das ihrige thun werde, um den dringendsten Erfordernissen abzuhelfen, und in späterer Zeit die Not in ihrer ganzen Größe sich erst übersehen lasse. Die getroffene Vereinbarung geht infolge dessen dahin, vorläufig 160 000 Mark von der Kaisergabe zurück zu behalten, der Rest von 440 000 Mark wurde folgendermaßen verteilt: Hessen 100 000 Mark, Pfalz 100 000 Mark, Preußen 100 000 Mark, und zwar Rheinpreußen 80 000 Mark und Nassau 20 000 Mark, Baden 40 000 Mark, Bayern 40 000 Mark, Elsaß 40 000 Mark und Württemberg 20 000 Mark.

Ich bin der Ansicht, daß bei dem Mangel an zuverlässigen statistischen Unterlagen über die Schädigungen und insbesondere über die augenblickliche Notlage eine absolut gerechte Verteilung ausgeschlossen ist. Im Hinblick auf die für Preußen bereits bewilligten Gelder und die Vorlage für den Landtag wird der auf Preußen entfallende Betrag knapper bemessen werden können, als es durch den Umfang des Notstandes im Rheinlande wohl bedingt ist. Dagegen wünsche ich, daß das Elsaß besonders berücksichtigt werde. Ich bitte die Herren ferner, stets im Auge zu behalten, daß es sich lediglich um die sofortige Linderung der Not handelt. Der Kaiser will den frierenden und hungernden Menschen beispringen, daher wünscht er, daß die Behörden möglichst übergangen, die bureaukratische Maschinerie nicht in Bewegung gesetzt werde. Wenn Sie das Geld an den Oberpräsidenten schicken, dann wandert es erst an die Regierungshauptkasse, und da seh einer zu, wie er es wieder herausbekommt. Dagegen bin ich mit der Ueberweisung des für das Elsaß bestimmten Betrages an den Statthalter einverstanden. Der ist ein Soldat und als solcher prompt.

*) Es hatten sich eingefunden die Abgeordneten Hammacher, Philipps, Bender, Schneider, Freiherr von Löw, Moser, Dalwigk, Menken, Buhl, Petersen, Büchner, Köhl, Dieden, Sander, Grad, Blum, Dietze, von Massow, Freiherr von Minnigerode, Präsident von Levetzow, Vizepräsident von Franckenstein, sowie die Geheimen Räte Aschenborn, Rottenburg und Lindau.

Ich bitte nunmehr die Herren, sich über die Anträge äußern zu wollen . . .*)

Nachdem in der Sache eine völlige Uebereinstimmung hergestellt ist, mache ich Ihnen noch den Vorschlag, daß die Summen für Hessen an das Landeskomite in Darmstadt, für die Pfalz an das Zentralkomite in Speyer, für die Rheinprovinz an das Komite in Koblenz, für Nassau an das Komite in Wiesbaden, für Baden an das Landeskomite in Karlsruhe, für Bayern die Hälfte an das Komite zu Würzburg abgeführt und die andere Hälfte zur Verfügung des Präsidenten Freiherrn von Franckenstein gestellt, sowie die Summe für Elsaß dem Statthalter übergeben werden solle. Da kein Vertreter von Württemberg anwesend ist, so wird der Vizepräsident von Franckenstein morgen telegraphisch am zuständigen Ort Nachricht einholen, an wen die Summe auszuhändigen ist. Der ganze Betrag ist bereits angewiesen.

Lassen Sie es meine Sorge sein, daß die für die einzelnen Ueberschwemmungsgebiete ausgeworfenen Summen sofort expedirt werden. Dabei will ich noch einen Umstand erwähnen, welcher die Beweggründe der Kaiserlichen Entschließung aufs schönste beleuchtet. Ich hatte eine Gesamtsumme von 500000 Mark vorgeschlagen. Der Kaiser aber machte eigenhändig aus der 5 eine 6. Er äußerte, es sei ihm ein unerträglicher Gedanke, daß, während er im warmen Zimmer sitze, die so schwer Heimgesuchten frieren und hungern müßten. Sei er auch nicht im stande, das Unglück an sich zu heben, so wolle er wenigstens sein möglichstes thun, die Armen vor Frost und Hunger zu schützen.

Nachdem das Geschäftliche hiermit erledigt ist, sage ich den Herren für die Bereitwilligkeit, mit der Sie meinem Ersuchen entsprochen haben, verbindlichen Dank.**)

---

28. Juli 1883.

Ansprache auf dem Bahnhof in Göttingen auf der Durchreise nach Kissingen.***)

Ich sehe da die altbekannte Mütze der Hannoveraner, die auch ich vor langen Jahren getragen habe. Es sind jetzt fünfzig Jahre, seitdem ich nicht in Göttingen war. Ich habe mich gefreut, beim Vorbeifahren die alten

---

*) Man stimmte darin überein, daß Hessen und die Pfalz am meisten geschädigt worden seien, daß aber auch die Gegend am Niederrhein erheblichen Schaden erlitten hat. An der Diskussion beteiligten sich Freiherr von Löw (Hessen), Buhl (Pfalz), Petersen und Hammacher, Sander (Baden) und Freiherr von Franckenstein.

**) Ueber die Unterhaltungen, welche sich demnächst zwischen Bismarck und einzelnen Abgeordneten entspannen, vergl. mein Werk „Fürst Bismarck und die Parlamentarier" Bd. I. (zweite Auflage) S. 253.

***) Der Bürgermeister Merkel stellte sich Seiner Durchlaucht vor, indem er bemerkte, daß er vor sechs Jahren die Ehre gehabt habe, dem Fürsten den Ehrenbürgerbrief der Stadt Göttingen zu überreichen.

bekannten Orte der Umgegend: Nörten, den Hardenberg, die Plesse und Weende wieder zu sehen. Drüben liegt ja wohl der Hainberg und nicht weit vom Bahnhof der alte Carcer.

Ich habe mich lange Zeit sehr leidend gefühlt und ich will froh sein, wenn die Reise nach Kissingen überstanden ist.*)

Es hat mir sehr leid gethan, der Einladung meines Corps zu dessen im Jahre 1875 stattgefundenen fünfzigjährigen Stiftungskommers nicht folgen zu können, dafür habe ich die Freude gehabt, den einen und andern von meinen alten Corpsbrüdern wieder zu sehen; Oldecop, Hunnäus und Wuthmann.**)

---

9. Juni 1884.

Ansprache an eine Deputation der Berliner Schuhmacherinnung und des deutschen Schuhmacherbundes.***)

Sie verlangen von mir eine Aenderung der §§ 41 und 100e der Gewerbeordnung. Auch weisen Sie auf den Mangel einer Fürsorge im Unfallversicherungsgesetz für diejenigen selbständigen Handwerksmeister hin, welche gezwungen sind, für Grossisten oder sogenannte Fabrikanten zu arbeiten. Ich bedaure, daß das Unfallversicherungsgesetz augenblicklich noch nicht hat weiter ausgedehnt werden können. Ich versichere Sie indessen, daß es das unverrückbar ins Auge gefaßte Ziel der Regierung des Kaisers ist, allen Klassen der Handwerker und Arbeiter zu ihrem Rechte nach Billigkeit und Möglichkeit zu verhelfen. Zu beklagen ist nur die teils verständnislose, teils übelwollende Presse, welche die verschiedenen Volksklassen gegen einander ausspielt und aufreizt.

Ich verheiße Ihnen eine eingehende Prüfung der gestellten Forderungen, bedaure aber auch den Mangel an Corpsgeist, der im Handwerk immer fühl-

*) Wenn der Fürst im Laufe der ihm dargebrachten Ovationen den schwarzen Schlapphut lüftete, so zeigte die obere Partie der Stirn noch deutlich die Spuren der eben erst überstandenen Gelbsucht. Der Fürst trug eine Brille mit sehr großen Gläsern.

**) Nachdem der Bürgermeister Merkel dem Fürsten noch die herzlichsten Wünsche für eine glückliche Kur ausgesprochen hatte, brachte er Seiner Durchlaucht, „dem alten Göttinger Studenten, dem Manne, der das Deutsche Reich neu aufgerichtet hat und dessen Einheit begründete, dem großen Ehrenbürger unserer Stadt," ein dreifaches patriotisches Hoch aus, in welches die umstehende Menge mit Begeisterung einstimmte.

***) Die Deputation bestand aus den Herren Köhn, 1. Obermeister der Berliner Schuhmacherinnung, L. Schumann, Vorsitzender des deutschen Schuhmacherinnungsbundes, Lütke-Berlin, Esser-Berlin, Obermeister Brüggemann-Crefeld, Krieger-Chemnitz, Lüder-Magdeburg und Glodrig-Neustadt a. S., Mitglied des Volkswirtschaftsrates. Obermeister Köhn überreichte dem Fürsten eine Festschrift, die Geschichte des Schuhmachergewerks von Berlin in der Zeit von 1284 bis 1884, und dankte ihm sodann für das fürsorgliche Interesse, welches er den deutschen Handwerkerbestrebungen zuwende.

barer wird. An den Schildern liest man nicht: „Schuhmachermeister", „Tischlermeister" u. s. w., sondern „Schuh- und Stiefelfabrik", „Möbelmagazin" u. s. w. Die Ablehnung verschiedener sozialpolitischer Vorlagen durch den Reichstag beweist mir, daß die Reichsregierung bei der Volksvertretung noch immer nicht volles Verständnis gefunden hat. Darum wäre es sehr gut, wenn auch im Reichstage praktische Handwerksmeister säßen.

---

11. September 1884.

Ansprache auf dem Bahnhof in Stargard bei der Durchreise nach Skierniewice.*)

Die Fundamente sind gelegt, möge der Bau von steter Dauer sein.

---

15. November 1884.

Rede und Erklärungen in der ersten Sitzung der Berliner Kongokonferenz.**)

Meine Herren!

Bevor ich in die Sache selbst eintrete, habe ich mich eines Auftrags des Kaisers, meines Herrn, zu entledigen, indem ich Ihnen die Genugthuung ausdrücke, mit welcher Seine Majestät Ihren Zusammentritt begrüßt, und indem ich Sie bitte, den Dank Seiner Majestät den Regierungen zu übermitteln, welche Seine Einladung anzunehmen die Güte gehabt haben.

Seine Durchlaucht schlägt darauf vor, die Konferenz durch Wahl des Vorsitzenden und der Mitglieder des Sekretariats zu konstituiren.

Graf de Launay, Vertreter Italiens, schlägt vor, dem Fürsten Bismarck den Vorsitz bei den Verhandlungen zu übertragen. Nachdem die Zustimmung der Versammlung konstatirt worden war,

nimmt Fürst Bismarck den Vorsitz an, indem er den Mitgliedern der Versammlung seinen Dank ausspricht; er bittet um die Erlaubnis, durch einen seiner Kollegen in den Fällen sich vertreten zu lassen, wo andere Geschäfte oder sein Gesundheitszustand es erfordern sollten.

---

*) Die Worte des Kanzlers bezogen sich auf ein Lebehoch, welches demselben als „dem Baumeister des Deutschen Reiches" ausgebracht wurde.

**) Nachdem die Regierungen von Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Spanien, den Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich, Großbritannien, Italien, der Niederlande, von Portugal, Rußland, Schweden und Norwegen und der Türkei sich entschlossen hatten, über die Fragen sich zu verständigen, welche in den von der Regierung Seiner Majestät des Deutschen Kaisers an die verschiedenen an den Angelegenheiten Afrikas beteiligten Mächte gerichteten Einladungsschreiben bezeichnet worden waren, treten die Bevollmächtigten dieser Regierungen zu Berlin am Sonnabend den 15. November, um 2 Uhr, zu einer Konferenz zusammen.

Als Sekretäre der Konferenz schlägt Seine Durchlaucht vor: Herrn Raindre, Rat bei der französischen Botschaft, Herrn Grafen Wilhelm von Bismarck, Rat im Staatsministerium, und Herrn Dr. Schmidt, Vizekonsul, attachirt dem Auswärtigen Amte des Deutschen Reiches.

Nachdem diesen Vorschlägen zugestimmt worden, werden die Mitglieder des Sekretariats eingeführt und der Konferenz vorgestellt.

Fürst Bismarck bemerkt, daß die Vollmachten der Bevollmächtigten beim Sekretariat niedergelegt sind, um daselbst, soweit nötig, geprüft zu werden. Die in Berlin beglaubigten diplomatischen Vertreter werden übrigens als im Besitz der zur Vertretung ihrer Regierungen auf der Konferenz nötigen Vollmachten angesehen.

Seine Durchlaucht fährt darauf wie folgt fort:

Bei der Einladung zur Konferenz ist die Kaiserliche Regierung von der Ueberzeugung geleitet worden, daß alle eingeladenen Regierungen den Wunsch teilen, die Eingeborenen Afrikas der Zivilisation zuzuführen, indem man das Innere dieses Kontinents dem Handel öffnet, seinen Bewohnern die Mittel, sich zu bilden, verschafft, die Missionen und die Unternehmungen zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse fördert und die Unterdrückung der Sklaverei, besonders des Negerhandels, deren allmäliche Abschaffung schon auf dem Wiener Kongreß von 1815 als eine heilige Pflicht aller Mächte erklärt worden ist, vorbereitet.

Das Interesse, welches alle zivilisirten Nationen an der materiellen Entwicklung Afrikas nehmen, sichert ihre Mitwirkung bei der Aufgabe, die Handelsverhältnisse in diesem Teile der Erde zu regeln.

Da das seit einer Reihe von Jahren in den Beziehungen der Westmächte zu den Ländern Ostasiens beobachtete System bis jetzt die besten Ergebnisse geliefert, indem es die Handelseifersucht zu einem legitimen Mitbewerb eingeschränkt hat, hat die Regierung Seiner Majestät des Deutschen Kaisers geglaubt, den Mächten empfehlen zu können, auf Afrika in den diesem Kontinent angepaßten Formen dasselbe System zur Anwendung zu bringen, welches auf der Gleichheit der Rechte und der Gemeinsamkeit der Interessen aller handeltreibenden Nationen beruht.

Die Kaiserliche Regierung hat die Mächte über die zweckmäßigste Art der Ausführung dieses Gedankens befragt. Nachdem sie bei der französischen Regierung eine vollkommene Uebereinstimmung der Anschauungen gefunden hat, ist sie von Seiner Majestät dem Kaiser ermächtigt worden, die Mächte, welche geneigt sein sollten, dieser Auffassung sich anzuschließen, zu einer Konferenz einzuladen, um über die Beschlüsse zu beraten, die auf Grundlage des in den Einladungsschreiben vorgeschlagenen Programms zu fassen sind.

Der Grundgedanke dieses Programms ist, allen handeltreibenden Nationen den Zutritt in das Innere Afrikas zu erleichtern.

Zu diesem Behufe würde zu wünschen sein, daß den für das Innere bestimmten Waren an der ganzen Küste Afrikas zollfreie Durchfuhr gewährt wird.

Da indessen die Frage in dieser Tragweite außerhalb des Programms der Konferenz liegt, so beschränkt sich die Kaiserliche Regierung hier darauf, den Wunsch auszusprechen, daß der Zusammentritt der Konferenz die Gelegenheit bieten möge, Verhandlungen zwischen den an der Regelung dieses Punktes des internationalen Rechts beteiligten Staaten zu eröffnen, um den Bedürfnissen des Handels bezüglich der Durchfuhr in Afrika Genüge zu thun.

Das Programm der Konferenz bezieht sich nur auf die Freiheit des Handels im Becken des Kongo und an seinen Mündungen. Die Regierung Seiner Majestät des Kaisers wird demzufolge die Ehre haben, den Beratungen der Konferenz den Entwurf einer Erklärung, betreffend die Freiheit des Handels in diesem Teile Afrikas, zu unterbreiten. Dieser Entwurf enthält folgende Vorschläge:

Jede Macht, welche Souveränitätsrechte in diesem Gebiet ausübt oder später ausüben wird, hätte allen Flaggen ohne Unterschied freien Zugang zu gestatten. Sie dürfte daselbst weder Monopole bewilligen, noch eine differentielle Behandlung einführen. Alle Auflagen, die nicht erhoben werden als Ersatz für die im Interesse des Handels gemachten Ausgaben, wären verboten.

Alle Mächte, welche Rechte oder Einfluß in den das Becken des Kongo und sein Mündungsgebiet bildenden Territorien ausüben, hätten die Verpflichtung zu übernehmen, an der Unterdrückung der Sklaverei in diesen Ländern mitzuwirken, sowie die Arbeit der Missionen und die Anstalten zu fördern und zu unterstützen, welche bestimmt sind, die Eingeborenen zu unterrichten und ihnen die Vorzüge der Zivilisation verständlich und wert zu machen.

Der Wiener Kongreß hat durch Proklamirung der Freiheit der Schiffahrt auf den Flüssen, welche das Gebiet mehrerer Staaten durchfließen, die einseitige Ausbeutung der Vorteile, welche ein Wasserlauf bietet, verhindern wollen. Dieser Grundsatz ist in Europa und in Amerika in das öffentliche Recht übergegangen. Nun würde die deutsche Regierung sich gern Vorschlägen anschließen, welche darauf abzielen, außerhalb der Konferenz die Fragen der Freiheit der Schiffahrt auf allen Flüssen Afrikas zu regeln. Da aber das Programm der Konferenz auf die Freiheit der Schiffahrt auf dem Kongo und dem Niger beschränkt ist, so wird der Entwurf einer provisorischen Schiffahrtsakte, welchen die Regierung Seiner Majestät des Kaisers die Ehre haben wird, der Konferenz vorzulegen, nur diese beiden Ströme und ihre Zuflüsse betreffen.

Dieser Entwurf ist nachgebildet den Artikeln 108 bis 116 der Schlußakte des Wiener Kongresses von 1815, den Artikeln 15, 16 und 19 des Pariser Vertrages von 1856, der Donauschiffahrtsakte von 1857, der öffentlichen Akte, betreffend die Schiffahrt auf den Donaumündungen, von 1865 und den gleichlautenden Verträgen, welche im Jahre 1853 zwischen Frankreich, Großbritannien

und den Vereinigten Staaten von Amerika einerseits und der argentinischen Konföderation andererseits zum Zweck der Sicherung der freien Schiffahrt auf dem Parana und dem Uruguay geschlossen worden sind.

Das Grundprinzip dieses Entwurfs ist, allen Flaggen volle und gänzliche Freiheit der Schiffahrt und die Befreiung von allen Abgaben außer denjenigen zu sichern, welche zur Deckung der Ausgaben für durch die Bedürfnisse der Schiffahrt selbst veranlaßte Arbeiten erhoben werden.

Die natürliche Entwicklung des Handels in Afrika läßt das sehr gerechtfertigte Verlangen entstehen, daß die zur Zeit noch unerforschten und nicht in Besitz genommenen Gebiete der Zivilisation erschlossen werden. Um den Streitigkeiten, welche aus der Thatsache einer neuen Besitzergreifung entstehen könnten, zuvor zu kommen, würde es nach der Ansicht der Regierungen von Frankreich und Deutschland nützlich sein, zu einer Verständigung bezüglich der Formalitäten zu kommen, welche zu beobachten sind, damit neue Besitzergreifungen an den Küsten Afrikas als effektive betrachtet werden.

Die Mitglieder der Konferenz werden Gelegenheit haben, sich unter einander über die Fragen zu verständigen, welche sich an die Abgrenzung der kolonialen Niederlassungen ihrer Länder oder an die Behandlung ihrer betreffenden Staatsangehörigen knüpfen; es gehört jedoch nicht zu den Befugnissen der Versammlung, über die Giltigkeit früherer Besitzergreifungen zu entscheiden.

Nur hinsichtlich der Zukunft werde ich die Ehre haben, der Konferenz den Entwurf einer Erklärung vorzulegen, dahin gehend, daß die Giltigkeit einer neuen Besitzergreifung in Zukunft von der Beobachtung gewisser Formen, wie der gleichzeitigen Bekanntmachung, abhängig sein soll, damit die anderen Mächte im stande sind, diesen Akt anzuerkennen oder ihre Einwendungen zu erheben.

Damit eine Besitzergreifung als effektiv betrachtet werde, ist es ferner wünschenswert, daß der Erwerber innerhalb einer angemessenen Frist durch positive Einrichtungen den Willen und die Macht zeigt, daselbst seine Rechte auszuüben und die daraus erwachsenden Pflichten zu erfüllen.

Da die Konferenz aus Vertretern souveräner Staaten zusammengesetzt ist, so bleibt es dem Ermessen jedes Mitgliedes überlassen, welche Mitteilungen es namens seiner Regierung seinen Kollegen machen zu sollen glaubt; Vorschläge jedoch, welche außerhalb der unseren Beratungen durch das Programm der Einladung gezogenen Grenzen liegen, verpflichten die Versammlung nicht, dieselben zu diskutiren.

Meine Herren, das Interesse, welches alle auf dieser Konferenz vertretenen Staaten an der Entwicklung der Zivilisation in Afrika nehmen, ein Interesse, welches durch die kühnen Forschungsunternehmungen, die Handelsbewegung und die von jeder Nation zu einem dieser Zwecke gebrachten Opfer und Anstrengungen fortgesetzt bezeugt wird, bietet uns Gewähr für den Erfolg der Arbeiten, welche wir zur Regelung und Entwicklung der Handelsbeziehungen

unserer Staatsangehörigen mit diesem Kontinent und in der Absicht vornehmen, der Sache des Friedens und der Humanität zu dienen.

Fürst Bismarck erwähnt beiläufig, daß die von ihm erwähnten Entwürfe so schleunig wie möglich an die Bevollmächtigten zur Verteilung gelangen und daß die letzteren in der Lage sein werden, sich eine persönliche Meinung vor der nächsten Sitzung zu bilden. Seine Durchlaucht vertraut auf die Arbeiten der Mitglieder der Konferenz für die Entwicklung und den Erfolg des zu gemeinsamer Beratung vorgelegten Werks.

Nach einer Erklärung Sir Edward Malet's, des Vertreters von Großbritannien, über die Ansichten seiner Regierung erinnert Graf de Launay daran, daß auf dem Berliner Kongreß die Bestimmung war, daß jeder neue Vorschlag, anstatt sofort beraten zu werden, eingereicht und in das Protokoll einer Sitzung aufgenommen werden mußte, um in einer der folgenden Sitzungen zur Beratung gestellt zu werden.

Der Vorsitzende unterstützt diese Anregung, vorausgesetzt, daß sie sich lediglich auf neue Vorschläge, nicht auf Verbesserungsanträge bezieht. Er konstatirt, daß sich kein Widerspruch erhebt; der Vorschlag wird daher im Laufe der Beratungen als Regel dienen.

Fürst Bismarck erklärt die Tagesordnung für erschöpft.

---

26. Februar 1885.

Rede und Erklärungen in der Schlußsitzung der Berliner Kongokonferenz.

Fürst Bismarck spricht sein Bedauern aus, daß er durch seinen Gesundheitszustand und das Uebermaß seiner Geschäfte verhindert gewesen sei, an einem Teile der Arbeiten der hohen Versammlung, denen er jedoch mit großer Sympathie gefolgt sei, mitzuwirken, und hält hierauf folgende Rede:

Meine Herren!

Unsere Konferenz ist nach langen und mühsamen Beratungen am Schluß ihrer Arbeiten angelangt, und ich bin glücklich, zu konstatiren, daß, dank Ihren Bemühungen und dem versöhnlichen Geiste, der bei unseren Verhandlungen gewaltet hat, eine vollständige Uebereinstimmung über alle Punkte des uns vorgelegten Programms erzielt worden ist.

Die Beschlüsse, welche wir im Begriff sind, zu sanktioniren, sichern dem Handel aller Nationen den freien Zutritt in das Innere des afrikanischen Kontinents. Die Garantien, mit denen die Freiheit des Handels im Becken des Kongo umgeben sein wird, und die in den Kongo- und Nigerschiffahrtsakten getroffenen Bestimmungen sind derart, daß sie dem Handel und der Industrie aller Nationen die günstigsten Bedingungen für ihre Entwicklung und ihre Sicherheit bieten.

Durch eine andere Reihe von Bestimmungen haben Sie Ihre Fürsorge für das moralische und materielle Wohl der eingeborenen Bevölkerung bewiesen, und es ist zu hoffen, daß diese vom Geiste weiser Mäßigung eingegebenen Grundsätze Früchte bringen und dazu beitragen werden, diese Völker der Wohlthaten der Zivilisation teilhaftig zu machen.

Die besonderen Verhältnisse in diesen ausgedehnten Gebieten, welche Sie den Unternehmungen des Handels geöffnet haben, ließen besondere Garantien für die Aufrechterhaltung des Friedens und der öffentlichen Ordnung erforderlich erscheinen.

In der That würden die Schrecken des Krieges einen besonders unheilvollen Charakter annehmen, wenn die Eingeborenen dazu verleitet würden, in den Streitigkeiten der zivilisirten Mächte Partei zu ergreifen. Aus gerechter Besorgnis vor den Gefahren, die eine solche Eventualität den Interessen des Handels und der Zivilisation bringen könnte, haben Sie nach Mitteln gesucht, um einen großen Teil des afrikanischen Kontinents den Wandlungen der allgemeinen Politik zu entziehen, indem Sie daselbst die nationalen Rivalitäten auf den friedlichen Wettstreit des Handels und der Industrie einschränkten.

Von demselben Gesichtspunkte aus haben Sie sich angelegen sein lassen, den Mißverständnissen und Streitigkeiten, zu denen neue Besitzergreifungen an den Küsten Afrikas führen könnten, vorzubeugen. Die Erklärung bezüglich der Förmlichkeiten, welche zu erfüllen sind, damit diese Besitzergreifungen als effektive betrachtet werden, führt in das öffentliche Recht eine neue Regel ein, welche dazu beitragen wird, aus den internationalen Beziehungen Anlässe zu Meinungsverschiedenheiten und Reibungen zu entfernen.

Der Geist gegenseitigen guten Einvernehmens, welcher Ihre Beratungen ausgezeichnet hat, hat auch bei den Verhandlungen vorgeherrscht, welche außerhalb der Konferenz zu dem Zweck stattgefunden haben, die schwierigen Grenzfragen zwischen den Mächten zu regeln, welche Souveränitätsrechte im Becken des Kongo ausüben werden und die nach der Natur ihrer Stellung berufen sind, die hauptsächlichsten Wächter des Werks zu werden, das wir im Begriffe sind, zu sanktioniren.

Ich kann diesen Gegenstand nicht berühren, ohne meine Huldigung den edlen Bestrebungen Seiner Majestät des Königs der Belgier, des Begründers eines Werks darzubringen, welches heut von fast allen Mächten anerkannt ist und, wenn es sich befestigt, der Sache der Humanität wertvolle Dienste wird leisten können.

Meine Herren, ich bin von Seiner Majestät dem Kaiser und König, meinem erhabenen Herrn, beauftragt, Ihnen Seinen wärmsten Dank für den Anteil, den jeder von Ihnen an der glücklichen Erfüllung der Aufgabe der Konferenz hat, auszusprechen.

Ich erfülle eine letzte Pflicht, indem ich mich zum Organ der Dankbarkeit mache, welche die Konferenz denjenigen ihrer Mitglieder, welche die schwierigen Kommissionsarbeiten übernommen haben, insbesondere Herrn Baron de Courcel und Herrn Baron Lambermont, schuldet. Ich danke gleicherweise den Herren Delegirten für die wertvolle Mitwirkung, welche sie uns bereitwillig haben zu teil werden lassen, und ich schließe in diese Anerkennung das Sekretariat der Konferenz ein, welches durch die Genauigkeit seiner Arbeiten zur Erleichterung unserer Aufgabe beigetragen hat.

Meine Herren, die Arbeiten der Konferenz werden wie jedes Menschenwerk der Verbesserung und Vervollkommnung fähig sein, aber sie werden, so hoffe ich, einen Fortschritt in der Entwicklung der internationalen Beziehungen bezeichnen und ein neues Band der Solidarität zwischen den zivilisirten Nationen bilden.

Graf de Launay spricht die lebhafte Befriedigung der Versammlung über das Wiedererscheinen des Fürsten Bismarck, sowie den Dank dafür aus, daß letzterer, von nah und von fern, es verstanden hat, den Arbeiten der Konferenz den besten Fortgang zu geben.

Fürst Bismarck dankt dem Grafen de Launay für seine wohlwollenden, anerkennenden Worte. Er spricht den Wunsch aus, daß die Bevollmächtigten und er selbst im Laufe ihrer politischen Wirksamkeit oft Gelegenheit haben möchten, sich in dem so einmütig freundschaftlichen Geiste zu begegnen, welcher die Berliner Konferenz gekennzeichnet hat. Seine Durchlaucht gibt der Befriedigung Ausdruck, die er aus den vorzüglichen Beziehungen, zu denen sie Anlaß geboten, geschöpft hat.

Der Vorsitzende befragt die Versammlung, ob sie, bevor zur Unterzeichnung der Generalakte geschritten wird, wünsche, daß vor ihr eine letzte Lesung dieser Urkunde stattfinde. Die im ganzen von der Konferenz bereits angenommene Generalakte ist gedruckt und an die Bevollmächtigten verteilt worden, so daß diese eingehend davon haben Kenntnis nehmen können. Die hohe Versammlung wird daher vielleicht über die Formalität der herkömmlichen Lesung hinweggehen können. Sollte dies ihre Meinung sein, so würde das der Ansicht des Vorsitzenden entsprechen.

Die Versammlung gibt einmütig ihre Zustimmung zu dem von dem Fürsten von Bismarck gemachten Vorschlag.

Der Vorsitzende nimmt hiervon Akt und teilt mit, daß, da die hohe Versammlung die Generalakte endgiltig sanktionirt hat, ohne eine letzte Lesung derselben zu verlangen, sofort zur Unterzeichnung der Urkunden geschritten werden kann.

Bevor indessen Fürst Bismarck die Bevollmächtigten einladet, zu dieser Formalität zu schreiten, wünscht er, zur Vereinfachung der Arbeiten, der

Konferenz eine Mitteilung zu machen, welche, streng genommen, erst nach der Unterzeichnung des Vertrages zu erfolgen haben würde, und sagt folgendes:

Unter Bezugnahme auf den Artikel 37 der Akte, welcher Sie soeben zugestimmt haben, habe ich die Ehre, zu Ihrer Kenntnis eine Mitteilung zu bringen, welche mir soeben zugegangen ist. Es ist die Beitrittsakte der Internationalen Kongogesellschaft zu den Beschlüssen der Konferenz. Ich werde mir erlauben, Ihnen diese Akte, sowie ein Schreiben und die Vollmachten des Herrn Oberst Strauch, des Vorsitzenden der Gesellschaft, vorzulesen.

Nach Verlesung dieser Schriftstücke hält der Fürst noch folgende Ansprache:

Meine Herren, ich glaube der Meinung der Versammlung zu entsprechen, wenn ich den Schritt der Internationalen Kongogesellschaft mit Genugthuung begrüße und von ihrem Beitritt zu unseren Beschlüssen Akt nehme. Der neue Kongostaat ist berufen, einer der hauptsächlichsten Hüter des Werkes, das wir im Auge haben, zu werden, und ich hege den Wunsch, daß es sich gedeihlich entwickeln, und daß die edlen Absichten seines erhabenen Gründers sich erfüllen mögen.

Auf Einladung des Vorsitzenden schreiten die Bevollmächtigten hierauf zur Unterzeichnung der Schlußakte.

Der Vorsitzende erklärt die Sitzung für geschlossen.*)

---

31. März 1885.

Ansprache beim Festzuge der Kriegervereine aus Anlaß des siebenzigsten Geburtstages des Fürsten Bismarck.**)

Meine Herren und meine Kameraden, Sie sind hierher gekommen, um mir zu danken für das, was wir alle gethan haben in gemeinsamer, treuer

---

*) Abgedruckt findet man die Generalakte der Berliner Konferenz vom 26. Februar 1885 im Reichs-Gesetzblatt 1885 S. 215 ff.

**) Als der Zug dem Hause des Reichskanzlers nahte, erschien der Fürst Bismarck in Begleitung der Frau Fürstin, seiner Gemahlin, der Gräfin Rantzau, seiner Tochter, seiner beiden Söhne und seines Schwiegersohnes im Vorhofe. Unter Vorantritt eines Musikcorps zogen sodann Deputationen eines jeden Vereins mit den siebenzig Fahnen sämtlicher Vereine, geleitet von den Vorständen, in den Vorhof ein, worauf der Sprecher der Vereine, Kamerad Obermeister Müller, das Wort zu folgender Ansprache nahm: Wie wir in den Zeiten des Kampfes um unsern Kaiser und um seine Paladine uns gestellt hatten, um Gut und Blut für die nationale Einigung einzusetzen, so haben wir uns auch veranlaßt gesehen, die ersten zu sein, um Eurer Durchlaucht die Glückwünsche darzubringen und den Gefühlen des Dankes und tiefster Verehrung Ausdruck zu geben. Indem wir Eurer Durchlaucht ferneres Wohlergehen wünschen und den Allmächtigen bitten, daß er Eurer Durchlaucht gestatten möge, noch lange für die Wohlfahrt des Vaterlandes zu sorgen, lassen Sie uns, Kameraden, unsere Fahnen unter dem Rufe senken: „Es lebe der deutsche Reichskanzler Fürst Bismarck.“

Arbeit im Dienste unseres Königs und unseres Vaterlandes. Sie sind es, Kameraden, die meinen Rat, den ich Seiner Majestät unserem Könige gab, möglich gemacht haben durch die That. Ohne Ihre That wäre mein Rat von wenigem Erfolge gewesen. Rat und That mußten zusammenwirken, um das zu erreichen, was wir erreichen konnten und erreicht haben. Doch, Kameraden, Ihre That hatte das höhere Gewicht. Die Opfer an Gut und Blut, die Sie im Heere gebracht, sind nicht umsonst gebracht; sie haben dem Vaterlande Segen gebracht. Es ist unser Heer, unsere deutsche Armee, die uns das Palladium des Friedens erhält. Kameraden! In Hinsicht darauf lassen Sie uns ein Hoch bringen auf den Repräsentanten der That, auf Seine Majestät den Kaiser und König und sein ruhmreiches Heer! *)

---

31. März 1885.

Ansprache beim Fackelzug aus Anlaß des siebenzigsten Geburtstags des Fürsten Bismarck.**)

— — Das war schön! — Noch zehn Jahre wie heute! — —

Lassen Sie uns zum Schluß noch unseres Kaiserlichen Herrn gedenken, Er hat uns den Frieden gebracht, ihn unter schwierigen Verhältnissen seit fünfzehn Jahren erhalten, Seiner wird man sich erinnern in den spätesten Zeiten. Er wird den Frieden auch ferner erhalten mit starker Hand — mit starker

---

*) Unter den Klängen der Musik rückten nun die Fahnen in ihre Einteilung zurück, und es begann, nachdem sich der Zug wieder in Marschformation gesetzt, das Defiliren der Vereine vor dem Reichskanzler.

**) In imposantester Weise schloß sich an den so erhebend patriotischen Festzug der Kriegervereine der Fackelzug zur Feier des siebenzigsten Geburtstags Seiner Durchlaucht des Fürsten an, woran sich circa zehntausend Personen beteiligten. Nachdem die Sänger im Vorhof unter den Fenstern des Konferenzzimmers des Kanzlerpalais die Festhymne intonirt hatten, erschallte plötzlich der Ruf: „Der Reichskanzler ist ja vorn am Fenster!" Und in der That, Fürst Bismarck hatte sich in das Eckzimmer des linken Flügels begeben, welches ein Fenster nach dem Hofe und eines nach der Wilhelmstraße hat, und sah, den Kürassierhelm auf dem Kopfe, dem Vorbeimarsche des Zuges zu. Ihm zur Linken bemerkte man die Fürstin. Hinter dem fürstlichen Paare befanden sich Graf Herbert von Bismarck und Graf Rantzau mit Gemahlin. Graf Herbert hielt eine Lampe in der Hand, hoch über dem Kopf des Kanzlers, und ließ die Lampe, sobald ihm der Arm erlahmte, von seinem Schwager halten. Diese gegenseitige Ablösung im Lampenhalten dauerte bis zum Schluß des Zuges fort und trug nicht wenig dazu bei, dieses sich den Gegenüberstehenden darbietende Stückchen Familienleben besonders traulich und anheimelnd zu machen. Fürst Bismarck empfing nun beim Vorüberziehen der einzelnen Gruppen des Zuges eine Salve von stürmischen Ovationen und Huldigungen, die er teils durch Verneigen und freundliches Nicken, teils durch Händewinken und Abnehmen seines Helmes beantwortete.

Hand, gestützt auf die Treue des Volkes. Lassen Sie uns des Herrn und Kaisers gedenken und rufen Sie mit mir: Kaiser Wilhelm lebe hoch und hoch und zum drittenmale hoch!*)

---

1. April 1885.

Ansprachen gelegentlich der Feier des siebenzigsten Geburtstags.

1) An den Kaiser.**)

Ich habe nie ein größeres Glück gekannt, als Eurer Majestät und dem Lande zu dienen, und so wird es auch für den Rest meines Lebens sein. Was ich geleistet habe, habe ich nur leisten können durch das Vertrauen, welches Eure Majestät mir stets geschenkt haben.

2) An den Bundesrat.***)

Das Deutsche Reich hat die feste Basis in der Bundestreue der Fürsten, in welcher seine Zukunft verbürgt ist.

---

*) Der Fürst erquickte sich mehreremale an Bier und schließlich trank er aus einem silbernen, mit schäumendem Gerstensaft gefüllten Becher den gerade vorbeikommenden Maschinenbauern „Prost" zu. Als am Schluß des Zuges die Arbeiter der Scheringschen chemischen Fabrik herankamen, die mit ihren Magnesiumfackeln alles mit wahrem Zauberglanz überschütteten, klatschte der Kanzler Beifall. Nun schwenkten auch wieder die Sänger aus dem Hofe in die Straße, nachdem sie dem Kanzler noch ein gesungenes Hoch gebracht hatten.

**) Etwa um 11 Uhr fuhr der Kaiser vor dem Hause des Kanzlers vor; ihm schlossen sich die Prinzen des Hauses und der Großherzog von Baden an; der Kaiser wurde vom Grafen Herbert Bismarck an der Thür des Hauses empfangen und zum Fürsten Bismarck geleitet; auf dem Absatz der Treppe eilte der Kanzler seinem Kaiser entgegen. Seine Majestät umarmten den Kanzler und küßten ihn dreimal.

Bei der Beglückwünschung des Fürsten Bismarck durch den Kaiser dankte derselbe mit bewegter, mehrfach von Rührung unterbrochener Stimme für die vielen und hohen Verdienste, welche der Kanzler durch sein langjähriges und erfolgreiches Wirken sich um ihn und sein Haus erworben, bat ihn, auch ferner auszuhalten, und wünschte ihm eine noch lange Amtszeit. Als der Kanzler dem Kaiser die Hand küssen wollte, umarmte und küßte der Kaiser ihn wiederholt.

***) Der Königlich bayerische Staatsminister Dr. von Lutz ergriff für den Bundesrat das Wort zu folgender Rede: In allen deutschen Landen ist heute ein Festtag! Die Nation gedenkt heute in gehobener Stimmung und mit herzlicher Teilnahme des Reichskanzlers. Sie feiert ein Familienfest mit Ihnen, der Sie als der Ersten Einer den Gedanken des neuen Deutschen Reiches gefaßt haben und unserem erhabenen Kaiser mit weisem Rate zur Seite gestanden sind, als es die Einigung der deutschen Fürsten und Völker zu einem achtunggebietenden Alldeutschland galt. Die Nation beglückwünscht Eure Durchlaucht, der Sie seit der Begründung des von Generationen ersehnten Reiches unter der Aegide des Kaisers und der mit Ihm verbündeten Regierungen die Geschicke Deutschlands als ein Hort des Friedens leiten — des Friedens unter den Völkern und unter den verschiedenen Schichten der Gesellschaft. An diesem denkwürdigen Tage, am siebenzigsten Geburtstage Eurer Durchlaucht, können auch die Be-

3) An die Generalität.*)

Nur die Armee hat es mir ermöglicht, die Politik des Kaisers durchzuführen. Rat und That müssen sich stets zur Seite stehen. Wenn ich auch der Armee nicht angehöre, so empfinde ich in meinem Herzen doch stets als preußischer Offizier.

Vor zwanzig Jahren rief mir der zu früh heimgegangene General Roon auf dem Schlachtfelde von Königgrätz zu: „Diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen." Fürwahr, was wäre aus uns beiden geworden, wenn die Schlacht verloren ward?

4) Bei Uebergabe der Urkunden der Bismarckspende.**)

Gerade aus den Händen des deutschen Volkes mein väterliches Gut zurück zu erhalten, hat für mich den allerhöchsten Wert. Was die Stiftung betrifft, so will ich darüber die Bestimmung des Kaisers einholen. Ich glaube jedoch, daß eine Stiftung für die Arbeitersache sich zu sehr zersplittert, mir schwebt der Gedanke an eine Stiftung für Lehrer, und zwar für solche höherer Anstalten, vor.

5) An die mit der Ueberbringung des Ehrendoktor-Diploms beauftragte Deputation der Universität Erlangen.***)

Schon von Geburt besitze ich gewisse Beziehungen zur Jurisprudenz. Wenn ich auch von väterlicher Seite meist Offiziere in der Verwandtschaft habe (er

---

vollmächtigten zum Bundesrate, von denen so mancher ein unmittelbarer Zeuge Ihrer Großthaten ist und in politischer Arbeit seit langer Zeit Freud und Leid mit Ihnen geteilt hat, es sich nicht versagen, Eurer Durchlaucht die innigsten Glückwünsche darzubringen und der Hoffnung lebhaften Ausdruck zu geben, daß es denselben vergönnt sein möge, Eure Durchlaucht, den tapferen Ritter des Reiches und seiner Verfassung, noch lange, lange Jahre in Kraft und Gesundheit an ihrer Spitze zu sehen. Möge diese Hoffnung sich erfüllen zum Heile des geliebten deutschen Vaterlandes.

*) Auf Befehl des Kaisers trat unter Führung des kommandirenden Generals des Gardecorps, Generals der Infanterie von Pape, die aktive Generalität Berlins in feierlichem Zuge in den Saal, um als Männer und Führer der That dem Manne des Rates zu huldigen. Eine Fülle stolzer Namen kriegerischen Ruhmes, welche Erinnerungen an eine lange Reihe glänzender Waffenthaten wach riefen, die berufensten Repräsentanten des preußischen Heeres und des deutschen Heeres, sie waren gekommen, um Zeugnis dafür abzulegen, daß der Geist der Armee, auf welchem Preußens Größe und Deutschlands Ruhm aufgebaut sind, sich einig weiß mit dem Geiste der Staatskunst, welche dem Waffenhandwerk großartige Aufgaben zu lösen gab.

**) Bei der Uebergabe der Urkunden der Bismarckspende durch den Herzog von Ratibor an den Reichskanzler sagte ersterer: „Dem Kanzler, der die verlorenen zwei Provinzen zum Reiche gebracht, jetzt das Gut Schönhausen in ungeteiltem Besitz vereinigt geben zu können, sei ein freudiges Ereignis."

***) Von der Juristenfakultät waren zur Ueberreichung des Ehrendoktor-Diploms für den Fürsten Reichskanzler der derzeitige Dekan Dr. Hölder und die Professoren Dr. Marquardsen

griff dabei bezeichnend in das Gefäß seines Pallasches), so rühme ich mich doch, mütterlicherseits Professoren unter meinen Ahnen zu haben. Ich erinnere nur an den wohlbekannten Leipziger Professor der Jurisprudenz Mencke. So kann ich mich denn eine Art Verkörperung von Junker und Professor nennen.

Ich bitte Sie, den anderen Mitgliedern der Fakultät meinen Dank und meine Grüße zu überbringen.*)

6) Bei Beginn des Frühschoppens.

Ich habe eine solche bewegende Feier noch nie erlebt und ich werde sie auch nie wieder erleben. Inmitten dieser glänzenden Versammlung aber finde ich den besten Ausdruck für meine Empfindungen, wenn ich Sie auffordere, einzustimmen in den Ruf: Hoch lebe und lange lebe Seine Majestät unser allergnädigster König und Kaiser!**)

---

und Dr. Kahl entsendet. Die vier Studirenden Hagen, Fickeisen, Holtz und Lütge hatten sich auf den Weg gemacht, um die Adresse der Studentenschaft dem Reichskanzler zu überreichen. Um 1/2 1 Uhr, unmittelbar nach dem Empfang der Generalität durch den Reichskanzler, hatte die Deputation der Juristenfakultät die Ehre, ihrem neuen Dr. honoris causa die Glückwünsche der Fakultät darzubringen. Der Dekan Dr. Hölder hielt dabei die kurze nachfolgende Ansprache: Wenn es die Fakultät, welche zu vertreten ich mit meinen Kollegen die Ehre habe, gedrängt hat, an dem heutigen, von der ganzen Nation gefeierten Fest in der Form der ihr als Fakultät zu Gebot stehenden besonderen Ehrenerweisung sich zu beteiligen, so würde dieses Bedürfnis überreiche Begründung finden in den wichtigen, unter Ihren Auspizien erstandenen Werken der Gesetzgebung. Doch ist es ein anderes, ein ungleich höheres Verdienst um das Recht, das wir heute vor allem im Auge haben. Vor siebenzig Jahren, im Jahre Ihrer Geburt, ist von hier aus die Lehre aufs eindringlichste verkündigt worden, daß das Recht ein Produkt der nationalen Geschichte ist. Ob aber wir Deutsche eine Nation im vollen Sinne des Wortes sind, das war damals eine bange Frage, die eben wieder einmal ihre Lösung verfehlt hatte. Daß sie heute gelöst ist, daß wir zum staatlich geeinigten Volke geworden sind: das ist's, was heute namentlich unsere Herzen mit Stolz und Dank bewegt. Möge es Eurer Durchlaucht beschieden sein, den Baum unseres nationalen Rechtes in dem neuen, durch Sie ihm bereiteten Boden immer festere Wurzeln schlagen, immer reichere Blüten treiben und immer reichere Früchte tragen zu sehen. Das walte Gott!

*) Nach diesem Intermezzo, zu welchem Generale, Minister, Studenten, schöne Damen und ein großer Teil der übrigen Festgäste die Corona bildeten, setzte sich endlich der Reichskanzler zur Teilnahme an dem Frühschoppen, der somit auf eine Art ein Doktorschmaus wurde. Die Ueberreichung der Diplome von Göttingen und Tübingen hatte schon früher stattgefunden.

**) Stürmischer Jubel durchbrauste das Haus, denn nicht nur im Empfangssaale selbst bewegte sich die Versammlung; begeisterter als je stimmte in dieser Stunde und an dieser Stelle alles ein in den Ruf der Huldigung für „unseren Kaiser"! Nach einer Pause ergriff General von Pape das Wort, um in bewegten, warmen, lebendigen, von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Worten dem Kanzler ein Hoch auszubringen. Unermüdlich, jedem ein freundliches Wort oder einen Händedruck spendend, so konnte der Fürst Bismarck den Eindrücken dieser Riesengratulation standhalten.

7) An die Saarbrücker Deputation bei Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefs.*)

Die Verleihung des Ehrenbürgerrechts hat mich sehr gefreut. Saarbrücken hat besonderen Grund, sich der Ereignisse von 1870/71 zu erinnern, da es damals unmittelbar an das inzwischen wiedergewonnene Elsaß-Lothringen grenzte . . .**)

Sie haben neuerdings das große Unglück auf Grube Camphausen gehabt, und ich kann mir vorstellen, wie schmerzlich das für Sie sein muß; aber die traurigen Folgen für die Hinterbliebenen sollen nach Kräften gelindert werden, der Staat wird für sie eintreten! Mein Kollege Maybach hat mir mitgeteilt, daß der Staat für die Witwen und Waisen der unglücklichen Bergleute nach Maßgabe der Bestimmungen des Unfallversicherungsgesetzes sorgen werde!

---

2. Juni 1886.

Ansprache an die Schüler der Lauenburger Gelehrtenschule zu Ratzeburg bei Gelegenheit ihres Ausfluges nach Friedrichsruh.***)

Wenn Sie fünfzig Jahre älter sind als heute, werden Sie mein jetziges Alter erreicht haben. Dann werden Sie vielleicht noch an den heutigen Tag und an diese Linde, die uns beschattet, denken. Ich will wünschen, daß Sie dann Ihrem jetzigen Kaiser und den folgenden Kaisern ebenso freudig gedient haben wie ich meinem Kaiser . . .

Reichskanzler kann nicht jeder werden, aber einige von Ihnen werden vielleicht einmal Reichstagsabgeordnete; mögen Sie dann dem künftigen Reichs-

---

*) Der Empfang der Deputation fand bei Gelegenheit des Frühschoppens statt. Der Bürgermeister von Saarbrücken, Feldmann, stellte sich, den Beigeordneten Karl Röchling und den Stadtverordneten Justizrat Boltz mit den Worten vor: Die Vertreter der Stadt Saarbrücken gestatten sich, Eurer Durchlaucht deren ehrerbietige Glückwünsche zum heutigen Tage darzubringen und gleichzeitig zu danken für die hohe Ehre, welche Eure Durchlaucht durch Annahme des Ehrenbürgerrechts der Stadt Saarbrücken erwiesen haben!

**) Auf die hier erfolgende Gegenrede des Bürgermeisters Feldmann, daß gerade die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens den Saarbrückern besondere Veranlassung gegeben, Seiner Durchlaucht dankbar zu sein, nickte der Fürst mit dem Kopfe und fuhr dann in seiner Ansprache fort, wie oben ausgeführt ist.

***) Bismarck ließ sich zunächst die Lehrer vorstellen und sah sich sodann die einzelnen Klassen an; einzelnen „Kleinen“ schüttelte er herzhaft die Hand, mit den „Größeren“ verkehrte er in freundlich-ernster Weise. Zuletzt ließ er sich die demnächstigen Abiturienten vorstellen und wünschte ihnen „milde Richter“ und „leichte Aufgaben“.

kanzler das Leben nicht so sauer machen, wie die jetzigen es thun. Kritisiren ist leichter als selbst regieren.*)

August 1886.

Ansprache auf dem Bahnhof in Reichenbach an Einwohner des Ortes im Hinblick auf die Aeußerung einer etwa drohenden Kriegsgefahr.**)

Befürchten Sie nichts. Lesen Sie Goethes Faust!***)

---

9. März 1888.

Ansprache an den Bundesrat gelegentlich des Ablebens Seiner Majestät Wilhelm I.

Ich entledige mich der traurigen Pflicht, dem Bundesrate von dem heute erfolgten Ableben des Kaisers Wilhelm, sowie von der Besteigung des Thrones in Preußen durch den König Friedrich III. und von dem hiermit verbundenen Uebergang der Kaiserwürde auf Allerhöchstdenselben Mitteilung zu machen.

Lassen Sie mich Sie gleichzeitig versichern, daß Seine Majestät Sich ebenso wie Sein heimgegangener Vater die gewissenhafte Aufrechterhaltung der Reichsverfassung und die sorgfältige Beobachtung der derselben zu Grunde liegenden Verträge zur Richtschnur nehmen wird. Der Kaiser rechnet dabei auf die Mitwirkung Seiner hohen Verbündeten.

---

*) Hierauf brachte Gymnasialdirektor Dr. Steinmetz ein Hoch aus auf den Staatsmann, der Deutschlands Einigung herbeigeführt, auf den Grund-, Eck- und Ehrenstein des Deutschen Reiches.

**) Ein Bürger Reichenbachs hatte zu Bismarck bemerkt: „Der politische Himmel hat sich recht umdüstert. Man hat in den letzten Tagen nach dem Sturze des Fürsten Alexander von Bulgarien Sorge gehabt, doch hat man mit vollem Vertrauen stets zu Ihnen emporgesehen."

***) Wie aus Mitteilungen der Umgebung des Fürsten hervorging, hat Fürst Bismarck die Stelle aus dem Spaziergange im ersten Teile des „Faust" im Sinne gehabt, wo der „andere Bürger" nichts Besseres weiß

Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus,
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Der Reichskanzler hatte die Absicht, den ganzen Wortlaut des Citats zu geben, war aber gleich bei seinen ersten Worten durch das Hochrufen des Publikums unterbrochen worden. — Ansprache Bismarcks am 22. November 1886 an Mitglieder des Hamburger Bicyclistenklubs s. „Post" Nr. 324 vom 26. November 1886.

21. Juni 1888.

Ansprache an den Bundesrat aus Anlaß der Thronbesteigung Kaiser Wilhelm II.

Nachdem Seine Majestät der Kaiser und König von Preußen Friedrich am 15. dieses Monats aus diesem Leben abgerufen worden, hat Seine Majestät der Kaiser Wilhelm als Allerhöchst dessen Nachfolger in der Regierung des Königreichs Preußen die Kaiserwürde mit allen damit verfassungsmäßig verbundenen Rechten und Pflichten übernommen. In tiefem Schmerze über den doppelten Verlust, den das Königliche Haus und die Nation innerhalb weniger Monate erlitten haben, hat Seine Majestät der Kaiser mir den Auftrag zu erteilen geruht, dem Bundesrat hiervon Kenntnis zu geben. Seine Majestät der Kaiser, durchdrungen von der Größe der auf Allerhöchstdessen Schultern gelegten Verantwortung, übernimmt dieselbe in dem Pflichtgefühl des von Gott berufenen Nachfolgers Seines hochseligen Großvaters und Vaters und in dem Vertrauen auf den Beistand, den Er in der Erfüllung der Kaiserlichen Pflichten bei Allerhöchstseinen hohen Bundesgenossen zu finden sicher ist. Seine Majestät rechnet bei der Erfüllung der Ihm durch die Reichsverfassung gestellten Aufgaben mit Zuversicht auf die stets bewährte bundesfreundliche Gesinnung und bereitwillige Mitwirkung der verbündeten Fürsten und freien Städte. Als die oberste dieser Aufgaben betrachtet der Kaiser die Aufrechterhaltung der Reichsverfassung und Schutz des Reichsgebiets, wie eines jeden innerhalb desselben geltenden Rechts. Dieser verfassungsmäßige Schutz deckt die vertragsmäßigen Rechte der einzelnen Bundesstaaten nach der gleichen Wirkung wie die der Gesamtheit, und Seine Majestät der Kaiser erblickt in der gewissenhaften Handhabung desselben eine Vertragspflicht Preußens und eine der Ehrenpflichten, die dem Kaiser obliegen. Das bundesfeste Vertrauen der deutschen Fürsten und freien Städte zu einander und ihre im Bundesrat bethätigte Einigkeit haben das Reich befestigt und stark und die gemeinsamen Bestrebungen aller Bundesglieder für die Wohlfahrt Deutschlands fruchtbar gemacht. Seine Majestät der Kaiser werden dieses Vertrauen und diese Einigkeit unter den verbündeten Regierungen mit der gleichen Sorgfalt zu pflegen bemüht sein, wie dies Seinen in Gott ruhenden Vorgängern gelungen ist. In der inneren, wie in der auswärtigen Politik will Seine Majestät Sich an die Wege halten, auf denen Seine verewigten Vorgänger in der Kaiserwürde neben der Liebe Ihrer Reichsgenossen das Vertrauen der auswärtigen Mächte dahin gewonnen haben, daß dieselben in der Stärke des Deutschen Reiches eine Bürgschaft des europäischen Friedens erblicken. Seine Majestät hat, um diese seine Absichten zu verkünden, und um allen darüber verbreiteten Zweifeln persönlich entgegen zu treten, den Reichstag auf den 25. dieses Monats berufen und mich beauftragt, der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck zu geben, daß Seine Majestät für die weitere Durchführung

der Absichten, von denen Seine verewigten Väter seit der Herstellung des Reiches geleitet wurden, auf die bundesfreundliche Unterstützung des Bundesrats werde rechnen dürfen.

---

22. September 1888.

Ansprache an Feldarbeiter bei dem Erntefest auf dem Gute Schönau.*)

Ich sehe mit Vergnügen, daß Ihr alle heiter und vergnügt seid, und sage ich noch allen besten Dank für die Thätigkeit, welche Ihr in letzter Zeit habt entwickeln müssen, denn es hieß die Ernte, welche recht trübe Hoffnungen erwecken mußte, möglichst rasch einzuschaffen, und es ist alles noch besser geworden, als man es nach diesem langen Winter und nassen Sommer erwarten konnte. Der Winter hat uns allen viel Trübes gebracht, wir haben unsern alten Kaiser begraben müssen und schon wenige Monde später seinen Sohn, unsern Kaiser Friedrich. Hier ist auch nach trüben Tagen wieder Sonnenschein geworden, denn mit Stolz können wir Deutschen auf unsern Kaiser Wilhelm II. blicken, der ein Soldat vom Kopf bis zur Sohle ist und gewiß tapfer dreinschlagen wird mit Hilfe seines Heeres, wenn Deutschland angegriffen würde. Aber Kaiser Wilhelm II. liebt seine Unterthanen zu sehr und wird alles aufbieten, um ihnen den Frieden zu erhalten; denn diejenigen von Euch, welche vor achtzehn Jahren mit mir in Frankreich waren, die wissen es, was es heißt, das Erntefest feiern; wenn der Feind im Lande steht, dann bleibt nicht viel für den Landmann übrig, und deshalb wollen wir heute unseres Kaisers gedenken und ihm ein donnerndes Hoch darbringen: Unser Kaiser lebe hoch!**)

---

*) Auf dem Gute Schönau wurde das Erntefest von den Gutsangehörigen der vier Bismarckschen Güter gemeinschaftlich gefeiert. Als der Erntezug auf dem Gutshof mit Musik angelangt war, wurden vier Erntekränze von je einer Kranzträgerin überreicht, worauf der Inspektor aller vier Güter eine Anrede an die Leute hielt. Dann begann der Tanz. Etwa um 5 Uhr erschien der Reichskanzler im offenen Wagen und sah längere Zeit dem fröhlichen Treiben der Leute zu, bis er den Wagen verließ, ein Glas Bier zur Hand nahm und die obenstehende Anrede an die ihn umstehenden Leute hielt.

**) Fürst Bismarck leerte darauf sein Glas und sagte: „Nun geht hin, Leute, und trinkt auch ein Glas," was gewissenhaft erfüllt wurde. — Der Fürst blieb dann noch, um mit einigen der Gäste ein paar Worte, häufig scherzhaften Inhaltes, zu wechseln, und es wurden ihm auch von drei jungen Damen Blumen überreicht, welche er huldvoll entgegennahm. Beim Fortgehen äußerte sich der Fürst gegen den Inspektor lobend über die ganze Veranstaltung und wünschte, daß den Leuten reichlich zu trinken gegeben werde.

10. November 1888.

Friedrichsruh. Ansprache an die Deputation der vereinigten Zentral-Innungsverbands-Vorstände Deutschlands.*)

Ich freue mich über Ihr unerwartetes Erscheinen. Zu den für das notwendige Bestehen des Handwerkerstandes erforderlichen Gesetzesbestimmungen ist Ihre Mitwirkung nicht allein erwünscht, sondern erforderlich; denn um etwas Gedeihliches zu stande zu bringen, müssen Sie der Staatsregierung bei der Ausarbeitung gesetzlicher Bestimmungen mit Ihren praktischen Erfahrungen und Ratschlägen zur Seite stehen. Es ist dringend notwendig, daß die sozialpolitischen Gesetze, besonders das Krankenversicherungsgesetz, eine Abänderung erfahren, um den Innungen die Einrichtung von Krankenkassen zu ermöglichen.

---

1. April 1889.

Ansprache an eine Deputation des Zentralverbandes deutscher Industrieller, welche Bismarck Glückwünsche zum 74. Geburtstage aussprach.**)

Ich danke Ihnen für Ihre guten Wünsche und freue mich über das Gedeihen der deutschen Industrie, wünsche derselben ferneren guten Fortgang und glaube die Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens aussprechen zu können. Wenn auch hier und da ein Reifen an dem Fasse springt, so ist es mir bisher doch immer noch gelungen, einen neuen anzulegen, und ich betrachte die Erhaltung des Friedens als die Hauptaufgabe für den Rest meines Lebens. Allerdings haben wir unruhige Nachbarn, bei denen die Volksleidenschaften einen unvorhergesehenen Ausbruch herbeiführen können; für unser Staatsschiff haben wir aber an den monarchischen Einrichtungen gleichsam den eine ruhige Fahrt verbürgenden, vor dem Umkippen schützenden Ballast, und im Hinblick auf diese Einrichtungen können wir manches ruhig hinnehmen, was anderwärts die Leidenschaften erregen würde.

Wiederholt muß ich meine Befriedigung darüber aussprechen, daß die Industrie seit 1879 prosperirt, und daß die Propheten, die von der damals eingetretenen Umkehr in der Wirtschaftspolitik das Gegenteil, nämlich ein

*) Die Deputation war beauftragt, das Protokoll des zweiten allgemeinen deutschen Innungstages, welcher in Berlin vom 2. bis 9. September stattgefunden hatte, dem Fürsten Bismarck zu überreichen, und bei dieser Gelegenheit die Wünsche und Ziele der handwerkerlichen Bestrebungen vorzutragen. Der Reichskanzler äußerte seine Freude über das Erscheinen der Deputirten.

**) Am 1. April begaben sich die Mitglieder des Direktoriums in das Reichskanzlerpalais und wurden alsbald von Bismarck empfangen. Die Ansprache hielt der Geheime Kommerzienrat Schwartzkopff.

Zurückgehen der deutschen Industrie, vorausgesagt haben, unrecht hatten. Delbrück hat in diesen Angelegenheiten als Autorität gegolten; ich habe zwar von dem und jenem mehr verstanden als Delbrück, aber als volkswirtschaftliche Autorität hat dieser auch mir gegolten, bis mir gemeldet worden ist, ein Hochofen nach dem andern werde ausgeblasen und es werde alle Tage schlechter. Als ich dies Delbrück mitteilte, wurde dieser blaß, und als die schlimmen Nachrichten sich mehrten, hat Delbrück um seine Entlassung gebeten aus Gesundheitsrücksichten, er fühle sich angegriffen. Damit ist Delbrück gegangen, seine Gesundheit hat sich erfreulicherweise wieder gebessert, der erste Gebrauch aber, den er von der Wiedererlangung derselben gemacht hat, ist der gewesen, daß er mich ziemlich heftig angegriffen hat . . .

Sie haben Ihrem Bedauern Ausdruck gegeben über den Tod des Baron Varnbüler. Auch ich beklage sein Hinscheiden. Er war in den Detailfragen des Zolltarifs wohlbewandert und war mir deshalb bei der Vorbereitung des Zolltarifs eine große Stütze.*)

---

22. Oktober 1889.

Friedrichsruh. Ansprache beim Empfange der Gesandtschaft des Sultans von Sansibar.

Es freut mich sehr, die Abgesandten Seiner Hoheit des Sultans von Sansibar bei mir zu sehen, und ich danke Ihnen herzlichst für die mir überbrachten kostbaren Geschenke.

Von dem Gewesenen wollen wir nicht mehr sprechen, ich hoffe aber, daß der Sultan in Zukunft meinen wohlgemeinten Ratschlägen Folge geben wird. Deutschland und England gehen in dieser Frage Hand in Hand. Die deutsche Stellung in Sansibar ist mehr eine kaufmännische als eine politische. Ich lege Wert darauf, daß die Deutschen gute Beziehungen zum Sultan unterhalten, und zweifle nicht, daß solche Beziehungen auch für den Sultan pekuniär vorteilhaft sein werden, da die Deutschen und der Sultan bei gegenseitigem Vertrauen gemeinsam gute Geschäfte machen können, die bei dem früher bestehenden Mißtrauen unmöglich gewesen sind.**)

*) Darauf erwiderte der Kommerzienrat Haßler, auch er hätte sich damals von den eminenten Leistungen Varnbülers zu überzeugen Gelegenheit gehabt, aber ohne den Kanzler wäre es eben doch nicht gegangen, die Industriellen wüßten, was sie ihm zu verdanken hätten, wünschten und bäten zu Gott, daß er ihn noch lange erhalten möge, und hegten die sichere Hoffnung, daß die Vorsehung, die dem deutschen Volke ihn, den Kanzler, geschenkt und bisher erhalten habe, der Industrie auch ferner helfen werde. Darauf dankte der Kanzler und sagte, er gebe sich in Gottes Willen.

**) Fürst Bismarck beschenkte den Gesandten Ben Soliman und die anderen Mitglieder der Gesandtschaft auch seinerseits mit wertvollen Andenken.

31. März 1890.

Friedrichsruh.*) Ansprache bei Gelegenheit des Bismarck zum fünfundsiebenzigsten Geburtstage von den Hamburgern gebrachten Fackelzuges.**)

Sie wissen, daß ich nun achtundzwanzig Jahre lang Minister gewesen bin. Das war eine mühevolle Arbeit. Nun habe ich Friedrichsruh aufgesucht und gedenke hier den Rest meines Lebens zuzubringen. Daß Sie so zahlreich hier sind, ist mir ein Zeugnis, daß mir ein kleiner Teil meiner Arbeit gelungen ist.***)

(Und dann nach Schluß des Fackelzuges:)

Meine Herren, ich bin nun schon sieben Jahre lang Ihr Ehrenbürger und habe mir diese Ehre redlich erworben. Auch hoffe ich, mir dieselbe für die Zukunft zu erhalten. Ich will nun als Privatmann in der Nähe der altbekannten Stadt leben und hoffe, daß es mir jetzt möglich werden wird,

---

*) Bismarck war auf der Reise von Berlin nach Friedrichsruh, die er nach der Entlassung aus seinen Aemtern zurücklegte, auf den Zwischenstationen der Gegenstand lebhafter Ovationen. Schon in Neustadt a. D. wurde der Fürst vom Bürgermeister begrüßt. In Wittenberge war der Bahnhof von einem zahlreichen Publikum angefüllt. Als dem Fürsten gegenüber einer der Herren äußerte, es werde Seiner Durchlaucht ungewohnt vorkommen, nach so angestrengter Thätigkeit der Ruhe zu pflegen, antwortete der Fürst, wie der „Hamburger Korrespondent" berichtet: „Nun, da habe ich ja Gelegenheit, mir die Welt einmal von einer andern Seite anzusehen!" In Hagenow war gerade ein Zug mit vierter Klasse angekommen, dem Landleute und Arbeiter entstiegen. Auch diese begrüßten den Fürsten, und letzterer ließ sich mit ihnen in ein freundliches Gespräch ein, fragte sie, wie es auf den Feldern aussehe und ob der Winterroggen gut wachse ꝛc. In Ludwigslust, wo der Empfang ein besonders herzlicher war, erkundigte sich der Fürst nach dem Befinden der Großherzogin-Mutter.

**) Der Hamburger Nationale Wahlverein von 1884, welcher den Fackelzug veranstaltete, hatte 1700 Pech- und Magnesiumfackeln verteilen lassen, und ebenso viel Fackeln waren noch hinzugekommen. Mehrere Sonderzüge brachten die Teilnehmer, unter denen sich die Kriegervereine von 1870/71 mit ihren Fahnen befanden, nach Friedrichsruh. Gleich bei den ersten Klängen des Marsches — es war der Hohenfriedberger — trat der Fürst aus dem südlichen Thor des Parkes, in Kürassieruniform und Mütze. Hinter ihm stellten sich die Mitglieder seiner Familie, darunter die Grafen Wilhelm Bismarck und Rantzau mit ihren Gemahlinnen auf.

***) Dr. Nolte, der Vorsitzende des Vereins, dankte dem Fürsten im Namen des Festausschusses und schloß mit den Worten: „Gestatten uns Eure Durchlaucht, unseren Dank auszusprechen für die lange Thätigkeit, die Sie dem deutschen Vaterlande gewidmet. Ihr Name ist nicht nur für ewige Zeiten mit goldenen Lettern in die Tafeln der Geschichte, sondern auch in die Herzen geschrieben, und so lange deutsche Herzen schlagen, wird man Ihren Namen mit Ehrfurcht und zugleich mit Freude nennen. Wir flehen heute alle am Vorabende Ihres Geburtstages zu dem Allerhöchsten. Gott segne und schütze Sie." Nicht enden wollende Hochrufe folgten der Ansprache. Während der Zug sich nun vorüberbewegte, wurden vom stillstehenden und Spalier bildenden Publikum die „Wacht am Rhein" und „Deutschland über alles" gesungen. Der Fürst stand während der ganzen Zeit mit der Hand an der Mütze grüßend da.

Hamburg öfter zu besuchen. Aber für heute bitte ich, mich zu beurlauben. Ich habe seit drei Jahren nie so lange auf einer Stelle gestanden als heute, und ich bin doch kein Jüngling mehr. So nehme ich denn Abschied von Ihnen, aber keinen Abschied für immer. Für heute schließe ich mit dem plattdeutschen Wort, das gewiß wahr ist: So veel Hurrah het Friedrichsruh sin Dag nich hört!*)

---

1. April 1890.

Friedrichsruh. Ansprachen: 1) An eine Göttinger Studentendeputation.**)

Das Jahr 1815 ist, wie Sie richtig bemerkten, unser beiderseitiges Geburtsjahr. Beide haben wir, die Burschenschafter, wie ich, das Gleiche erstrebt: die Einigkeit Deutschlands. Das ist erreicht worden. Ich habe es erstrebt auf dem Wege, den mir meine Erziehung und Geburt angewiesen haben; ich habe das Bestehende geachtet und die Erreichung meines Zieles durch die Monarchen gewollt. Ich ermahne die akademische Jugend, am Bestehenden festzuhalten, ehe Besseres an die Stelle desselben getreten ist.

---

*) Nachdem Fürst Bismarck und seine Familie sich wieder in das Schloß begeben hatten, wurden der vom Fürsten schon vorher aufs freundlichste begrüßte Herr Adolf Woermann und als Abgeordnete des Komitees die Herren Dr. Nolte, Vorsitzender des Reichstagswahlvereins, Generalkonsul Schabert, Dr. Semler und Dr. von Melle gütigst eingeladen, noch beim Fürsten im Schlosse zu erscheinen. Von den Grafen Herbert und Wilhelm Bismarck auf das liebenswürdigste begrüßt, wurden die genannten Herren nach der bedeckten Terrasse des Schlosses geführt, wo der Fürst, umgeben von seinen Angehörigen, den weiteren Verlauf des sich in einem großen Bogen um den Park herum bewegenden Fackelzugs beobachtete. Der Fürst saß in einem bequemen Gartenstuhl, die mit einer Decke geschützten Füße auf einen Schemel gestützt, und rauchte seine lange Pfeife. Er sah wohl und frisch aus und unterhielt sich in ungezwungenster, liebenswürdigster Weise mit Herrn Woermann und den anderen, ihm von jenem vorgestellten Hamburger Herren.

**) Zum Geburtstag des Fürsten erschien ein Trio von Studenten aus Göttingen in vollem Wichs, angethan mit Baret und Pikesche. Es war eine Gesandtschaft der deutschen Burschenschafter, die am Nachmittag Zutritt ins Schloß erhielt, um dem Fürsten eine Adresse nachstehenden Wortlauts zu überreichen: „In der bedeutungsvollen Stunde, in der Eure Durchlaucht von der Stelle als höchster Beamte des geeinten deutschen Vaterlandes und vornehmster Berater der drei ersten Kaiser zurückgetreten sind, regte sich in der deutschen Burschenschaft der innigste Wunsch, Eurer Durchlaucht noch einmal huldigenden Dank darzubringen für die gewaltigen Thaten, durch die Eure Durchlaucht dem deutschen Volke die Einheit errungen und damit dem heißen Sehnen und Streben der deutschen Burschenschaft Erfüllung gebracht haben. Um diesem Danke Ausdruck zu geben, glaubt die deutsche Burschenschaft — die auch das Jahr 1815 ihr Geburtsjahr nennt und dadurch jetzt besondere Veranlassung hat, rückwärts zu schauen — keinen besseren Tag wählen zu können, wie den heutigen, an dem Eure Durchlaucht das 75. Jahr eines Lebens vollenden, das ganz voller Mühe und Arbeit nur des Deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit geweiht war.“

2) An Beamte der preußischen Eisenbahnverwaltung, welche einen Fackelzug brachten.

Ich danke Ihnen, daß Sie mich an meinem fünfundsiebenzigsten Geburtstage durch Ihr Erscheinen und durch diesen schönen Fackelzug erfreuen. Es sind in unserer Zeit zwei Pole, um welche sich die materielle Entwicklung bewegt: Kohle und Eisen. Die Verschmelzung, das Zusammenwirken dieser beiden Elemente ermöglicht das Eisenbahnwesen; ohne dasselbe würde diese enge Verbindung nicht stattfinden. Erst durch dieses Beförderungsmittel ist die ganze moderne Entwicklung bewirkt worden, und so sind die Eisenbahnen, ihre Leiter und Beamten, die eigentlichen Träger der Kultur. Von den Anwesenden werden sich wohl nur wenige der eisenbahnlosen Zeit erinnern, ich aber kann es, ich weiß, wie ich in meiner Heimat als ein Wunder angestaunt wurde, als ich erzählte, daß ich — es war wohl 1837 oder 1838 — in Belgien auf einer Eisenbahn gefahren sei. Und dann kam die erste Eisenbahn in Preußen, von Berlin nach Potsdam, 1839; aber da wurde nur ein Geleis gebaut, denn auf einen größeren Verkehr wurde nicht gerechnet, und auch sonst war man in dieser Beziehung etwas engherzig gesinnt. Ich bin stets, seit ich im Amte war, für eine Konzentrirung oder sagen wir für die Verstaatlichung eingetreten, denn ich hielt den Nutzen der Eisenbahnen im Privatbesitz oder in dem von Aktiengesellschaften für geringer, als wenn sie in der Hand des Staates wären. Aber erst als ich Maybach als Mitarbeiter gefunden hatte, konnte ich meine Absichten durchsetzen, weil er ein kundiger Mann war aus Ihrem Kreise; ich bin ihm für seine Thätigkeit zeitlebens zu Dank verpflichtet, denn was das Eisenbahnwesen anlangt, so hat er eigentlich, nachdem ich ihm in den Sattel geholfen hatte, alles allein gemacht. Jeder Staat kann sich Glück wünschen, der einen so tüchtigen Fachmann an leitender Stelle hat. Und jetzt, meine Herren, gibt es keine Schwierigkeiten mehr für die Technik; die Elbe ist mit unzähligen Brücken überspannt seit 1840, und sie bildet jetzt kein Hindernis und keine Grenze mehr wie vor dieser Zeit. Alles ist Ihnen, ist der Eisenbahntechnik möglich. Berge werden durchbohrt, Flüsse und Meeresarme überbrückt; da fällt auch manches Alte zum Opfer, aber schonen Sie immerhin bei Ihren Umgestaltungen das historisch Merkwürdige, wenn es angeht. Und nun nochmals meinen Dank. Nachdem ich 28 Jahre im Dienste gewesen bin, werde ich nun hier still und ruhig leben; aber ich möchte doch von Zeit zu Zeit Menschen um mich sehen und dann hoffentlich auch viele von Ihnen!*)

*) Nachdem die Fackelträger Aufstellung genommen, begrüßte der Eisenbahn-Präsident Krahn-Altona den Fürsten mit folgender Ansprache: „Hierher, nach einsamer Waldesruh' richtet sich heute die bewundernde Teilnahme der Welt und die heißen Wünsche des deutschen Volks, seines Kaisers und seiner Fürsten. Die Seelen der abgeschiedenen Mitarbeiter an dem großen Werke, welchem Eure Durchlaucht Ihr ruhmreiches Leben geweiht, der verklärte Geist unseres unvergeßlichen großen Heldenkaisers beleben den stillen Wald und ihre segnenden

16. April 1890.

Friedrichsruh. Ansprache an die Deputation des Zentralverbandes deutscher Industrieller bei Ueberreichung einer Adresse.*)

Wenn Sie dem Bedauern Ausdruck geben, daß ich meinen Abschied genommen habe, so kann ich nur bemerken, daß ich meinen Abschied erhalten habe und sehr gern im Amt geblieben wäre, wenn Seine Majestät der Kaiser es gewollt hätte. Um die Einheitlichkeit der Regierung zu sichern, habe ich an die alte Kabinetsordre von 1852 erinnert, welche den Verkehr der einzelnen Minister mit der Krone unter die Kontrolle des Ministerpräsidenten stellt. Der Kaiser hat mir meine Konferenz mit dem Abgeordneten Windthorst zum Vorwurf gemacht, ich muß es aber als das Recht des Kanzlers betrachten, mit jedem „Reichsboten" selbständig zu verkehren. Windthorst hat die Konferenz gewünscht, aber so unerhörte Forderungen gestellt, daß dieselben gar nicht ernst gemeint sein konnten. In sachlicher Beziehung bin ich in Meinungsverschiedenheit mit dem Kaiser in Betreff der Behandlung der Arbeiterfragen geraten. Nach meiner Ansicht muß das jetzige Vorgehen der Regierung zur Züchtung von Sozialdemokraten führen.**)

Grüße durchrauschen die Wipfel seiner alten Bäume und Eurer Durchlaucht Haus. In diese hehre Feststimmung hinein sind wir gekommen, die Herzen voller Liebe und Dankbarkeit um unsere ehrfurchtsvollsten Huldigungen und Glückwünsche darzubringen. Gott der Herr, welcher Eurer Durchlaucht Leben so glorreich gestaltet und mit Erfolgen so wunderbar gesegnet hat, wolle es herrlich weiterführen bis ans Ende. Wir aber wollen geloben und dies Gelöbnis auf die kommenden Geschlechter vererben, in treuer Hingabe an König und Vaterland, in heißer Liebe zu Deutschland Eurer Durchlaucht nachzueifern; die höchsten Güter, welche Sie der Nation erworben, als heiliges Vermächtnis zu pflegen und zu bewahren, Deutschlands Einigkeit und Macht, seine Größe, Wohlfahrt und Gesittung allezeit hochzuhalten und zu schirmen gegen alle Stürme der Zeit. Und nun wollen Eure Durchlaucht uns gestatten, die Gefühle und Wünsche, welche unsere Herzen heut bewegen, auszutönen in den Ruf: Fürst Bismarck, des Deutschen Reiches unsterblicher Kanzler, des deutschen Volkes Stolz und Freude, des deutschen Mannes Ruhm und Zier, Frau Fürstin und das fürstliche Haus, sie leben hoch!"

Nachmittags richtete Bismarck an die im Schloßpark konzertirenden Militärkapellen folgende Worte: „Ich bin jetzt aus dem Dienste getreten. Ich bin bloß noch Soldat. In dieser Eigenschaft gestatte ich mir, Sie aufzufordern, mit mir und Ihrem kommandirenden General, Herrn von Lesczynski, ein Hoch auszubringen auf Seine Majestät den Kaiser."

*) Die Deputation bestand aus dem Geheimen Kommerzienrat Schwartzkopff, Kommerzienrat Haßler, Generalkonsul Russell, Geheimen Finanzrat Jencke, Geheimen Kommerzienrat Eugen Langen und Generalsekretär Bueck. Der Wortlaut der überreichten Adresse findet sich abgedruckt im „Berliner Lokalanzeiger" Nr. 179 vom 18. April 1890.

**) Die „Hamburger Nachrichten" haben den Text der Ansprache Bismarcks nicht gebracht. In der Nr. 97 vom 24. April 1890, Abendausgabe, reproduzirten dieselben die Nachricht der „Berliner Politischen Nachrichten", wonach die von der „Freisinnigen Zeitung" Nr. 94 vom 23. April 1890 gebrachte, von uns abweichende Fassung der Bismarckschen Ansprache erfunden sei. Zu vergleichen über den Empfang der gedachten Deputation noch das „Berliner

23. Mai 1890.

Friedrichsruh. Ansprache an die Vertreter der technischen Hochschulen zur Ueberreichung einer Adresse.*)

Ich heiße Sie in meinem Hause herzlich willkommen, ich freue mich, die Vertreter der sämtlichen deutschen technischen Hochschulen begrüßen zu können, und betrachte dieses als Zeichen, daß auch dort der Einheitsgedanke, der Deutschland durchzieht, Platz gegriffen hat. Ich bin auch jung gewesen und habe mich schon in Göttingen dem nationalen Zuge nach Einheit angeschlossen, der manchem so verhängnisvoll geworden ist. Man schreibt mir die Aeußerung zu, nur durch Blut und Eisen könne die Einheit Deutschlands hergestellt werden, aber dieses ist falsch verstanden worden. Ich habe gesagt, und es war mein stetes Bestreben, es zu erfüllen, man müsse dem Könige möglichst viel Macht geben, damit er im Notfalle alles Blut und Eisen in die Wagschale werfen könnte. Glücklicherweise sind wir darüber jetzt hinaus. Das größte Glück für Deutschland ist der Friede, und ich glaube nicht, daß je ein deutscher Kaiser mit einem Blick auf die Landkarte napoleonische Eroberungsgelüste hegen wird. Was blüht im Frieden mehr als die Technik? Man schaffe eine neue Annehmlichkeit, eine Verkehrserleichterung, und sie wird bald zum Bedürfnis werden. Sie sind nicht an die Scholle gebunden. Ein Jurist, aus seinem Staatsleben gerissen, steht hilflos da. Die Anforderungen an Ingenieure und Architekten sind in der ganzen Welt die gleichen. Man sehe nur, welche ehrenvolle Stellungen sich die Deutschen im Auslande erringen. Ich kann Ihnen, meine Herren, also nur Glück wünschen zu einem so vortrefflichen Berufe wie dem Ihrigen.**)

Tageblatt" Nr. 203, 207 und 208 vom 23. und 25. April 1890, die „Tägliche Rundschau" Nr. 95 vom 24. April 1890, die „Frankfurter Zeitung" vom 24. April 1890, Morgenblatt und die „Baseler Nachrichten" Nr. 110 vom 25. April 1890.

*) Einer von Berlin ausgegangenen Anregung zufolge hatten sich die Vertreter von sämtlichen neun technischen Hochschulen Deutschlands: Berlin, Dresden, Aachen, Hannover, Braunschweig, Darmstadt, Karlsruhe, München und Stuttgart am 22. Mai in Hamburg versammelt, um dem Fürsten Bismarck anläßlich seines Rücktritts eine Adresse zu überreichen. Auf eine telegraphische Anfrage lief an demselben Abend folgendes Telegramm aus Friedrichsruh in Hamburg ein: „Die Vertreter der technischen Hochschulen werden mir morgen mittag 12 Uhr in Friedrichsruh willkommen sein. v. Bismarck." Der Fürst trug, als er die Studirenden empfing, einen bis an die Knie reichenden, dunkelbraunen Gehrock, in der rechten Hand hielt er den bekannten grauen Schlapphut. Zwei riesige graue Ulmer Doggen hatten den Fürsten auf seinem Spaziergang begleitet und kamen mit ihm ins Zimmer herein. Es folgte nun die Vorstellung der Vertreter der einzelnen technischen Hochschulen. Sodann sprach der Vertreter der Berliner Hochschule, stud. Grauert, dem Fürsten den Dank aus für die Ehre des Empfanges, verlas und überreichte die Adresse, deren Beschreibung man in den „Hamburger Nachrichten", Beilage zu Nr. 125 vom 28. Mai 1890, findet.

**) Nach einer Aufzeichnung des stud. mach. Albert Bantlin, des Vorstandes des Verbandes der Stuttgarter Hochschule, gab Bismarck seinem Danke in folgender Rede Ausdruck:

5. Juni 1890.

Friedrichsruh. Ansprache an die Abgesandten des Bürgervereins zu Charlottenburg bei Ueberreichung einer Adresse.*)

Sie haben mir eine große Freude bereitet, indem Sie mir die Empfindungen Ihrer Mitbürger zum Ausdruck brachten. Gern habe ich immer Charlottenburg besucht. Jetzt vor zwei Jahren eilte ich fast täglich, allerdings mit tiefer Wehmut im Herzen, dorthin an das Krankenbett des Hochseligen Kaisers Friedrich. Was von mir geleistet ist, muß im wesentlichen auf meinen Allergnädigsten Herrn, den Hochseligen Kaiser Wilhelm, und seine Armee zurückgeführt

„Meine Herren! Ich freue mich, das gesamte junge technische Deutschland vor mir zu sehen. Auch ich strebte in meiner Jugend nach Einheit. Man nannte es damals Träume. Nun, die Zeiten sind jetzt vorüber. Wir stehen jetzt groß und geachtet da in der Welt ... Wenn ich denke, welche Spannungen zum Beispiel zwischen Nord- und Süddeutschland, oder zwischen Preußen und Sachsen, oder selbst zwischen Ost- und Westpreußen bestanden haben, und ich vergleiche damit die heutige Lage der Dinge, so ist nach meiner Ueberzeugung die Zeit des Zwistes und Haders für alle Zeiten vorbei und der Bestand des Reiches gesichert." Er habe damals erkannt, daß der Weg zur Einheit durch den König von Preußen gehe, und den Ausdruck „Blut und Eisen" habe er in dem Sinne gemeint: der König von Preußen müsse ein starkes Heer besitzen, damit er im geeigneten Moment ein möglichst großes Gewicht von „Blut und Eisen" in die Wagschale werfen könne. Mit Schützenfesten und Turnfesten allein hätte man die deutsche Einheit nicht herstellen können. Sicher aber dürfe man sein, daß niemals ein deutscher Kaiser eine Eroberungspolitik verfolgen würde wie der erste Napoleon. Die Karte Europas auf gewaltsame Weise umzugestalten, liege einem deutschen Kaiser ferne. Und nunmehr ging der Fürst auf ein anderes Thema über, das speziell an die vor ihm stehenden Vertreter der technischen Hochschulen, an die dereinstigen Leiter und Förderer der Industrie gerichtet war: Die Unzulänglichkeit der juristischen Bildung oder überhaupt aller Fakultäten mit Ausnahme des Arztes bestehe darin, daß sie eben für die heute bestehenden Zustände zugeschnitten seien. Kommen aber diese einmal ins Gleiten, was zwar sehr ferne liege, und eher zu seiner Zeit hätte eintreten können, so sei es auch mit jenen ersteren schlecht bestellt. Er halte es auch insbesondere für einen glücklichen Griff, daß wir uns als Glieder einer großen Körperschaft so frühzeitig schon zusammengefunden hätten. „Sie dagegen, meine Herren, Sie können als Industrielle sich Hunderttausende auch außerhalb Ihres Vaterlandes verdienen, Sie können sich als Konstrukteure auch außerhalb Deutschlands einen Namen machen. Die Gesetze der Chemie oder der Baukunst, sie gelten in der ganzen Welt. Sie sind nicht an die Scholle gebunden und können dem deutschen Namen auf der ganzen Welt Ehre machen. Die Technik ist die Regentin der Zukunft, und ich beglückwünsche jeden einzelnen von Ihnen, daß er diesen Beruf gewählt hat. Der Einfluß der Technik auf unser ganzes Staats- und Kulturleben wird immer größer werden und hat seinen Höhepunkt noch lange nicht erreicht." Noch einmal sprach Fürst Bismarck seinen Dank aus und drückte jedem die Hand. Er sprach mit jedem einzelnen über die Verhältnisse seiner Hochschule, über seine Verbindung u. s. w. und bemerkte schließlich: „Wir können uns das aber alles bei einem Gläschen Bier erzählen."

*) Die Deputation bestand aus dem Professor Dr. Fr. Dieterici, dem Direktor Dr. J. F. Holtz und dem Rentier W. Preuße. Herr Professor Dieterici entwickelte dem Fürsten Bismarck die Entstehungsgeschichte der Dankadresse; Herr Dr. Holtz verlas dieselbe und Herr Preuße überreichte das Original, die Erläuterungen zu den Zeichnungen hinzufügend.

werden. Nur für einen kleinen Teil haben meine schwachen Kräfte zu Deutschlands Erhebung und Deutschlands Einheit beigetragen. Immerhin ist die von Ihnen mir kundgethane Gesinnung so vieler Charlottenburger Bürger gleichsam eine Quittung für mein lange Jahre hindurch erstrebtes Ziel. Nachdem das Bewußtsein von der Einheit und Macht Deutschlands in allen deutschen Herzen Raum gewonnen hat, ist das ein sicherer Grund für die Weiterentwicklung unseres teuren Vaterlandes. Sagen Sie Ihren Mitbürgern, daß ich von dem Ausdruck ihrer Gesinnung tief ergriffen und reich belohnt bin für alles, was ich erstrebt habe.*)

---

12. Juni 1890.

Friedrichsruh. Ansprache an die Abgesandten der Stadt Stuttgart zur Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefes.**)

Es ist für mich eine hohe Auszeichnung, Ehrenbürger der Hauptstadt eines der hervorragendsten unserer verbündeten Staaten zu werden. Stuttgart ist mir nicht fremd, ich bin früher unter dem König Wilhelm dort gern gewesen und habe mich an der schwäbischen Gastlichkeit erfreut. Ich sehe Ihre heutige Gabe als eine Ordensverleihung von seiten der Stadt Stuttgart an, in Ergänzung zu dem Orden Ihres allergnädigsten Königs, den ich seit langem trage.

---

*) Mit kräftigem Händedruck an jedes Mitglied der Abordnung fügte der Fürst hinzu: „Nunmehr bitte ich Sie, sich's bequem zu machen und hier an meiner Seite, im Kreise meiner Gäste und meiner Familie, Platz zu nehmen, um mit mir zu frühstücken."

**) Die Abgesandten, Gemeinderat Dr. Göz und Bürger-Ausschußobmann Adolf Schiedmayer, wurden um 1 Uhr im Salon vom Fürsten Bismarck empfangen und in herzlichster Weise als seine neuen Mitbürger begrüßt. „Aber die Herren haben sich schön gemacht, da komme ich mit meinem Hausrock in Verlegenheit," waren die ersten Worte des Fürsten. Gemeinderat Dr. Göz hielt eine Ansprache und legte an derem Schlusse unter Hinweisung auf die liebevoll ausgeführte Ansicht der Stadt Stuttgart auf dem Ehrenbürgerbrief dem neuen erlauchten Mitbürger nahe, er möge sich durch die schöne Ansicht recht bald verlocken lassen, persönlich Augenschein von der Stadt Stuttgart zu nehmen. Bürgerausschußobmann Schiedmayer verlas den Bürgerbrief, worauf ihn Dr. Göz namens der bürgerlichen Kollegien der Stadt Stuttgart dem Fürsten übergab. Der Ehrenbürgerbrief hat folgenden Wortlaut: „Wir Ober-Bürgermeister und Gemeinderäte der königlich württembergischen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart urkunden und bekennen hiermit, daß wir mit Zustimmung des Bürger-Ausschusses beschlossen haben: Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck, Herzog von Lauenburg, in dankbarer Anerkennung seiner unvergänglichen Verdienste um des geliebten deutschen Vaterlandes lang ersehnte Einigung und Festigung und in aufrichtiger Bewunderung seiner während des denkwürdigsten Zeitabschnittes der deutschen Geschichte als Kanzler des Deutschen Reichs bewiesenen hohen Staatskunst, unerschütterlichen Thatkraft und echten deutschen Treue das Ehrenbürgerrecht der Stadt Stuttgart zu verleihen. In Vollziehung dieses Beschlusses ist die gegenwärtige Urkunde ausgefertigt, von uns unterzeichnet und mit dem großen Stadtsigill versehen worden. So geschehen zu Stuttgart am 1. April Eintausend achthundert neunzig. Ober-Bürgermeister und Gemeinderäte."

Ich lege hohen Wert auf die Anerkennung, welche Sie mir aussprechen, und ich habe als Reichskanzler gerade auf den schwäbischen Stamm als auf eine Hauptstütze der deutschen Einheit immer bauen können. Die Schwaben sind ein zähes Geschlecht, das schwer aus sich herausgeht; aber wenn sie einmal das neue Gute in sich aufgenommen haben, so sind sie auch die zuverlässigsten Kämpfer für dasselbe. Kaum sonst in Deutschland war früher der Partikularismus so ausgebildet wie in Schwaben, es gab nirgendwo so viele Reichsstädte und Reichsdörfer wie dort. Aber andererseits ist dies doch nur ein weiterer Beweis des echt germanischen Geistes. Auch im Auslande sind es die Schwaben, welche sich die deutsche Gesinnung fest bewahren. Ich habe viele Beispiele davon erlebt und brauche nicht an die scherzhaften Anekdoten zu erinnern, welche darüber existiren. Früher hat dieser deutsche Stamm die Reichssturmfahne geführt, und so hat er jetzt in der Unterstützung der Bestrebungen, im Frieden das Deutsche Reich zu festigen, ein würdiges Beispiel gegeben. Nach meiner Praxis als Reichskanzler muß ich anerkennen, daß mir von Württemberg aus, wenn Reichsinteressen in Frage standen, Schwierigkeiten nie gemacht worden sind, sondern stets bereitwillige Unterstützung gewährt wurde. Dazu hat wesentlich beigetragen die patriotische und klare Anschauungsweise Ihres ersten Ministers, den ich außerordentlich hochschätze. Die Einigung der Deutschen, wie wir sie jetzt haben, wäre schon früher zu machen gewesen, wenn man den richtigen Weg dahin gefunden hätte. Aber man schlug 1848 zu viel auf einmal nieder, man wollte die Dynastien und auch den Partikularismus mehr, als notwendig war, unterdrücken. Das Verwachsen mit der Scholle ist eben ein Grundzug deutschen Charakters und eine Wurzel seiner Kraft. Ich habe den andern Weg gewählt. Mir erschienen die Dynastien als eine Bürgschaft der Einigkeit Deutschlands und mit ihrer Unterstützung ist das Werk gelungen, bestätigt durch das Gottesurteil der Schlachten. Von dem Augenblick an hat das Streben nach Einheit mit unwiderstehlicher Gewalt gewirkt, sobald es erst einmal gefesselt war mit der Treue und Anhänglichkeit an das engere Vaterland. Ich bin nie Unitarier gewesen und habe es mir als Reichskanzler immer als Aufgabe gestellt, die Rechte der Staaten gegen unbillige Ansprüche zu schützen, und dieselbe Politik befolgt auch die jetzige Regierung und zumal wird mein Nachfolger im Amt diese Frage mit derselben ruhigen und loyalen Art behandeln, wie es zu meiner Zeit der Fall gewesen ist. Ich danke Ihnen nochmals von Herzen für die Auszeichnung, die mir zu teil geworden ist, und für die Ehre, die Sie mir durch Ueberbringung des Bürgerbriefes und durch Ihren Besuch hier erzeigen.*)

---

*) Demnächst wurde die Deputation durch eine Einladung zum Frühstück ausgezeichnet. Eines der Mitglieder derselben berichtet über den Empfang noch folgende Einzelheiten: „Seine Rede war anfänglich stockend, kam jedoch im weiteren Verlaufe des Gesprächs mehr und mehr in Fluß; überraschend ist die beharrliche Gewohnheit des Fürsten, in seinen Erzählungen und

14. Juni 1890.

Friedrichsruh. Ansprache an die Abordnung zur Ueberreichung einer Adresse der Mittelparteien in Düsseldorf.*)

Ich verhehle nicht, daß ich mich gerade bei meinem jetzt sehr günstigen Gesundheitszustande kräftig genug gefühlt hätte, die Bürde meines Amtes noch weiter zu tragen, daß ich auch gerne dazu bereit gewesen bin und gehofft habe, bis zu meinem Lebensende in bisheriger Weise dem Vaterlande dienen zu können. Unter den gegebenen Verhältnissen habe ich mir aber sagen müssen, daß meines Bleibens nicht mehr sei. Ich bin jetzt Privatmann und habe keinen sehnlichern Wunsch, als allseitig als solcher betrachtet und behandelt zu werden — man soll mich doch jetzt in Ruhe lassen. Daß ich auch als Privatmann noch besonderes Interesse an der Politik nehme, ist erklärlich, da ich mich doch vierzig Jahre lang ausschließlich mit derselben beschäftigt, und ihr alle meine sonstigen Neigungen und mannigfache Beziehungen zum Opfer gebracht habe. Nichts liegt mir aber ferner, als auf den Gang der Politik erneut einen Einfluß erstreben zu wollen; alles, was die Zeitungen nach dieser Richtung schreiben, ist unrichtig; möchten dieselben doch endlich aufhören, mich in solcher Weise zu verdächtigen, aber gerade diejenigen, deren Wünsche durch meinen Rücktritt vom Amte Erfüllung gefunden, suchen mir auch die Rechte eines Privatmannes zu schmälern; ich lasse mir aber das jedem Privatmanne zustehende Recht der freien Meinungsäußerung nicht nehmen. Auch kann ich mich hierin nicht durch die Ratschläge mir früher wohlgesinnter Blätter beirren lassen; ich glaube nicht, daß ich nach dem 20. März weniger in der Lage bin, ein richtiges Urteil zu fällen und richtig zu handeln als vorher — und ich fühle mich durchaus im stande, die volle Verantwortung für mein Auftreten zu übernehmen.**) Alles

---

Ausführungen jede Hervorhebung der Pointen oder des Wichtigeren durch den Tonfall oder sonstige übliche Mittel zu vermeiden; mit derselben vornehm ruhigen Gelassenheit werden weltgeschichtlich wichtige Ereignisse vorgetragen, brennende Zeit- und Streitfragen untersucht, geistreiche Vergleiche gezogen, packende Bilder vorgeführt und die gewöhnlichsten Dinge des Alltagslebens erzählt; diese Sprechweise des Fürsten macht für den Zuhörer eine ganz besondere ungeteilte Aufmerksamkeit erforderlich. Wenn man die Bildnisse des Fürsten mit der gegenwärtigen Wirklichkeit vergleicht, so machen die meisten den Eindruck unnatürlicher Steigerung und lassen den entschieden ausgeprägten Zug natürlichen Wohlwollens und milder Gelassenheit vermissen."

*) Die Ansprache an Bismarck hielt der Rechtsanwalt Mengelbier.

**) Die „Hamburger Nachrichten" besprachen in einem Leitartikel diese Aeußerungen und ließen dabei einfließen, die deutschen Preßorgane, die dem Fürsten Bismarck das Reden verbieten wollten, könnten keinen andern Zweck haben, als an höchsten Stellen Verstimmung gegen den Fürsten hervorzurufen. Weiter führen die Nachrichten aus: Selbst der königtreueste Minister oder Staatsbürger kann unter Umständen anderer Ansicht sein als sein Monarch . . . Minister, die in Preußen mit den königlichen Auffassungen nicht übereinstimmen, sind deshalb nicht von der Pflicht entbunden, ihre Ueberzeugung von dem, was im

aber, was ich thue, kann doch nur bezwecken, nach meiner Auffassung der Dynastie und dem Vaterland zu nützen.*)

---

23. Juni 1890.

Friedrichsruh. Ansprache an die Abordnung zur Ueberreichung der mit etwa dreißigtausend Unterschriften bedeckten Dankadresse Berliner Bürger.**)

Meine Herren, ich danke Ihnen wiederholt, nicht nur dafür, daß Sie persönlich hierher gekommen, sondern auch für die warmen Worte, welche mir

---

Landesinteresse zu empfehlen sei, dem Monarchen gegenüber zu vertreten. Ihre Pflicht ist, das zu raten, was sie für recht und nützlich halten, und eventuell, wenn ihr Rat kein Gehör findet, in ihrem Gewissen zu erwägen, ob sie besser thun, sich zu fügen oder zu gehen. Ein Privatmann ist aber kein Minister, und wenn er es früher gewesen, so nimmt ihm das nicht das Recht zur offenen Aussprache seiner Gedanken. Wir glauben nicht, daß in unserem Blatte jemals ein unehrerbietiges Wort gegen Seine Majestät den Kaiser enthalten gewesen ist. Für die Behauptung aber, daß dergleichen in den Berichten auswärtiger Interviewer des Fürsten Bismarck vorgekommen sei, fehlt es bis jetzt an jeder beweisenden Citirung bestimmter Sätze oder Gedanken aus den Berichten. Man begnügt sich mit allgemeinen Behauptungen, und da nur wenige Leser dergleichen ausländische Berichte in extenso lesen, so ist es leicht, die Tragweite derselben durch abrupte Auszüge zu entstellen. Wenn man aus den Berichten den Schluß ziehen könnte, daß Fürst Bismarck als Privatmann über manche Dinge Ansichten hat, denen die Allerhöchste Zustimmung fehlt, so wird darin noch kein genügender Grund gefunden werden können, solche Ansichten überhaupt nicht in der Presse zum Ausdruck zu bringen, so lange die Form und die Ehrerbietung gewahrt werden, auf welche die Krone in monarchischen Ländern ein Recht hat.

*) Nachdem der Fürst darauf die Adresse eingehend besichtigt und über die geschmackvolle und hochkünstlerische Ausstattung derselben sich eingehend geäußert, lud er die Herren zu einem Spaziergang in den Park ein, worauf ein Frühstück im Kreise der Familie und einiger Gäste folgte.

**) Zunächst wurden die Gäste von dem Grafen Wilhelm von Bismarck begrüßt. Um 1 Uhr erschien der Fürst, vom Spaziergange im Park heimkehrend. Sein Aussehen war hoch erfreulich und vorzüglich. Die Ruhe des ländlichen Aufenthaltes hatte auf seine Gesundheit — wie der Fürst bei Tische selbst erwähnte — den vortrefflichsten Einfluß gehabt. Seine Erscheinung im dunklen Hausrock, mit einem weißen Halstuche zu einer Schleife gebunden — ganz wie auf dem bekannten Lenbachschen Bilde — entbehrte nichts von dem imposanten Eindruck des früheren militärischen Auftretens. Im Zimmer selbst stand die Deputation und Geheimrat Lothar Bucher. Im Nebenzimmer erschienen während der feierlichen Ueberreichung Graf Keyserling, später die Gemahlin des Fürsten und die beiden Gräfinnen Pahlen, Mutter und Tochter. Der Fürst begrüßte die erschienenen Herren, dankte, daß sie sich der Reise unterzogen hätten und selbst zu ihm gekommen wären, um die Grüße Berliner Bürger zu überbringen. Der Vorsitzende der Deputation, Herr Baurat Kyllmann, nahm darauf das Wort und schilderte in kurzen, markigen Worten die Gefühle, welche die Adresse entstehen ließen. Darauf verlas er den Text der Adresse, deren Wortlaut abgedruckt ist in den „Hamburger Nachrichten" Nr. 147 vom 23. Juni 1890.

aus dem Wortlaut der Adresse entgegenklingen. Seitdem ich aus dem Amte geschieden, haben mir viele Städte die Sympathien ihrer Gesinnung entgegengebracht. Am meisten berührt mich aber selbstverständlich Ihr Erscheinen, der Bürger der Reichshauptstadt Berlin. Das ist mir das Wohlthuendste. Bin ich doch in meinem sechsten Jahre dorthin gekommen und von meinen fünfundsiebenzig Jahren bin ich vierzig und mehr dort gewesen. An keinem Orte der Welt habe ich länger geweilt als in Berlin. Ich weiß, daß ich nicht immer eins gewesen bin mit der Mehrheit der Berliner Gesinnungen. Aber ich achte diese Gesinnung, und man erinnert sich an solche Kämpfe gern, wie etwa an die Kämpfe, die man auf der Schule und auf der Universität durchgekämpft hat; und ich würde mich gefreut haben, solche Kämpfe noch weiter führen zu können. Ich hätte es auch gewünscht, dort auf immer bleiben zu können, aber es ging nicht mehr.

Die Gründe für mein Scheiden von Berlin liegen nicht in mir, auch nicht da, wo man sie heute so vielfach sucht. Sie liegen lediglich in der Zersetzung der Ansichten meiner Kollegen in der Regierung. Nur die Einigkeit einer Regierung macht dieselbe stark. Ich war mit den Kollegen nicht mehr eins, und der notwendige einige Geist war nicht mehr vorhanden. Damals hatte ich die große Verantwortung allein und konnte darum nicht mehr bleiben. Jetzt habe ich die Verantwortlichkeit nicht mehr, und darum rede ich frei heraus. Ich befinde mich etwa in der Lage des Fürsten Metternich, welchem ich mich sonst nicht vergleichen möchte und dem ich nicht nachahmen will. Aber er sagte, daß er von der Bühne in das Parterre hinabgestiegen sei. Und in dieser Lage befinde ich mich jetzt auch. Es gibt Menschen, viele Menschen, welche mir das nicht gönnen wollen; aber jeder, der ein Parterrebillet gelöst hat, hat doch das Recht der Kritik. Er muß dasselbe nur mit Anstand gebrauchen und nicht mit der schrillenden Pfeife. Und es bleibt eine Pflicht für mich, meine Meinung zu sagen für die vielen, welche dieselbe hören wollen im Inlande und im Auslande, und nicht zu schweigen. Ein altes Sprichwort sagt: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und dieses Sprichwort möchte man nun heute umdrehen und sagen: Wem Gott ein Amt nimmt, dem nimmt er auch den Verstand. Aber ich kann den Herren sagen, daß ich noch genau der Alte bin, gerade wie vor drei Monaten, und noch denselben Verstand beanspruche wie vor drei Monaten. Und ich füge mich nicht, und wenn ich auch ganz allein bliebe. Für einen Mann, wie ich bin, ist es eine Pflicht, selbst an höchster Stelle seine Meinung frei heraus zu sagen. Und an dieser Stelle tritt eine solche Pflicht erst recht ein. Ein guter Minister soll nicht auf das Stirnrunzeln des Monarchen schauen, welchem er dient, sondern er soll ihm frei seine Meinung sagen. Er hat ja dann bei gegenteiliger Entscheidung das Recht der Wahl, ob er sich fügen oder gehen will. Und wenn ich auch nicht mehr im Amte bin, so habe ich doch das Recht eines jeden

Staatsbürgers behalten, frei seine Meinung heraus zu sagen. Ich kann mich nicht wie ein stummer Hund verhalten.*) Und ich habe nichts anderes gethan, als die Friedenspolitik meines Nachfolgers im Amte, welche ich allezeit angebahnt und im Auge behalten, zu unterstützen. Was ich rede und thue, das thue ich im Interesse der Dynastie und des Friedens.

Ich erlaube mir ja keine Kritik, auch nicht über die jetzigen Vereinbarungen wegen des englisch-ostafrikanischen Abkommens. Und wenn man mir in Sachen der Interviews vorwirft, daß ich mit fremden Zeitungen verkehrt hätte, so kann ich den Vorwurf nicht gelten lassen; denn früher, als ich noch im Amte war, standen mir die russischen Blätter um die Welt nicht offen, um die vielen Lügen, welche dort verbreitet wurden, zu widerlegen. Wenn mir heute Gelegenheit wird, vermöge des Ansehens, welches ich immer noch habe, in einem Blatte, welches in Hunderttausenden von Exemplaren in Rußland verbreitet ist, der von mir immer als Lebensaufgabe betrachteten Friedenspolitik zu dienen, so sollte man mir dankbar sein und mir nicht zürnen. Und wenn man mir zürnt, dann bin ich ja gewohnt, das zu thun, was ich für gut halte. Ich vermag es ja nicht, vierzig Jahre meines Lebens einfach auszustreichen. Hätte ich es nicht anders gekannt, so hätte ich mich ruhig um meinen Hafer und meine Kartoffeln bekümmert. Aber heute von mir zu verlangen, daß ich mit einemmale ein ruhiger Landmann werde, das geht nicht an. Ich muß eben so verbraucht werden, wie ich bin.

Meine Herren, ich freue mich, wenn ich Ihre Zustimmung zu diesen meinen Aeußerungen habe und wenn Sie mir die Gesinnung bewahren, welche Sie in Ihrer Adresse ausgesprochen haben und welche die große Mehrheit der reichstreuen Bürger Berlins mit Ihnen ausgesprochen hat. Die Sozialdemokraten rechne ich nicht zu den Deutschen. Aber die Zahl der Zustimmenden, welche Sie mir gebracht, beweist, daß sie die Mehrheit der Reichstreuen beträgt. Nun, meine Herren, danke ich Ihnen noch einmal für Ihr persön-

---

*) Der „Hannoversche Courier“ schrieb anläßlich der Bemerkungen, die Fürst Bismarck beim Empfang der Berliner Adreßdeputation gemacht hat: „Fürst Bismarck behandelte in seiner Rede einen Gegenstand, der auch in der Presse wiederholt erörtert worden ist, noch kürzlich in den ‚Hamburger Nachrichten‘ unter dem Stichwort ‚Das Recht des Fürsten Bismarck‘. Fürst Bismarck ist eine weltgeschichtliche Größe, deren Ansichten auch jetzt überall nicht ohne nachhaltigen Eindruck entgegengenommen werden, bei seinen Verehrern wie bei seinen Gegnern, mögen diese es eingestehen oder nicht. Deshalb halten wir es nicht für richtig, wenn Fürst Bismarck sich in eine Linie stellt mit ‚jedem, der ein Parterrebillet gelöst hat‘, und in gleichem Maße, wie dieser, das Recht der Kritik für sich in Anspruch nimmt. Wie man dem Genie die Schranken wegräumt, vor denen der gewöhnliche Sterbliche Halt macht, so zieht eine große Vergangenheit nach der andern Seite Grenzen, welche für denjenigen nicht vorhanden sind, der zu seiner Legitimation nichts weiter vorzuweisen hat, als ein gelöstes Parterrebillet.“ Eine tüchtige Abfertigung dieses Artikels brachten die „Hamburger Nachrichten“ in einem Leitartikel Nr. 149 vom 25. Juni 1890.

liches Erscheinen und bitte Sie, mit einem ländlichen Frühstück fürlieb zu nehmen.*)

---

*) Etwas anders lautet die Ansprache in der von den „Hamburger Nachrichten“ Nr. 147 vom 23. Juni 1890 gebrachten Fassung. Hiernach nahm Bismarck zu etwa folgenden Ausführungen das Wort: Er danke den Herren für ihr persönliches Erscheinen und spreche zugleich seinen Dank für die Adresse selbst, die ihm hoch erhebend sei und ihm zum Herzen gehe, aus. Es seien in letzter Zeit ja zahlreiche Kundgebungen aus den verschiedensten deutschen Städten an ihn gelangt; ganz besonders wohlthuend aber berühre ihn doch diese Adresse aus Berlin. da er, wenn auch kein geborener Berliner, doch in seinem sechsten Lebensjahre schon in die Hauptstadt übertragen worden sei, wo er, obiter gerechnet, etwa fünfundvierzig Jahre zugebracht habe. Er könne sich somit gewissermaßen als naturalisirter Berliner bezeichnen. Außerdem sei diese Adresse für ihn von hervorragendem Werte, weil es sich dabei um eine Kundgebung der Reichs- und Landeshauptstadt, der Hauptstadt der Provinz Brandenburg handle, an die so enge Bande ihn knüpften. Er habe sich ja nicht immer in vollem politischem Einverständnis mit allen Teilen der Berliner Bevölkerung befunden, es sei nicht immer ohne Kämpfe abgegangen, aber er denke an dieselben ohne jede Bitterkeit zurück, etwa so, wie man der Schul- und Universitätskämpfe sich erinnere. Er würde auch nicht Bedenken getragen haben, derartige Kämpfe, wenn nötig, fortzusetzen. Dies sei ihm infolge seines Scheidens aus dem Amte allerdings nicht mehr gestattet. Was die Ursachen seines Rücktritts betreffe, so wolle er nur bemerken, daß man dieselben zumeist an einer falschen, höheren Stelle suche. Den Hauptgrund seines Scheidens habe ein eigentlich seit Jahr und Tag schon vorhanden gewesener, immer fühlbarer gewordener Mangel an Einigkeit und Einheitlichkeit der Anschauungen unter seinen vormaligen Kollegen im Ministerium gebildet. Ohne einen einheitlichen Willen sei aber eine Leitung der Staats- und Reichsgeschäfte auf die Dauer unmöglich. Diese Einheitlichkeit würde sich eventuell ja durch einen Personenwechsel unter seinen Mitarbeitern haben herstellen lassen, die Herbeiführung eines solchen Wechsels aber sei nicht durchzusetzen gewesen, und so habe sich für ihn die Unmöglichkeit der Fortführung der Geschäfte ergeben. Nach seinem Rücktritt in das Privatleben seien viele seiner ehemaligen Freunde der Ansicht, daß er nun auch zu völligem Stillschweigen verurteilt sei, daß er sich wie ein stummer Hund verhalten müsse. Ein deutsches Sprichwort sage: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand“; bei ihm wolle man es derart umkehren, daß es heißen müsse: „Wem Gott ein Amt nimmt, nimmt er auch den Verstand“. Diese Ansicht vermöge er jedoch nicht zu teilen. Ueber die Dinge, über die er vor vier Monaten noch ein allgemein als maßgebend anerkanntes Urteil besessen habe, werde er wohl auch heute noch zu urteilen befähigt sein, und das Recht der freien Meinungsäußerung, das jedem Staatsbürger zustehe, werde er sich, man möge sagen, was man wolle, nicht nehmen lassen. Er befinde sich jetzt etwa in derselben Lage wie einst Fürst Metternich, nach dessen Beispiel er sich sonst nicht gerade richten wolle. Wie jener, so könne auch er sagen, daß er von der Bühne in das Parterre versetzt worden sei. Da er sein Parterrebillet nun einmal bezahlt habe, stehe ihm auch das Recht der Kritik an den Vorgängen auf der Bühne zu, nur müsse diese Kritik in loyaler Form und nicht mit der Pfeife geübt werden. Seine Kritik werde stets eine patriotische sein, aber gerade der Patriotismus würde ihm unter Umständen gebieten, im Interesse der Monarchie und der Dynastie auf etwaige Fehler seiner Nachfolger aufmerksam zu machen, welche diese beiden Hauptfaktoren unseres nationalen Lebens schädigen könnten. Auch ein Minister, der nicht ängstlich an sein Amt sich klammere, werde sich verpflichtet halten, in denjenigen Fragen, in denen seine Ansichten von denen der höheren Stelle abwichen, ohne Rücksicht auf etwaiges Stirnrunzeln seiner dissentirenden Meinung Ausdruck zu geben. Werde sein Widerspruch nicht berücksichtigt, so gebe es für ihn nur zwei Wege: entweder er füge sich, sofern

2. Juli 1890.

Friedrichsruh. Ansprache an die Gesellschaft der Humber steamship owners.*)

Meine Herren, es freut mich, einen so wichtigen Zweig des Handels hier zu sehen und zumal einen solchen wie die Handelsmarine, die so viel dazu beigetragen hat, die Beziehungen ins Leben zu rufen, die beiden Nationen so sehr zum Vorteil gereichen. Der Handel ist der große Beförderer der Zivilisation und hat viel gethan, um die jetzt zwischen England und Deutschland bestehende Freundschaft zu schaffen. Er ist die Quelle internationalen Fortschritts und führt zu einer Herzlichkeit, die in der That Gefallen erweckt; denn Höflichkeit ist das Oel für die Maschinen des menschlichen Lebens. Das Deutsche ist nicht so sehr geachtet in England wie das Englische in Deutschland. (Nein, nein!) Es ist dies begreiflich, denn die Engländer kennen wohl Preußen, aber Deutschland ist ihnen noch neu; wenn ein Menschenalter vergangen ist, wird sich auch hierin vieles geändert haben.

Deutschland kann man mit einem self-made man vergleichen, England

---

es sich nicht um Kardinalfragen handle, oder er nehme seinen Abschied. Ihm (Bismarck) habe man es zum Vorwurf gemacht, daß er fremde Interviewer empfangen und auf die Presse eingewirkt habe. Diesen Vorwurf müsse er ablehnen. So lange er im Amte gewesen sei, habe er sich in dieser Hinsicht eine gewisse Beschränkung auferlegen müssen, jetzt begrüße er es mit Freuden, daß er im Interesse der Friedenspolitik, der er stets gedient habe und die auch für seinen Nachfolger maßgebend sei, durch Einwirkung auf fremde, weit verbreitete Preßorgane gehässigen Entstellungen und Mißdeutungen unserer Ansichten entgegentreten könne. Daß er nicht darauf ausgehe, der Regierung Schwierigkeiten zu verursachen, sei selbstverständlich; er werde sich bei seinen Auslassungen der gebotenen patriotischen Rücksichtnahme stets befleißigen. So denke er zum Beispiel nicht daran, an den Ostafrika betreffenden Abmachungen Kritik zu üben. Das Recht der Meinungsäußerung aber könne und werde er sich nicht nehmen lassen, auch wenn er dabei schließlich ganz allein stehen sollte. Zur besonderen Genugthuung werde es ihm natürlich gereichen, wenn die Herren der Deputation, die einen so bedeutenden Teil der Berliner Bürgerschaft verschiedener politischer Richtung verträten — abgesehen natürlich von der Sozialdemokratie — seine Anschauung als berechtigt anerkennen oder wenigstens zulassen wollten.

Eine Erklärung der Mitglieder der Deputation, d. d. Juli 1890, welche sich gegen niedrige Entstellungen des Eindrucks eines Mitgliedes der Deputation wandte, findet sich abgedruckt in der „Neuen Preußischen (†) Zeitung" Nr. 328 vom 17. Juli 1890.

*) Eine Anzahl von Besitzern und Vertretern englischer Dampferlinien, mit den Herren Ringrose, Lofthouse, Sutcliffe und Knott an der Spitze, hatte von Hamburg aus am 1. Juli einen Ausflug nach Friedrichsruh gemacht, wo sie durch den Fürsten Bismarck begrüßt wurden. Der Fürst hatte gemeint, die Herren würden mit der Bahn nach Friedrichsruh kommen; man hatte die Eisenbahn aber nur bis Reinbek benützt und den Rest des Weges in bereit gehaltenen Wagen zurückgelegt, so daß der Fürst über die Ankunftszeit der Besucher nicht genau unterrichtet war und längere Zeit auf dem Bahnperron gewartet hatte. Als der Fürst schließlich der Wagen mit den Gästen ansichtig wurde, redete er die letzteren sofort und zwar in englischer Sprache an, indem er sagte: „Ah, meine Herren, Sie suchen mich und ich suchte Sie!" Die obige Ansprache hielt Bismarck in englischer Sprache.

mit einem alten aristokratischen Lord. Wir haben oft zusammen gestanden in Zeiten des Friedens sowohl wie in Tagen der Bedrängnis,*) und noch jetzt bestehen die besten Beziehungen zwischen den beiden Nationen; einen Beweis dafür liefert die schnelle Erledigung der afrikanischen Frage.

Das englische Abkommen und speziell der Austausch Helgolands müssen der Befestigung der Beziehungen zwischen Deutschland und England zu gute kommen. Der Wunsch Deutschlands, mit England befreundet zu bleiben, wird dadurch aufs neue bekundet.

Sie weisen auf die Abkürzung der Reise von Hamburg nach Hull hin, die wir der Dampfschiffahrt verdanken. Dabei erinnere ich mich meines ersten Besuches in Hull, der im Jahre 1842 stattfand. Nach einer beschwerlichen Seereise von drei Tagen trafen wir in Hull an einem Sonntage ein; ich erheiterte mich dort nach dieser Strapaze durch Pfeifen, aber sofort legte einer meiner Freunde seine Hand auf meine Schulter und sagte: „Pfeifen ist Sonntags nicht gestattet;" trotzdem habe ich eine gute Erinnerung an Hull behalten, denn ich lernte dort zuerst toasted cheese (gerösteten Käse) kennen.**)

---

8. Juli 1890.

Friedrichsruh. Ansprache an die Abordnung der New-Yorker Independent-Schützen.***)

Ich danke Ihnen, daß Sie den weiten Weg nicht gescheut haben, erstens zu Wasser von Amerika herüber, um Ihre alten Landsleute zu besuchen, und

*) Nach den „Hamburger Nachrichten" erinnerte Fürst Bismarck speziell auch an die alten Beziehungen zwischen England und Preußen, an den siebenjährigen Krieg und an Waterloo.

**) Nunmehr fragte der Fürst die Herren, ob sie schon gefrühstückt hätten, und auf die Antwort des Herrn Ringrose, daß das Frühstück bei Herrn Specht bereit stehe, sagte der Fürst: „Specht, das ist ja mein alter Wirt, wo ist er?" Herr Specht trat vor und nun folgte ein Privatgespräch des Fürsten mit demselben. Als der Fürst nach der Beendigung dieses Gespräches den Besuchern sich wieder zuwandte und sich von denselben verabschiedete, brachte einer der Herren ein Hoch auf den Fürsten aus, in das die Anwesenden begeistert dreimal einstimmten.

***) Auf dem Bahnhofe wurden die Herren, welche sämtlich in Galauniform erschienen waren, zunächst von dem Oberförster, Herrn Lange, empfangen. Im Schlosse erschien der Fürst auf der Schwelle des Empfangszimmers, gab einem jeden die Hand und ließ sich von jedem seinen Namen sagen. Die Herren nahmen in einem Kreise Aufstellung. Präsident Weber trat sodann vor und hielt eine kurze Ansprache an den Fürsten, in welcher er zunächst herzlich dankte für die gütigst gewährte Erlaubnis, den Fürsten besuchen zu dürfen. Er wisse bestimmt, Tausende würden ihn beneiden, daß es ihm in diesem Augenblick vergönnt sei, vor dem großen Manne zu stehen, dem Deutschland seine Einigung verdanke. Wenn sie auch fern von der Heimat gewesen seien, stets hätten sie teilgenommen an den großen Vorgängen

dann auch von Berlin nach Friedrichsruh, um mich zu beehren. Seit ich als Minister in Preußen und später in Deutschland die Politik geleitet habe, bin ich stets bestrebt gewesen, in den Beziehungen zu dem Nordamerikanischen Freistaat das Entgegenkommen zu bethätigen, zu dem der große König Friedrich II. vor mehr als hundert Jahren die Grundlage gelegt hat, indem er als erster die Freistaaten anerkannte. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten ist wie ein Vermächtnis Friedrich des Großen seit jener Zeit von der preußischen Politik immer hochgehalten worden. Deutschland und Nordamerika gehören zu den Staaten, die so glücklich sind, nicht nötig zu haben, sich in ihren gegenseitigen Beziehungen um etwas zu beneiden. Ein freundschaftliches Verhältnis ist natürlich, schon wegen der alten Stammesverwandtschaft mit den Angloſachsen und der noch engeren mit dem neudeutschen Stamm, der drüben seit einigen Jahren so außerordentlich an Größe und Bedeutung gewonnen hat. Die Deutsch-Amerikaner haben schon zu einer Zeit, zu der sich im alten Vaterlande Nord und Süd noch feindlich gegenüber standen, mit einander in Eintracht gelebt und sich auch stets als zusammengehörig betrachtet. Seit der Gegensatz zwischen den Deutschen in Europa aufgehoben ist, sind jetzt einige zwanzig Jahre vergangen. Gottes Segen ist es, für den wir dankbar zu sein haben, daß dieser alte Sauerteig vollständig ausgefegt worden ist und daß das Vertrauen zwischen den Dynastien und, was noch schwerer zu erreichen war, das Vertrauen der deutschen Stämme zu einander gegen alle Anfechtung fest begründet worden ist. — Jetzt wird der norddeutsche Tourist in den bayerischen Alpen und der ostdeutsche am Rhein mit landsmannschaftlichem Wohlwollen behandelt, was früher nicht immer der Fall gewesen ist.

Dieses Band der Einheit, das sich um alle Stämme in der alten Heimat schlingt, ist fest genug, um diese auch mit dem verwandten Volk in der neuen Welt in enger Verbindung zu halten. Die Einheit des ursprünglichen Vaterlandes ist ein Hauptgewinn gewesen gerade auch für die Deutschen im Ausland. Früher, da hat es geheißen: „Woher?“ „Ich bin Preuße.“ „Ich bin Sachse;“ die aus den kleinen Staaten Kommenden sagten schüchtern, daß sie aus Deutschland seien. Jetzt aber sagen alle, sie wären Deutsche, und wenn das Gefühl einer gewissen Blödigkeit, mit der man dies früher eingestand, jetzt noch bestünde, so würden die Herren nicht nach Berlin herüber gekommen sein. Jetzt hat man doch drüben die Empfindung: „Die Nation, der wir entstammen, besteht aus ebenso tüchtigen Kerls, wie wir sind!“

---

in ihrer Heimat. Wie sie hier ständen, seien sie wohl alle amerikanische Bürger, aber ihre deutsche Heimat hätten sie nie vergessen. Mit Stolz hätten sie stets des großen Werkes gedacht, welches der Fürst vollbracht habe. Dieser Tag, an dem es ihnen nun vergönnt sei, dem Fürsten persönlich gegenüber zu stehen und ihm zu danken für alles, was er für Deutschlands Ruhm und Größe gethan, werde ihnen unvergeßlich bleiben und die schönste Erinnerung sein, welche sie nach Amerika mit hinüber nehmen.

Ich hoffe, daß Gott in allen unseren amerikanischen Landsleuten die Empfindung lebendig erhalten und stärken werde. Zwiespalt zwischen Anglo- und Deutsch-Amerikanern brauchte es deswegen nicht zu geben, denn letztere thun ihrem Gefühl als Amerikaner keinen Abbruch, wenn sie auch an ihrem alten Vaterlande hängen. Das gegenseitige Vertrauen zwischen Deutschland und Nordamerika hat schon schwierige Proben bestanden.

Wir werden, so Gott will, mit Amerika nie Streit haben. In der Samoa-Angelegenheit war eine Menge Leute auf beiden Seiten sehr geneigt, Händel zu stiften. Ich habe mir immer gesagt: Ist das ganze Samoa denn nur annähernd so viel wert, daß man deshalb die alte Freundschaft zwischen den beiden Völkern, die sich brüderlich nahe stehen, stören sollte? Auch das große Unglück, das wir vor Samoa gehabt haben, wo unsere Matrosen umgekommen sind, der amerikanischen Nation zur Last zu legen, ist uns nicht eingefallen. Ich bin sicher, daß Amerika gegenüber auch mein Nachfolger ganz so denkt wie ich, und hoffe, daß die naturgemäße Verbindung, wie sie zwischen den beiden Ländern besteht, durch Sie immer fester gekettet werden wird!*)

---

*) Die „Nationalzeitung" (Nr. 398 vom 9. Juli 1890) brachte den Text der Rede Bismarcks in folgender abweichenden Fassung: Er freue sich, daß die Herren ihn mit ihrem Besuche beehrten, und er heiße sie alle herzlich willkommen. Er habe sich sehr gewundert, soeben durchweg nur deutsche Namen gehört zu haben. Er habe geglaubt, zu vielen Amerikanern nur englisch sprechen zu müssen, nun höre er, daß alle Herren deutsch sprechen und auch Deutsche seien. Das freue ihn sehr. Er denke sich, daß auch die Herren drüben in Amerika die Einigung Deutschlands sehr wohl verspüren könnten. Es habe Zeiten gegeben, wo der eine sich rühmte, ein Sachse zu sein, der andere ein Preuße, der dritte ein Hesse u. s. w.; jetzt heiße es nur einfach ‚ein Deutscher'. Wie er an der Aussprache der verschiedenen Herren merke, seien es sowohl Süddeutsche wie Norddeutsche. Aber die Herren machten doch gewiß jetzt in Amerika hierin keinen Unterschied mehr. (Rufe: „Nein, nur Deutsche.") Das sei recht, so habe er es sich auch gedacht. Er möchte die Herren bitten, daß sie auch fernerhin als deutsche Pioniere dazu nach Kräften beitragen, daß das Freundschaftsband, welches die beiden Nationen Deutschland und Amerika umschlinge, immer bestehen bleibe und noch fester geschlungen werde. Er sei stets für die Unterhaltung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika gewesen. Es hätte allerdings vor kurzem Momente gegeben, wo ängstliche Gemüter glaubten, es könne zu einem Konflikt zwischen Deutschland und Amerika kommen, nämlich in der Samoa-Angelegenheit. Dieses sei aber so unbegründet gewesen wie nur möglich. Er nenne es direkt unvernünftig, wenn man wegen dieser Bagatelle hätte einen ernsten Streit anfangen wollen. Es trat dann die bekannte Samoakonferenz zusammen, und es sei ihm dann nicht schwer geworden, die Sache friedlich zu ordnen. Aehnlich habe es sich seinerzeit mit dem Konflikt mit Spanien wegen der Karolineninseln verhalten. Auch damals glaubten Heißsporne schon an einen Konflikt. Ernst genommen konnte man doch nicht glauben, daß wir wegen der Interessen vielleicht nur eines einzigen in Betracht kommenden Handelshauses in Madrid oder die Spanier in Berlin einmarschiren. Höchstens wären einige Küstenstädte zerstört worden, und auch das wäre schon zu viel gewesen. — Er habe übrigens das Vertrauen, daß nichts das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und Amerika stören könne. Schließlich freute der Fürst sich noch über die vielen Beweise der Teilnahme, welche die Deutschen in Amerika an Vorgängen in ihrer alten Heimat zeigten, hierbei seien aber auch

29. Juli 1890.

Schönhausen. Ansprache beim Fackelzug Schönhausener Vereine.*)

Ich danke herzlich meinen lieben Landsleuten, den rechten braven Altmärkern, für den mir dargebrachten Freundschaftsbeweis. Die Bedeutung der Altmark für die geschichtliche Entwicklung des preußischen Staates sollte nicht verkannt werden. Ganz besonders hat mich stets der Hinweis erfreut, daß ich ein Altmärker bin, zu deren herrlichsten Tugenden die Treue gehört.

Stimmen Sie mit ein in ein Hoch auf den Kaiser, unsern vielgeliebten König und Herrn, dessen treuer Vasall ich bin.

---

4. August 1890.

Ritschenhausen. Ansprache auf der Durchfahrt nach Kissingen.

Sie rühmen mein gutes Aussehen. Ich habe jetzt auch keine Sorgen mehr; nicht die Arbeit war das Anstrengende und Aufreibende für mich, sondern die Sorge, ob ich bei der ungeheuren Verantwortlichkeit, die mir oblag, und bei den vielen zu überwindenden Schwierigkeiten stets das Richtige, dem Wohle des Ganzen Dienende treffen würde.

---

16. August 1890.

Kissingen. Ansprache an die Abordnung zur Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefs der Stadt Duisburg.**)

Nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank für die Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefes Ihrer Stadt entgegen. Wenn mir in meiner früheren Stellung

---

nicht die vielen materiellen Opfer zu vergessen, welche die Deutschen bei manchen Anlässen nach ihrer alten Heimat sandten. Sodann lud Fürst Bismarck die Herren ein, ins Speisezimmer zu treten und ein kleines Frühstück einzunehmen.

*) Bei dem Fackelzuge, welchen die Schönhausener Vereine dem Fürsten darbrachten, nahm Amtsvorsteher Cunow das Wort zu einer kernigen Ansprache. Er betonte, daß die Vereine vor dem Fürsten erschienen seien, um ihm, als ihrem Patron und Gutsherrn, ihre Treue und Liebe zu bezeugen. Aus vollem Herzen wünschten die Schönhausener dem Fürsten ein frohes, sonniges Alter! — Eine Beschreibung des mehrere Tage dauernden Aufenthalts Bismarcks in Schönhausen findet sich in den „Hamburger Nachrichten" Nr. 182 vom 2. August 1890.

**) Die von den Stadtverordneten von Duisburg zur Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefes für den Fürsten Bismarck nach Kissingen entsandte Deputation wurde von demselben am Gedenktage von Mars-la-Tour empfangen. Der Fürst erschien im schwarzen Gehrock wenige Minuten nach $12^1/_2$ Uhr mit dem Grafen Herbert, entschuldigte sich, weil er die Herren habe warten lassen, und nahm den Bürgerbrief aus den Händen des Herrn Oberbürgermeisters, der die goldene Amtskette angelegt hatte, entgegen. Am Schlusse seiner Rede

Auszeichnungen und die höchsten Orden der Potentaten zu teil geworden sind, so hatte das mehr einen konventionellen Sinn, es war gewissermaßen selbstverständlich. Der spontane Ausdruck der Anerkennung des freien Bürgertums einer aufblühenden Stadt aber geht zu Herzen, wie er von Herzen kommt.*)

---

17. August 1890.

Kissingen. **Ansprache an die Teilnehmer eines dem Fürsten gebrachten Fackelzuges.****)

Die nationalen Gefühle, die in Ihren Worten und Liedern Ausdruck gefunden, entspringen den großen Ereignissen unter Kaiser Wilhelm I., an denen mitzuwirken ich das Glück gehabt habe. Ich freue mich, daß diese Gefühle im ganzen deutschen Volke bestehen. Die Huldigung ergreift mich um so mehr, als ich nicht mehr in amtlichen Beziehungen zur Regierung des Landes stehe. Ich sehe zu meiner Freude, daß auch hier die alte Liebe nicht rostet. Ich hege für Kissingen heimatliche Gefühle, ich komme schon seit sechzehn Jahren, wenn ich nicht irre, diesmal zum zwölftenmal hierher. Ich bin durch Gefühle des Dankes und der Sympathie mit Kissingen verbunden, dem ich so viel Gutes zu verdanken habe. Ich hoffe, daß ich auch bei fernerer Wiederkehr gleiche Gefühle antreffe.***)

---

dankte der Herr Oberbürgermeister dem Fürsten für die hohe Ehre, die der Stadt Duisburg durch die persönliche Entgegennahme des Ehrenbürgerbriefes zu teil werde.

*) Nachdem Herr Handelskammerpräsident Keller den von ihm verfaßten Ehrenbürgerbrief verlesen, betrachtete Fürst Bismarck das Dokument und sprach der Stadt Duisburg wiederholt seinen Dank für die Verleihung des Ehrenbürgerrechts aus. Seine Durchlaucht erkundigte sich dann, wo Oberbürgermeister Lehr und der Beigeordnete Besserer das Eiserne Kreuz errungen hätten, und begrüßte den Abgeordneten Bygen mit dem Bemerken, daß er einen seiner Vorgänger in der Vertretung des Wahlkreises Duisburg, den Herrn Julius Scheidt, näher gekannt habe.

**) Der von Bewohnern Kissingens und seiner Umgebung, von Vereinen, Korporationen und Kurgästen dem Fürsten gebrachte Fackelzug verlief, begünstigt von einem prachtvollen Augustabend, aufs glänzendste. Kaum war die Spitze des etwa zweitausend Fackeln zählenden Zuges an dem Portal angelangt, als auch schon der Fürst unter den Huldigenden erschien. Nach Absingung von verschiedenen, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches feiernden Männerchören hielt der Bürgermeister Kissingens, Fuchs, eine Ansprache an den Fürsten, worin er den Ehrenbürger und Gast Kissingens feierte und ein Hoch auf ihn ausbrachte. Ehe noch der Fürst ein Wort zu erwidern vermochte, erschallte aus der nach Tausenden zählenden Zuschauermenge von einem Engländer ein Hurrah auf den Fürsten: »Great Bismarck, the maker of history, hip, hip, Hurrah!«

***) Der Fürst schloß als Ehrenbürger Kissingens mit einem Hoch auf die Stadt. Unbeschreiblicher Jubel begleitete die Worte und folgte ihnen. Abermalige Hochrufe aus Tausenden von Kehlen erfolgten, die Musik mußte „Die Wacht am Rhein" spielen, alles sang mit. Der Fürst bat den Bürgermeister Fuchs, die Magistratsräte und Gemeinderäte der Stadt, in den Saal hinauf zu kommen, und erschien mit diesen Herren später am offenen Fenster, andauernd stürmisch begrüßt.

23. August 1890.

Kissingen. Ansprache an die Mitglieder der Deutschen Partei aus Heilbronn.*)

Ich bin Ihnen sehr dankbar für die Ehre, welche Sie mir durch Ihren Besuch erzeigen, und für das Wohlwollen, welches der Herr Redner eben hier in Ihrem Namen ausgesprochen hat. Ich freue mich über die Anerkennung des Anteils, den ich an der Führung unserer deutschen Geschichte in den letzten Jahrzehnten habe nehmen können, und wenn ich vom Steuer habe zurücktreten müssen, so wird dadurch die Hoffnung nie erschüttert, daß das deutsche Nationalschiff denselben Kurs wie früher einhalten werde und daß die Einigkeit, in der wir uns befinden, erhalten bleibe. Und die unter uns dreißig oder vierzig Jahre zurückdenken, werden wissen, daß das nicht immer so war und daß das eine Errungenschaft der Neuzeit ist. Daß diese Einigkeit, ich kann sagen Einheitlichkeit der deutschen Nation, so weit wir sie besitzen, eine dauernde sein wird, unabhängig von der Frage, wer Kanzler sei, wer nicht, dies kann auf die Probe gestellt werden; aber das auf den Schlachtfeldern gemeinsam vergossene Blut ist ein fester Kitt, der sich so leicht nicht zerbrechen läßt. Und die Erinnerung an die große Zeit, die in diesen Tagen, zwanzig Jahre zurückliegend, an uns wieder vorbeizieht, wird ein festes Fundament für die wiedergewonnene Einigkeit bleiben, abgesehen davon, daß, ich will ganz hausbacken sprechen, die Vorteile dieser Einheit, nachdem wir sie zwanzig Jahre lang erprobt haben, doch so unbestreitbar sind, daß sie der Nation, der ich sie habe erkämpfen helfen, und der Generation, die unter den Eindrücken des neuen Gebäudes aufwächst, fest im Herzen haften; und was immer für politische Einzelkämpfe, welche das Gefühl der Zusammengehörigkeit und des nationalen Glückes zu stören suchen, in Deutschland stattfinden, so muß ich sagen, daß der Gedanke, wieder nach Jahrhunderten der Zerrissenheit ein großes und mächtiges Volk in Deutschland zu bilden, in uns allen so tiefe Wurzeln schlägt, daß er unerschütterlich bleibt. Und darauf, meine Herren, möchte ich Ihrer aller Zusage und das Versprechen nehmen, wenn je innere Wirren, die Gott uns ferne halten möge, wieder kommen sollten, denken Sie an das württembergische Blut,

*) In der stattlichen Anzahl von über sechzig Teilnehmern begaben sich die Mitglieder der Deutschen Partei und deren Freunde nach Kissingen, um dem Fürsten Bismarck ihre Verehrung und ihren Dank für dessen unvergängliche Verdienste um das Vaterland darzubringen. Pünktlich zur festgesetzten Zeit wurden die in der Einfahrt erwartungsvoll versammelten Besucher eingeladen, die oberen Räume zu betreten. Die zuerst Eintretenden waren überrascht, den Fürsten schon vorzufinden, der an der Ostseite des Saales, hoch aufgerichtet, die Linke auf dem Kopf seiner prächtigen schwarzen Dogge, die Besucher erwartete. Sein Leibarzt, Herr Dr. Schweninger, war gleichfalls anwesend. Nachdem sämtliche Besucher eingetreten und um den Fürsten sich geschart hatten, trat Herr Bankdirektor Schmidt vor und hielt eine die Verdienste Bismarcks in lebhaften Worten schildernde, in den „Hamburger Nachrichten“ Nr. 205 vom 29. August 1890 abgedruckte Ansprache.

das vor Paris geflossen, und denken Sie an die Früchte, die es getragen. Dann wird Ihr Herz an dem alten kölnischen Sprichwort festhalten: „Zum Reich halt fest, Bauer, schmeckt's süß oder sauer!"

Das, was in Zeitungen über mich steht, berührt mich nicht, das ist mir gleichgiltig, das ist Staub, den die Bürste abwischt. Ich lege nur Wert auf das Urteil, das einst die Geschichte über mich fällen wird. Mein einziger Ehrgeiz, den ich noch besitze, ist eine gute Grabschrift, und um die bitte ich Sie, meine Herren.*)

---

24. August 1890.

Kissingen. Ansprache an Besucher aus Zürich.**)

Seit vierzig Jahren treibe ich Politik. Das ist ein undankbares Geschäft. Alle politische Thätigkeit beruht auf Vermutungen und Zufällen. Man beurteilt eine Reihe von Wahrscheinlichkeiten bei seinen Gegnern und baut auf diese Rechnung die eigenen Pläne. Geht es gut, dann erntet man Lorbeeren. Geht es schlecht, so gilt man als Dummkopf. Anno 1866 ist es gut gegangen. Es hätte aber auch umgekehrt kommen können. Ein schwieriges Stück Arbeit damals. Um die Einigkeit Deutschlands herzustellen, ist kein anderes Mittel übrig geblieben als der Krieg. Nicht wahr, meine Herren, zwei Stiere in einer Herde, das geht nicht, da muß gerauft werden. Alle die Schlachten, die seitdem geschlagen wurden, sind notwendig gewesen, um ein einiges Deutschland herzustellen, auch groß genug, um sich zu behaupten. Als das in Versailles erreicht war, ist man stehen geblieben, man hat Halt gemacht und wird nicht weiter gehen, auch in Zukunft nicht. Ein großes, starkes Land wie Deutschland, das heißt der Friede! (Der Fürst kam der Reihe nach auf die angrenzenden Länder zu sprechen und wies an Holland, Dänemark, den baltischen Provinzen und Oesterreich nach, welche schwerwiegenden Interessen Deutschland habe, diesen Staaten gegenüber nicht an Eroberung zu denken.)

Die schweizerische Neutralität wird Deutschland im Fall eines neuen Krieges aufrecht erhalten. Ob Frankreich? das bleibt dahingestellt. Wenn nicht, dann werden die Schweizer zu uns stehen und mit uns siegen. Denn die Schweizer haben sich immer gut geschlagen; sie stehen fest im Feuer und sind gute Soldaten, wenn auch manches noch anders ist bei Ihnen als bei uns.

Auf dem Gebiete der sozialen Frage besteht zwischen der schweizerischen Politik und derjenigen des Deutschen Reiches fast kein Unterschied mehr. Der junge Kaiser hat Ihre Politik zu der seinigen gemacht. Meine Meinung ist

*) Es folgte demnächst eine Vorstellung der Anwesenden, die Bismarck bat, sich niederzulassen, worauf noch Toaste auf ihn und seine Gemahlin ausgebracht wurden.

**) Es waren das der Stadtrat Schlatter und der Oberstlieutenant Huber aus Zürich.

die: Für Ihre Staatsform mag es angehen, für die Monarchie nicht. Die Monarchie gibt sich selbst auf, wenn sie paktirt. Sie darf sich durch die Leute, welche streiken, mit Arbeitseinstellung u. a. m. drohen, in keiner Weise bestimmen lassen. Das ist ein Ding wie eine Nebelwand; wenn man sich ihr nähert, um sie zu fassen, weicht sie zurück und man greift ins Leere. Was wollen Sie? Alle Menschen sind unzufrieden, alle: die Reichen, die Mittleren und die Armen; am unzufriedensten ist die unterste Klasse. Begreiflich! Das wird so bleiben und wesentlich durch nichts geändert, auch durch keine Sozialreform. Es ist eine Täuschung, dies zu glauben; es ist, wie gesagt, die Nebelwand! Man gebe acht Stunden Arbeitszeit und stündlich eine Mark Lohn, das sind täglich acht Mark. Die Bedürfnisse werden wachsen, und bald kommen dieselben Leute auch mit acht Mark nicht mehr aus. Man sieht jetzt Kinder von Arbeiterfrauen, die früher barfuß liefen und sich wohl fühlten, mit Knopfstiefelchen. Der Appetit kommt mit dem Essen. Der industrielle Arbeiter ist noch lange nicht so schlecht daran, wie der ländliche Arbeiter. Ist jemandem zu helfen nötig, so ist es dieser. Das Ziel jener ist das Schlaraffentum. Zuletzt kommen wir dahin, wo die Wilden auf einer der Inseln in der Südsee sind, die halbnackt unter einem Baume liegen, auf dem die Bananen wachsen, die man nicht einmal zu kochen braucht. Oder Zustände wie unter den Lazzaroni Italiens. Das, was ein unwissendes und gefährliches Volk werden kann, lehrt die Geschichte Italiens. Die Verschiedenheit der Menschen und die Notwendigkeit, immer vorwärts zu streben, erscheint mir als etwas von der Vorsehung fest Geordnetes. Die Wohlgemuthangelegenheit*) ist eigentlich zu

*) Ein sozialdemokratischer Schneider Lutz in Basel wurde von dem deutschen Polizeiinspektor Wohlgemuth in Mülhausen (Elsaß) als geheimer Agent besoldet. Lutz stand aber zugleich mit dem Führer der Baseler Sozialdemokraten, dem Großrat Wullschläger, in Verbindung und gab diesem Kenntnis von seinen geheimen Beziehungen zu Wohlgemuth. Da Wohlgemuth dem Lutz kürzlich geschrieben hatte, er solle in den Arbeiterkreisen von Basel und Elsaß-Lothringen tüchtig agitiren, und dabei die unvorsichtigen Worte gebraucht hatte: „Wühlen Sie nur lustig darauf los," so konnte man dem Wohlgemuth unterstellen, er habe den Lutz zum „Lockspitzeln" anhalten wollen. Herr Wullschläger besaß einen ihm innig befreundeten und nahezu gesinnungsverwandten Vertrauten in dem Bezirksamtmann Baumer von Rheinfelden (Kanton Aargau). Dorthin wurde Inspektor Wohlgemuth von Lutz am 21. April 1889 gelockt. Kaum hatte er sich von dem Schweizer Bahnhof in Rheinfelden in die gegenüberliegende Restauration begeben, um hier Lutz aufzusuchen, so wurde er von der Polizei des Herrn Baumer verhaftet. Dann hielt man ihn zehn Tage lang wie einen Verbrecher im Gefängnis. Hierauf aber wurde er am 30. April, auf Beschluß des Schweizer Bundesrates, aus der Schweiz ausgewiesen, „weil er auf schweizerischem Gebiet Handlungen begangen habe, welche in ihrem Ergebnis geeignet sein konnten, die innere oder äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft zu gefährden." Selbst seine amtlichen Legitimationspapiere wurden ihm zurückbehalten. Fürst Bismarck faßte den Vorfall sehr ernst auf. Mehreren entschiedenen Noten folgte am 20. Juli die Kündigung des Niederlassungsvertrages mit der schweizerischen Eidgenossenschaft.

dumm, um darüber zu sprechen. Der Mensch war ein —. Es lag mir vollständig fern, wegen dieser Sache Händel mit der Schweiz anzufangen. Im Gegenteil, die Schweiz ist mir lieb. Sie versteht es, sich in den ihr eigentümlichen Verhältnissen zurecht zu finden, und sie wird gut regiert. Die diplomatische Note von damals hatte nur den Zweck, Ihre Regierung zu veranlassen, sich unsere lieben Landsleute drüben etwas näher anzusehen, jene Leute, die unter dem Schutze der Schweizerfreiheit aus sicherem Versteck sich erlauben durften, uns fortwährend zu molestiren, ohne daß wir dagegen etwas thun konnten. Wir wissen wohl, daß das nicht Schweizer, sondern unsere eigenen Landsleute waren. Nun ist ja alles besser geworden.

---

26. August 1890.

Kissingen. **Ansprache an eine größere Anzahl württembergischer Damen und Herren.***)

Ich bin voll des Dankes für die vielen Beweise der Liebe und Anhänglichkeit, die mir besonders aus Süddeutschland und aus Schwaben zugehen. Ich bin gewohnt, sowohl Liebe als Haß zu erwidern; beides habe ich in meinem Leben vielfach erfahren. Es ist allerdings nicht ganz christlich, wenn man Haß nicht mit Liebe vergilt, allein ich habe mich meiner Haut wehren müssen. Um so angenehmer ist es mir, wenn man mir mit Liebe entgegenkommt, wie ich das gerade in der letzten Zeit reichlich habe erfahren dürfen. Die deutsche Einigkeit hat geschaffen werden müssen, bevor die Nation zur Unabhängigkeit hat gelangen können. Wir sind nun gottlob fremden Nationen gegenüber unabhängig, und weiter bedürfen wir nichts. Jeder Volksstamm soll seine Eigentümlichkeit bewahren, aber einig wollen wir bleiben. Eroberer, die die Landkarte willkürlich verändern, kennen wir in Deutschland glücklicherweise nicht: wir sind friedliebend und nehmen einen Krieg nur dann an, wenn es der Wille der ganzen Nation ist. Ich habe jetzt ja nichts mehr mitzureden, aber das kann ich Sie versichern, wir werden den Frieden für die nächsten Jahre wenigstens bewahren, und wenn wir je in übermütiger Weise angegriffen werden, so werden fünfundvierzig Millionen Deutsche zusammenstehen, um den Angriff abzuschlagen.**)

*) Nachdem der Fabrikant Sixt aus Eislingen und Professor Wagner aus Reutlingen durch Dr. Chrysander darum nachgesucht hatten, empfing Fürst Bismarck dieselben nachmittags 2½ Uhr in der oberen Saline. Der Fürst begrüßte die Damen und Herren in leutseligster Weise, worauf Institutsvorstand Härlin aus Göppingen den Fürsten in warmen Worten als den Begründer der deutschen Einheit feierte.

**) Sodann dankte der Fürst speziell den Damen für die reichen Blumenspenden und drückte seine Freude darüber aus, daß die schwäbischen Frauen so gut deutsch gesinnt seien.

5. September 1890.

Homburg v. d. Höhe. Ansprache bei einem dargebrachten Fackelzuge.*)

Ich danke meinen lieben Homburger Mitbürgern, daß Sie mich Zeuge werden ließen einer so von Herzen kommenden patriotischen Kundgebung. Nicht für mich persönlich will ich die letztere annehmen, sondern in erster Linie für das Werk, an welchem ich nach Gottes Ratschluß ein Mitarbeiter habe sein können. Zwanzig Jahre segensvollen Friedens sind uns beschert gewesen, die erste und wichtigste Pflicht aller ist es, festzuhalten, was errungen ist. Das Reich steht jetzt fest, dafür bürgen die allgemeinen, auch hier gegenwärtig sich kundgebenden patriotischen Gefühle, denen ich im Sinne aller Versammelten keinen besseren Ausdruck verleihen zu können glaube als dadurch, daß ich Sie auffordere, mit mir in den Ruf einzustimmen: Unser jetziger Kaiser Wilhelm II., er lebe hoch!**)

Den anwesenden Mädchen riet der Fürst scherzend, sie sollten ihre deutsche Gesinnung einstens dadurch bethätigen, daß sie echt deutschen Männern die Hand reichen. Nachdem der Fürst noch eine Anzahl Damen und Herren angesprochen, verabschiedete er sich, indem er sämtlichen Besuchern die Hand reichte. Professor v. Kugler brachte zum Schluß ein begeistert aufgenommenes Hoch auf den Fürsten Bismarck aus. — Hiernach empfing Fürst Bismarck noch sieben Württemberger als Vertreter des Weinsberger vaterländischen Vereins. Nach einer Ansprache ihres Führers, Oekonomierat Mühlhäuser, erfreute sie der Fürst mit einer eingehenden Antwort. Bei einem Glase Neckarschaumweins trug Gutspächter Strodtbeck ein Gedicht in schwäbischer Mundart vor, worauf Bismarck jedem sein Bild mit eigenhändiger Unterschrift zum Geschenk machte. Dem geistlichen Herrn unter den sieben ließ der Fürst, wie er sich in gemütlicher Weise ausdrückte, die erste Wahl unter verschiedenen Aufnahmen.

*) Gegen 7 Uhr sah man einen unabsehbaren Zug von Fackel- und Lampionträgern im Garten des Hotel Riechelmann vor der Wohnung des Fürsten Aufstellung nehmen. Nachdem die Volkshymne gespielt und von dem ganzen Publikum mitgesungen war, erschien der Fürst, von brausenden Hurrahrufen begrüßt, auf der Veranda des Hotels. Hierauf hielt der Führer des Fackelzuges, Hauptmann a. D. Wodiczka, eine kurze Ansprache an den Fürsten und ließ denselben als den Begründer des Reiches hoch leben.

**) Hierauf zogen sämtliche Vereine an dem unbedeckten Hauptes auf der Veranda des Hotels stehenden Fürsten unter nicht enden wollenden Hurrah- und Hochrufen vorüber. Um 9 Uhr folgte der Fürst der seitens der Kurdirektion an ihn ergangenen Einladung und fuhr in Begleitung seiner Gemahlin, der Familie Meister und des Professors Schweninger am Kurhause vor, um dem dort veranstalteten Gartenfeste beizuwohnen. Am mittleren Portale vom Bürgermeister Schleußner und dem Kurdirektor Schultz-Leitershofen empfangen, wurden die fürstlichen Gäste von letzterem nach dem für sie reservirten Konzertsaale geführt, von dessen Fenstern aus sie die Beleuchtung des Gartens mit ansahen und dem Feuerwerk bis zum Schlusse beiwohnten. Als der Fürst auf die Terrasse des Kurhauses hinaustrat, wurden ihm wiederholt stürmische Ovationen gebracht. — Beim Verlassen des Kurhauses sprach der Fürst dem Kurdirektor seine Befriedigung über die Veranstaltung aus, indem er hinzufügte, daß er seit Versailles einer ähnlichen Festlichkeit nicht beigewohnt habe.

19. Dezember 1890.

Friedrichsruh. Ansprache an die Deputation zur Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefes der Stadt Dortmund.*)

Ich danke Ihnen für die mir durch Gewährung des Ehrenbürgerrechtes zu teil gewordene hohe Ehre. Ich empfinde es besonders angenehm, daß meine Verdienste um die Wiederbelebung der gewerblichen Thätigkeit in ihrem Industriegebiete auch nach meinem Rücktritt von den Gesetzgebungsgeschäften Anerkennung finden, besonders in einer Stadt, welche stets ein gewichtiger Faktor in der Industrie gewesen ist. Ich war bis zu den siebenziger Jahren ein überzeugter Angehöriger des Freihandels und gewissermaßen in demselben aufgewachsen und aufgezogen. Bis zum Jahre 1870 bin ich auch in solchem Maße von den Geschäften der auswärtigen Politik in Anspruch genommen gewesen, daß ich mich den wirtschaftlichen Fragen nicht eingehend und eindringend habe widmen können. Nach 1870 ist für die äußere Politik mehr Ruhe eingetreten, und als ich im Laufe der Zeit gesehen habe, daß ein Ofen nach dem andern ausgeblasen wurde und die nationale Arbeit immer mehr zurückging, da habe ich die Ueberzeugung gewonnen, hier muß Wandel geschaffen werden.

---

21. Dezember 1890.

Friedrichsruh. Ansprache an die Ueberbringer der Adresse der Stadt Straßburg i. E.**)

Durch die Ueberreichung einer Adresse aus Straßburg mit so anerkennenden Worten ist mir eine Genugthuung, eine Freude bereitet worden, welche mir

*) Nach stattgehabter Vorstellung der Mitglieder legte der Oberbürgermeister Herr Schmieding in kurzen Worten den Zweck der Anwesenheit der Deputation dar und verlas die Widmung des Ehrenbürgerbriefes nach etwa folgenden einleitenden Worten: „Wir Dortmunder sind gute Preußen und treue Unterthanen Seiner Majestät unsers Kaisers und Königs! Wir sind aber auch treu dankbare Verehrer des großen deutschen Mannes, der die Autorität unserer Könige stets hoch gehalten, der ihr Ansehen im Volke und nach außen gekräftigt und gehoben und ihre Dynastie gefestigt hat, der Preußen in die Führerschaft der deutschen Staaten gebracht und die deutschen Stämme zur Einigung in dem wiedererstandenen Deutschen Reiche geführt hat." Der Wortlaut des nunmehr zur Verlesung kommenden Ehrenbürgerbriefs findet sich abgedruckt in den „Hamburger Nachrichten" Nr. 304 vom 23. Dezember 1890, (Abend-Ausgabe).

**) Die Deputation bestand aus dem Professor Dr. Ziegler, Rechtsanwalt Freiherrn Schott v. Schottenstein, Maler Herbst, Präsident des Gewerbevereins, und Zeichner O. Weymann. Nach kurzer Begrüßung hielt der Sprecher der Abordnung, Professor Dr. Ziegler, eine herzliche Anrede an den Fürsten. Warmen Tones führte er aus, eine große Anzahl von Bewohnern Straßburgs habe es sich nicht versagen können, nach dem Rücktritt des ersten großen Kanzlers des Deutschen Reiches ihre Anerkennung für seine Verdienste und sein langjähriges, unermüdliches Wirken zum Wohle des Reiches auszusprechen, und die hier vor dem Fürsten stehende Deputation sei beauftragt, diese Anerkennung persönlich auszusprechen

unvergeßlich bis an mein Lebensende sein wird. Niemals werden die heute aus Straßburg zu mir gesprochenen Worte aus meinem Gedächtnis entschwinden, und noch auf dem Sterbebette sollen sie mir ein Trost und eine stille Freude bleiben. Ich habe für Straßburg ja auch stets ein großes, ein besonderes Interesse gehabt, schon in meiner Jugend. Ich erinnere mich, wie ich im Jahre 1842 zum erstenmal durch Straßburg gereist, wie es mich da geschmerzt hat, daß in einer ganz deutschen und damals auch noch gänzlich deutsch sprechenden Stadt französisches Militär und französische Beamte wirtschafteten. Ich habe damals zu meinem französischen Reisegefährten gesagt: „Dieses Land war unser und muß wieder unser werden." Worauf dieser antwortete: „Alors il faudrait croiser la bayonnette." Darauf habe ich entgegnet: „Eh bien, nous la croiserons."

Und später ist es mein Bestreben gewesen, die Ecke von Weißenburg zu erringen, welche sich wie ein Stachel ins deutsche Fleisch schob, wo der Geßlerhut stand, vor dem Deutschland seine Referenz machen mußte. Nachdem das Werk mit Gottes Hilfe gelungen, hätte ich am liebsten unmittelbar nach dem Uebergange von Elsaß-Lothringen in deutschen Besitz auf der Höhe der Vogesen zwischen Deutschland und Frankreich eine chinesische Mauer errichtet, die im Lande bleibenden Eingeborenen aber äußerst glimpflich behandelt, zum Beispiel zwanzig Jahre lang von jedem Militärdienst befreit. Dann wäre die französische Generation allmälich ausgestorben und eine neue deutsche herangewachsen. Aber das ist nicht so gegangen, wie ich es gewollt, und später hat man sich doch zum Paßzwang bekennen müssen. Diese einschneidende Maßregel hat nur den Zweck gehabt, den Franzosen einmal klar zu machen, wo die Grenze ist, die sie bis dahin trotz zwanzigjähriger deutscher Verwaltung niemals beachtet haben. Es ist ja natürlich, daß wir den Parisern niemals ausreden können, daß Elsaß-Lothringen französische Provinz sei, aber das eine hat man ihnen wenigstens begreiflich machen können, daß es nicht ihre Sommerprovinz ist, in der sie sich nach wie vor als Herren aufspielen. Gegen diese und gegen ihre Freunde im Lande ist die Paßmaßregel gerichtet gewesen. Dem harmlosen, ruhigen Einwohner, dem Geschäftstreibenden, dem Familienverkehr, dem von der Politik unberührt dahinlebenden kleinen Manne hat natürlich nichts geschehen sollen. Wie im gewöhnlichen Leben auf einem Glacis nur solche

---

und ihm die Unterschriften von fast sechstausend gleichgesinnten Männern zu überbringen. Darauf verlas Professor Dr. Ziegler den Wortlaut der Adresse. Während der Verlesung der Adresse steigerte sich das Interesse des Fürsten sichtlich. Es zuckte merklich in dem mächtigen Körper; die durchdringenden Augen des großen Greises blitzten bei den Stellen, wo von Deutschlands Einigung und Größe durch ihn die Rede war; die Gesichtsfarbe belebte sich; man möchte sagen, die Hünengestalt, der man in diesem Augenblicke die Last der Jahre gar nicht anmerkte, wuchs in jedem Moment mehr und mehr aus sich heraus. In seiner stolzen, selbstbewußten Haltung stand er da wie ein über die halbe Welt gebietender Gewaltiger dessen ungebrochene Kraft der lebhaftesten Bethätigung noch fähig ist.

Bäume geduldet werden dürfen, die in militärischer Beziehung unbedenklich sind, so hat auch die deutsche Regierung in nationaler Beziehung schließlich nicht mehr dulden können, daß in Elsaß-Lothringen schließlich alles von Frankreich aus überwuchert worden ist. Daher der Paßzwang. Freilich, Theorie und Praxis sind da ganz verschiedene Dinge, und es hat sich wieder einmal gezeigt: „Wo man hackt, da fallen Späne. On ne peut pas faire une omelette sans casser des oeufs“. Die geschäftlichen Verbindungen, welche man gar nicht treffen wollte, sind am meisten getroffen worden, und harmlose Leute haben vielerlei Belästigung erlitten. Das habe ich natürlich nicht gewollt und das hat die Reichsregierung nicht beabsichtigt; ich habe nur die Wurzeln der französischen Ueberwucherung in Paris abschneiden wollen; die Zweige wären, des treibenden Saftes beraubt, dann schon von selbst abgestorben und nicht mehr im stande gewesen, den Grenzwall zu überranken. Daß die Unschuldigen da mit den Schuldigen leiden mußten, das ist leider unabwendbar gewesen, in diesem Falle wie überhaupt.

Ich habe keinerlei Abneigung gegen den Franzosen oder den französischen Volkscharakter. Im Gegenteil, die Franzosen sind ein äußerst liebenswürdiges Volk und verstehen es wie keine andere Nation, sich die Annehmlichkeiten, welche man im Leben haben könnte, zu nutze zu machen. Ich erinnere dabei an die vortrefflichen Leistungen der französischen Handwerker; in einem französischen Hause wohnt es sich beispielsweise viel angenehmer als in einem englischen. Wären die Franzosen nicht durch die erfolgte Aenderung der Grenzen gegen uns unliebsame Nachbarn geworden, so würde Deutschland, mit Frankreich vereint, eine ganz unwiderstehliche Macht bilden. Wenn wir von ihnen so weit entfernt wären wie die Franzosen von den Russen, dann bin ich überzeugt, würden Deutschland und Frankreich die besten Freunde werden. Ich habe in Frankreich, so oft ich dort gewesen, mit den Franzosen stets im besten und liebenswürdigsten Umgang gelebt und in einem so freundschaftlichen Verkehr gestanden, wie ich ihn selbst in Deutschland kaum habe unterhalten können. Die Deutschen sind ganz famose Leute, aber jeder hat eine halbe Flasche Wein zu wenig. Er muß erst künstlich in Zug gebracht werden; er hat Anregung und Anfeuerung nötig. Der Franzose seinerseits hat diese halbe Flasche schon, und deshalb, wenn man auch nur wenig zugießt, so ist es gleich zu viel. Es ist ja gegenwärtig in Elsaß-Lothringen alles so weit in gutem Gange. Sie danken dies in erster Linie dem Kaiserlichen Statthalter Fürsten von Hohenlohe. Der Persönlichkeit des verstorbenen Statthalters muß man aber auch Gerechtigkeit widerfahren lassen; es war ein gewandter und vielseitig verwendbarer Mann, ein guter und sorglicher Familienvater. Politisch ist der Feldmarschall aber häufig unberechenbar gewesen und hat sich vielfach allzu sehr von persönlichen Eindrücken bestimmen lassen . . . Eines kann ich Ihnen nicht genug ans Herz legen: die Erziehung des weiblichen Geschlechts; die Mädchen-

schulen sind die Fundamente der künftigen Generationen; sobald wir die deutsche Frau, die deutsche Mutter auch in Elsaß-Lothringen erziehen werden, dann wird auch Deutschlands Herrschaft gesichert sein ohne jede andere Zwangsmaßregel. Leider ist unter dem Regime Manteuffel in dieser Beziehung ebenso wenig wie für gewerbliche Ausbildungsanstalten gethan worden; dies alles wird und muß nachgeholt werden.*)

Sie sehen, meine Herren, ich gerate ins Dociren und halte Ihnen, ohne daß ich es eigentlich gewollt habe, eine politische Vorlesung; so ist es, wenn man auf einmal nichts zu thun hat und gewöhnt ist, immer viel beschäftigt zu sein.**)

---

6. Januar 1891.

Friedrichsruh. Ansprache an die Abordnung zur Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefes der Stadt Bernburg.***)

Nach der Verlesung des Wortlautes des Ehrenbürgerbriefes gab der Fürst seiner Freude über das schöne Kunstwerk, welches der Stadt Bernburg zur Ehre gereiche, in den wärmsten Worten Ausdruck. Die Bilder auf dem Ehrenbürgerbrief

---

*) Eine Anzahl Erinnerungen und Erzählungen über persönliche Erlebnisse wurde in diese Rede eingeflochten, welche hoch interessant waren und eine Gedächtnisschärfe zeigten, über welche man füglich staunen muß. Besonders interessant waren einige Streiflichter auf die Politik der verschiedenen deutschen Höfe kurz nach 1866, während der Bildung des Norddeutschen Bundes, sowie über die Vorgänge in Versailles 1870/71, als die deutsche Kaiserproklamation vorbereitet wurde u. s. w. Auch an humoristischen Erinnerungen fehlte es nicht, besonders über einzelne Persönlichkeiten, welche meist recht charakterisirend für dieselben waren.

**) Eine Durchsicht der in der Adresse enthaltenen Unterschriften wurde vom Fürsten mit den Worten eingeleitet: „Meine Herren, ich sehe hier nicht so sehr auf die Namen als auf das, was daneben steht, nämlich das, was die Leute sind, und da freue ich mich, daß ich hier so alle Stände vertreten sehe, da ein Schlosser, ein Coiffeur, ein Kellner, ein Drechsler, ein Spengler, ein Rentner u. s. w., ja, ja, das sind alles Leute aus dem Volke, darüber freue ich mich recht, sagen Sie allen Unterzeichnern meinen herzlichsten Dank." Als er auf die Unterschrift eines Franzosen, eines echten Parisers, aufmerksam gemacht wurde, sagte der Fürst lachend: „So sind die Franzosen, immer liebenswürdig, selbst auf der Mensur!" Bei Besichtigung der Straßburger Photographien, denen ein allegorisches Titelblatt beigefügt war, auf welchem der Kaiserpalast und ein Anblick der Ruinen von der Belagerung 1870 zu sehen war, sagte der Fürst wehmütig: „Ja, so scharf sollte man damals nicht mit Straßburg umgehen! Ich habe es nicht gewollt, aber ich war nicht allein maßgebend, ich hatte eben noch andere neben mir zu Hilfe, die haben es gemacht." Nachdem nun der offizielle Teil somit gewissermaßen abgeschlossen war, sagte der Fürst: „Nun kommen Sie, meine Herren, ich will Sie jetzt meiner Frau vorstellen, die wartet schon auf uns mit dem Frühstück."

***) Bürgermeister Pietscher und Generaldirektor Wessel hatten als Abgesandte der Stadt Bernburg bei Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefes in Friedrichsruh eine überaus entgegenkommende und liebenswürdige Aufnahme gefunden. Als sie am Bahnhof daselbst um 1 Uhr nachmittags eingetroffen waren, erwartete sie eine fürstliche Equipage, die sie in das Schloß Friedrichsruh brachte.

riefen bei demselben vielfache Erinnerungen wach. Er erinnerte sich, das Schloß und den Markt gesehen zu haben, knüpfte daran Erzählungen von Jugenderlebnissen auf anhaltischem Boden und gab einen geschichtlichen Rückblick auf das preußische und anhaltische Fürstenhaus.

---

17. Januar 1891.

Friedrichsruh. Ansprache an eine Abordnung aus Aachen.*)

In meinem jetzigen, mehr oder weniger zurückgezogenen Leben finde ich nicht die rechte Befriedigung. Man kann von jemand, der vierzig Jahre Politik getrieben, nicht verlangen, daß er teilnahmlos den Ereignissen folge. Ebenso wenig fühle ich mich veranlaßt, mit der Aeußerung meiner Ansichten zurück zu halten, zumal da ich sehe, wie man von dem allerdings festen Bau des Reiches an verschiedenen Seiten bereits abzubröckeln beginnt.**)

---

8. Februar 1891.

Friedrichsruh. Ansprache an die Abordnung zur Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefes der Stadt Augsburg.***)

Fürst Bismarck empfing die Vertreter der Stadt Augsburg in freundlichster Weise und dankte herzlich für die ihm erwiesene Ehrung, sich einen „Bürger der altberühmten, schönen Stadt Augsburg" nennen zu dürfen.

---

*) Auf eine von der Verwaltung des Zeitungsmuseums zu Aachen an den Fürsten ergangene Anfrage, ob er geneigt wäre, das Duplikat einer Sammlung von mehreren in- und ausländischen Zeitungen entgegen zu nehmen, welche auf den Fürsten Bismarck bezügliche Auslassungen von Freund und Feind enthielten, war aus Friedrichsruh eine zusagende Antwort erfolgt. Darauf begab sich eine Abordnung des Museums nach Friedrichsruh. Der Fürst dankte in freundlichen Worten für die Gabe, indem er bemerkte, das Geschenk sei ihm recht willkommen, da es einerseits sehr originell sei, dann aber auch zur Vervollständigung einer Sammlung diene, die ihm jüngst von einem Freunde im Auslande geworden und lediglich aus Karikaturen bestehe, wie sie besonders in Frankreich auf ihn erschienen seien. Ernster werdend äußerte der Fürst die obigen Worte.

**) An der weiteren Ausführung des Gedankens wurde der Fürst gehindert. Derselbe zeigte sodann eine Anzahl von kostbaren Geschenken und wies dabei besonders auf ein Geschenk des Kaisers Wilhelm I. hin. Es war dies ein in Silber getriebenes Modell des Niederwalddenkmals, welches der Kaiser ihm mit einem eigenhändigen Briefe des Inhalts gesandt, daß er den Fürsten bei der Enthüllungsfeier des Denkmals sehr vermißt habe, und dies um so mehr, als das Denkmal doch eigentlich ihm, dem Fürsten, zukomme. „Dies zu schreiben," so setzte der Fürst in weichem Tone hinzu, „war der hohe Herr so gütig, obwohl es ja sein Denkmal war und ich nur in seinen Diensten stand." Wie der Fürst weiter erzählte, sei ihm dieser Brief, den er stets bei dem Kaiserlichen Geschenke habe liegen lassen, „ausgeführt" worden.

***) Die Abordnung bestand aus dem Bürgermeister von Fischer und dem Vorsitzenden des Gemeindekollegiums, Fabrikanten Albert Forster; sie überreichte außer dem Ehrenbürgerbrief eine Erinnerungsgabe der Stadt Augsburg.

1. April 1891.

Friedrichsruh. Ansprachen: 1) An die Abordnung zur Ueberreichung der Huldigungsadresse der Pfalz.

Es freut mich sehr, Sie, meine Herren aus der Pfalz, bei mir zu sehen. Den herrlichen Pokal, den ich Ihnen und Ihren Freunden verdanke, habe ich erhalten und bereits seit gestern als Zierde meines Tisches im Gebrauch. Meine Herren, wir wollen über Ihre Adresse bei einer Flasche Pfälzer Weines sprechen, auch möchte ich mit Ihnen einen Schluck aus dem schönen Pokale thun. Ich habe viele Freunde in der Pfalz, wie ich denn in der Ferne überhaupt mehr gute Freunde besitze, als in der Nähe hier im Norden. Es trifft eben auch bei mir das alte Sprichwort zu: Der Prophet gilt nichts in seinem Lande. Auch sieht man von der Ferne besser aus als in der Nähe. Dazu kommt noch, daß ich in meinem Leben gar viel fechten mußte, und die Gegner wollen immer nur die Hiebe zählen, die sie erhalten, nicht aber diejenigen, welche sie austeilen. Ich trinke Ihnen zu, meine Herren! Die Pfälzer waren mir in meinen politischen Kämpfen immer ein Tropfen des Trostes. Es hat mir stets wehe gethan, daß eine der herrlichsten deutschen Provinzen infolge ihrer geographischen Lage feindlicher Invasion so sehr ausgesetzt war. Nun, das hat sich ja, Gott sei Dank, geändert; wir haben 1870 durch Elsaß-Lothringen einen Schlagbaum vorgeschoben. Eines muß ich Ihnen, meine Herren, noch sagen: ich bekomme viele Zeitungen aus der Pfalz zugesandt, die in einem so warmen Tone geschrieben sind, wie wir ihn hier im Norden nicht finden.

---

2) An Hamburger Einwohner gelegentlich des dem Fürsten gebrachten Fackelzuges.

Ich fühle mich durch die Ovation, die mir von den Einwohnern der großen Nachbarstadt Hamburg gebracht wird, sehr geehrt; mir ist zu Mute wie einem Schüler, der ein gutes Zeugnis heimgebracht hat. Die Herren werden mir auch wohl das Zeugnis geben, daß ich die Geschäfte des Deutschen Reiches gut besorgt habe. Wenn man so lange Minister gewesen ist, so bekommt man viele Feinde; ich freue mich nun um so mehr, zu sehen, daß ich in allen Teilen Deutschlands noch eine große Menge Freunde habe. Die Beweise der Liebe, die ich heute erhalten habe, sehe ich als eine Quittung an für das, was ich während meiner Ministerlaufbahn für das Vaterland gethan habe. Die Anerkennung der Hamburger Herren macht mir hohe Freude; ich bitte, mir diese Anerkennung für die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, zu bewahren. Sie bildet das Vermächtnis für meine Kinder und Erben. Der heutige Tag bringt mir den Beweis, daß auch die gute Stadt Hamburg, die größte Handelsstadt Deutschlands und, man darf es wohl sagen, die bedeutendste

des ganzen Kontinents, sehr viele Leute beherbergt, die mir wohlgesinnt sind. Ich bin darauf angewiesen, mit Hamburg zu verkehren, und die Herren wissen, daß ich dort gerne verkehre.

---

14. April 1891.

Friedrichsruh. Ansprache beim Empfang des Vorstandes des Kieler konservativen Vereins.

Ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sie so zahlreich erschienen sind, mich zu begrüßen, und danke Ihnen herzlich für Ihre Glückwünsche zu meinem Geburtstage. Es freut mich besonders, daß es ein konservativer Verein ist, der mir eine solche Ehre erzeigt, denn auch ich habe stets auf konservativem Boden gestanden.

Man fragt oft: Was heißt konservativ? Wirklich übersetzt heißt's erhaltend, aber dies Erhaltende besteht nicht etwa darin, daß man immer vertritt, was die jedesmalige Regierung will. Denn diese ist etwas Wandelbares, die Grundlagen des Konservativismus aber sind beständig. Es ist also nicht nötig oder auch nur nützlich, daß die konservative Partei unter allen Umständen ministeriell sei, konservativ und ministeriell fällt nicht immer zusammen: ich habe als Minister die Konservativen ja oft genug zu Gegnern gehabt und ihnen das nicht zum Vorwurfe angerechnet, so weit ihre Angriffe sich nicht auf das persönliche Gebiet erstreckten, wie zu den Zeiten der Reichsglocke.

Es gibt ein altes, gutes politisches Sprichwort: Quieta non movere, das heißt, was ruhig liegt, nicht stören, und das ist echt konservativ: eine Gesetzgebung nicht mitmachen, die beunruhigt, wo das Bedürfnis einer Aenderung nicht vorliegt. Auch in ministeriellen Kreisen gibt es Leute, die einseitig das Bedürfnis haben, die Menschheit mit ihren Elaboraten glücklich zu machen. Eine Regierung, welche unnötige Neuerungen vertritt, wirkt antikonservativ, indem sie gesetzliche Zustände, die sich als brauchbar bewährt haben, ändert ohne Anregung durch die Beteiligten.

Man wirft mir vor, ich sei als Ministerpräsident und Kanzler auch nicht konservativ gewesen, denn ich hätte viele alte Formen zerschlagen und viel Neues aufgerichtet. Nun, hierbei ist der Wert des Alten, welches vernichtet, und des Neuen, welches erreicht werden sollte, gegen einander abzuwägen. Mir stand bei Antritt meines Ministeriums und schon vorher, in Frankfurt, die Ueberzeugung fest, daß wir nur durch Wiedererweckung der deutschen Nationalität und durch die Einheit der deutschen Stämme die Fähigkeit, unter den europäischen Völkern frei zu atmen und zu leben, würden erringen können. Dies zu erreichen, stellte ich vorerst über alles andere, sobald ich die Möglichkeit sah, unsere Einheit über die preußischen Grenzen hinaus ausdehnen zu können.

Wir hatten und haben ja auch als Preußen ein besonderes Nationalgefühl, ursprünglich eine Abzweigung vom großen deutschen. Im Grunde hat es nicht mehr Berechtigung als der spezifische Patriotismus deutscher Staaten. Es verstand sich für mich von selbst, daß ich dieses preußische Bewußtsein, in dem ich aufgewachsen war, sehr lebhaft empfand; sobald ich aber überzeugt war, daß das preußische Nationalgefühl der Amboß sei zum Zusammenschmieden der anderen, habe ich aufgehört, einseitig preußische Ziele zu verfolgen.

Damals waren also die Aufgaben eines leitenden Ministers andere wie heute, nachdem wir eine der ersten — so will ich höflicherweise anstatt der ersten sagen — Nationen in Europa zu sein von Gott berufen sind. So war es meine Aufgabe, vor allem unser Nationalgefühl zur Entwicklung zu bringen. Meine Beteiligung an dem Beginn und Verlaufe des Bürgerkrieges in Deutschland — ich meine im Jahre 1866 — und die Zertrümmerung alter Formen waren im Grunde mehr konservativ, als das Verharren bei den Zuständen der Zerrissenheit gewesen wäre. Denn diese hätten schließlich zur Auflösung oder gar Fremdherrschaft geführt; für mich aber handelte es sich darum, den Rest des deutschen Nationalgefühls, der unter der Asche fortglimmte, anzufachen, also etwas ganz Altes zu bewahren. Dieses alte Besitztum wurde denn auch bewahrt und verstärkt, in der Hauptsache auf kriegerischem Wege; zum Bedauern ging es auf friedlichem nicht, der Besitz ist aber nun wohl desto fester begründet.

Den Vorwurf der Abtrünnigkeit, welchen mir viele der heutigen Konservativen machen, die ihrerseits keine erkennbaren Zwecke verfolgen, halte ich also für ungerecht. Die Einigung Deutschlands war eine konservative That, und ich stehe mit reinem Gewissen vor jedem Examen, das mir darüber auferlegt werden könnte. Ich glaube auch nicht, daß es nötig ist, einer Fraktion anzugehören, um konservativ zu sein; so habe ich mir in den letzten Jahren meiner Amtsführung um das Kartell zwischen den Konservativen und Nationalliberalen Mühe gegeben und hoffe, dieses Gebilde wird nicht ganz auseinander gehen, man wird auf konservativer Seite einen Unterschied machen zwischen den Leuten, mit denen zusammen ein staatliches Leben sich nicht führen läßt, und den anderen, die zu solcher Gemeinschaft ehrlich bereit sind. Ich bedaure es, wenn das Kartell zerfällt, und ich denke, auch die Konservativen in Kiel geben die Hoffnung nicht auf, mit ihren Gesinnungsgenossen — nicht allein Fraktionsgenossen — zusammen die leitende Mehrheit zu bilden.

Meine Wünsche sind nicht gegen die jetzige Regierung gerichtet, ich möchte nur, daß sie den erwähnten lateinischen Spruch Quieta non movere beachtete als einen der obersten staatlichen Grundsätze. Ich sage das nicht aus Oppositionslust, sondern weil ich an dem gedeihlichen Fortgange der Zustände Interesse nehme, zu deren Bildung ich mitgewirkt habe. Man hat von mir verlangt, ich solle mich um Politik nicht mehr kümmern. Niemals ist mir eine

größere Dummheit vorgekommen als diese unerhörte Forderung. Sachverständige haben bei öffentlicher Behandlung von Fragen, die in ihr Fach schlagen, das größte Recht und unter Umständen die Pflicht, mitzureden, und ich glaube nach meiner langen Amtsführung nicht ganz ohne Fachkenntnis zu sein. Meine Mitwirkung kann sich jetzt nur mehr nach der negativen Seite hin äußern, aber einer Maßregel gegenüber, die ich für schädlich halte, mein fachmännisches Urteil auszusprechen, werde ich mir von niemandem verbieten lassen.

Dies ist auch konservativ, glaube ich — konservativ, d. h. nicht ministeriell, sondern erhaltend.

So begrüße ich Sie als meine politischen Freunde und hoffe, daß Sie alle, die hier im Zimmer sind, in diesem Sinne sich konservativ nennen. Ich werde nicht lange mehr Ihr Mitarbeiter sein. Möchten diese politischen Grundsätze nicht mit mir aussterben, möchte vielmehr unsere politische Arbeit in der Bahn weitergeführt werden, die unser hochseliger Herr vorgezeichnet hat!

---

15. April 1891.

Friedrichsruh. Ansprache an eine Abordnung des Zentralverbandes deutscher Industrieller bei Ueberreichung einer Ehrengabe.*)

Die Gabe geht weit über meine Lebensgewohnheit und den Zuschnitt meiner Häuslichkeit hinaus, sie wird aber als Zeichen der mir entgegengetragenen Gesinnung in meinem Hause für alle Zeit dauern. Daß ich heute so hervorragende Vertreter der Industrie in meinem Hause begrüßen darf, ist eine weitere Freude für mich. Ich habe stets als meine Aufgabe angesehen, für die Befruchtung der Arbeit zu sorgen; leider aber bin ich bis zu den siebenziger Jahren durch andere Verhältnisse und Aufgaben so sehr in Anspruch

---

*) Der Abordnung gehörten an: Geheimrat Jencke in Essen, Bergassessor Krabler in Altenessen, Geheimrat Hamel in Ruhrort, Direktor Servaes in Ruhrort, Kommerzienrat Lueg in Oberhausen, Generalsekretär Dr. Beumer in Düsseldorf, Geheimrat Dr. Jansen in Dülken, Geheimrat Eugen Langen in Köln, Geheimrat Schwartzkopff-Berlin, Kommerzienrat Haßler-Augsburg, Generalkonsul Russel-Berlin, Generalsekretär Bueck-Berlin, Geheimrat Richter-Berlin, Kommerzienrat Frommel-Augsburg und Kommerzienrat Karcher-Frankenthal. Geheimrat Schwartzkopff, als Vorsitzender vom Direktorium des Zentralverbandes deutscher Industrieller, überreichte dem Fürsten die bereits bei dem Besuche im vorigen Jahre verlesene Adresse, welche inzwischen künstlerisch ausgeführt war. Hierbei drückte er in warmen Worten dem Fürsten nochmals den Dank aus für alles, was dieser für das Wohl des gesamten Vaterlandes und im besonderen für die Industrie gethan habe. Herr Schwartzkopff fügte hinzu, daß es die Industrie mit großer Freude erfüllt habe, dem Fürsten auch ein sichtbares Zeichen der Dankbarkeit in Form einer Ehrengabe darbringen zu dürfen, und schloß mit dem Wunsche, daß dem Fürsten noch viele Jahre in Kraft, Gesundheit und Frische beschieden sein möchten. Eine Beschreibung der Ehrengabe (eines kostbaren Tafelservice in Silber) findet sich in den „Hamburger Nachrichten“ Nr. 73 vom 26. März 1891 (Abend-Ausgabe).

genommen gewesen, daß ich mich mit den wirtschaftlichen Zuständen speziell nicht habe beschäftigen können.

Der Fürst ging sodann zu einer summarischen Schilderung seiner Thätigkeit in wirtschaftlichen Fragen über und betonte nachdrücklich die Notwendigkeit einer ruhigen Fortentwicklung, ganz besonders auf dem Gebiete der Gesetzgebung, auf welchem Ueberhastung die schwersten Schädigungen herbeiführen könne.

Mein Interesse an dem Gesamtwohl des Vaterlandes ist — so schloß der Fürst seine Ansprache — auch nach dem Austritt aus meinem Amte nicht geringer geworden; ich halte es deshalb für meine Pflicht und nicht weniger für mein Recht, meine Stimme zu erheben, wo ich nach meinem besten Wissen und Gewissen das Vaterland bedroht glaube.

---

2. Mai 1891.

Friedrichsruh. Ansprache an eine Abordnung nationalliberaler Vertrauensmänner des 19. hannoverschen Reichstagswahlkreises.*)

Die Ehre, welche Sie mir durch Ihre Wahl erwiesen haben, schätze ich doppelt hoch, nicht allein als Ihr deutscher Landsmann, sondern auch als Ihr plattdeutscher Nachbar; ich bin im plattdeutschen Lande geboren und erzogen und freue mich, durch die stattgehabte Wahl einen Beweis des Vertrauens meiner engeren Landsleute zu erfahren.

Ich bin im siebenundsiebenzigsten Jahre und nicht mehr rüstig genug, um der Aufgabe als Reichstagsabgeordneter so zu entsprechen, wie ich glaube, daß sie erfüllt werden sollte. Das ist der Grund, der mich abgehalten hat und abhalten wird, mich um ein Mandat zu bewerben, so schwer es mir auch wird, auf jede Beteiligung an Geschäften, denen vierzig Jahre lang meine Thätigkeit gehörte, gänzlich zu verzichten. Als Kandidat zur Wahl konnte ich mithin nicht auftreten, da ich nicht in der Lage bin, mein Mandat regelrecht auszuüben.

Deshalb habe ich in meiner ersten Antwort erklärt, daß ich zur Zeit außer stande sei, Pflichten zu übernehmen, mit deren Ausübung der Aufenthalt in Berlin verbunden wäre: einmal wegen meiner Gesundheit. Das Gasthofleben

*) Aus Anlaß der Reichstagswahl im neunzehnten hannoverschen Reichstagswahlkreise begab sich eine aus vierundzwanzig Personen bestehende Deputation nationalliberaler Vertrauensmänner nach Friedrichsruh. Dieselbe, geführt von Senator Schmidt-Geestemünde, wurde von dem Fürsten in Gegenwart seiner Tochter, der Frau Gräfin Rantzau, und der gräflichen Kinder empfangen. Senator Schmidt richtete an den Fürsten eine längere Ansprache, welche mit der Bitte schloß, derselbe möge dem neunzehnten hannoverschen Wahlkreise die Ehre erzeigen, das Reichstagsmandat für diesen Wahlkreis anzunehmen.

ist meinem Befinden weniger zuträglich wie das Wohnen im eigenen Hause; ich hatte mir lange gewünscht, einmal ein Zimmer zu bewohnen, das ich nur im Sarge zu verlassen genötigt sein würde. Eine kündbare Ministerwohnung bietet diese Sicherheit nicht. Ich habe kein Mandat gesucht, bin aber stets der Meinung gewesen, daß ich mich der Aufgabe, meinem Vaterlande zu dienen, nicht entziehen dürfe, wenn der Ruf dazu ohne mein Zuthun von kompetenter Seite an mich herantritt.

Ich habe mich nie in die Politik eingedrängt. Meinem Privatleben als Landwirt, Deichhauptmann und im Provinziallandtag bin ich vom König Friedrich Wilhelm IV. entzogen worden, indem der hohe Herr mich zu einem wichtigen Gesandtschaftsposten unerwartet berief. Demnächst bin ich vom König Wilhelm in einer sehr schwierigen Lage der Krone und ihrer Regierung an die Spitze des Ministeriums berufen worden, um 1862 sehr angenehme amtliche Verhältnisse mit der dornenvollen Stellung eines Konfliktsministers zu vertauschen. Ich bin solchen ungesuchten Berufungen gegenüber, wenn sie von berechtigter Stelle ausgehen, zwar nicht Fatalist in dem Maße wie ein Türke mit seinem Kismet, aber ich hätte eine Gewissensunruhe, wenn ich mich lediglich aus Ruhebedürfnis dem Rufe entzöge, den Sie an mich richten; ich halte mich nicht für berechtigt, dem Vaterlande den Dienst der geringen Kräfte, die mir bleiben, vorzuenthalten, wenn er nicht über das Maß meiner Leistungsfähigkeit gefordert wird.

Wenn ich Ihnen sagte: Ich kann jetzt nicht nach Berlin, so will ich hinzufügen, daß für meine Anwesenheit dort im Augenblick kaum ein Bedürfnis vorliegt.

Der Reichstag wird nur noch kurze Zeit tagen, und es steht, so viel ich weiß, keine Frage zur Debatte, auf die Einfluß zu nehmen im jetzigen Stadium derselben thunlich wäre oder die unsern Wahlkreis im besonderen interessirte. Sollten solche infolge neuer Vorlagen noch zur Beratung kommen, so werde ich mich daran beteiligen, soweit meine Gesundheit es mir möglich macht. Abgesehen davon aber bitte ich Sie, als Ihr Abgeordneter, einstweilen um Urlaub. Nicht bloß die Unbequemlichkeit, außerhalb der eigenen Häuslichkeit zu wohnen und zu schlafen, hält mich augenblicklich von Berlin zurück, sondern auch die Aussicht auf peinliche Begegnungen mit früheren Freunden, die solche zu sein seit meinem Abgange aufgehört haben. Ich hoffe, von Ihnen hat niemand die schlimme Erfahrung selbst gemacht, mit seiner geschiedenen Frau unversöhnt unter einem Dache zu wohnen. Aehnlich ist das Wiedersehen mit geschiedenen Freunden. Sie werden sich vorstellen können, daß ich in Berlin Begegnungen haben werde, die meinen früheren Freunden vielleicht ebenso und mehr wie mir unerwünscht sein würden. Das ist ein Imponderabile, und die konventionellen Formen decken die inneren Eindrücke solchen Widersehens. Aber ich mag sie mir nicht früher auferlegen, als es pflichtmäßig notwendig wird.

Das Mandat dauert ja aber auch länger und bei der Schnelligkeit, mit der wir leben, können sich die Umstände und die Eindrücke bis dahin ändern.

Natürlich kann ich nach meiner Vergangenheit nicht einer Partei angehören; wenn ich im gewissen Sinne auch Parteimann bin, so bin ich es für das alte Kartell, dafür, daß die staatserhaltenden Parteien sich so weit verständigen, wie es ihnen möglich ist, und die Dornen ihrer Programme nicht gegen einander kehren. Dies war es stets, was ich in meiner letzten Zeit als Minister erstrebt habe. Ich bin mit den Nationalliberalen ja weit gegangen und von ihnen oft gestützt worden. Es ist mir eine der widerlichsten Lügen, daß ich das Wort gesprochen haben soll, ich wollte die Nationalliberalen „an die Wand drücken, bis sie quietschten". Der letztere Ausdruck ist so ekelhaft geschmacklos, daß ich ihn an sich schon nie gebraucht haben würde. Weshalb ich mit den Nationalliberalen auseinander kam, das lag hauptsächlich daran, daß ihre Führer mit einigen meiner Kollegen im Ministerium ohne mich und gegen mich enge Fühlung gewonnen hatten. Ich befand mich dabei in der Defensive, nicht im Angriffe. Sollte eine der staatserhaltenden Parteien für sich allein oder mit anderen zusammen die Majorität erlangen, so würde dies ein großes Glück sein. Mir gibt es jedesmal einen Stich in das politische Herz, wenn ich sehe, daß die Fraktionen, die gleich ehrlich bemüht sind um die Erhaltung des Reiches, in Feindseligkeiten gegen einander bis zu giftigen Invektiven gehen. Da möchte ich gern als friedenstiftender Gemeindebiener dazwischen springen und jedem beweisen, daß der tertius gaudens der schlimmere Feind ist. Das ist die Linie, in der auch meine parlamentarische Thätigkeit, wenn es zu einer solchen kommt, sich bewegen wird. Der Gedanke einer prinzipiellen Opposition gegen meinen Amtsnachfolger und die Regierung liegt mir außerordentlich fern; ebenso fern aber liegt es mir, still zu sein gegenüber von Vorlagen, die ich für schädlich halte. Was in aller Welt soll ein Grund für mich sein, bei solcher Gelegenheit zu schweigen? Etwa der, daß ich größere Erfahrung besitze als die meisten anderen? Die Pflicht, zu reden, welche sich gerade aus meiner Sachkenntnis dann ergibt, zielt in meinem Gewissen wie mit einer Pistole auf mich. Die Herren, welche mich deswegen angreifen, haben davon keine Vorstellung. Wenn ich glaube, daß das Vaterland mit seiner Politik vor einem Sumpfe steht, der besser vermieden wird, und ich kenne den Sumpf und die anderen irren sich über die Beschaffenheit des Terrains, so ist es Verrat, wenn ich schweige. Was sollte ich für andere Zwecke haben, als dem Lande zu dienen? Ehrgeizige etwa? Das wäre doch thöricht anzunehmen. Was sollte ich denn werden? Mein Avancement ist abgeschlossen.

Ich hatte das Bedürfnis, den Sinn, in welchem ich Ihr Mandat annehme, darzulegen. In meiner ersten telegraphischen Antwort auf Ihren Mandatsantrag lehnte ich, wie gesagt, ab, weil ich zur Zeit nicht nach Berlin gehen könne. Daraufhin darf ich annehmen, daß der Wahlkreis, wenn er meine

Kandidatur dennoch aufrecht erhalten und durchgeführt hat, mir für die Dauer dieser Reichstagssession Urlaub gibt für den Fall, daß nicht noch etwas Neues von Wichtigkeit vorgelegt wird.

Ich danke Ihnen nochmals für die Auszeichnung, welche Sie mir in der Vertretung Ihres für mich seit lange historisch interessanten Wahlkreises erzeigt haben. Wie die Dithmarsen, so haben auch Sie von alters her die Verfassung freier Bauernschaften gehabt, und was beiden Stämmen die besonderen Sympathien jedes Deutschen gewonnen hat, das ist ihre Tapferkeit. Die Stedinger haben im Kampfe kein Glück gehabt, sie sind vom Bischof von Bremen im damaligen Kreuzzug arg in die Pfanne gehauen worden, aber nach was für einem heldenmütigen Widerstand, nach einem Kampfe von Mann und Weib.*)

---

2. Juni 1891.

Friedrichsruh. Ansprache an die Abordnung zur Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefes der Stadt Bischofswerda.**)

Es freut mich doppelt, aus einer Stadt wie Bischofswerda Beweise der Liebe und Anerkennung zu erhalten; einmal weil sie mir von einer Königlich sächsischen Stadt entgegengebracht werden, die nicht wie manche andere Städte von politischen Wogen so ergriffen ist, daß man die Huldigung als ein Ergebnis von Parteikämpfen betrachten könnte; ich nehme sie vielmehr an als eine aus dem Herzen des Volkes kommende Kundgebung und betrachte sie als ein beredtes Zeugnis für meine Thätigkeit als Reichskanzler, daß der preußische Partikularismus in mir niemals den echten deutschen Mann erstickt hat, und daß die alte Gegnerschaft von 1866 her längst abgethan und begraben ist. Zweitens freut mich aber auch eine derartige Kundgebung aus Sachsen, weil sie aus dem Lande kommt, dessen König mir stets derselbe gnädige Fürst und Herr gewesen und bis heute unwandelbar geblieben ist. Ich habe die feste Ueberzeugung, Seine Majestät der König Albert wird gewiß die von den

---

*) Hierauf sprach Senator Schmidt im Namen der Deputirten und der nationalliberalen Wähler im neunzehnten hannoverschen Wahlkreise dem Fürsten für die Annahme der Wahl seinen Dank aus.

**) Der Wortlaut des Ehrenbürgerbriefes findet sich abgedruckt im „Leipziger Tageblatt und Anzeiger" Nr. 156 vom 5. Juni 1891.

Die Abordnung, bestehend aus dem Bürgermeister Sinz, Stadtrat Scheumann, Stadtverordnetenvorsteher Gräfe und den Stadtverordneten Huste und Francke, wurde vom Fürsten Bismarck in Gegenwart des Grafen Herbert empfangen. Bürgermeister Sinz überreichte den mit dem Bischofswerdaer Stadtwappen aus getriebenem Gold geschmückten, von Künstlerhand ausgeführten Ehrenbürgerbrief mit bewegten Worten unter dem Ausdrucke des Dankes und der Verehrung, die Millionen treue deutsche Herzen für ihres Volkes größten Sohn mit empfinden, und schloß: „Gott erhalte uns noch lange unsern Fürsten Bismarck."

Bischofswerdaern mir zu Ehren gethanen Schritte billigen und sicher nichts dagegen haben, wenn sie neben der Verehrung, Liebe und Treue, die sie stets für König Albert bewiesen, noch davon etwas für den alten Kanzler übrig haben.*)

---

17. (oder 18.) Juni 1891.

Friedrichsruh. Ansprache an eine Anzahl amerikanischer Kegler.**)

Ich habe bereits gelesen, daß die Herren gekommen sind, um in Hannover ein Fest zu feiern, und ich wünsche Ihnen guten Erfolg. Ich habe früher auch gern gekegelt, aber erstens mangelt es mir hier an Bahnen, und dann habe ich ja auch keinen Partner.

Der Fürst nahm sodann das ihm überreichte Ehrenzeichen der vereinigten Kegelklubs von New-York dankend entgegen; er bedauerte dabei, daß er im Augenblick eine Gegengabe nicht zur Hand habe, überreichte aber mit der Bitte, damit fürlieb nehmen zu wollen, einen von ihm selbst gepflückten Fliederstrauch, und verabschiedete sich alsdann, indem er jedem der Kegler kräftig die Hand schüttelte.

---

21. Juni 1891.

Friedrichsruh. Ansprache an den Ziegler- und Kalkbrennerverein.***)

Ich danke Ihnen für die Anerkennung, welche Sie mir haben zu teil werden lassen, und für die gute Meinung, die Sie von mir haben. Wenn ich vielleicht nicht das alles verdient habe, so bin ich doch bemüht gewesen, es zu verdienen, und war bestrebt, in dem von Ihnen angedeuteten Sinne zu handeln.

---

*) Nachdem sich der Fürst nach Lage, Industrie und Geschichte von Bischofswerda erkundigt hatte, überreichte Stadtverordnetenvorsteher Gräfe die in den Stadtfarben gebundene Chronik und verwies namentlich auf die wechselvollen Schicksale der Stadt, auf die durch das Bistum Meißen erfolgte Gründung derselben, als eines nach Osten vorgeschobenen Postens mit der Bestimmung, eine Schanze des Deutschtums, eine Pflanzstätte des Christentums zu sein.

**) Die aus Anlaß des deutschen Kegelfestes in Hannover herübergekommenen Amerikaner äußerten den Wunsch, den ersten deutschen Reichskanzler in seinem nahegelegenen Tusculum zu besuchen. Drei hamburgische Kegler waren sofort bereit, die amerikanischen Bismarckverehrer nach Friedrichsruh zu begleiten. Vor dem Schloßportal in Friedrichsruh erfuhr man, daß der Fürst soeben Besuch aus Hamburg gehabt habe und jetzt der Ruhe pflege; der Nachmittagsspaziergang sei daher noch nicht zu bestimmen. Man beschloß, zunächst einen Spaziergang in den nahen Forst zu machen. Demnächst hatten die Anwesenden das Glück, den Fürsten begrüßen zu können. Der Präses der vereinigten Kegelklubs von New-York feierte den Fürsten mit begeisterten, herzlichen Worten.

***) Der Regierungsbaumeister Kurt Hoffmann sprach dem Fürsten für seine Thaten den Dank aus, den „leider teilweise das deutsche Volk schuldig geblieben sei".

Ich habe wenigstens das gute Gewissen, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe zu jeder Zeit, und mehr kann von mir nicht verlangt werden, wenigstens nicht von einem ehrlichen Manne. Ihr Gewerbe war mir von Anfang an sympathisch, und ich habe mich von Jugend auf damit befaßt. Ein großer Teil meines väterlichen Vermögens ging allerdings verloren durch eine Ziegelei, welche mein Vater in der Nähe von Berlin besaß, so daß ich der Ansicht bin, daß man sich mit Ihrem Berufszweige nicht befassen soll, wenn man nicht eine durchdachte Anlage machen und sie mit richtiger, fachmännischer Leitung im großen betreiben kann. Ich habe noch auf allen meinen Gütern Ziegeleien und bin da größtenteils mein Selbstabnehmer. Auf einer der beiden Ziegeleien in Varzin wird freilich auch verkauft, so daß ich dabei eben bestehe; es kommt, wie man zu sagen pflegt, gerade die Butter heraus. Auch hier in Friedrichsruh habe ich schon früher Versuche im kleinen angestellt, jetzt steht dort das größere Werk, das Sie alle besichtigt haben und kennen; ich hoffe, daß es gedeiht! Hieraus sehen Sie, daß ich gewissermaßen ein Kollege und Mitarbeiter von Ihnen bin. Wenn Sie nun hervorgehoben haben, daß ich bestrebt gewesen, dem Lande den Frieden zu erhalten, so kann ich nur hoffen, daß man die Segnungen meiner Bestrebungen spürt. Ob die Industrie Nutzen davon hat, dafür vermag gerade Ihr Gewerbezweig Zeugnis abzulegen, denn wenn es einem gut geht, dann wird ihm der Rock leicht zu eng, und er läßt sich einen neuen machen. So ist es auch mit den Häusern, dann wird gebaut, und dazu braucht man Ziegel und Kalk. Aus diesem Grunde ist mir das Zieglergewerbe immer ein Barometer gewesen für den Wohlstand aller anderen Industrien. Wenn die Ziegel gut verkauft wurden und die Ziegler sich wohl fühlten, dann war mir das gewissermaßen die Quittung darüber, daß meine Friedensbestrebungen Erfolg hatten. Uebrigens bin ich auch Kalkbrenner. In Varzin verarbeite ich einen Kalk, den ich aus meinen Wiesen gewinne, ein mit Muscheln, Mergelknollen durchsetztes Material. So bin ich auch nach dieser Richtung hin Ihr Kollege. Nun, meine Herren, ich will hoffen, daß Sie auch weiterhin Veranlassung haben, zufrieden zu sein, dann habe ich auch die Gewährleistung für das Gedeihen der übrigen Gewerbe, deshalb wünsche ich Ihnen, daß das Barometer nicht sinkt, und möchte die Ehre, die Sie mir erwiesen haben, dadurch erwidern, daß ich ein Hoch ausbringe auf die deutschen Ziegler und Kalkbrenner: Der „Ziegler- und Kalkbrennerverein" lebe hoch, hoch, hoch! *)

---

*) Freudig stimmten die Versammelten ein und der Fürst reichte darauf dem Regierungsbaumeister Hoffmann die Hand, indem er diesem noch besonders dankte. Die Teilnehmer, die bis dahin lautlos und bescheiden zur Seite gestanden hatten, drängten nun heran, ein jeder wollte einen Händedruck, ein Wort, einen Blick des Fürsten erhaschen oder ihn doch wenigstens aus allernächster Nähe sehen. Es entstand eine ordentliche Belagerung und nur mit Mühe konnte der Gefeierte sich der Anstürmenden erwehren. Immer neue Hände tauchten vor ihm auf, doch unermüdlich drückte er alle unter freundlichen Worten. Nachdem die Versammelten

12. Juli 1891.

Friedrichsruh. Ansprache an die Schüler des Weimarischen Seminars.*)

Sie wollen alle Lehrer werden, meine Herren; von Ihnen hängt die Zukunft ab. Sie haben einen Vorsprung vor anderen Ihres Standes, weil Sie in Weimar ausgebildet werden, in dem kleinen, aber wichtigen Staatswesen, wo unsere Klassiker lebten, und von wo der gewaltige Zug unserer nationalen Größe ausging und gekräftigt wurde. Man kann an Weimar nicht denken, ohne an Goethe und Schiller erinnert zu werden. Was auch im Lauf des dreißigjährigen Krieges und durch die Gewaltthaten des vorigen Jahrhunderts zerstört wurde — die Literatur und die Klassiker sind das Band gewesen, an dem der Nationalgedanke festgehalten wurde. So ward Deutschland geistig zusammengehalten, während es äußerlich in Hunderte von Parzellen zerfiel. Das Nationalgefühl zu pflegen, ist eine Aufgabe Ihres zukünftigen Berufes; denn die Jugend bedarf nicht nur der Bildung, sondern vor allem der Gesinnung. Sie nehmen aus Weimar eine Legitimation mit ins Leben, die Ihnen überall ein Entgegenkommen bereiten wird. Ich wünsche, daß Sie immer Schüler bekommen, mit denen Sie zufrieden sind. Beachten Sie immer das biblische Rezept: „Fahret fein säuberlich mit dem Knaben Absalom.“ Vergessen Sie auch nicht das Märchen von der Sonne und dem Wind, welche wetten, wer zuerst dem Wanderer den Mantel abzwingen wird. Nicht dem starken Sturm, aber den milden Sonnenstrahlen ist es gelungen.**)

---

das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ gesungen und nochmals ein dreimaliges, kräftiges Hoch auf den Fürsten ausgebracht hatten, verließen sie, befriedigt von dem Erfolg ihrer Reise, die historische Stätte in Friedrichsruh.

*) Die Schüler der beiden oberen Klassen des Weimarischen Seminars unternehmen alle zwei Jahre in Begleitung ihrer Lehrer eine größere Schulreise, zu der die Kosten durch kleine wöchentliche Spareinlagen aufgebracht werden. Das Ziel der Reise im Jahre 1891 war Hamburg, Kiel, Helgoland. Von Hamburg aus unternahm die Reisegemeinde einen Ausflug nach Friedrichsruh. Seminardirektor Schulrat Ranitzsch ließ beim Fürsten Bismarck anfragen, ob es den Schülern gestattet sei, im Garten Seiner Durchlaucht ein patriotisches Lied zu singen. Die Bitte wurde vom Fürsten, der am Thoreingang erschien, in huldvollster Weise gewährt. Er erteilte Befehl, die Thorflügel zu öffnen, ließ die Sänger eintreten und gestattete auch den übrigen zahlreich versammelten Personen auf das liebenswürdigste Zutritt. Die Sänger stellten sich im Halbkreise auf, der Fürst stand in der Mitte, die anderen Anwesenden schlossen den Kreis. Bald erklang der kräftige Männerchor von Nägeli: „Stehe fest, mein Vaterland“, dem der Fürst sichtlich ergriffen lauschte. Hierauf richtete er an die Seminaristen obige Ansprache.

**) Alle Anwesenden hatten mit atemloser Spannung diesen Worten gelauscht. Nachdem der zweite Männerchor, das Schenkendorfsche Lied vom deutschen Rhein, verklungen war, wollte Schulrat Ranitzsch dem Fürsten ein Hoch ausbringen. Der Fürst aber unterbrach ihn mit den freundlichen Worten: „Na, warten Sie 'mal. Gestatten Sie, daß ich Ihnen erst eine andere Gesundheit ausbringe. Sie sind alle aus Weimar. Ihr Großherzog ist mir immer ein gnädiger und huldvoller Herr gewesen, so lange ich amtlich wirkte. Mit

(?) Juli 1891.

Friedrichsruh. Begrüßung des Hamburger Architekten- und Ingenieurvereins.

Nachdem schon früher der Fürst dem häufig bei ihm verkehrenden Vereins=präsidenten, Oberingenieur F. A. Meyer, angedeutet hatte, eine Einkehr der Hamburger Baufachleute auf seinen Besitzungen werde ihm Freude machen, war den Mitgliedern und ihren Damen ein Ausflug nach dem Sachsenwalde in Aussicht gestellt und damit bei ihnen die lebhafte Hoffnung wachgerufen worden, den Begründer des Deutschen Reichs von Angesicht zu Angesicht zu sehen — eine Hoffnung, welche für die Teilnehmer an der Exkursion in reichem Maße in Erfüllung ging. — Von der am Nordende des Sachsenwaldes gelegenen Station Reinbek aus wurde die Wanderung angetreten; schon nach einer Viertelstunde erreichte die Karawane die Brücke über die Bille und wurde da von dem fürstlichen Oberförster Lange begrüßt, dem sich bei dem nahen Thonwerke sein Sohn, der technische Leiter desselben, zugesellte, um über Entstehung, Einrichtung und Betrieb des jungen Anwesens näheren Aufschluß zu geben.

Der Weg durch die einen dunklen, fetten Thon liefernden Gruben, durch die Sandmengeschuppen, durch das mehrere Stock hohe Fabrikgebäude mit seinen Dampf= und Formmaschinen, seinen Förderbahnen, Trockenböden und Oefen für die Falzziegel und Mauersteine bot eine Fülle des Interessanten, schuf aber auch eine begreifliche Empfänglichkeit für den Labetrunk, den im Arbeiterspeisesaal die fürstliche Verwaltung den Gästen spendete. Die Erfüllung des allseitigen, lebhaften Wunsches, die ehr=würdige Gestalt des Fürsten zu sehen, sollte auch nicht lange auf sich warten lassen. Nachdem man den Weg nach Aumühle eingeschlagen hatte, nahte in scharfem Trabe ein Reitknecht mit der Botschaft, der Fürst werde baldigst eintreffen.

Man nahm im Halbkreise Aufstellung und die Damen sputeten sich, aus den ihnen in Reinbek gespendeten Rosen und Nelken und den gesammelten Feldblumen Sträuße zu binden für den Empfang. Da tauchte auf der Höhe des Waldweges ein Doggenpaar auf, und bald erschien, hochaufgerichtet auf kräftigem Fuchshengst heransprengend, die ehrfurchtgebietende Gestalt des Kanzlers. Den breitrandigen schwarzen Schlapphut lüftend, hieß er die Gäste in seinem Revier willkommen, die Blumenspenden in den weiten Brusttaschen bergend, aus denen sie wie der Schmuck eines Hochzeiters hervorquollen. „Auf diese Nelken reimt sich leider verwelken," sagte er mit beziehungsvollem Lächeln, „davon wollen wir aber heut' nicht reden. Wie gerne hätt' ich Sie selber durch mein Thonwerk geführt, aber die vielen Treppen darf ich mir nicht zumuten. Ich habe lange auf mich warten lassen, das müssen Sie verzeihen; wenn man außer Dienst ist, wird man unpünktlich!" — Während

---

dankbaren Gefühlen erinnere ich mich an ihn. Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen lebe hoch, hoch, hoch!" Freudig bewegt stimmten alle Anwesenden ein, und als dann Herr Schulrat Ranitzsch Seine Durchlaucht, „den gewaltigen Recken aus Deutschlands glor=reichster Zeit", hochleben ließ, da wollte der brausende Jubel kein Ende nehmen. Bevor der Fürst sich verabschiedete, wendete er sich an die Lehrer des Seminars und sagte: „Sie haben vor kurzem meinen lieben Freund Stichling verloren, mit dem ich stets gern amtlich ge=arbeitet habe," sodann reichte er dem Direktor und den Zunächststehenden die Hand und schritt, nach allen Seiten freundlichst grüßend, in straffer Haltung seinem zur Spazierfahrt bereit=stehenden Wagen zu.

der Begrüßung und einer begeisterten, von stürmischen Hochrufen begleiteten Anrede des Vereinsoberhauptes hatte man Gelegenheit, über des Fürsten frisches Aussehen und Wesen sich zu freuen. Der Zauber des Adlerblickes, der erst bei dem späteren Zusammensein recht zur Geltung kam, war etwas beeinträchtigt durch die Brille mit großen Rundgläsern, deren der Fürst sich seit einiger Zeit auch beim Ausreiten bedienen mußte, wie er neben mancherlei Mitteilungen über sein Dasein, sein Gut und besonders die Ziegelei erzählte.

„Hier werden Sie besser gehen, als auf meiner holperigen Straße," rief er, als man an einem seitlich einmündenden Fußpfad angelangt war, „ich hole Sie aber wieder ein." Unfern dem Gasthause Waldesruh schloß er sich denn auch der vordersten Kolonne wieder an und schwang sich vom Pferde, um zu Fuße mit nach Waldesruh zu wandern. Seinem Wunsche nach einem Spazierstocke suchten viele Mitglieder durch Darbietung des eigenen zu entsprechen, alle Stöcke erwiesen sich aber zu kurz für des Kanzlers gewaltige Gestalt.

Nach der Ankunft in Waldesruh nahm der Fürst inmitten der Gesellschaft Platz und widmete ihr noch eine halbe Stunde, wobei er sich mit einem Glase Sekt stärkte. Die von der Tafelkapelle intonirte „Wacht am Rhein" sang er tapfer mit, und nicht genug wußten die Damen die Liebenswürdigkeit zu preisen, die er ihnen während der lebhaften Unterhaltung und schließlich noch in dem Momente widmete, als er unter den Klängen des „Deutschland über alles", vielen die Hand schüttelnd, von der Versammlung schied. „Die Fürstin und meine Gäste zu Hause werden böse sein, ich habe sie lange warten lassen," rief er davoneilend und einen frohen Verlauf des Festes wünschend.

---

27. Juli 1891.

Kissingen. Ansprache an die Abordnung des St. Petersburger Vereins zur Unterstützung hilfsbedürftiger Landsleute.*)

Während meiner ganzen dienstlichen Wirksamkeit bin ich stets bestrebt gewesen, das freundschaftliche, gute Einvernehmen zwischen Deutschland und Rußland zu pflegen und zu stärken. Auch heute bin ich noch der Ansicht,

---

*) Die Abordnung des Vereins überreichte dem Fürsten Bismarck auf der Oberen Saline das Diplom als erstes Ehrenmitglied nebst einer Widmungsgabe. Der Verein hatte am fünfundsiebenzigsten Geburtstage des Fürsten einen Fonds gegründet, aus dessen Zinsen alljährlich am 1. April notleidende Deutsche in St. Petersburg unterstützt werden sollten. Anläßlich der Gründung dieses Fonds erging an den Fürsten die Bitte um Annahme der Ehrenmitgliedschaft des Vereins, und dazu hatte sich derselbe gern bereit erklärt. Das Diplom hat folgenden Wortlaut: „Dem ersten Kanzler des Deutschen Reichs, das er zur Einheit, Macht und Größe geführt, Seiner Durchlaucht dem Fürsten Otto von Bismarck sagt in unwandelbarer, inniger Bewunderung und Hingebung tiefgehenden, herzlichen Dank für die Erlaubnis, seinen Namen als den seines ersten Ehrenmitgliedes in seinen Annalen führen zu dürfen, der St. Petersburger Verein der Angehörigen des Deutschen Reichs." Eine nähere Beschreibung der Widmungsgabe findet sich in den „Hamburger Nachrichten" Nr. 176 vom 26. Juli 1891 (Morgen-Ausgabe).

daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Mächten, deren Erhaltung Sie als den lebhaftesten Wunsch der Deutschen St. Petersburgs hervorgehoben haben, in beiderseitigem Interesse ungetrübt erhalten werden müßten, und zwar um so mehr, als diese beiden mächtigen Reiche einander störende Interessen nicht haben.

---

10. August 1891.

Kissingen. Ansprache bei Ueberreichung des seitens der deutschen Studentenschaft dem Fürsten im 20. Gedenkjahr der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs gestifteten Ehrenhumpens.*)

Ich danke Ihnen, meine Herren, für den schönen Humpen,**) der nicht nur nach Arbeit und Wert in der Sammlung von Erinnerungsgegenständen, die ich besitze, einen hervorragenden Platz einnehmen wird, sondern mehr noch seinem Ursprunge nach, durch die Geber und die Andenken, die sich an die Ueberweisung knüpfen. Es hat diese Ueberweisung für mich eine historische Bedeutung. Wir gehören zwei verschiedenen geschichtlichen Generationen an, ich derjenigen Kaiser Wilhelms I., der kämpfenden, erwerbenden, erbauenden, die im Abscheiden begriffen ist; Ihnen, meine Herren, gehört die Zukunft, an deren politischer Gestaltung Sie in Amt und Würden, auf der Kanzel, im Parlament oder wenigstens als Wähler mitzuwirken berufen sind.

Als ich im Jahre 1832 die Universität Göttingen bezog, war das deutsche Vaterland lahm gelegt durch die Teilung in mehr als dreißig Staaten. Die einzelnen Staaten standen sich mißtrauischer gegenüber, mit geringerem Maße von Wohlwollen, wie dem Auslande. Das einzig gemeinsame und einende Element in Deutschland waren Wissenschaft und Kunst. Es gab schon damals keine preußische oder bayerische Wissenschaft, sondern eine deutsche. Die deutschen Universitäten bewahrten zu jener Zeit das Gefühl der Zusammengehörigkeit, sie waren Träger des nationalen Gedankens. Die Flamme, die sie unterhielten, war leuchtend und hell, aber sie reichte nicht aus, die Bruchstücke des Vaterlandes durch Schmelzen zum einheitlichen Gusse zu bringen. Dazu bedurfte es der Mitwirkung der Dynastien, der Regierungen und, gerade herausgesagt, ihrer Streitkräfte. Alle früheren Versuche zur Ausführung des Einheitsgedankens mußten an der irrtümlichen Geringschätzung der dynastischen Kräfte,

*) Die Deputation der Studentenschaft wurde im großen Saal der Saline empfangen. Der Führer derselben, Studiosus Otto Eichler, begrüßte den Fürsten mit patriotisch schwungvollen Worten, feierte ihn als den Träger der nationalen Idee, als das ewig leuchtende Vorbild der deutschen akademischen Jugend und schloß mit einem Hoch auf den Fürsten, in das die im Saale anwesenden Studenten, die Schläger hoch erhoben, mit Begeisterung einstimmten. Draußen vom Schloßhofe her ertönten gleichzeitig musikalische und stürmische Hochrufe.

**) Eine ausführliche Beschreibung des silbernen Humpens befindet sich in den „Hamburger Nachrichten" Nr. 190 vom 12. August 1891 (Morgen-Ausgabe).

der Macht von Blut und Eisen scheitern. Ohne diese Macht und ohne das Eingreifen der Dynastien wird in Deutschland nichts Dauerhaftes gewonnen, weder 1848 noch heute. Die deutsche Treue, das deutsche Recht, so wie es sich auf deutsche Gottesfurcht gründet, stehen auf diesem Boden.

Die Aufgabe, die Sie, meine Herren, in der Zukunft zu lösen haben, ist, nachdem die unvermeidlichen Bruderkämpfe im Innern überstanden sind, im wesentlichen eine solche der Erhaltung. Wenn erhalten werden soll, so verstehe ich darunter, daß man verbessert, ausbaut. Was aber soll erhalten werden? Als nächsten Gegenstand Ihrer künftigen Fürsorge im Erhalten möchte ich Ihnen die Reichsverfassung ans Herz legen. Sie ist unvollkommen, aber sie war das Aeußerste, was wir erreichen konnten. Pflegen Sie die Verfassung, wachen Sie eifersüchtig darüber, daß die Rechte nicht angetastet werden, die sie schützt. Ich bin kein Freund der Zentralisation, wie sie in Frankreich in Bezug auf Paris besteht, ich sehe den Segen der Dezentralisation in dem Hervorbringen zahlreicher Kulturzentren, und ich halte die Egalisirung für so wenig nützlich, wie mich etwa das Verschwinden der verschiedenen Landestrachten erfreut. Noch einmal: wachen Sie über die Reichsverfassung, selbst wenn Sie Ihnen hier und da später nicht gefallen sollte. Raten Sie zu keiner Aenderung, mit der nicht alle Beteiligten einverstanden sind. Das ist die erste Bedingung der politischen Wohlfahrt des Reiches; gegenüber dem Auslande bin ich nicht besorgt. Alle Angriffe von außen werden wie Hammerschläge auf uns wirken, unsere Einigkeit nur noch inniger und stärker machen.

Im Innern aber halte ich für den locus minoris resistentiae die deutsche Neigung zur itio in partes, zum Fraktions- und Parteiwesen. Diese Neigung liegt uns im Blute. Wie zwei Regimenter von verschiedener Uniform in einer Garnison leicht in Gegensatz zu einander geraten, und wie früher die deutschen Einzelstaaten mit scheelen Blicken einander eifersüchtig überwachten, so ist es jetzt der Kampf der parlamentarischen Fraktionen und der verschiedenen politischen Parteien, der die einheitliche Entwicklung der Zukunft zu gefährden droht. Die Kluft zwischen den Fraktionen zu überbrücken, ist schwierig. Ich betrachte das ganze parlamentarische Fraktionswesen als eine Krankheit, deren Bestand auf dem strebsamen Ehrgeize der Führer beruht, mit dem sie als politische Kondottieri ihre Aussichten bald nach oben, bald nach unten zu verbessern suchen. Bekämpfen Sie diese unglückliche Neigung zur itio in partes. Wenn wir zusammenhalten, werden wir den Teufel aus der Hölle schlagen. Sie müssen sich daran gewöhnen, in jedem Deutschen zuerst den Landsmann, nicht den politischen Gegner zu sehen.

Diese Bitte richte ich an Sie, als an die Träger des nationalen Gedankens auf den deutschen Hochschulen, die den prometheischen Funken des Nationalgefühls auf die künftigen Geschlechter übertragen.

Ich bitte Sie, einen Tropfen mit mir aus dem neuen Humpen zu trinken, der hier vor mir steht. Ich trinke auf das Wohl der deutschen Hochschulen, auf das Wohl der deutschen studirenden Jugend, deren Vertreter hier erschienen sind, und auf ihre Lehrer mit den Worten des Liedes:

Vivat membrum quodlibet,
Vivant membra quaelibet,
Semper sint in flore.*)

---

11. August 1891.

Kissingen. Ansprache an die zum Frühschoppen im Altenburger Haus versammelten Studenten.**)

Ich danke Ihnen, meine Herren, nochmals herzlich für das schöne Fest, das Sie mir gestern bereitet, und für die Ehre, die Sie mir erwiesen haben.

---

*) Der Fürst trank aus dem ihm dedizirten Humpen auf das Wohl der studirenden Jugend. Ein urkräftiges „Prost" erscholl aus den Kehlen aller Anwesenden, in das sich abermals Tusch und Hochrufe von außen her mischten. Nun kreiste der mit Champagner gefüllte Ehrenhumpen; jeder, an den die Reihe zu trinken kam, brachte dem Fürsten sein Quantum unter Beifügung eines historisch bedeutungsvollen Citats, wie „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt" u. s. w. Alsdann ließ sich der Fürst die einzelnen Mitglieder der Deputation vorstellen, erkundigte sich leutselig und gut gelaunt nach Einzelheiten, frischte Erinnerungen aus seinem eigenen Studentenleben auf, prüfte die Schläger und entwickelte eine herzgewinnende Liebenswürdigkeit. Einen anwesenden Vertreter des Göttinger Corps Hannovera begrüßte der Fürst mit den Worten: „Da ist ja meine alte Farbe!" Nach Beendigung des festlichen Aktes im Saale begab sich die Deputation in den Schloßhof, wo die übrigen Studirenden und das zugelassene Publikum versammelt waren. Als der Fürst erschien, erschollen abermals brausende Hochrufe. Nach nochmaliger Ansprache des studentischen Wortführers, der an die Kissinger Ereignisse im Jahre 1866 anknüpfte, wurde ein Hurrah auf den Fürsten ausgebracht. Als derselbe gedankt hatte, wurde die „Wacht am Rhein" von allen Anwesenden entblößten Hauptes gesungen. Der Fürst stand inmitten einer Gruppe von Studenten, welche im höchsten Wichs, mit erhobenen Schlägern und wehenden Fahnen, sich um ihn geschart hatten. Das Ganze bot ein denkwürdiges, malerisch schönes Bild, das von einem Photographen fixirt wurde.

Am 12. August ging dem Fürsten aus Berlin folgendes Telegramm zu: „Die Ortsgruppe Berlin des Allgemeinen deutschen Verbandes hat in ihrer heutigen Versammlung mit Begeisterung Kenntnis genommen von der Ansprache, welche Eure Durchlaucht bei Ueberreichung des studentischen Ehrenhumpens gehalten. Der Allgemeine deutsche Verband will im Sinne Eurer Durchlaucht den Geist stärken, der in jedem Deutschen zunächst den Landsmann, nicht den politischen Gegner sieht. Unser Streben wird immer dahin gehen, jede itio in partes zu hindern. Die Ortsgruppe Berlin des Allgemeinen deutschen Verbandes. Im Auftrage: Dr. Otto Arendt."

**) Die Abgeordneten der Studenten begrüßten Bismarck am Eingange zum Garten, und als er denselben betrat, begann die Musik „Deutschland, Deutschland über alles" zu spielen, alle Anwesenden stimmten ein, und so wurde der Fürst bis zum Platze des Präsidiums begleitet.

Sie dürfen versichert sein, daß die Erinnerung daran in mir fortleben wird, so lange der Allmächtige mir noch das Leben schenkt. Möchten doch auch Ihnen diese Stunden nicht so bald aus dem Gedächtnis entschwinden. Im übrigen kann ich nur wiederholen, was ich bereits gestern zu Ihnen gesprochen habe, und hinsichtlich der Politik bleibt es dabei: „Nur immer langsam voran!"

---

14. November 1891.

Berlin. Begrüßung auf dem Lehrter Bahnhof.

Am 14. November reiste der Fürst von Varzin nach Friedrichsruh. Schon in Stargard hatte sich ein größeres Publikum eingefunden, das dem ehemaligen Reichskanzler stürmische Ovationen darbrachte, und in Stettin wurde der Fürst von dem Oberpräsidenten, Staatsminister von Puttkamer, dem Polizeipräsidenten Grafen Stolberg und anderen hervorragenden Persönlichkeiten erwartet. Das Publikum drängte in Haufen an den fürstlichen Salonwagen und brachte während des zehn Minuten währenden Aufenthalts dem Fürsten Hochrufe entgegen.

Auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin waren die umfassendsten Absperrungsmaßregeln getroffen. Die Stimmung des Publikums war infolge dessen hier eine sehr erbitterte. Vielfach wurde die Meinung offen ausgesprochen, daß die scharfen Maßregeln nur getroffen seien, um den Heros der Nation den Huldigungen des Volkes zu entziehen. Der Zutritt zum Bahnsteig war gesperrt. Die bis dahin Anwesenden wurden zum Verlassen des Perrons angehalten. Der Bahnsteigbilletverkauf war eingestellt. Nur mit Schnellzugbillet nach Stationen über Spandau hinaus konnte man nach dem Bahnsteig gelangen. Die Fenster der Wartesäle waren von Anfang an dicht belagert. Als der Sonderzug des Fürsten in die Halle einfuhr, waren außer den Vorstehern der Bahnverwaltung nur etwa zehn Damen und Herren auf dem Bahnsteig. Bald fanden sich noch einige Damen und Herren aus dem Beamtenkreise ein, mit denen sich der Fürst und die Fürstin auf das angelegentlichste unterhielten. Aus dem Publikum nahm sodann einer der Herren das Wort, um den Fürsten zu begrüßen. Der Fürst antwortete mit kurzen Worten des Dankes. Während dessen drangen fortgesetzt Hochrufe aus den Sälen heraus und wiederholt wurden die „Wacht am Rhein" und „Deutschland, Deutschland über alles" gesungen. In einer kurzen Ruhepause nahm noch einer der Anwesenden das Wort. „Wir gedenken," sprach er mit laut schallender Stimme, „in dieser Stunde der großen Männer Deutschlands, des Kaisers Wilhelm des Siegreichen, seines großen Feldmarschalls — beide sind nicht mehr da, — aber unseren großen Kanzler haben wir noch — Gott erhalte ihn uns noch lange!" Ein brausendes Hoch folgte dem andern, und als gar noch der Ruf erscholl, „dem Unvergeßlichen, dem Großen", da wollte der Beifall kein Ende nehmen. Gerührt drückte der Fürst allen, die auf ihn zudrängten, die Hand, und so stürmisch wurde sie erfaßt, daß Blut vom Mittelfinger floß und der Fürst für einen kurzen Augenblick in den Wagen zurücktreten mußte, um das Blut abzuwischen. Inzwischen hatte man sich erfolgreich bemüht, Ruhe herzustellen, so daß der Fürst mit folgenden Worten danken konnte:

„Ich danke für die vielen Beweise treuer Liebe, und nachdem ich so lange nicht in Berlin war, freut es mich, zu sehen, wie gute Freunde ich hier noch habe."

Die Worte riefen erneuten Beifall hervor und von vielen Seiten wurde stürmisch „Auf Wiedersehen" gerufen. Zahlreiche Blumenspenden wurden in den Wagen gereicht. Als sich der Zug in Bewegung setzte, kam mit fast elementarer Gewalt nochmals der letzte brausende Abschiedsgruß zum Ausdruck.*)

---

*) Von anderer Seite wurden noch folgende Einzelheiten berichtet: Die Vorgänge bei Bismarcks Abreise vom Lehrter Bahnhof spotten jeglicher Beschreibung. Der Ansturm des Publikums, das sich aus den besten Gesellschaftskreisen zusammensetzte, übertraf um ein Vielfaches die Huldigungsscenen bei früheren Anwesenheiten des Fürsten. Aus den ununterbrochen donnernden Hoch- und Hurrahrufen löste sich eine ganze Reihe begeisterter kurzer Ansprachen, größtenteils von alten Herren mit bewegter und thränenerstickter Stimme gesprochen. Der Fürst war gleichfalls, so vortrefflich er aussah, tief erschüttert. Einen derartigen Begeisterungsausbruch hatte er offenbar nicht erwartet. Hunderte von Männern reifen Alters waren von der Scene überwältigt. Unaufhaltsam flutete der Strom der Menge am Wagen vorüber, jeder war überglücklich, einen Händedruck des großen Kanzlers zu erhalten. „Gott erhalte uns unsern Bismarck noch lange, lange Jahre," das war der hundert- und aberhundertmal wiederkehrende innige Wunsch. Auch der Fürstin wurden warme Begrüßungen zu teil.

Ueber seinen Gesundheitszustand äußerte sich der Fürst sehr zufriedenstellend; er fühle sich jetzt so wohl, wie seit Jahren nicht, der Aufenthalt in Varzin habe ihm sehr gut gethan. Bezüglich der Ovation, die man ihm bereitete, meinte der Fürst, es freue und rühre ihn sehr, daß man ihn doch noch nicht ganz vergessen habe, und er hoffe zuversichtlich, daß er seinen lieben Berliner Freunden diese Anhänglichkeit doch noch einmal durch Wort und That beweisen könne.

Zu einer Dame, die ihm auf dem Stettiner Bahnhofe ein Bouquet überreichte, sagte der Fürst, es freue ihn, daß man seiner mit solcher Liebe gedenke, und der Frau Fürstin die duftige Spende überreichend, fügte der Altreichskanzler galant hinzu: „Sie gestatten, meine Gnädige, daß ich diesen Strauß meiner Frau als Andenken an unser liebes Berlin gebe."

Als einer der Herren dicht vor dem Wagenfenster, aus welchem Fürst Bismarck hinausschaute, demselben erklärte, daß noch eine große Anzahl Personen gern Durchlaucht ihre persönlichen Grüße dargebracht hätten, der Absperrungsmaßregeln wegen aber nicht herankommen könnten, meinte der Fürst, das thäte ihm sehr leid und er bitte, nur alle von ihm zu grüßen, aber — fügte der Altreichskanzler lächelnd hinzu, indem er auf die vergeblich das Publikum zurückdrängenden Schutzleute deutete — „Ordnung muß sind, meine Herren!"

Die Zeit der Abfahrt nahte heran. Ein ehrwürdiger Greis, der in der Menge gerade dem Fürsten gegenüberstand, begann eine Ansprache an den Fürsten, deren tiefbewegter Ausdruck ins Herz griff. Der Redner kam nicht weit, die Rührung übermannte ihn. Da richtete sich Bismarck auf, um zu sprechen — lautlose Stille —: „Wie danke ich Ihnen allen, die Sie mich hier so freundlich begrüßen. Ich freue mich um so mehr, als ich seit dem März Berlin nicht mehr gesehen habe . . ." Hier unterbrachen drei schrille Glockenzeichen die Rede, der Zug setzte sich in Bewegung. Das Bild der Abschiedsscene, die sich, bis der Zug aus der Halle entschwunden, abspielte, dürfte der Lehrter Bahnhof nicht oft darbieten. Leider blieb die großartige Kundgebung nicht ohne einen bedeutenden Mißklang. Das Verfahren bei der Zulassung der angesammelten Massen, die sich etwa eine halbe Stunde vor der Ankunft des Fürsten in aller Ordnung und Ruhe aufstellen wollten, konnte der einzelne Beobachter im allgemeinen nicht überblicken; merkwürdigerweise aber wurde plötzlich der Befehl gegeben,

20. November 1891.

Friedrichsruh. Ansprache an die Abordnung des Braunschweiger plattdeutschen Vereins zur Ueberreichung des Diploms als Ehrenmitglied.

Herzlichen Dank für Ihre künstlerisch ausgestattete Gabe und die warmen Worte, mit denen der Herr Vorredner sie begleitete. Durch beides fühle ich mich hoch geehrt, wenn ich mir auch selbst sage, daß das von der Eiche*) Gesagte bei mir nicht mehr zutrifft, ich bin alt und pollsoor — Sie kennen den forstmännischen Ausdruck für zapftrocken — und meine körperliche Fähigkeit, als Landmann in öffentlichen Sachen mitzuwirken, fühle ich wesentlich vermindert. Ich bin von meinen häuslichen Gewohnheiten abhängig geworden. Eine Nacht auf der Eisenbahn ist jetzt eine Leistung für mich, während ich früher deren zwei und drei ohne Schaden ertrug, ich schlafe schlecht in fremdem Hause; kurz, die körperliche Rüstigkeit ist in der Abnahme. Das Leben auf dem Lande geht ruhig weiter, aber an Aufgaben, die körperliche Leistung erfordern, gehe ich schwer heran; so auch an die Reise nach Berlin zum Reichstage. Es wird ja wohl sein müssen, und ich werde ausprobiren, wie es geht und ob ich darauf verzichten muß. Die Reise zum Reichstage hat für mich ja nur den Sinn, meine Schuldigkeit als deutscher Bürger zu thun: Wer glaubt, daß ich damit wieder zum Amt gelangen wolle, der überschätzt meine Bescheidenheit und unterschätzt mein Selbstgefühl, denn es kann mir doch nicht im Traume einfallen, die Stellung eines Ministers zu begehren; sie wäre für mich nicht annehmbar. Meine Wähler hatten mich gebeten, das Mandat anzunehmen, da im Wahlkreise sonst eine Lücke entstehen würde, die von Sozialdemokraten oder Welfen ausgefüllt werden könnte. Das Mandat dauert übrigens noch drei Jahre, und ich weiß ja nicht, ob ich nicht wieder kräftiger werde, und ob Verhältnisse eintreten, welche mir die Ausübung desselben dergestalt zur Pflicht machen, daß die Gesundheitsrücksicht schwindet.**)

---

keinen Menschen mehr durchzulassen. Reisende mit Schnellzugkarten bis Hamburg (auch viele aus dem Publikum, die den Fürsten um jeden Preis sehen wollten, hatten sich mit Karten versehen) liefen verzweifelt umher und fanden keine Instanz, die dem strengen Befehl der Schutzleute gegenüber Abhilfe schaffte. Vielfach wurde angesichts der den weiten Raum des leeren unteren Bahnsteiges bewachenden Schutzmannskette der Eindruck laut, das Publikum solle aus irgend welchem Grunde ferngehalten werden. Es kam zu äußerst erregten Auftritten und zuletzt zu einem wahren Sturm der Entrüstung. Es wurden Verhaftungen vorgenommen, den Verhafteten drängten sich aber allenthalben Herren an die Seite, die ihnen freiwillige Zeugenschaft anboten. An mehreren Punkten wurde die Absperrung durchbrochen, auch aus den Fenstern der Wartesäle ergoß sich der Strom auf den Bahnsteig.

*) Ein Mitglied der Abordnung, Lehrer Reiche, hatte in einer längeren plattdeutschen Ansprache den Fürsten mit einer Eiche verglichen, unter deren weitgestreckten Zweigen die deutsche Nation sich zusammengefunden habe.

**) Hier wurde der Fürst durch den Eintritt der Damen unterbrochen und sagte, indem er nochmals das auf dem Ehrendiplome in zierlichster Silberarbeit ausgeführte Wappen

30. November 1891.

Ratzeburg. Ansprache an die städtischen Kollegien in Ratzeburg.

Meine Herren! Ich bin hierher gekommen, um als Freund und Nachbar Sie zu begrüßen. Früher hatte ich mein Domizil in Berlin. Jetzt wohne ich in Ihrer Nachbarschaft und ich habe Sie heute besucht, um Ihnen zu sagen, daß ich mich nicht mehr als Berliner fühle, sondern Lauenburger bin. Ich werde jetzt öfters Gelegenheit haben, Sie zu besuchen. Behandeln Sie mich mit Nachsicht als Nachbar und ich hoffe auf ein gutes Einvernehmen. Ich danke Ihnen, daß Sie mich, Ihren Ehrenbürger, hier begrüßt haben.*)

---

von Braunschweig aufmerksam betrachtet hatte: „Wo is denn dat Pird?" Nach der von dem Führer der Abordnung erteilten Antwort, daß das springende Sachsenroß ein anderes Wappen sei, kam der Fürst auf die Niederdeutschen zu sprechen und äußerte: „Der Wandertrieb der Niederdeutschen ist im Gegensatz zu der Seßhaftigkeit der Oberdeutschen stets ein starker gewesen. Schon in der frühesten Zeit sind die wandernden Stämme fast nur plattdeutsche gewesen; die Oberdeutschen haben im ganzen still gesessen, so die großen deutschen Wandervölker, Goten, Burgunder, von denen zwar wenig Spuren erhalten sind. Was aber erhalten, ist plattdeutsch, die Vandalen, auch die kleineren Stämme, Rugier, Heruler, vor allen die Franken. Auch jetzt scheint der Trieb, nach Amerika auszuwandern, in den plattdeutschen Bezirken viel stärker zu sein. Es thut mir leid, daß ich nicht von Jugend auf mit diesen Sachen mich habe wissenschaftlich beschäftigen können, die oftmals mehr Interesse für mich gehabt haben als die hohe Politik. Ich verstehe die plattdeutsche Sprache noch immer sehr gut, habe ich doch bei meinen Spielen mit den Dorfkindern früher plattdeutsch als hochdeutsch gelernt. Auch halte ich das Plattdeutsche noch immer lieb und wert und unterhalte mich gern darin."

*) Zu den Grundbesitzern, welche dem Fürsten auf dem Wege vom Bahnhofe nach dem Marktplatze zu Pferde das Ehrengeleit gegeben hatten, äußerte derselbe folgendes: „Ich danke Ihnen, daß Sie als Reiter gekommen sind, mich zu begrüßen. Es freut mich das um so mehr, als Sie ja wissen, daß ich selbst Kavallerist bin. Ein tüchtiger Reiter trennt sich nicht von seinem Pferde, so lange es geht. Ich danke Ihnen, meine Herren!"

Ferner soll der Fürst bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Ratzeburg, als die Rede zufällig auf den verstorbenen Abgeordneten Windthorst kam, folgende Aeußerungen gethan haben: „Die Zeitungen berichten jetzt so viel über meine Beziehungen als Reichskanzler zu Windthorst. Einige fälschliche Darstellungen behaupten sogar, ich hätte denselben gegen die sozialen Pläne des Kaisers gewinnen wollen. Das ist natürlich ganz undenkbar. Wenn von einer Verbindung mit Windthorst überhaupt hätte die Rede sein können, so hätte eine solche nur den Kampf gegen die Sozialdemokratie zum Zweck haben können. Nach den Neuwahlen vom Februar 1890 war es freilich für mich als Reichskanzler selbstverständlich von Wichtigkeit, über die Stellung des Zentrums und seines Parteiführers der Sozialdemokratie gegenüber Klarheit zu bekommen. Ebenso mußte Windthorst daran liegen, meine Stellungnahme kennen zu lernen. Nun wird hin und her gestritten, wer die Unterredung, welche im März stattfand, herbeigeführt hat, Windthorst oder ich. An sich ist das ziemlich gleichgiltig. Wenn ich es gethan hätte, so könnte mir kein Vorwurf daraus gemacht werden. Es ist aber nicht der Fall. Windthorst hat um die Unterredung nachgesucht und zwar in ungewöhnlicher Form. Er ließ nämlich durch meinen Bankier anfragen, ob ich ihn empfangen wolle. Das überraschte mich, da ich als Reichskanzler jeden Abgeordneten, der darum nachsuchte, stets bereitwillig empfangen habe. Es machte mich mißtrauisch. Windthorst ist ein stets berechnender

12. Dezember 1891.

Friedrichsruh. Ansprache an die Abordnung zur Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefes der Stadt Siegen.*)

Mitbürger Ihrer Stadt zu sein, ist mir eine hohe Ehre und Freude, zumal mein Interesse für das Siegener Land schon alt ist. Zum erstenmale kam ich mit ihm in Beziehung, als ich vor fünfzig Jahren ein Gut übernommen hatte, welches durch unzweckmäßige Rieselwirtschaft geschädigt war. Damals hörte ich zuerst von Siegener Rieselwiesen und sah landwirtschaftliche Techniker aus Ihrer Gegend bei mir, um meine Wiesen nach der bewährten Siegener Methode zu verbessern. Das war der erste, landwirtschaftliche, Anknüpfungspunkt. Der zweite war forstlicher Natur. Als ich in den Besitz größeren Waldes kam, erlangte das Siegener Land mit seinen Haubergen ein besonderes Interesse für mich. In Pommern und selbst hier in Lauenburg können wir aber einen so guten Schälwald nicht erzielen; unserem Eichenwalde fehlt dazu die Sonne und der Bergboden Ihrer Gegend. Zu meinem Bedauern habe ich letztere nie selbst gesehen. Drittens verbindet mich mit Ihnen meine Stellung in der industriellen Gesetzgebung, und am Himmel der Industrie bildet das Siegener Land ja ein helles Sternbild; in Eisen und in Leder pflegt es zwei für die Wehrkraft besonders hervorragende Industrien.

Dieses dreifache Interesse, das in mir bei Nennung Ihrer Stadt erweckt wird, erregt auch heute meine Freude über die ehrenvolle Anerkennung, welche meine Wirksamkeit bei Ihnen gefunden hat, und ich wünschte, daß ich auch in der Lage wäre, mich Ihnen noch jetzt besonders in dem dritten Punkte nützlich zu machen. Aber ich bin aus den amtlichen Beziehungen zu Ihrer Industrie heraus und kann auch jetzt in Berlin die Sache nicht angreifen. Wenn ich hinkäme und im Reichstage den Mund aufthäte, so müßte ich der herrschenden

---

Feind unseres Reiches gewesen. Ich habe es nie begreifen können, daß man ihn nachmals so sehr, gleichsam wie einen nationalen Heros, gefeiert hat!" — Auf die Bemerkung, daß das viele Vaterlandsfreunde sehr befremdet habe, soll der Fürst gesagt haben: „Das wundert mich nicht. Ich bin überzeugt, daß Windthorst viel dazu beigetragen hat, die Trennung Seiner Majestät von mir herbei zu führen."

*) Der Ehrenbürgerbrief lautet: Wir Magistrat und Stadtverordnete der kaiser- und reichstreuen Bergstadt Siegen haben, um dem Mitbegründer und ersten Kanzler des Deutschen Reichs unsere unauslöschliche Dankbarkeit zu bezeugen, einmütig beschlossen, Seiner Durchlaucht dem Fürsten Bismarck in ehrfurchtsvollster Anerkennung seiner unvergleichlichen Thaten für unser engeres und weiteres Vaterland, wie seiner unvergeßlichen Verdienste um den Schutz der nationalen Gewerbe und die Förderung der heimischen Industrie, das Ehrenbürgerrecht in Siegen zu erteilen, und beurkunden diese größte einer Stadt zustehende Ehrenbezeugung mit dem aufrichtigen Herzenswunsche, daß Seiner Durchlaucht unersetzliches Leben dem deutschen Volke zum Heile des Vaterlandes noch lange erhalten bleiben und sein Lebensabend im Rückblick auf die in der Geschichte beispiellosen Erfolge seiner unermüdlichen Thätigkeit für Kaiser und Reich vom Bewußtsein voller Befriedigung verschönt werden möge.

Politik schärfer entgegentreten, als ich es bisher meiner Stellung und meiner Vergangenheit angemessen finde; ich müßte entweder schweigen oder so reden, wie ich denke. Wenn ich letzteres thue, so hat das eine Tragweite nach unten, nach oben, nach außen und nach innen, an die ich mich heute noch nicht gewöhnen kann. Es kann ja sein, daß die Notwendigkeit für mich eintritt, dieses subjektive Gefühl zu überwinden. Für heute möchte ich nur sagen: Nondum meridies. Wenn ich jetzt nach Berlin käme und spräche für den Schutz der Landwirtschaft, so würde man nur sagen: „Vous êtes orfèvre, monsieur," und meine Bedenken für interessirt halten; damit wäre die Sache erledigt. Ich würde deshalb, wenn ich dort wäre, mehr für Politik eintreten und für das Interesse der Industrie mehr wie für das eigene. Die Landwirtschaft ist ohnehin schon daran gewöhnt, das Stiefkind der Bureaukratie zu sein, die ihr Lasten auferlegt ohne Wohlwollen und Sachkunde.

Aber es gibt doch auch eine große Menge von Industriezweigen, die benachteiligt werden durch die neuen Vorschläge.*) Einige haben Vorteile erlangt; wie groß diese im ganzen sind und wie groß auf der andern Seite der Nachteil ist, den die unter bessere Bedingungen versetzte österreichische Konkurrenz uns bringt, und ob die Kaufkraft Oesterreichs für unsere Produkte einer Steigerung fähig ist, und wie weit unser Import in Oesterreich Transit nach Balkan und Orient ist, entzieht sich bisher meinem Urteile. In der Liste der Industriewaren sind es etwa dreißig oder mehr, deren Zollschutz gemindert werden soll. Aber so lange die betroffenen Industriellen nicht selbst klagen und sich an ihre Reichstagsabgeordneten wenden, damit diese für sie eintreten, kann ich mich ihnen nicht aufdrängen. Dazu bin ich nicht sachkundig genug. — Wer ist Industrieller unter Ihnen? (Antwort: Fast alle.) — Da werden Sie sich die Liste vergegenwärtigen und sich nicht verhehlen, daß wir nicht nur der österreichischen und italienischen, sondern auch der französischen und englischen, ja sogar der amerikanischen Industrie, trotz Mac Kinley-Bill, wesentliche Erleichterungen zugestehen sollen. Denn die mit diesen Staaten geschlossenen Verträge kann man nicht brechen. Die Amerikaner haben in dem Vertrage mit Preußen 1885 das Meistbegünstigungsrecht erhalten, werden also nach Annahme der Verträge zu den neuen Zollsätzen importiren. Ihnen das unter Vorwänden zu verwehren, würde dort als Vertragsbruch gedeutet werden. Welchen Industriezweigen dies Ganze gefährlich ist und welche es weniger schädigt, das kann ich nicht beurteilen, und wie der Reichstag das so schnell beurteilen will, ist mir unerklärlich. Das Beunruhigendste am ganzen ist mir die Abdikation des Reichstags, wenn er in wenigen Tagen das begutachten und zur dauernden Einrichtung machen will, was Herren vom grünen Tisch in Zeit eines Jahres im geheimen ausgearbeitet haben. Wer hat denn alle

*) Es sind die Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn 2c. gemeint.

diese Aenderungen und Bestimmungen entworfen? Geheimräte, ausschließlich Konsumenten, auf die das Bibelwort paßt: Sie säen nicht, sie ernten nicht, und sammeln nicht in die Scheuern — Herren, die der Schuh nicht drückt, den sie für den Fuß der Industrie zurechtschneiden. Die Bureaukratie ist es, an der wir überall kranken.

Ich würde nie den Mut gehabt haben, auf zwölf Jahre den Sprung ins Dunkle zu thun. Die Härten der neuen Verträge werden sich beim Gebrauche bald herausstellen und sie werden unabänderlich sein. Sich derselben jetzt, vor der endgiltigen Festlegung, bewußt zu werden, dafür bleibt der Industrie nicht Zeit. Es war ja bisher alles ein Geheimnis. Wenn gesagt worden ist, unter der vorigen Regierung sei dieselbe Taktik des Verschweigens beobachtet worden, so ist das eine Fiktion. Wir haben 1878 damit begonnen, die Tariffrage in die Oeffentlichkeit zu werfen; wir haben das gemacht, was die Engländer „fair play“ und die Franzosen „carte sur table“ nennen. Diesmal war heimliche Vorbereitung beliebt, und der Reichstag soll sich in wenigen Tagen mit dem Ganzen abfinden. Darin liegt politisch ein sehr bedauerliches Ergebnis. Wenn der Reichstag das auf sich nimmt, so schädigt er sein Ansehen im Volke. Will er es wahren, so muß er in so einschneidenden Fragen wenigstens die Anstandsfrist beobachten, in der eine sachliche Prüfung möglich ist.

Die Schmerzen, wenn die neuen Stiefel erst angezogen sind, werden folgen. Was haben unsere Abgeordneten dabei gethan? wird dann gefragt werden, und die Antwort wird lauten: Sie haben zugestimmt, weil die Regierung es wünschte.

Daß der Reichstag nicht die Möglichkeit habe, an den Verträgen zu ändern, ist eine weitere Fiktion. Er kann bei jedem einzelnen Paragraphen sagen: Den wollen wir nicht und werden wir ihn ablehnen, wenn er nicht geändert wird. Der Reichstag ist in der Gesetzgebung auch über Zölle vollkommen gleichberechtigt mit dem Bundesrate.

Der Reichstag ist das unentbehrliche Bindemittel unserer nationalen Einheit. Verliert er an Autorität, so werden die Bande, die uns zusammenhalten, geschwächt. Unser Zusammenhalten im Reiche beruht auf den Verträgen, welche die deutschen Regierungen mit einander geschlossen haben, aber auch auf der gemeinsamen Vertretung im Reichstage. Diese widerstandsfähig und in Ansehen zu erhalten, ist unsere nationale Aufgabe.

Hierzu würde ich auch in den jetzt vorliegenden Verhandlungen gern mitwirken, aber nachdem alle Fraktionen aus Gründen des Fraktionsinteresses sich vorher verpflichtet haben, muß ich mein Auftreten für nutzlos halten. Ich weiß, was so ein Fraktionsbeschluß besagt, an ihm ist nicht zu rütteln, wie auch nachher die Haltung der Fraktion wechseln mag. Angenommen wird das Ganze so wie so. Mein Hinkommen und meine Aussprache würden jetzt sich darauf beschränken müssen, die Urheber der Vorlage und die, welche sie an=

nehmen, ohne Erfolg zu kritisiren und anzugreifen. Das ist eine Aufgabe, die mir widerstrebt. Ich hoffe, daß der Reichstag selbst in Erkenntnis seiner Stellung im Lande sich wenigstens vor einer Uebereilung hüten werde, unter der sein Ansehen leiden könnte. Ich bin zu einer so tiefgreifenden Kritik, wie ich sie üben müßte, wenn ich heute im Reichstage reden wollte, weniger berufen wie andere; ich bin fünfzig Jahre im Dienste des Staates gewesen und Jahrzehnte lang an erster Stelle; gegen dessen Leiter öffentlich so aufzutreten, wie ich müßte, wenn ich im Reichstage überhaupt redete, widerstrebt meinem Gefühle und ist mir peinlich, und es müßten noch stärkere Gründe wie heute vorliegen, daß ich diesen Widerwillen überwinde. Die Nötigung dazu läuft mir vielleicht nicht weg, aber ich will es noch abwarten.

Dies alles führe ich Ihnen als Entschuldigung an, daß ich hier auf der Bärenhaut liege, anstatt mein Mandat zu erfüllen. Mein Arzt ist, wie Sie sehen, wieder hergekommen, um mich bei den Rockschößen festzuhalten; er hörte von meiner Frau, daß ich nach Berlin wollte, und beeilt sich, den Flüchtling wieder einzufangen.

Ich schiebe meine Teilnahme an den Verhandlungen noch auf, so schwer auch die Sorge auf mir lastet, daß wir für zwölf Jahre an Zustände gebunden werden sollen, deren Wirkung heute niemand übersieht, auch ihre Urheber nicht.

---

19. Dezember 1891.

Wandsbek. Ansprache an die städtischen Kollegien von Wandsbek.*)

Meine Herren! Die mir durch Ihren Beschluß zu teil gewordene freiwillige Auszeichnung deutschen Bürgertums heute in Ihrer Mitte entgegen

*) Der Fürst war nach Wandsbek gekommen, um als Großgrundbesitzer des Kreises Stormarn an einer Ergänzungswahl zum Kreistage dieses Kreises teilzunehmen. Auf ergangene Einladung erschien der Fürst in der Sitzung der städtischen Kollegien, welche soeben einmütig beschlossen hatten, ihm das Ehrenbürgerrecht zu verleihen. Die Ansprache, welche der Oberbürgermeister Rauch an den Fürsten richtete, hatte folgenden Wortlaut: „Eure Durchlaucht wollen mir gestatten, der lebhaften Freude Ausdruck zu verleihen, welche unsere gesamte Stadt und unsere Bürgerschaft empfindet über die hohe Ehre des Besuches Eurer Durchlaucht an dieser dem Gemeinwohl gewidmeten Stätte. Unsere Herzen schlagen voll Begeisterung Eurer Durchlaucht entgegen, dem deutschen Manne, dessen eiserner Willenskraft, dessen zielbewußtem Streben, dessen staatsmännischer Weisheit wir die festen Grundlagen des neu erstandenen Deutschen Reichs verdanken, des Reichs, in dem auch die Eigenart deutschen Städtewesens und ein treues, fleißiges Bürgertum die Voraussetzungen für eine fernere glückliche und gedeihliche Entwicklung, so hoffen wir, dauernd finden wird. Als unser Denken und Sinnen dieser für unsere Stadt und ihre Bürgerschaft glücklichen Stunde in froher Bewegung sich zuwandte, war es uns ein Herzensbedürfnis, der Freude dieses Tages auch einen äußerlichen Ausdruck zu verleihen. Die hier um Eure Durchlaucht versammelten städtischen Kollegien traten deshalb heute zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen, und haben

nehmen zu können, ist für mich eine hohe Ehre, und ich freue mich deren besonders, da jetzt Wandsbek für mich die Bedeutung einer Hauptstadt, wenn auch nur diejenige einer Kreishauptstadt hat. Durch meinen Grundbesitz gehöre ich zu Ihren Kreisgenossen und bin deshalb um so mehr von Freude erfüllt, als — wenn mir der allgütige Gott noch einige Jahre des Lebens schenkt — es mir öfter noch vergönnt sein wird, Sie wiederzusehen, um in Ihrer Mitte mich an den gemeinsamen Kreisgeschäften zu beteiligen. Ich habe früher auf der Bühne der großen Welt (Politik) gestanden und bin jetzt zurückgetreten in den Zuschauerraum, ohne auf eine Kritik, wie jeder andere Zuschauer, zu verzichten. Für die Rolle des Zuschauers aber ist mir der bevorzugte Nordwinkel in der Nähe Hamburgs und Wandsbeks ein besonders günstiger. Es würde mir zur großen Freude gereichen, wenn ich überzeugt sein dürfte, daß auch Wandsbek über den Wegfall der trennenden Zollschranken dieselbe Genugthuung empfindet wie Hamburg. Ich bin der Ansicht, daß wie dort, so auch hier seit der Zeit, wo der Verkehr mit dem Binnenlande frei geworden, für das Handwerk ein erfreulicher und fühlbarer Aufschwung sich gezeigt hat. Hierfür scheint mir wenigstens die steigende Bevölkerungsziffer Ihrer Stadt zu sprechen; ob indessen dieselbe vielleicht nicht allzu rasch wächst, das zu beurteilen überlasse ich Ihnen, meine Herren. Aber einstweilen ist die steigende Bevölkerung ein Zeichen von wachsender Prosperität, über die ich erfreut bin, und dies um so mehr, als ich ja jetzt Ihr Mitbürger geworden. Diese meine Eigenschaft rückt mich meinen Genossen im Kreise sowie auch in der Stadt Wandsbek näher, die besonders im Anfange dieses Jahrhunderts eines literarischen Rufes sich erfreute, weit früher aber durch Tycho de Brahe, der hier gewohnt hat, bekannt geworden war. Ich bin im Jahre 1837, wo Ihr Gemeinwesen allerdings nur den sechsten Teil der jetzigen Einwohnerzahl hatte, auf einer Durchreise durch Hamburg zuerst hier in Wandsbek gewesen, um den Schimmelmannschen Park zu sehen, welcher mit dem Schlößchen jetzt verschwunden ist. Damals freilich habe ich keine Ahnung davon gehabt, daß ich noch einmal nach einem halben Jahrhundert in der Eigenschaft eines Kreisgenossen in Ihrer Mitte stehen würde. Die heutige Auszeichnung bereitet mir eine hohe Freude, für die ich Ihnen nochmals herzlich danke.

Nachdem der Fürst das Sitzungsprotokoll unterzeichnet hatte und ihm die Mitglieder der städtischen Kollegien vorgestellt worden waren, verabschiedete er sich mit folgenden Worten:

---

soeben einstimmig beschlossen, Eurer Durchlaucht in treuester Verehrung und dankbarster Anerkennung der unvergleichlichen Verdienste Eurer Durchlaucht um das deutsche Vaterland das Ehrenbürgerrecht unserer Stadt anzubieten. Wir bitten ehrerbietigst, daß Eure Durchlaucht geneigen wollen, das Ehrenbürgerrecht aus unseren Händen anzunehmen als einen Beweis treuester und dankbarster Gesinnung, welche für Eure Durchlaucht unauslöschlich in uns fortleben wird."

Meine Herren! Ich wünsche von Herzen unserem Kreise und unserer Kreishauptstadt alles das, was nur in Ihren auf deren Gedeihen gerichteten Bestrebungen und Wünschen liegen kann, und werde mich immer freuen, wenn ich einmal Gelegenheit habe, zu einer besseren Jahreszeit als heute meinen Besuch hier zu erneuern, um mit Ihren Herren Vertretern im Stormarnschen Kreise zu tagen.

---

30. Dezember 1891.

Ratzeburg. Ansprachen: 1) Auf dem Kreistage des Herzogtums Lauenburg.

Zwanzig Jahre habe ich in Ihrer Mitte geweilt, ohne daß es mir möglich gewesen ist, meinen Pflichten und Rechten als Lauenburger zu leben. Nachdem ich jedoch von meinen anderen Geschäften entbunden worden bin, ist es mir eine Genugthuung und Freude, an Ihren Beratungen teilzunehmen. Ich bitte Sie, mich in diesem Kreise als einen der Ihrigen zu betrachten und mir mit Vertrauen entgegen zu kommen.

Der Vorsitzende des Kreistags dankte für das Interesse, welches der Fürst vielfach den lauenburgischen Angelegenheiten entgegengebracht habe. Der Fürst wies in seiner Erwiderung darauf hin, wie er mit dem Herzogtum Lauenburg zuerst als preußischer Minister in Berührung getreten sei, und bemerkte weiterhin folgendes:

Meine durch die Verhältnisse gebotenen Eingriffe in alte Gewohnheiten und Interessen hat man vielleicht nicht immer angenehm empfunden; sie sind aber zum Wohl des Landes geschehen. Landwirtschaft und Handwerk haben stets meine Fürsorge empfunden. Heute trete ich als gleichberechtigter Mitarbeiter für das Wohl des Kreises in die Versammlung. Als solcher bitte ich, von der Vergangenheit abzusehen und mir das Vertrauen entgegen zu bringen, das man jedem guten Nachbar, der die gleichen Interessen hat, entgegen trägt, auch wenn er nicht Minister gewesen ist.

---

2) An die zum Festmahle vereinigten Mitglieder des Kreistags.*)

Es sind etwas mehr als fünfundzwanzig Jahre, als ich mit Seiner Majestät dem hochseligen König Wilhelm I. in diesem selben Saale zusammen war. Seit jener Zeit hat sich vieles geändert, manches nicht in erwünschter Weise, aber das meiste doch zum Guten. Wenn der lauenburgische Bauernstand die Verhältnisse von damals mit denen von jetzt vergleicht, so muß er, wenn er unparteiisch urteilen will, Seiner Majestät Kaiser Wilhelm I. von Herzen

*) An dem Festessen nahmen fast sämtliche Abgeordnete des lauenburgischen Kreistags teil.

dankbar sein. Ich bin dann mehrere Jahre lauenburgischer Minister gewesen. In meinen schlaflosen Nächten frage ich mich oft, ob ich das Amt, das ich zu meinen anderen Aemtern übernahm, weil keine andere geeignete Kraft da war, auch immer zu Gunsten Lauenburgs verwaltet habe. — Ich bitte Sie, mir mit Vertrauen entgegen zu kommen. Ich habe gedacht, daß ich nur im Sommer bei Ihnen in meinem Friedrichsruh weilen würde. Die Verhältnisse haben es anders mit sich gebracht. Ich bin jetzt bei Ihnen glebae adscriptus. Heute habe ich hier zum erstenmale sozusagen Besitz ergriffen, indem ich von meinem Rechte als lauenburgischer Großgrundbesitzer Gebrauch gemacht habe. Ich freue mich der Einigkeit, von der ich heute bei Ihren Verhandlungen Zeuge gewesen bin. Das möge so bleiben zum Wohl des Kreises. Das uralte Herzogtum Lauenburg möge blühen und gedeihen! Das Herzogtum Sachsen-Lauenburg lebe hoch!

---

18. Januar 1892.

Friedrichsruh. Ansprache an eine Abordnung des akademisch-dramatischen Vereins zu Leipzig.*)

Ich danke Ihnen von Herzen für die Ehre, die Sie mir durch die Aufnahme in Ihren Verein und durch Ihr Erscheinen erweisen, und Ihr Diplom wird mir unter den Zeichen des Wohlwollens, die ich aus studentischen Kreisen empfangen habe, wertvoll sein. Ich freue mich über jede Anerkennung, die ich bei der Jugend erfahre; wenn man in meinem Alter ist, so hofft man mehr wie früher auf die jüngeren und nachfolgenden Generationen, und ich bin nicht gleichgiltig gegen deren Urteil nach meinem Tode. Zu den Symptomen für diese meine Hoffnungen post obitum gehört auch die Teilnahme, die ich bei der studentischen Jugend finde, zu der mich die Erinnerung an die Jahre hinzieht, während deren ich selbst Student war. Sie sagten, dieser Augenblick sei bis jetzt der bedeutendste Ihres Lebens. Ich weiß nicht, ob ich sagen soll: Ich fürchte oder ich hoffe, daß Sie noch bedeutendere erleben werden und schwerere. Meine Wünsche begleiten Sie dahin. Wenn ich in Anbetracht der künstlerischen Ziele, denen Sie dienen, noch ein Wort pro domo reden darf: Ich bin in den Verdacht gekommen, als wenn ich für Kunst keinen Sinn hätte; noch neulich hatte ich Gelegenheit, dies zu hören, und gerade der von mir sehr geliebten Musik gegenüber. Mit der Politik geht es aber wie mit allen menschlichen Leidenschaften, sie nehmen die Hand, wenn man den Finger gibt, und wie stärkere Raubfische die schwächeren fressen, so läßt auch die stärkste unter den Neigungen die anderen nicht aufkommen. Ich hatte mich von der Politik ganz erfassen lassen und für Theater und Kunst keine Zeit

*) Die Abordnung begrüßte den Fürsten als Ehrenmitglied des Vereins.

übrig. Jetzt, wo ich mit dem Dienst nichts mehr zu thun habe, würde ich gern den Schaden nachholen und oft nach Hamburg ins Theater fahren, wenn die Hamburger sich erst mehr an mein Erscheinen gewöhnt haben und mich wie einen der Ihrigen, der ich ja kraft Bürgerbrief bin, zirkuliren lassen. Wenn die Jahreszeit günstiger wird, hoffe ich auch, mehr ins Theater zu kommen. Nehmen Sie, meine Herren, die besten Wünsche für das Gedeihen Ihres Vereins. Ich freue mich, daß Sie Ihrer Neigung zur Kunst auch selbstdarstellend nachkommen. Goethe schätzte das Theaterspielen als eine vorbereitende Schule für äußeres Auftreten im Leben, und ich glaube, sie ist besonders für den Deutschen wichtig, zum Zwecke des dégourdir, des „Entschüchterns". Frei und beweglich mache es im äußeren Auftreten fürs Leben.*)

---

24. Januar 1892.

Friedrichsruh. Ansprache an eine Abordnung des Schwarzenbeker Kriegervereins.

Nachdem der Schwarzenbeker Kriegerverein von 1878 den Fürsten zum Ehrenmitgliede ernannt hatte, war eine Abordnung, bestehend aus dem Vorsitzenden Meier, Baumeister Sckerl, Maler Jacobs und Pächter Rohde beauftragt worden, dem Fürsten das Diplom als Ehrenmitglied zu überreichen. Baumeister Sckerl hielt eine Ansprache an den Fürsten, welche dieser mit einigen Worten des Dankes und dem Bemerken beantwortete, daß er sich als zu Schwarzenbek gehörig betrachte. Der Fürst zeigte der Abordnung sodann ein eben eingegangenes prachtvolles Geschenk aus China, ein Trinkhorn auf silbernem Untersatz, und stellte die Mitglieder der Abordnung der Fürstin vor.

---

15. März 1892.

Friedrichsruh. Ansprache an die Abordnung des Militärvereins „Kampfgenossen" zu Leipzig.**)

Die Ehre, meine Herren Kameraden, von der Sie sprachen, ist auf meiner Seite und ich danke Ihnen vielmehr vielmals für diese Anerkennung unserer alten militärischen Kameradschaft, die sich in schweren Kämpfen bewährt hat. — Diese Kämpfe sind unserem gesamten Vaterlande zu gute gekommen, auch jene, wo wir selbst uns als Gegner gegenüber standen.

Auch 1866 war nötig zur Gestaltung unserer nationalen Einheit. Unsere Verhältnisse waren so verwickelt und so schwer zu lösen, daß das alte deutsche Gottesurteil — der Griff zum Schwert — nötig war. Die Sachsen können

---

*) Die Studenten erfreuten sich noch der Aufmerksamkeit des Fürsten, eingewickelt in dessen eigene Pelze eine Schlittenfahrt im Sachsenwald machen zu dürfen.

**) Die von dem Vorsitzenden des Vereins, Otto Kästner, geführte Abordnung hatte die Aufgabe, dem Fürsten das Diplom als Ehrenmitglied zu überreichen.

keine unangenehme Erinnerung daran haben, denn sie waren eines der tapfersten Corps in der Armee, die uns gegenüberstand. Sie haben den Waffenruhm bewährt, den sie aus den ersten Jahren des Jahrhunderts übernommen haben.

Kürzlich habe ich das Tagebuch des sächsischen Obersten v. Larisch gelesen und es war mir interessant, daraus zu ersehen, wie zuerst an Preußens Seite bei Jena, dann mit Frankreich bei Wagram, in Rußland und bei Leipzig von den Sachsen gekämpft wurde. Ueberall waren sie tapfer und wohldisziplinirt.

Eines hat mich in dem Buche überrascht, zu sehen, daß noch bis 1816 in Frankreich disziplinarisch gründlich „gehauen" wurde. Man braucht nur einige Seiten in dem Buche zu blättern, um etwa citirt zu finden: „Der und der zu spät vom Urlaub Gekommene erhält 20 Stockprügel." Bei uns war das früher auch. Heute jedoch hat man davon keine Vorstellung mehr, trotz aller heimlichen Soldatenmißhandlungen, die vorkommen mögen.

Die Lektüre des Buches hat mir den Vergleich jener Zeit nahe gelegt. Hoffentlich wird uns ein Wellenschlag wie der damals, der alles auf und nieder und alles hin und her schob, in Zukunft nicht mehr treffen. Ich bin gewiß, daß in Zukunft Sachsen, Preußen, Bayern und Schwaben fest zusammenhalten werden, nachdem wir alle die Vorteile der Bundesgemeinschaft erkannt haben.

---

29. März 1892.

Friedrichsruh. Ansprache an die Abordnung der Ziegler und Kalkbrenner.*)

Für die mir zugedachte Ehre spreche ich Ihnen meinen Dank und meine Freude aus. Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt auf meinen Gütern, das Ziegelei-Gewerbe zu betreiben, und begrüße in den anwesenden Mitgliedern desselben Vertreter der gesamten deutschen Industrie. Ich habe für diese immer ein warmes Herz gehabt und ihre Interessen wahrgenommen, sobald das Land beruhigt war und soweit die Verhältnisse es gestatteten. Wenn es in Ihrem Gedichte heißt: „Zwar einsam bist Du, doch vergessen nicht", so ist das nicht ganz richtig; ich fühle mich gar nicht vereinsamt und ich bin auch nicht einsam. Die Gegenwart der Anwesenden beweist das schon, ich erhalte vielfach derartigen Besuch und halte zudem mit den umliegenden Gütern gute Nachbarschaft. Auch bin ich in der glücklichen Lage, mit meiner Familie zusammen sein zu können, und fühle mich als Gutsherr hier im Sachsenwalde wohler als in der Stadt. Gedicht und Gedenkblatt werde ich meinem Familienmuseum in Schönhausen einverleiben.

*) Die Kommission (Baurat Friedrich Hoffmann, Gutsbesitzer Wiesecke-Plauendorf, Ziegeleibesitzer Lösche und Regierungs-Baumeister Kurt Hoffmann) überbrachte dem Fürsten eine in plastischer Lederarbeit ausgeführte Mappe, welche eine Widmungsadresse und ein

1. April 1892.

Friedrichsruh. Ansprachen: 1) An eine Abordnung aus Bochum.*)

Unter den zahlreichen Glückwünschen, die mir heute zugegangen sind, ist mir der Ihrige von Bochum besonders lieb gewesen, einesteils, weil ich Ihr Mitbürger bin, und andererseits, weil Ihre Stadt die Hauptvertreterin der beiden gewaltigsten Kräfte der wirtschaftlichen Zukunft, Kohle und Eisen, ist, wie Sie eben so richtig gesagt haben; fügen wir den Ackerbau hinzu, dem ich angehöre, so haben wir eine Dreiheit, auf der das Gedeihen der Nation beruht. Von Bochum ist in letzter Zeit ja viel geschrieben worden, aber ich bekenne Ihnen offen, daß ich den mißgünstigen Verleumdungen gegen Bochum und seine Söhne niemals Glauben geschenkt habe. Es passiren ja überall Unregelmäßigkeiten und Nachlässigkeiten; das ist in der menschlichen Natur begründet. Mir ist bekannt, daß Bochumer Schienen sich überall bewährt haben, und diese Thatsache steht so fest, daß dagegen keine Fusangelei aufkommen kann. Aber deshalb die gesamte deutsche Industrie dem Auslande gegenüber zu schädigen — das kann nur auf ausländische Bezahlung geschehen sein, denn freiwillig thut ein deutscher Mann so etwas nicht.

---

2) Gelegentlich des dem Fürsten gebrachten Fackelzuges.**)

Meine Herren, ich danke Ihnen für die beredten Worte, die ich aus Ihrem Munde soeben gehört habe. Wenn ich einen Rückblick werfe auf die Kundgebungen, die mir heute von einem großen Teile der Bevölkerung zu teil geworden sind, so schließe ich daraus, daß des deutschen Volkes Beifall eine Quittung sein soll für die meine ganze Lebenszeit Ihrer Geschichte geleisteten Dienste. Ich habe im Leben viele Orden und Ehrenzeichen erhalten, der schönste Schmuck aber sind mir die wiederholt kundgegebenen Beweise der Liebe und Verehrung meiner Mitbürger. Ich schöpfe daraus die Ueberzeugung, daß Sie alles daran setzen werden, um das Errungene gegen alle Feinde zu erhalten.

Gedenkblatt enthielt. Das Gedenkblatt trägt ein Gedicht, in welchem sich folgende Strophe findet: „Zwar einsam bist Du, doch vergessen nicht". Eine nähere Beschreibung der Gabe ist in den Hamb. Nachr. Nr. 81 vom 4. April 1892 (Abend-Ausgabe) gegeben.

*) Die von dem Bergassessor Hoffmann geführte Abordnung bestand aus 24 Vertretern der verschiedensten Berufszweige; sie überbrachte die Glückwünsche der „reichstreuen Wählerschaft" des Wahlkreises Bochum und überreichte als Geburtstagsgabe ein Faß Bier, einen Pumpernickel und einen westfälischen Schinken.

**) Zur Feier seines Geburtstages wurde dem Fürsten ein Fackelzug gebracht, an welchem sich etwa 4000 Personen beteiligten. Als die Spitze des Zuges vor dem Schlosse angelangt war, trat Herr Ruperti vor und hielt eine längere Ansprache, welche mit einem Hoch auf den Fürsten schloß.

Ich frage Sie, meine Landsleute, ob der Anteil, den ich immer an Ihrem Geschick genommen habe, Sie befriedigt?

(Hier allgemeine Zustimmung mit lautem Ja, Ja wohl!)

Befriedigt er Sie, so habe ich die Zuversicht, daß Sie es festhalten werden. Thun wir das, so können die Feinde von allen Seiten kommen, vom Osten und vom Westen zugleich, sie können nicht gegen uns aufkommen. Wir hauen sie alle in die Pfanne! Herausfordern und angreifen werden wir sie nicht, kommen sie aber, so sollen sie 'mal sehen!*)

---

21. Mai 1892.

Friedrichsruh. Ansprache an die Dresdener Liedertafel.**)

Nehmen Sie, meine Herren, die rauhe Witterung, die heute zu meinem Bedauern hier in unserer nördlichen Gegend eingetreten ist, nicht für ein Zeichen der

*) Die Ansprache des Fürsten, insbesondere bei den Worten: „Wir hauen Sie alle in die Pfanne" — nach einer andern Version soll der Fürst den hamburgischen Ausdruck „Panne" gebraucht haben — wurde durch laute Zustimmungskundgebungen unterbrochen. Dann begann der Fackelzug an dem Fürsten vorüberzuziehen. Die nicht enden wollenden begeisterten Zurufe der Vorüberziehenden und die Klänge der Musik mischten sich mit dem prächtigen Bilde zu einem Gesamteindruck von überwältigender Macht. Hochaufgerichtet, das Haupt mit dem Kürassierhelm bedeckt, ließ der Fürst die Scharen an sich vorbeidefiliren. Der Fackelzug bewegte sich in der Richtung vom Bahnhof her um den Park herum. Der ruhige Spiegel des Weihers strahlte das Licht wieder bis zum Schlosse zurück. Nachdem die letzten Fackelträger vorübergegangen waren, nahm der Fürst nochmals das Wort, um seinen Dank für die großartige Ovation auszusprechen; er schloß mit den Worten: „Ihre Kundgebungen sind mir ein Beweis dafür, daß Sie das, was wir errungen haben, zu bewahren gewillt sind." Nachdem der Fürst in das Schloß zurückgekehrt war und seine lange Pfeife angezündet hatte, trat er nochmals heraus, um den Anblick des hinter dem Teiche vorbei ziehenden Fackelzuges zu genießen. Der Fürst sprach wiederholt seine Bewunderung über den herrlichen Eindruck aus, welchen der rötliche Widerschein der Lichter am Himmel hervorbrachte. Darauf setzte er seinen Weg durch den Park fort und trat plötzlich durch die nach dem Sachsenwalde führende Pforte mitten in die Schar der zurückkehrenden Fackelträger. Sofort war der Fürst von diesen umringt. Es war ein prächtiges Bild: der Fürst beim Scheine der dunkelrot glühenden Fackeln umgeben von einer ihm unaufhörlich zujauchzenden Menge. Der Fürst äußerte, er habe schon manche Aufzüge und militärische Vorbeimärsche gesehen, aber noch niemals so viele fröhliche Gesichter.

**) Die Dresdener Sänger trafen vormittags um ½12 Uhr mittelst Extrazuges in Friedrichsruh ein. Die etwa um dieselbe Zeit erwartete Ankunft des Grafen Herbert Bismarck und seiner Braut, Comtesse Hoyos, machte einen Aufschub des Konzerts nötig. Die schon in Reih und Glied stehenden Sänger wurden deshalb von ihrem Dirigenten, Reinhold Becker, aufgefordert, in den Räumen des Bahnhofs und des dahinter belegenen Landhauses einige Zeit zu verweilen. Bald kam aber die Nachricht: Fürst Bismarck hat soeben das Schloß verlassen und ist auf dem Bahnhof. So war es. Der Fürst war ganz allein, auf seinen derben Knotenstock gestützt, nach dem Bahnhof gegangen, obwohl es fast noch eine halbe Stunde bis zum Eintreffen des Berliner Schnellzuges dauerte, der ihm den ältesten Sohn

Gesinnung, die wir Ihnen entgegenbringen. Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie die weite Reise nicht gescheut haben, und freue mich, Sie hier zu bewillkommnen.

Ihr Herr Präsident sprach von jener Zeit, wo die Stiftung der Liedertafel stattfand, ich glaube 1839. Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, so

---

und dessen Braut bringen sollte. Die frohe Erwartung leuchtete ihm aus den Augen; lebhaft und mit freundlichem Lächeln erwiderte er nach allen Seiten hin die Grüße, die ihm von dem zumeist aus den sächsischen Gästen bestehenden Publikum in stürmischer Weise entgegengerufen wurden. Der Fürst schritt in das für ihn reservirte Empfangszimmer, trat aber bald wieder auf den Bahnsteig hinaus, wo er sich an den ihm zunächst stehenden Dirigenten Reinhold Becker wandte und zugleich nach dem Präsidenten der Dresdener Liedertafel, Näumann, verlangte. Der letztere erschien, und nun ließ sich der Fürst mit diesen beiden „Spitzen" der Liedertafel in ein längeres Gespräch ein. Als der Fürst plötzlich bemerkte, in wie leichter „offizieller" Tracht, nämlich im einfachen Frack, die beiden Herren vor ihm auf dem zugigen Bahnhof standen, bat er sich energisch und wiederholt aus, daß die Herren sich doch nicht seinetwegen erkälten, sondern sich gefälligst ihre Ueberzieher anziehen möchten. Die Höflichkeit der freundlichen Sachsen ließ sie diese Worte des Fürsten jedoch so wenig ernst nehmen, daß sie der Aufforderung keineswegs Folge leisteten, bis der Fürst endlich erklärte: „Ja, meine Herren, wenn Sie sich nun aber nicht sofort mit Ihren Ueberröcken versehen, dann gehe ich selbst hin und hole sie Ihnen". Diese Drohung wirkte. Der Fürst trat mit seiner mittlerweile erschienenen Gemahlin und seiner Tochter, der Gräfin Rantzau, noch einmal in das Bahnhofszimmer zurück, und gleich darauf fuhr der Berliner Zug ein, dem die Comtesse Hoyos mit ihren Eltern und dem Grafen Herbert Bismarck entstiegen. Die Begrüßung war von beiden Seiten eine überaus herzliche. Schweigend umstanden die Zuschauer die Gruppe und blieben regungslos, bis die gegenseitigen Begrüßungen stattgefunden hatten; dann aber brach ein Sturm von jubelnden Hochs auf den Fürsten, die Fürstin und das Brautpaar herein, ein Jubel, wie ihn der Friedrichsruher Bahnhof selten gehört hat. Die Herrschaften schritten, nach allen Seiten grüßend, den Wagen zu.

Kurz nach ein Uhr zogen die Mitglieder der Dresdener Liedertafel, mit der Kapelle des Hanseatischen Infanterieregiments Nr. 76 an der Spitze, in den Schloßpark ein und stellten sich im Halbkreise an der Rückseite des Schlosses dicht unterhalb des großen Altans auf.

Hell und schmetternd erklang das von etwa hundert trefflich geschulten Kehlen gesungene Hoch dem Fürsten entgegen, als derselbe auf den Balkon heraustrat. Trotz der Kälte und des wiederholt in kleinen Schauern herabsprühenden Regens gesellte sich alsbald auch die Fürstin mit den übrigen Familienmitgliedern zu ihrem Gemahl. Ein Mitglied der Liedertafel überreichte der Fürstin einen prächtigen Orchideenstrauß, dessen schwarz-weiß-rote und weiß-grüne Seidenbänder in Goldstickerei die Inschrift trugen: „Ihrer Durchlaucht der Fürstin Bismarck — ehrerbietig gewidmet von der Dresdener Liedertafel am 21. Mai 1892."

Dem Hoch folgte zur Einleitung des Konzertes der von Ernst Schuch gesungene Wahlspruch der Liedertafel:

„Heil, deutsches Lied, dem Guten, Schönen
Soll Männergesang wie Orgelklang
Bei jedem deutschen Fest ertönen.
Auf, Sänger all! ‚Lied hoch' erschall!"

Darauf folgte das Bismarcklied: „Wer hat das Reich uns aufgebaut" von Paul Heyse, komponirt von Reinhold Becker, welcher letztere sämtliche Vorträge in vorzüglicher Weise dirigirte. Alsdann trat der Präsident der Liedertafel, Hof-Musikalienhändler Näumann aus Dresden, vor und richtete an den Fürsten eine längere Ansprache.

wurde damals das Wohlwollen zwischen den deutschen Stämmen nicht mit der Sorgfalt gepflegt, daß sie Früchte der Einigung hätte tragen können. Während in dem alten Reichsverbande Sachsen und Preußen zu Zeiten scheelsüchtig auf einander blickten, ist das nach Gottes Ratschluß heute anders geworden und, wie ich hoffe, für immer anders geworden. Die gemeinsamen Thaten im Felde gegenüber dem Angriff des Hauptfeindes, der unsere Nationalität bedrohte und unsere Einheit zu zerstören das Bedürfnis hatte, die Vermischung von Blut, Wunden, Tod auf dem Schlachtfelde von St. Privat hat den Kitt gebildet, der uns unzerreißbar zusammenhält. Wie die preußische und sächsische treue Kriegskameradschaft dort zum Werk der Einigung beigetragen hat, so ergibt sich aus der Geschichte, daß alle Einigkeit durch gemeinsame Kriegsthaten am festesten begründet wird. Wir haben gelernt, unter dem Donner der fremden Geschütze, daß wir nicht nur Nachbarn sind, sondern eine Einheit bilden und von einer deutschen Grenze bis zur andern zusammenhalten sollen. Unsere Einheit bedurfte auch, glaube ich, dieser Bluttaufe und der gemeinsamen Abwehr äußerer Feinde, um alle Verdrießlichkeiten vergessen zu lassen und nur das eine klar vor uns zu halten, daß wir nach Schillers Wort ein Volk von Brüdern sind, einig in Not und Gefahr. Es kann keinen Sachsen eine Gefahr treffen, die nicht von jedem Preußen und Bayern als die seinige empfunden würde, und wir werden in die alten Sünden der Zwietracht nicht wieder verfallen.

Die nationale Einigung aber wäre nicht möglich gewesen, wenn die Kohle unter der Asche nicht glimmend gewesen wäre. Wer hat dies Feuer gepflegt? Die deutsche Kunst, die deutsche Wissenschaft, die deutsche Musik: das deutsche Lied nicht zum wenigsten. Wir haben keine sächsische und keine preußische Musik gehabt, wir kennen keine partikularistische Musik in Deutschland. Wenn ein Lied gedichtet ward, so war es einerlei wo, es war ein deutsches, und es ist das deutsche Lied und die Pflege der Musik eine Macht gewesen. Auch die Universitäten und mit ihnen die deutsche Literatur haben merklich mitgeholfen, das Nationalitätsgefühl wach zu halten. Die Wissenschaft appellirt an den Verstand, die Musik ans Gefühl, und das Gefühl ist, wenn es zur Entscheidung kommt, stärker und standhafter als der Verstand des Verständigen.

Und deshalb erlauben Sie mir, daß ich Ihnen ein Glas bringe auf das Wohl Ihrer Liedertafel als Vertreterin der gesamten deutschen Musik und des deutschen Liedes und als einer Pflegerin unserer nationalen Einheit. Sie lebe hoch und möge noch lange dauern und wirken auf das deutsche Gefühl und, wenn der Verstand sich einmal wieder vom Gefühl lossagen sollte, dann dazu beitragen, daß das Gefühl dem Verstande überläuft.*)

*) Als sich die Begeisterung etwas gelegt hatte, betrat Reinhold Becker wieder die Dirigententribüne und die Sänger stimmten das „Deutsche Lied" von Kalliwoda an. Während dessen stieg der Fürst die Stufen zum Park herab und nahm Aufstellung vor den

26. Mai 1892.

Friedrichsruh. Ansprache an den Deutschen Radfahrerbund.*)

Meine Herren! Ihr Besuch macht mir eine große Freude. Einmal ist es eine hohe Ehre für mich, daß aus so weiten Gauen Deutschlands Landsleute kommen, um mich hier freundlich zu begrüßen. Ich sehe auch mit Vergnügen aus den Telegrammen, die ich aus Köln, aus Thüringen, aus Schlesien und anderswoher heute bekommen habe, daß Ihre dortigen Kameraden Ihnen zustimmen, wenn Sie mich hier begrüßen. Ein anderer Grund meiner Freude ist das Gedeihen Ihres Bundes; Ihr Sport involvirt eine Gymnastik, durch welche die körperliche Gesundheit gefördert und einigermaßen ein Ersatz gebildet wird für die in England gebräuchlichen Ball- und Ringspiele. Alles das hat bei uns nicht recht Wurzel geschlagen, während es in England selbst die Damen mit Vergnügen betreiben. Muskelkräftigende Uebung, wie sie im Ballspiel liegt, hat nicht recht Annahme bei uns gefunden. Fast der einzige Sport, der die Thätigkeit der unteren Muskeln pflegt, ist derjenige, den Sie betreiben. Es ist sehr anerkennenswert, daß Sie Ihren Landsleuten diese

---

Sängern. Nach Beendigung des „Deutschen Liedes“ trat Fürst Bismarck mitten unter die Sänger und sprach mit vollem Humor: „Meine Herren! Das deutsche Lied ist vom deutschen Trunk niemals geschieden gewesen, und so wollen wir denn nun einmal sehen, was uns Kulmbach geliefert hat. Ich bitte Sie zu einem Imbiß und einem deutschen Trunke!“ Auf die Bemerkung von R. Becker, daß programmmäßig noch zwei Lieder zu singen seien, meinte der Fürst — er hatte „zwei Liter“ verstanden —: „O, Sie können überzeugt sein, daß ein jeder zwei volle ‚Liter‘ kredenzt erhält.“ Diese Verwechslung von ‚Lieder‘ und ‚Liter‘ bewirkte, daß sofort eine launige und ungezwungene Stimmung Platz griff. Nach Beendigung des Programms dankte der Fürst dem Vorstande nochmals und unterhielt sich mit verschiedenen Herren in der leutseligsten Weise. Im Laufe des Gesprächs berührte der Fürst auch die Vorzüge Dresdens und sagte hierbei mit besonderer Betonung: „Ihr höchster Herr, Seine Majestät der König von Sachsen, ist mir stets ein besonders gnädiger und gütiger Herr gewesen!“ Und dann nach einer kleinen Pause: „Aber nun kommen Sie, meine Herren, nun wollen wir die zwei ‚Liter‘ trinken.“ Der Fürst führte hierauf die Teilnehmer der festlichen Huldigung nach den in dem Parke errichteten Zelten, wo eine Fülle von kalten Speisen und zahlreiche Fässer mit Bier aufgestellt waren. Hier, mitten unter den Sängern, stieß der Fürst mit jedem einzelnen an und bemerkte u. a.: „Die Gesundheit meiner Freunde ist auch meine Gesundheit — ich trinke auf Ihre Gesundheit, auf das fernere Gedeihen der Dresdener Liedertafel!“ Fast eine volle Stunde weilte der Fürst trotz der wenig günstigen Witterung im Parke unter den Mitgliedern der Liedertafel, wobei er mit einzelnen Personen eine kurze, lebhafte Unterhaltung führte. Nach zwei Uhr zog sich der Fürst ins Schloß zurück und ließ den Vorstand zu sich in seine Gemächer entbieten, um an der Frühstückstafel teilzunehmen.

*) Auf eine vom Gauverband I (Hamburg) des deutschen Radfahrerbundes ergangene Einladung hatten sich am Himmelfahrtstage achthundert bis tausend Mitglieder dieses Bundes in Friedrichsruh eingefunden, um dem Fürsten ihre Huldigung darzubringen. Die Radfahrer hatten sich im Walde an einer etwa eine halbe Stunde vom Schlosse entfernten Lichtung mit Bannern und Standarten aufgestellt. Nachdem dort der Fürst und die Fürstin Bismarck zu Wagen eingetroffen waren, hielt der Oberlehrer Esche aus Hamburg die Begrüßungsansprache.

Wohlthat verschafft haben. Ich wundere mich, daß Ihre Kunst nicht früher weitere Verbreitung gefunden hat, denn das Fahrrad ist keine Erfindung der Neuzeit. Ich erinnere mich, es vor siebenzig Jahren, als ich auf die Turnerschule kam, schon kennen gelernt zu haben. Draisine war damals die Bezeichnung, und man bewegte sich darauf fort, indem man sich auf dem Boden selber mit den Fußspitzen weiter stieß, und die Geschwindigkeit war auf ebenem Wege annähernd dieselbe wie die jetzt von Ihnen erreichte. Eine zweite Sorte bequemerer Art hatte eine Drehkurbel wie eine Kaffeemühle. Aber diese Draisine hat fünfzig Jahre geruht, bis vor etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren — älter ist es, glaube ich, nicht — eine lebhafte Förderung Ihres Sports eingetreten ist.

Ferner aber bin ich Ihnen dankbar als Politiker in Bezug auf meine frühere Thätigkeit. Ich freue mich über jede Arbeit, die eine Verbindung zwischen unseren deutschen Stämmen ohne Rücksicht auf die Grenzen der einzelnen Staaten herstellt. Ich danke Ihnen dafür und freue mich darüber, daß Sie Ihre Verbandsthätigkeit von Schleswig bis Bayern, ja, bis Oesterreichisch-Schlesien und Krain ausgedehnt haben. Um die Schranken zu beseitigen, die sich zwischen den einzelnen deutschen Stämmen noch erheben, sind alle Bestrebungen, sei es in Musik, in Gesang, in Sport, in Gymnastik, nützlich, weil sie das intime Zusammenhalten befördern. Darum bin ich Ihnen dankbar für die politische Seite Ihrer Thätigkeit und erkenne mit Freude den Einfluß, den Ihre Verbindung in Deutschland gewonnen hat.

Ich kann leider von hier die Banner auch mit der Brille nicht alle so sehen, um sie genau zu erkennen, aber ich sehe doch, daß ein guter Teil Deutschlands von denen, die hier versammelt stehen, vertreten ist und daß von den Gegensätzen, die uns vor vierzig Jahren getrennt haben, hier nichts mehr zu spüren ist. Das ist eine herzerfreuende Erscheinung für mich, daß die Einrichtung, an der ich gearbeitet habe, auch durch sportliche Verbindungen wie die Ihrige ausgebildet wird. Und in diesem Sinne danke ich Ihnen für Ihre Arbeit, die Sie in Ihrem Bunde über das Deutsche Reich hin mit dem uns verbündeten Oesterreich gemeinschaftlich geschaffen haben. Sprache, Literatur, Wissenschaft und Kunst haben an der österreichischen Grenze keinen Halt gemacht, ebensowenig wie Ihre Verbindung, und darum bitte ich Sie, mir beizustehen und ein Hoch auf die deutsche Radfahrkunst auszubringen mit Einschluß aller Mitglieder, soweit die deutsche Zunge klingt, also ein Hoch auf das Fahrrad als Ihr Bild und Ihren gesamten Bund. Er lebe hoch!

---

28. Mai 1892.

Friedrichsruh. Ansprache an die Mitglieder des Hamburgischen Vereins für Kunst und Wissenschaft.*)

Sie sagten, daß Sie mir heute nichts Neues bieten könnten. Aber ich wohne seit zwanzig Jahren hier im Walde, so schön jedoch wie heute habe ich den Wald noch nicht gesehen. Einen solchen Damenflor habe ich noch niemals gesehen. Ich möchte wünschen, ich würde im Walde immer so begrüßt und der Wald blühte immer in einem solchen Flor. Dieser Wunsch liegt in der menschlichen Natur. Ich bitte Sie, auf das Wohl der Damen anzustoßen, die hier sind, und auch auf diejenigen, die sie etwa zu Hause gelassen haben.**)

Der Text dieses Liedes***) thut mir mehr Ehre an, als ich in meinem ganzen Leben verdient habe. Diese Ehre muß ich mit denjenigen teilen, die mitgeholfen haben, das Geschaffene zu erringen. Ich denke dabei an die Tapferkeit des deutschen Heeres, ich möchte sagen, an den furor teutonicus, an die Festigkeit, die sich nicht nur im Gefecht, sondern auch im Biwak, in Schnee und Eis, in Hunger und den größten Strapazen bewährt hat. Und gerade die Truppen der Hansestädte und der diesen benachbarten Gebiete haben sich in dieser Beziehung hervorgethan. Mit ihnen, die mir das Beste erringen halfen, will ich die Ehre teilen. Jeder Mann war ein Held. Ich bringe ein Hoch aus auf die Sechsundsiebenziger und alle, die mit ihnen gekämpft haben.

---

30. Mai 1892.

Friedrichsruh. Ansprache an die Abordnung des deutschen Kriegervereins zu Mylau.†)

Ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sei den weiten Weg nicht gescheut haben, mich hier zu besuchen, und freue mich, durch Ihre Begrüßung die Erinnerung an unsere Kriegszeit wieder aufzufrischen. Gerade zu Weihnachten

*) Zahlreiche Mitglieder des Vereins hatten mit ihren Damen einen Ausflug nach Friedrichsruh gemacht, um im Sachsenwalde ein Maifest zu veranstalten. Nachdem die Gesellschaft sich an den im Walde aufgeschlagenen Tischen niedergelassen hatte, erschien der Fürst, begleitet von der Fürstin, der Gräfin Rantzau, der Gräfin Hoyos, dem Grafen Herbert mit Comtesse Hoyos und dem Grafen Wilhelm mit Gemahlin. Oberingenieur Andreas Meyer hielt eine Ansprache an den Fürsten.

**) Der Fürst verweilte längere Zeit in der Mitte der Gesellschaft und ließ sich mehrere hervorragende Persönlichkeiten Hamburgs vorstellen. Auf die Bemerkung eines der Herren, daß er bisher nur die Ehre gehabt habe, den Fürsten im Reichstage zu sehen, erwiderte derselbe: „Hier unter den Buchen ist es jetzt jedenfalls viel gemütlicher."

***) Im Verlaufe des Festes sang die Gesellschaft ein von Fräulein Dahlström gedichtetes Lied, in welchem der Fürst als der Begründer der Einheit Deutschlands gefeiert wird.

†) Die Abordnung überbrachte Grüße des Vereins.

fand ich Ihr hübsches Album unter dem Tannenbaum vor, worüber ich mich herzlich freute; ich gedenke gern der schönen Gegend des Vogtlandes, wie sie mir aus diesen Bildern und bei Gelegenheit meiner Reisen aus eigener Anschauung bekannt geworden ist: Grün in Grün, soweit das Auge reicht, und wellig, dazu die stattlichen Bauten, großartige Eisenbahnviadukte. Dabei habe ich die Erinnerung, daß dort auf der Höhe eine rauhe, aber gesunde Luft weht; dieselbe scheint Ihnen aber auch allen gut zu bekommen, denn das Aussehen jedes einzelnen von Ihnen bestätigt dies. Ich freue mich jedesmal, wenn ich Kriegskameraden von 1870 wiedersehe, und insbesondere, wenn sie mich auch hier besuchen und damit bekennen, daß sie der Kameradschaft eingedenk sind. Diese bildete die Unterlage für unsere nationale Einigung und wird sie immer bilden, denn die erste Bedingung unserer vaterländischen Einheit gegenüber den äußeren und inneren Gefahren ist das kameradschaftliche Zusammenhalten der Wehrhaftigkeit des gesamten deutschen Volkes, und um so erfreulicher ist mir das Zeugnis, welches Sie dafür ablegen. Unser gegenseitiges Verhältnis war nicht immer so, wie es jetzt ist. Der Feldzug 1870 hat uns aber einander näher gebracht, wir haben uns auf dem Schlachtfelde kennen und lieben gelernt. Zu diesem erfreulichen Ergebnisse haben die hohe Begabung und der deutsche Sinn Ihres obersten Heerführers und jetzigen Königs, des damaligen Kronprinzen, wesentlich mitgewirkt. Was er erkämpfen half, hält er als treuer Bundesfürst fest. Sein Vater war ein Herr von hoher geistiger Begabung, aber er stand zur Armee nicht in den engeren Beziehungen wie Ihr jetzt regierender König. Sie bestärken mich von neuem in der frohen Gewißheit, daß wir stets gute Kameraden sein werden, wo immer wir uns begegnen. Ich hoffe, daß dies nicht nochmals auf dem Schlachtfelde nötig sein wird; es ist ein wohlthuendes Gefühl, daß auch im Frieden diese Uebereinstimmung herrscht und gepflegt wird.

---

5. Juni 1892.

Friedrichsruh. Ansprache an eine Abordnung des Kriegervereins Osten.*)

Für Ihre guten Wünsche und die kameradschaftliche Begrüßung danke ich Ihnen herzlich. Wenn Sie erwähnten, daß von Bestand sein werde, was

---

*) Nachdem der Fürst die Ehrenmitgliedschaft des Kriegervereins Osten angenommen hatte, begab sich eine von dem Lieutenant der Reserve Dr. Diederich Hahn geführte Abordnung von 12 Mitgliedern nach Friedrichsruh, um ihm das Diplom zu überreichen. Der Fürst begrüßte die Abordnung mit einem kräftigen „Guten Morgen, meine Herren!", das militärisch mit „Guten Morgen, Durchlaucht!" erwidert wurde. Der Vorsitzende des Kriegervereins, Herr Pellens, überreichte das Diplom mit einer Ansprache.

in schweren Kämpfen unter dem alten Kaiser errungen ist, so möchte ich hervorheben, daß dieses in erster Linie von der Gesinnung und dem Verhalten des Standes abhängt, den Sie hier vertreten. Wenn der gesamte Kriegerstand treu zu Kaiser und Reich steht, wer will uns dann etwas anhaben? In Rücksicht hierauf freue ich mich aller Bestrebungen, die den Zweck haben, die Einigkeit der wehrfähigen Mannschaft zu pflegen. Auf dieser Einigkeit beruht die Erhaltung der Ordnung und der Gesetze, die Unabhängigkeit und Macht unseres ganzen Volkes. Der Kriegerstand ist bei allen Völkern jeder Zeit der bevorzugteste gewesen — mit Recht! und ich freue mich über jeden Verein, der aus ihm hervorgegangen ist und einen Beitrag bildet zum Zusammenhalten des Ganzen. Wenn alle Kriegervereine im Reiche von demselben Geist erfüllt sind und von derselben Entschlossenheit, das Erkämpfte zu behüten, so ist die Einheit da und gesichert. Mehrheit der Kopfzahl auf der andern Seite ist ohne Bedeutung; sie hat keine Macht in Händen. Ohne den Wehrstand ist der Nährstand seines Erwerbes nicht sicher und des Lehrstandes Thätigkeit steht in der Luft. Ihr Erscheinen und Ihre Worte sind mir eine erfreuliche Bestätigung, daß meine Ueberzeugung von Ihnen geteilt wird.*)

Ich habe mich vor meinen Wählern zu entschuldigen, daß ich das Mandat bisher nicht erfüllte. Aber was nicht ist, kann noch werden. Das Mandat währt noch drei Jahre, und wenn ich im Verlauf des letzten die Möglichkeit nicht gefunden habe, auf einem für mich annehmbaren Boden im Parlamente mitzuarbeiten, so sind diese Behinderungen im nächsten vielleicht nicht mehr vorhanden. Von der Entwicklung der Dinge wird auch mein Verhalten abhängen. Ich wünsche lebhaft, daß sich mir eine mit unseren soldatischen Empfindungen vereinbare Möglichkeit bietet, die Pflichten gegenüber meinem Wahlkreise zu erfüllen.

---

*) Darauf besichtigte Fürst Bismarck das Diplom und freute sich ganz besonders über die von Dr. Hahn verfaßten, dem Diplom angefügten plattdeutschen Widmungsverse:

Wat noch nümmens harr rutstudeert,
Hett uns uns' ol' Kanzler lehrt —
All uns Dütschen in de Welt:
Unse Sak' is god bestellt,
Denn wi brukt vör gor keen een,
As uns Herrgott, bang to ween!
Fürst von Bismarck hett das seggt!
Und he harr noch jümmer Recht!

Die Abordnung wurde zur Frühstückstafel gezogen. Dabei richtete Dr. Hahn eine kurze Ansprache an den Fürsten, welche diesen zu der oben folgenden Erwiderung veranlaßte.

8. Juni 1892.

Friedrichsruh. Ansprache an eine Abordnung des Vereins deutscher Krieger von 1870/71 zu Altona.*)

Ich freue mich sehr, die Krieger aus Altona bei mir zu sehen und danke dem Redner für die schönen Worte, für die mir erwiesenen Aufmerksamkeiten und für die Segenswünsche. Meine Lebensjahre sind zwar gezählt, nichtsdestoweniger würde es auch mich freuen, wenn ich noch einige Jahre mitmachen könnte.**)

---

18. Juni 1892.

Dresden.***) Ansprachen: 1) Auf die Begrüßung des Oberbürgermeisters Stübel am Leipziger Bahnhof.

Ich danke Ihnen, Herr Oberbürgermeister, von Herzen für Ihre warme Ansprache. Es ist für mich eine hohe Auszeichnung, von den städtischen Be-

---

*) Der Verein hatte den Fürsten Bismarck zum Ehrenmitgliede ernannt und die Abordnung beauftragt, das Diplom zu überreichen. Der Führer derselben, Kamerad Möller, hielt eine Ansprache an den Fürsten.

**) Der Fürst nahm sodann das Diplom mit lebhaftem Interesse in Augenschein. Er ließ sich die einzelnen Mitglieder der Abordnung vorstellen, fragte jeden nach dem Truppenteil, bei welchem er gestanden, und bemerkte dem mit dem eisernen Kreuz dekorirten Kameraden Kaule gegenüber, als er erfuhr, daß derselbe bei der Brigade Bredow gestanden, daß auch seine beiden Söhne dieser mit wahrer Todesverachtung in den Kampf gegangenen Kriegerschar angehört hätten und ihm, Gott sei Dank, erhalten geblieben seien.

***) Am 18. Juni mittags reisten der Fürst und die Fürstin von Friedrichsruh ab, um sich über Berlin und Dresden nach Wien zu begeben und dort der Vermählung ihres Sohnes Herbert mit der Comtesse Hoyos beizuwohnen. Die Reise glich einem Triumphzuge.

Auf dem Anhalter Bahnhofe in Berlin wurde der Fürst von mehreren Tausend Personen aus den besten Ständen enthusiastisch begrüßt. Beim Anstürmen der Menge entblößte er sein Haupt und streckte seine Rechte aus dem Wagenfenster heraus, welche von Hunderten geschüttelt wurde. Als ihm von Herren und Damen zahlreiche Blumenspenden überreicht wurden, lächelte er und äußerte: „Im Namen meines Sohnes und meiner späteren Schwiegertochter, welche diese Blumen bekommen, sage ich meinen aufrichtigsten Dank.“ Als man sich stets von neuem herandrängte, setzte sich der Fürst kurze Zeit, stand aber sofort wieder auf, als das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles“ erscholl. Nachdem ihm ein Glas Münchener von dem Wirt des Bahnhofs gereicht worden war, und er dieses bis zur Hälfte unter Verbeugung gegen das Publikum geleert hatte, rief jemand aus: „Silentium für den Fürsten Bismarck.“ Dieser lehnte sich weit zum Fenster hinaus und fragte: „Soll ich etwa reden?“ Als ihm dann aus dem Publikum ein lautes „Jawohl!“ zugerufen wurde, erwiderte er: „Meine Aufgabe ist Schweigen.“ Da tönte eine mächtige Stimme durch das Gewühl: „Wenn Sie schweigen, werden die Steine reden.“ Wiederum ertönte „Deutschland, Deutschland über alles“, und als schließlich Stimmen laut wurden, die dem Fürsten zuriefen: „Wiederkommen, wiederkommen!“ zuckte er mit den Achseln und machte mit der Rechten eine abwehrende Bewegung. Als sich der Zug in Bewegung setzte, wollte jeder dem Scheidenden noch einmal die Hand schütteln. „Wenn ich hundert Hände hätte, ich gäbe sie alle her, aber ich habe ja

hörden Dresdens in so ehrender Weise begrüßt zu werden,*) von Männern dieser Stadt, die sich in Deutschland, wie auch in ganz Europa in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht auszeichnet. Durch den wohlwollenden Empfang, der mir zu teil wird vom Rat der Stadt, deren Ehrenbürger ich bin, fühle ich mich so ausgezeichnet, als sei ich in eine höhere Ordensklasse eingerückt. Ich bin Ihnen hierfür von Herzen dankbar.

Es ist für mich aber auch eine Genugthuung. In meinen alten Tagen bin ich nicht mehr so leistungsfähig, wie Sie, Herr Oberbürgermeister, annehmen — ich nehme an, daß Sie es mit siebenundsiebenzig Jahren noch sein werden — aber ich habe ein hartes und rasches Leben hinter mir, so daß ich nicht mehr das leisten kann, was die Gegenwart verlangt mit ihren

---

nur zwei," scherzte der Fürst gerührt, und unter Gesang und Tücherschwenken entschwand er den Blicken.

Auch in Röderau, der ersten Station auf sächsischem Boden, wurde dem Fürsten ein großartiger Empfang bereitet. Der Fürst sprach nur wenige Worte: Die ihm zu teil gewordene Anerkennung berühre ihn um so tiefer, als sie ja nur dem Privatmann gelte, dem keine amtliche Autorität mehr zur Seite stehe.

*) Die Ansprache des Oberbürgermeisters Stübel lautete:

Durchlauchtigster Fürst! Gnädigste Fürstin!

Den ersten Willkommengruß in unserer Stadt wollen Eure Durchlauchten von den gesetzlichen Vertretern derselben huldvoll entgegen nehmen, von den Abgeordneten der städtischen Kollegien, welche im Sommer des Jahres 1871 in freudiger Erwartung der Heimkehr siegreicher Söhne und Brüder edelster Begeisterung voll dem Begründer des Deutschen Reichs das Ehrenbürgerrecht von Dresden anzubieten wagten.

Mit der gesamten Bürgerschaft haben wir seitdem von Jahr zu Jahr bis heute den Tag herbeigesehnt, an welchem wir Eure Durchlaucht als unsern Ehrenbürger hier begrüßen könnten.

Zwei Jahrzehnte der Geschichte des Deutschen Reichs sind seitdem verflossen, ein kleiner Zeitraum in der Weltgeschichte und doch — welch ein Wechsel der Geschichte: 1871 und 1892.

Von uns glaube ich sagen zu dürfen: Wir sind dieselben geblieben, dieselben vor allem Eurer Durchlaucht gegenüber. Getreue Unterthanen Seiner Majestät unseres allergnädigsten Königs und Herrn wissen wir uns von jeher eines Sinnes mit Allerhöchstdemselben in der Würdigung der unsterblichen Verdienste, welche Eure Durchlaucht um die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs ebenso wie um die Beschaffung der Grundlagen dauernden Friedens sich erworben.

Unauslöschlich ist unsere Dankbarkeit.

Aber auch Eure Durchlaucht stehen noch immer als die Heldengestalt von 1870/1871 leibhaftig vor unserem Auge, geistesfrisch und in unermüdeter Schaffenskraft, ja kampfbereit, wenn es gilt fürs Vaterland.

Wir sind hoch erfreut, Eure Durchlaucht und Sie, gnädigste Fürstin, gerade jetzt hier begrüßen zu dürfen, da Sie, um Zeugen zu werden von der Erfüllung längst gehegter, heißer Wünsche für das Haus Bismarck, auf der Reise nach dem Süden sich befinden.

Unsere herzlichsten Wünsche begleiten Sie auf allen Ihren Lebenswegen. Möge noch eine Fülle der Freuden Ihnen zu teil werden, dem durchlauchtigsten Fürsten insbesondere noch viel ungetrübte Freude an dem, was seine Kraft für das geliebte Vaterland nicht nur erstrebt, sondern, will's Gott, für Jahrhunderte geschaffen hat.

Nach alledem nochmals: Willkommen, herzlich willkommen!

nationalen Erfordernissen. Mit derselben Lebhaftigkeit und Tiefe verfolge ich alles, nur das Mitarbeiten ist nicht mehr mein Beruf; ich bin in das Privatleben zurückgetreten, aber ich folge allem, was unsere Nation betrifft, mit reger Emsigkeit, als beträfe es meine eigene Haut.

Ich habe kein anderes Interesse, als das der Sache selbst, an der ich Jahrzehnte gearbeitet habe. Und ich darf wohl sagen, daß ich meine Kräfte zu weit verbreitetem Erfolg — auch Erfolg für die Throne — verwandt habe. Einen wesentlichen Anteil am Erfolg hat Ihr gnädiger König, ihm, Ihrem gnädigen Herrn, zolle ich einen großen Teil Dankbarkeit, er war immer gnädig gegen mich. Seinen Beistand im Felde und auf dem Papier habe ich stets gefühlt, wo es das Wohl des Reichs und des Sachsenlandes galt.

Glücklich, daß es gelungen ist, beider Interessen zu versöhnen, die man vor dreißig Jahren für unversöhnlich hielt. Es ist ein Verdienst, nicht mein Verdienst, sondern das der Thatsachen, daß wir uns näher kennen gelernt haben. Ich war ja schon hier und kam damals über Leipzig. Damals war das eine lange Strecke — und in welcher kurzen Zeit bin ich heute nach Dresden gekommen! Wie lokal, so sind sich auch die Herzen näher gerückt, wir haben uns kennen gelernt und erfahren, daß mancher nicht so böse war, wie er früher gehalten wurde; wir sind ehrlich national und darum kann ich auf meine Thätigkeit mit Freude zurückblicken. Dies ist mir eine Genugthuung für manchen Verdruß, den ich habe erleben müssen.

Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen, daß Sie mich so feierlich und herzlich begrüßt haben. Ich freue mich, so viele Freunde hier zu haben. Ich nehme Sie nicht nach Zahl, sondern nach Ihrer Qualität.

Gott sei Dank, daß wir so zufrieden mit einander stehen; sehr viel Mißverständnisse und viel Mißtrauen hat geherrscht, jetzt stören keine Mißverständnisse das Vertrauen mehr. Es war eine schwere Arbeit, uns zusammen zu bringen, schwerer aber noch dürfte es sein, uns zu trennen.*)

---

2) Im Hotel Bellevue während des Fackelzuges.**)

Meine Herren! Ich danke Ihnen für Ihre ehrenvolle Begrüßung und ich bin bewegt, aber angenehm, durch diesen glänzenden Empfang, den ich hier

---

*) Die Fahrt vom Bahnhof zum Hotel bildete einen Triumphzug unter begeisterten Huldigungen.

**) Die Ansprache des Hofrats Osterloh lautete:

Empfangen Eure Durchlaucht durch uns zunächst den aufrichtigsten, herzlichsten Dank der gesamten Dresdener Einwohnerschaft, daß Sie, ungeachtet der stundenlangen Reise, am späten Abend noch unsere Huldigung entgegen zu nehmen sich bereit gefunden haben.

erfahren. Der ging von Herzen, also geht er auch zum Herzen, und um so mehr, als ich in meiner heutigen Stellung annehmen darf, daß er lediglich nur meiner Person und meiner Vergangenheit gilt.

In diesem Augenblicke, in dem ich als Sprecher meiner Mitbürger vor Ihnen stehe, stürmen auf mich Empfindungen und Eindrücke der mächtigsten Art ein. Stehe ich doch vor dem Manne, der durch seinen Geist und durch seine alles beherrschende Staatskunst das zur Erfüllung gebracht hat, was das Sehnen von Generationen echter Deutschen war. Ich glaube die Begeisterung herüber aus den Freiheitskriegen zu vernehmen, als nach Niederschmetterung des Korsen das Anbrechen eines deutschen Völkerfrühlings erwartet wurde. Harte Winterstürme vernichteten die Hoffnungen jener jugendlichen Vorkämpfer.

Aber immer von neuem in Wort und Lied regten sich die Wünsche nach Einigung der deutschen Stämme, und mit dem Dichter sang und klagte das Volk: „Was ist des Deutschen Vaterland?“

Die Jahre 1848 und 1849 sahen ein deutsches Parlament, aber fruchtlos war dessen Arbeit, und der Rückschlag war für alle Patrioten um so schlimmer, je größer die Hoffnungen vorher gewesen waren. Nur wie ein Vorzeichen für künftige Zeiten glänzte aus jenen Tagen die dem Könige Friedrich Wilhelm IV. dargebotene Kaiserkrone herüber.

Da begann die Thätigkeit Eurer Durchlaucht; von den eigenen Anhängern kaum verstanden, von den Gegnern auf das heftigste bekämpft, schlugen Eure Durchlaucht, durch Beifall nicht und nicht durch Gegnerschaft beirrt, jenen Weg ein, der die Krankheit Deutschlands heilen sollte. Einer aber verstand Sie voll und ganz: der unvergeßliche König und Kaiser Wilhelm.

„Was das Wasser nicht heilt, heilt das Feuer“, ist ein medizinisches Sprichwort früherer Zeit.

Nicht durch Volksbeschlüsse, nicht durch Gesangs- und Turnfeste war die Einigung zu erzielen, wenn auch die Sehnsucht nach einem geeinten Deutschland durch sie immer neue Nahrung erhielt.

Wie der Weg war, und wie die Mittel Eurer Durchlaucht einschlugen, das gehört der Geschichte an.

Das Material zum deutschen Einheitsbau war vorhanden, der Baumeister, der es verstand, die verschiedenen schwer zusammenfügbaren Quadern untrennbar zu vereinigen, waren Eure Durchlaucht.

Dem Erbfeinde fiel die unbeabsichtigte Rolle zu, durch das auf französischen Schlachtfeldern vergossene Herzblut aller deutschen Stämme dem Bau seinen kostbarsten, aber auch festesten Halt zu geben. Der Künstler aber, der auch die früher widerstrebenden Elemente und sich feindlich gegenüberstehenden Stämme durch die Macht der Thatsachen zu hingebenden Freunden und begeisterten Anhängern umwandelte, und der hier den höchsten Triumph seiner Staatskunst erreichte, das waren wiederum Eure Durchlaucht.

Deshalb haben die Dresdener Bürger es stets als ihre größte Ehre empfunden, daß Eure Durchlaucht durch das Band des Ehrenbürgerrechts der Dresdener Gemeinde dauernd verbunden sind.

Durchlaucht sind auf der Reise zu einem Familienfeste begriffen, bei welchem die Liebe Ihnen eine willkommene, holdselige Tochter zuführt.

Nehmen Sie, Durchlaucht, am heutigen Abend als Hochzeitsgabe der Dresdener Bürgerschaft die Liebe und Dankbarkeit und Anhänglichkeit unserer gesamten Bevölkerung entgegen.

Die Liebe höret nimmer auf,
Gott segne und schütze Eure Durchlaucht!

Ich bin in keiner amtlichen und autoritativen Stellung mehr, und was mir heute an Ehre erwiesen wird, ist das Ergebnis der Beziehungen, die sich in der Vergangenheit zu meinen Mitbürgern und mir gebildet haben. Ich stehe vor Ihnen als Vertreter einer abgeschlossenen Zeit, der weder in der Gegenwart noch in der Zukunft eine Mitwirkung an unseren weiteren Verhältnissen erstrebt. Aber es ist mir von höchstem Werte, wie von der höchsten Instanz, von der öffentlichen Meinung meiner Mitbürger, die Vergangenheit beurteilt wird, die ich Ihnen gegenüber vertrete und die Sie in meiner Person die Güte haben anzuerkennen. Wir haben gemeinsam gearbeitet, um der deutschen Nation den Rang zu verschaffen, auf den sie in Europa nach ihrer Geschichte und nach ihrer Begabung einen Anspruch hat.

Dazu war notwendig, daß wir uns dem Drucke des Netzes entzogen, das in scharfer Accentuirung der inneren Landesgrenzen in Deutschland über uns geworfen wurde, und daß wir dem Störer unserer inneren Entwicklung gemeinsam gegenüber traten an unseren äußeren Reichsgrenzen und Europa den neuen politischen Begriff lehrten, daß es eine starke deutsche Macht in Europa gebe, anstatt des früheren Preußens, das den Namen einer Großmacht führte, ohne die Kraft dazu zu besitzen, und das, allein auf seine langgestreckte, schmale Fläche angewiesen, doch der deutschen Nation in Europa nicht das Gewicht verschaffen konnte, auf das sie im Vergleich mit anderen Nationen vollberechtigt war. Die Franzosen, die Engländer, selbst die Russen waren uns an Gewicht und Ansehen vorausgegangen, heute sind sie es nicht mehr. Wir stehen ihnen vollkommen gleichberechtigt gegenüber, das hat eine schwere Arbeit gekostet. Es waren viele Vorurteile unter den deutschen Stämmen verbreitet. Wo sind sie gefallen? Hauptsächlich auf dem Schlachtfelde, wie Sie mit Recht erwähnten, wo wir auf einander — ich will sagen — eifersüchtigen Stämme erkannt haben, daß wir eigentlich alle besser waren, und daß wir alle tüchtige deutsche Kerls waren, die nur sich kennen zu lernen brauchten, um Mißhelligkeiten zu vergessen und den Wert der Stellung kennen zu lernen, die wir heutzutage nicht bloß in der europäischen Welt, sondern überall einnehmen.

Die Männer, die in erster Linie an einer Verwirklichung dieser Aufgabe mitgewirkt haben, sind natürlich weniger zahlreich geworden. Der Kaiser Wilhelm, der Kaiser Friedrich, Graf Roon, Graf Moltke sind zu ihren Vätern versammelt. Aber gerade Ihnen in Dresden lebt noch einer, der mit Degen und Feder in der wirksamsten Weise mitgewirkt hat an der Herstellung unserer deutschen Einheit . . . Ihr König Albert! Und ich kann meinen Dank für den Empfang, der mir heute zu teil wird, nicht kürzer und bezeichnender ausdrücken, als wenn ich Sie bitte, in den Ruf für den mir immer gnädigen Herrn und erfolgreichsten Mitarbeiter, nicht bloß an der Herstellung, sondern auch an der Ausdehnung und Erhaltung der deutschen Einheit, einzustimmen. Mit Vorsicht und Besonnenheit, mit Tapferkeit und Entschiedenheit ist Er einer der wesent-

lichsten Schmiede des Eisens gewesen, was uns zusammenhält. Und ich bitte Sie deshalb, meinen Dank für Ihre Begrüßung in einem gemeinschaftlichen Hoch entgegen zu nehmen, das wir auf Seine Majestät den König Albert von Sachsen ausbringen. Hoch, hoch, hoch!

Während die Tochter des Hofrats Osterloh der Fürstin Bismarck einen Strauß überreichte und dazu einen poetischen Gruß sprach, marschirte nunmehr der Fackelzug vor dem Fenster des Fürsten auf. Unbeschreiblich war der Jubel des vieltausendköpfigen Publikums, als der Fürst sichtbar wurde. Gegen dreizehntausendfünfhundert Fackelträger und mehr als sechzehnhundert Sänger mit Lampions waren jetzt auf dem Platze vor dem Hotel Bellevue mit achtzehn Musikcorps versammelt. Die Sängerschar sang zuerst das Lied: „Wie könnt' ich Dein vergessen". Dann folgte als zweiter Gesamtchor: „Das treue deutsche Herz" und als dritte Massendarbietung sangen die vereinigten Sängerchöre: „Die Wacht am Rhein". Nach dem letzten Liede erhob sich Fürst Bismarck unbedeckten Hauptes von seinem Sitze und sagte, allenthalben weithin vernehmbar:

Ich danke Ihnen ganz besonders für das letzte Lied, das Sie gesungen haben; denn es entstammt einer großen Zeit, die wir durchlebt haben. Dieses Lied hat sehr wesentlich dazu beigetragen, die deutsche Einheit zu erringen. Diese Einheit ist unverbrüchlich und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß diese Einheit zu stören noch viel schwerer sein und noch viel mehr Blut kosten würde, als damals, wo wir sie geschaffen.

Ich habe mein ganzes Leben dem Dienste der deutschen Nation gewidmet, und wenn ich Erfolge erzielte, so ist das in meinen alten Tagen ein Beweis, daß ich nicht umsonst gelebt habe. Das gegenseitige Wohlwollen der deutschen Stämme war früher nicht; es ist das Ergebnis der Politik der letzten Jahrzehnte! Gott erhalte es! Wir wollen sein und bleiben — ein einig Volk von Brüdern, wie wir im Kampfe geworden sind!

---

19. Juni 1892.

Tetschen. Ansprache an das Publikum auf dem Bahnhofe.

Ich freue mich von ganzem Herzen und danke Ihnen sehr, daß ich hier an der Grenze Oesterreichs so warme Aufnahme gefunden habe. Es ist stets mein Bestreben gewesen, mit diesem eng verbündeten Staate die freundschaftlichsten Beziehungen zu pflegen, und ich freue mich, daß mein Sohn bei seiner Verheiratung in privater Beziehung vollständig denselben Weg einschlägt, den ich in der Politik angestrebt habe. Die Freundschaft mit dem blutsverwandten und geschichtlich verbündeten Nachbarreiche, mit dem wir eine lange Grenze teilen, wird auch weiterhin auf die beiderseitigen Beziehungen Einfluß nehmen, und ich hoffe, daß sich diese Beziehungen weiter pflegen und daß Sie immer,

in alle Ewigkeit, unsere Freunde bleiben, oder wenigsten so lange, als wir hier Anwesenden auf dieser Welt leben und wirksam sein werden! Wenigstens so lange ich lebe, werde ich das Werk, das ich im Jahre 1879 persönlich in Wien nicht ohne Mühe durchgesetzt habe, nicht im Stiche lassen!*)

---

20. Juni 1892.

Wien.**) Ansprache an den akademischen Gesangverein.***)

Ich danke Ihnen herzlich für die schöne melodiöse Begrüßung, die aus Freundesherzen kommt und zum Herzen dringt. Wir werden die alte Stammesgenossenschaft immer, zu allen Zeiten, pflegen. Kommen einmal wieder Irrungen vor, sie werden vorübergehen, und wir werden dann um so fester zusammenleben. So fasse ich auch unsere Beziehungen auf. Wenn auch als Privatmann hier weilend, so freue ich mich doch, eine solche Vertiefung unserer Beziehungen zu finden, und ich hoffe, dieselben werden von Ihnen ebenso gut wie von uns mit Erfolg gepflegt werden, so lange wir leben und auf Erden wandeln. Von meiner Seite wird es jedenfalls geschehen ebenso wie zu jener Zeit, als wir die Anknüpfung dieses Verhältnisses als notwendig erkannt haben. Hoffentlich wird uns Gott die Gnade gewähren, daß unsere Freundschaft dauernd erhalten bleibe. Das walte Gott! Gott schütze unsere Freundschaft!

Stürmische Prositrufe erklangen durch den Flur. Dann trat ein Mitglied des akademischen Gesangvereins vor und sagte: „Gestatten Durchlaucht, daß ich im Namen des akademischen Gesangvereins unsern herzlichsten Dank ausspreche und den Ausdruck unserer Gefühle, welche uns in diesem Momente beseelen. Wir bilden hier die Vertretung der deutschen Studentenschaft Oesterreichs und aller jener, welche sich als Deutsche in Oesterreich fühlen. Mit Stolz sage ich es, daß die akademische Jugend Oesterreichs in Liebe und Anhänglichkeit zum bedeutendsten Manne unseres Volkes hält und daß die deutsche Jugend Oesterreichs in kräftigem nationalem Bewußtsein aufwächst." Fürst Bismarck begleitete diese Rede mit freundlichem Kopfnicken, trat dann vor und fragte: „Sind die Herren ausschließlich

---

*) Zu dem Redakteur einer in Tetschen erscheinenden Zeitung sagte der Fürst noch: „Die Freundschaftsbezeugungen der Deutsch-Oesterreicher freuen mich sehr, und ich finde sie auch begreiflich, da wir alle ja eigentlich demselben schönen Ziele zustreben!"

**) Am 19. Juni ½11 Uhr abends langte der Fürst in Wien an. Laute Ovationen, namentlich von Studenten und Turnern, geleiteten ihn nach dem Palffyschen Palast. Am nächsten Mittag erfolgte eine Auffahrt von Studenten, die ihre mit schwarz-rot-goldenem Rande verzierten Karten abgaben. Am Abend fand eine Soirée statt, zu welcher der höchste Adel Oesterreich-Ungarns geladen war.

***) Der akademische Gesangverein brachte dem Fürsten im Schloßhofe des Palffyschen Palastes bei Fackelschein ein Ständchen.

aus der Studentenschaft?" Mehrstimmige „Ja" tönten ihm als Antwort entgegen, worauf Fürst Bismarck wieder das Wort nahm:

Es ist eine um so höhere Ehre für Sie, daß Sie neben der Wissenschaft auch die Kunst in dem Maße pflegen, wie Sie es gezeigt haben. Gerade die Kunst und die Wissenschaft sind das, was uns Deutsche verschiedener Länder zusammenhält. Wir haben immer eine gemeinsame deutsche Kunst gehabt. Wien hat Großes in der Musik geleistet. Am Himmel seiner Kunst leuchten Sterne wie Mozart und Haydn. Schon damals war die Kunst ein Bindemittel zwischen den Deutschen. Deutsche Musik und deutsche Poesie sind es, welche ein geistiges Band zwischen allen Deutschen bilden, welche alle Gefahren und Kämpfe der Vergangenheit überdauert haben, und auch in Zukunft wird es so bleiben — ein Bindemittel unserer gegenseitigen nationalen und geschichtlichen Beziehungen. Sollte je eine Verdunkelung wieder zwischen uns eintreten, wir werden uns immer wieder zusammenfinden.*)

München.**)

24. Juni 1892.

Ansprachen: 1) An die städtische Deputation.***)

Meine Herren, ich bin sehr dankbar für die hohe Ehre Ihres Besuchs. Als ich diese Reise antrat, that ich es mit dem hoffnungsfrohen Herzen eines

*) Stürmische Prositrufe begleiteten wiederum diese Worte bei mehreren Stellen und zumal am Schluß. Nun trat der ins Palais befohlene Nährvater, ein Restaurateur, vor und bot dem Fürsten in einem großen silbernen Becher schäumendes Bier. Der Fürst fragte die Studenten: „Soll ich das wirklich trinken?" „Ja, ja," scholl es ihm brausend entgegen. Der Fürst nahm den Becher in die Hand, hob ihn hoch empor und rief: „Der deutschen Kunst, in deren Vertretung Sie hier sind, und der deutschen Wissenschaft! Gott schütze sie!" Die Studenten umringten hierauf den Fürsten unter stürmischen Hochrufen; aus ihrer Mitte erscholl laut der Ruf: „Der Baumeister des Deutschen Reichs, er lebe hoch!" Mit Biergläsern in der Hand gruppirten sie sich um den Fürsten, und fröhlich stieß Bismarck mit einzelnen von ihnen an.

**) Der Fürst reiste am 23. Juni von Wien ab und kam am folgenden Tage morgens bald nach 2 Uhr in München an. Trotz der frühen Stunde wurde ihm von einer tausendköpfigen Menge (Studentenschaft, Turner, Feuerwehr ꝛc.) ein großartiger Empfang bereitet. Im Laufe des Vormittags brachte der akademische Gesangverein ein Ständchen. Der Fürst äußerte zu den Mitgliedern des Vorstandes: „Ich freue mich, daß mir hier in München ein solcher Empfang zu teil geworden ist. Um die frühe Morgenstunde, in der ich angekommen bin, hätte ich bloß noch Nachtwächter auf der Straße vermutet."

***) Die Ansprache des Bürgermeisters Dr. von Widenmayer lautete: „Durchlauchtigster Fürst! Durchlauchtigste, gnädigste Fürstin! Wie unvorbereitet München war, die hohen Gäste würdig zu empfangen, davon ist unser großer Mitbürger, dessen Heim Durchlaucht mit ihrem Besuch beehrt haben, ein unverdächtiger Zeuge. Aber das Herz ist zu festlichem Gruße immer bereit, da, wo es mit Verehrung, Dank und Liebe beteiligt ist. So bittet die

Vaters, der für seinen Erstgeborenen eine Lebensgefährtin findet, die allem entspricht, was ein Vater seinem Sohn wünschen kann. Aber ich habe nicht erwarten können, daß meine Befriedigung durch eine so glänzende Aufnahme überall und durch politische Erfahrungen — anders kann ich es auch als Privatmann nicht bezeichnen — erhöht werden sollte, wie ich sie, besonders in Dresden und hier, gemacht habe. Die wohlwollenden Begrüßungen, welche mir zu teil wurden, sind eine Genugthuung für mich, besonders weil niemand, der sich mir nähert, Grund hat, von mir irgend etwas zu erwarten oder zu fürchten, während in Amt und Würden ein gewisser Abzug geboten ist. Ich bin tief gerührt davon und in hohem Maße erfreut. Es ist mir, ich möchte sagen, als wenn ich Absolution von meinen politischen Sünden erhielte, die ich ja begangen habe wie jeder andere, der so lange wie ich am Ruder geblieben ist. Es ist das ein Zeugnis, daß die besseren Eindrücke meiner Amtsführung die überwiegenden geblieben sind, und ich habe das Gefühl eines Primaners, der mit einem guten Abiturientenzeugnis abgeht.

Zugleich geben mir diese Kundgebungen Grund zu fester Hoffnung für unsere deutsche Zukunft. Das ist keine Ueberhebung, denn die Aeußerungen des Wohlwollens für mich persönlich sind ein Ausdruck der Befriedigung mit den Zuständen wie sie sind, und da ist Aussicht, daß die fünfzig Millionen unserer Landsleute sich das Errungene nicht werden rauben lassen.

Es ist eine besonders gnädige Fügung Gottes gewesen, daß er unsere lange von der Vorsehung scheinbar vergessene Nation Wege geleitet hat, die zu einer dauernden Einigung zu führen geeignet waren. Nehmen Sie an, die Einigung wäre durch kriegerische Macht von irgend einer Seite erzwungen worden; da wäre in den Vergewaltigten das Gefühl der Gegnerschaft schwer erloschen und die Dauer des Werkes zweifelhaft. Aber Gott hat uns so geführt, daß in jenem Werdegange — wie man im Norden sagt — alle Volksstämme mit deutschen Armes Kraft mit auf den Amboß zugeschlagen haben, auf dem die Einheit geschmiedet ward. Die Sachsen bei St. Privat, die Württemberger vor Paris, die Bayern bei Wörth, Bazeilles und im Schnee von Orleans, sie alle haben freudige und stolze Erinnerungen an die Tage unserer Einigung. Das ist Gottes Gnade, daß es so gekommen ist.

Stadt München, ihren Willkommgruß zu würdigen. Wir haben mit warmer Teilnahme und innigen Segenswünschen Eure Durchlaucht auf Ihrer Reise nach der schönen Kaiserstadt begleitet, als Sie in den gewaltigen Baum des Bismarckstammes ein neues, holdes Reis aufnahmen. Der Jubel, mit dem München Eure Durchlaucht empfing, ist nicht mit dem Winde verweht, denn er wurzelt in dem Dank einer gut deutschen Stadt für die unvergänglichen Verdienste Eurer Durchlaucht um Deutschlands Einigung, um Kaiser und Reich, und in dem besonderen Dank der bayerischen Hauptstadt für die Bayern alle Zeit bewiesene Freundschaft. Mögen viele frohe Stunden in diesem Künstlerheim Ihr und der Fürstin Herz erfreuen. Der Bürgerschaft Münchens aber bitten wir die besondere Ehre zu erweisen, das Haus der Stadt zu besuchen."

Wenn nach 1866 das Deutsche Reich schon hergestellt worden wäre, so hätte es auf viele unserer Landsleute doch den Eindruck einer Gewaltthat gemacht, und der Bürgerkrieg als einziges Mittel zur Lösung des gordischen Knotens unserer geschichtlich überkommenen Uneinigkeit würde trübe Ausblicke in die Zukunft verstattet haben. Aber, daß wir alle vereint haben mithelfen können, ist die Bürgschaft der Dauer.

Vollkommen ist ja nichts auf dieser Welt, und wir werden immer noch Zwirnsfäden zu lösen haben, aber doch nur Zwirnsfäden. Im ganzen ist die Einigung von allen Stämmen gebilligt, und die Eintracht der Stämme, die ich als Vorbedingung inneren Friedens und äußerer Geltung und Sicherheit stets betrachtet habe, ist vorhanden. Nach engeren Formen der Einheit zu streben, ist unnötig. Das Beste ist des Guten Feind, ohne daß ich deswegen in allem contenti estote sagen möchte.

Der deutsche Sinn wird uns nicht verlassen, und ich glaube nicht, daß äußere Gewalt uns etwas thun kann. Ich gehe noch weiter, ich glaube nicht, daß die große Gefahr, welche im teutonischen Selbständigkeitsgefühle liegt, uns auseinandersprengen könnte. Trotz aller Utopien bleibt herrschendes Prinzip in Deutschland doch immer die öffentliche Meinung des großen Durchschnitts der gebildeten Stände. Und was meine Aufnahme in großen Städten wie Dresden und hier betrifft, so ist sie mir deswegen so wohlthuend, weil sie von dem eben bezeichneten ausschlaggebenden Teile der Bevölkerung ausgeht. Ich werde in den heimischen Wald befriedigter zurückkehren, als ich ihn verließ.

---

2) Bei Gelegenheit des Fackelzuges.

Ich sage Ihnen herzlichsten Dank für die Begrüßung, die Sie mir hier darbringen. Ich kann Sie nur bitten, das heutige Fest zu beenden, indem Sie meinem Worte sich anschließen, daß wir das Deutsche Reich, welches unter dem alten deutschen Kaiser in Verbindung mit Ihrem erhabenen Prinzregenten, unserem erlauchten Kriegskameraden, vor zweiundzwanzig Jahren begründet wurde, daß wir dieses Reich mit eisernen Klammern festhalten.

---

25. Juni 1892.

3) Bei dem Besuche des Rathauses.*)

Ich bin aus meiner Heimat ausgefahren, um meinem Hause eine neue Tochter zu werben. Daß ich bei dieser Gelegenheit tausend und aber tausend

*) Im Saal der Gemeindebevollmächtigten waren die städtischen Kollegien, einige Schulinspektoren, Stiftspropst von Türk und die städtischen Oberbeamten versammelt, welche den

von Freunden und, nachdem ich nicht in Amt und Würden, darf ich wohl sagen, persönlichen Freunden, begegnet und begrüßt habe, erhöht ja in besonderem Maße die Genugthuung und Freude, mit der ich von meiner Sommerreise wieder in die Heimat zurückkehren werde.

Es wird die Anerkennung, die ich bei dieser Gelegenheit von einer so großen Anzahl meiner Landsleute erfahren, um so erhebender für mich, als sie mir entgegentritt an den hervorragenden Sitzen deutscher Intelligenz und Bildung. Denn man darf diese doch in den größten unserer Städte suchen und die größten, wenn ich das mir benachbarte und befreundete Hamburg abrechne, sind eben Dresden und München. Ich bin dabei nicht blind für die amtlichen Zentralsitze unserer Bildung an den Universitäten, die ich ja hier auch zu begrüßen Gelegenheit habe; aber wenn ich nach den kleineren deutschen Universitäten hinkäme, so habe ich wohl die Ueberzeugung und ich darf wohl sagen die Bürgschaft, daß ich dort mit demselben Wohlwollen aufgenommen werden würde, wie hier von der studirten und nicht studirten Münchener Welt. Wenn ich die Anerkennung der Jugend und die Anerkennung der gebildeten Bürgerschaft unter meinen Landsleuten vereinige, dann bin ich auch dessen sicher, was ich allein in meinem Privatleben noch erstrebe, ein gewisses und gerechtes Maß der Anerkennung von seiten derer, die nach mir und nach uns leben werden.

Ich bin ja in der Lage, mich mit dem, was nach mir kommen wird, schon mehr zu beschäftigen als mit der Gegenwart; denn in meinem Alter habe ich so sehr viel nicht mehr vor mir und die paar Jahre kann ich es schon aushalten. Aber es mag kommen, wie es will, ich wünsche auch denen, die lange nach mir leben werden, nicht nur ein langes, sondern auch angenehmes Leben. Dazu gehört vor allen Dingen Friede im Innern und Aeußern im Vaterland, Friede und Eintracht unter den deutschen Stämmen, die lange Jahrhunderte ohne landsmannschaftliches Wohlwollen einander gegenüberstanden

---

Fürsten und die Fürstin, als er mit Dr. Schweninger und Professor von Lenbach eintrat, mit dreifachem Hoch begrüßten. Der Fürst betrachtete den Saal und die mit Damen dicht gefüllte Galerie und begab sich darauf in den Magistratssaal, woselbst Bürgermeister Dr. von Widenmayer folgende Ansprache hielt:

„Ich reiche Eurer Durchlaucht den Becher zum Ehrentrunk. Gepriesen sei die Stunde, in der Eure Durchlaucht das Haus der Stadt betraten. Sie wird im Herzen derer, die sie miterlebt, wie im Buche der Stadt fortdauern als eine Stunde des Glücks. Wir denken in diesem weihevollen Augenblicke an die gewaltigen Dinge, die im deutschen Volke seit zweiundzwanzig Jahren geschehen sind, an die geheiligten Gestalten, denen das deutsche Volk seine nationale Wiedergeburt verdankt, vor allem an des großen Reichskanzlers eigene Thaten. Jeder Tag dieses Lebens stand im Dienste deutscher Einheit und Größe. Nehmen Eure Durchlaucht den Dank und Segen der Stadt München aus dem Munde ihrer Vertreter entgegen, und die wärmsten Wünsche für Ihr und der fürstlichen Familie Wohl und Glück. Stimmen Sie mit mir ein, meine Herren Kollegen, in den Ruf: ‚Seine Durchlaucht, Fürst Bismarck, er lebe hoch!'“

und oft mit gezogenem Schwerte einander gegenübertraten. Also Friede nach innen, Friede nach außen! Ihn gestört zu sehen, können doch nur böse oder gewissenlose Leute wünschen.

Wir sind ja gerade durch die große Macht, die uns die Einigkeit und gewonnene Eintracht gibt, ziemlich sicher, daß wir nicht mit demselben Mutwillen angegriffen werden, wie noch vor einigen zwanzig Jahren und früher öfter. Man hat ja doch gesehen, daß sich das geeinigte Deutschland nicht so behandeln läßt, wie das zerrissene; wir haben die volle Ebenbürtigkeit im Ansehen vor dem Auslande mit den anderen großen Nationen, die früher als wir einig geworden waren, ganz zweifellos erlangt. Man respektirt uns und man wird uns nicht mutwillig angreifen, namentlich, wenn fortbestehen bleibt die südliche und südöstliche Deckung unserer Grenze, die wir durch das gute Verhältnis mit Oesterreich-Ungarn gewonnen haben und bei der Bayern beteiligt ist mit einer sehr langen Strecke von Hof bis Lindau herunter. Die Sicherheit, auf dieser langen südöstlichen Strecke Friede und Freundschaft zu haben, ist namentlich auch für Bayern wohl von hohem Wert, aber auch für ganz Deutschland, und die Pflege dieser zwar internationalen, aber doch auf alten Traditionen beruhenden Freundschaft ist meines Erachtens die Pflicht einer jeden deutschen Reichsregierung, und ich hoffe, daß diese Pflicht erfüllt wird.

Am sichersten wird sie erfüllt werden von einem Teilnehmer an dem Kriege, durch den wir sie erkämpft haben. Seine Königliche Hoheit der Regent von Bayern ist einer der erlauchten Kriegskameraden meines damaligen Königs und aller derer, die mitgefochten haben, und die bayerischen Truppen, deren Blut zum Kitt unserer damals gewonnenen Einigkeit gehört, wissen, daß er in jeder Gefahr in ihrer Mitte geblieben ist, ebenso wie die Prinzen aus dessen Hause, die nicht im Hauptquartier, sondern bei ihrer Batterie den Krieg mitmachten. Also erlauben Sie mir — obwohl ich schon nicht mehr berechtigt bin, von dem hohen Herren zu sprechen, nachdem Sie mich mit meiner Gesundheit überrascht haben — daß ich ein Glas auf das Wohl Ihres mir immer sehr gnädig gewesenen Herrn und Regenten leere.

Seine Königliche Hoheit der Prinz und Regent Luitpold von Bayern lebe hoch, hoch, hoch!

Das ist ein Toast, der in das Rathaus vor allem hineingehört und den ich mit vollem Herzen ausbringe.

---

4) Beim Besuche der Kunstausstellung.

Ich bin nicht gekommen, um mein Kunstbedürfnis zu befriedigen, da ich meinen Besuch leider nicht so lange ausdehnen kann, ich bin an diese Stätte nur gekommen, um der Münchener Kunst und den Münchener Künstlern meine

Hochachtung zu bezeugen. Es ist eine Art Staatsvisite, die ich mache, und doch kann ich wieder nicht Staatsvisite sagen, da ich mit dem Staate nichts mehr zu thun habe. Es freut mich, durch den Pinsel Lenbachs hier mich so verewigt zu sehen, wie ich der Nachwelt gerne erhalten bleiben möchte.

---

5) Bei Gelegenheit der Serenade.*)

Ich freue mich, meine Herren, neben den Vertretern der Musik auch die der Wissenschaft heute hier sehen und begrüßen zu können. Kunst und Wissenschaft — lange Zeit hindurch die Träger der deutschen Einheit — in Ihnen hier vertreten zu sehen, bleibt für mich eine freudige Erinnerung. Meine Erinnerung wird zwar nicht mehr lange dauern. Denn ich bin alt. Sie aber sind noch jung! Erinnern Sie sich stets der nationalen Gelübde, wie sie heute hier in gebundener Rede und Musik ausgesprochen wurden. Erinnern Sie sich daran: darum bitte ich Sie nur. Ich sage Ihnen nochmals meinen herzlichen Dank!

Demnächst empfing der Fürst eine Abordnung des Sängerbundes. Auf die Ansprache des Führers der Abordnung, Dr. Dürck**), erwiderte er Folgendes:

Ich erkenne mit dem Herrn Vorredner die Macht und die Gewalt des deutschen Liedes in seinem vollen Werte an. Im Kriege wie im Frieden hat es sich bewährt. Unsere deutschen Bürger wie unsere Soldaten sind empfänglich für die Macht der Töne, sie haben die Soldaten fortreißen helfen zu großen Thaten. Für mich ist es eine große Gnade von Gott, daß die Arbeit meiner Vergangenheit in der Richtung gelegen hat, die das deutsche Lied, den deutschen Geist seit langem hat fortschreiten lassen.

---

*) Nachdem der Zug, an welchem etwa 8000 Personen (Studenten, Turner, Künstler, Sportvereine) teilnahmen, vor der Villa Lenbach, wo der Fürst wohnte, angelangt war, ergriff der Sprecher des S. C. der Universität das Wort: Er bringe im Auftrage des S. C. den allerschuldigsten Tribut dankbarer Begeisterung der Studentenschaft. Der Fürst habe mit eiserner Energie in siegreichem Kampfe den patriotischen Traum Deutschlands erfüllt: die Einigung Deutschlands. Jubelnd sei der Entschluß begrüßt worden, dem Fürsten einen Fackelzug zu bringen, und auch heute sei die ganze Studentenschaft freudig gefolgt, dem Fürsten ihre Huldigung mit darzubringen, der die Studenten stets gefördert und geschützt und der das Vaterland groß gemacht habe. In das von dem Sprecher ausgebrachte Hoch stimmte die gesamte Studentenschaft sowie das dichtgedrängte Publikum begeistert ein.

**) Dr. Dürck hatte in begeisterten Worten der Freude Ausdruck gegeben, die München erfülle, Bismarck in seinen Mauern beherbergen zu dürfen. Die Reise des Fürsten sei ein Triumphzug gewesen, wie ihn die Geschichte nicht kenne. Der Fürst habe das Wort „Lied wird That" zur Wahrheit gemacht. „Der Dank ist tief in aller Herzen eingegraben. Nie lassen wir von Bismarck! Gott schütze unsern Bismarck und sein Haus!"

Es ist für mich ein hohes Glück und eine hohe Ehre, daß mein Name und meine Vergangenheit identifizirt worden ist mit den nationalen Gefühlen meiner Landsleute. Es ist mir vergönnt gewesen, meinen Namen in die Rinde der deutschen Eiche einzuschneiden zu dauernder Erinnerung. Daß dem so ist, dafür danke ich Gott und darauf bin ich auf Erden, so lange ich lebe, stolz.

Daß Sie diese Gefühle teilen, macht mir den Abschied von München noch schwerer, als er mir schon jetzt wird. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß ich in meinem jetzigen unabhängigen Zustande auch in einem andern Jahre als in dem laufenden Sie noch sehen werde, um die freundlichen Beziehungen zu erneuern, die ich hier geknüpft habe. Von ganzem Herzen danke ich Ihnen für Ihre künstlerischen Leistungen und für die Beweise des Wohlwollens für mich und die Meinigen. Ich danke Ihnen nochmals!

---

26. Juni 1892.

6) Auf dem Bahnhofe bei der Abreise.*)

Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank für den Empfang sowie für die mir jetzt zu teil gewordene Begrüßung. Ich habe seit meiner vierzigjährigen Dienstzeit viele Dienstreisen machen müssen; mehr aber und großartiger bin ich nicht geehrt worden als jetzt, da ich als Privatmann auf meiner Reise München berührt habe. Das freut mich sehr und ich sage allen meinen tiefgefühltesten Dank. Ich bitte Sie, die Ordnung im Bahnhofe aufrecht zu erhalten, und spreche die Hoffnung auf ein fröhliches Wiedersehen hiermit aus.

---

26. Juni 1892.

Augsburg. Ansprache im Rathause.**)

Mit meinem herzlichen Dank für diese Ihnen aus dem Herzen gekommene Begrüßung verbinde ich zunächst den Ausdruck meines Bedauerns darüber, daß die Umstände mich nötigen, nur so kurze Zeit in dieser weltberühmten Kaiserstadt, in welcher ich so viele und treue Freunde und einen so tapferen und

*) Der Fürst und die Fürstin reisten am Mittag des 26. Juni von München ab, um sich über Augsburg nach Kissingen zu begeben.

**) Der Fürst benützte seinen einstündigen Aufenthalt in Augsburg, um eine Rundfahrt durch die Stadt zu machen und sodann das Rathaus zu besuchen; dort begrüßte ihn der Bürgermeister von Fischer namens der Stadt und reichte ihm hierauf in einem prächtigen silbernen Pokal den Ehrentrunk.

langjährigen Kampfgenossen in der Herstellung des Reichs, Ihren Herrn Oberbürgermeister, begrüße, zu verweilen. Aber ich wußte überhaupt nicht, daß ich nach Augsburg, ja auch nur nach München kommen könnte, bevor die mir sehr wohlgewogene bayerische Verwaltung mir den Reiseplan festgelegt hatte. Nun, da ich mit Hilfe meines bayerischen Pflegers, der mir gegenüber steht,*) alle Anstrengungen einer in meinen Jahren ungewohnten Reise so wohl überstanden habe, wäre ich gerne länger hier geblieben, aber es lag doch der Reiseplan so fest, daß ich ohne schwere Belästigung der Eisenbahnverwaltung meine persönlichen Wünsche nicht auszusprechen wagen durfte. Ich weilte gern Tage da, wo ich früher mit meinem alten verstorbenen Herrn im Fuggerhaus ebenfalls tagelang geweilt habe. Im übrigen ist mir die freundliche Begrüßung, die ich hier fand, ein neuer Beweis, daß Gottes Gnade mich von dem Fluch des Alters, der Vereinsamung, fern gehalten hat. Ich habe kaum glauben können, als ich meinen heimatlichen Wald verließ, daß ich im fernen Süden so viele und so warme Freunde finden würde, wie in Dresden, wie in München, wie hier, ja wie auch in Wien. Daß das der Fall ist, gibt mir für die Jahre, die ich mit Gottes Hilfe noch zu leben habe, eine Stärkung und eine Genugthuung im Rückblick auf mein Leben, denn ich darf in Ihrem Wohlwollen eine Billigung und Anerkennung dessen sehen, was ich in meinem Leben gethan habe. Dafür meinen herzlichen Dank!

Nunmehr den silbernen, weingefüllten Krug, der ihm im Namen der Stadt kredenzt wurde, ergreifend, sagte der Fürst:

Aus diesem Silber, einem Metall, dessen Verarbeitung in Augsburg lange Zeit sprichwörtlich gewesen ist, bekräftige ich meinen Dank, indem ich auf das Wohl der Stadt, civitatis et qui illam regit, diesen Becher leere.**)

---

*) Professor Dr. Schweninger.

**) Indem der Fürst den Pokal ansetzte, fügte er lächelnd hinzu: „Wenigstens will ich's versuchen."

Ueber die weitere Fahrt durch Schwaben und Franken ist Folgendes zu erwähnen: In Nördlingen benutzte der Bürgermeister Reiger den kurzen Aufenthalt des Fürsten, um ihm die große Freude, den Einiger Deutschlands begrüßen zu können, und die aufrichtige Verehrung auszudrücken, welche auch in Nördlingen dem Fürsten in den Herzen der Bevölkerung entgegenschlage. Fürst Bismarck antwortete so eingehend, als es ihm die kurze Zeit erlaubte. Sichtlich gerührt suchte er nach Worten, um sodann mit einem allen Anwesenden unvergeßlichen Ausdruck seinen Dank für die improvisirte Huldigung auszudrücken. Es habe ihn besonders gefreut, hier in dem schönen Schwaben — nicht allein in Augsburg und Nördlingen, sondern auf allen Stationen, welche er leider nur habe durchfliegen können — einen solchen Empfang zu finden; besonders wertvoll sei ihm, auch in dieser seit frühester Zeit geschichtlich denkwürdigen alten Reichsstadt so freundliche Gesinnungen für seine Person anzutreffen. Es werde ihm dieses immer eine seinem Herzen wohlthuende Erinnerung von seiner Reise bleiben, und er bitte, auch ihm fernerhin das heute bewiesene Wohlwollen zu bewahren.

In Gunzenhausen erwiderte Fürst Bismarck auf die ihm dargebrachten Ovationen: „Herzinnigsten Dank für die dargebrachte Ovation. Der herzliche Empfang, den mir die

10. Juli 1892.

Kissingen. Ansprachen: 1) An eine Abordnung*) aus Jena.

Eine Einladung aus Thüringen ist mir ganz besonders sympathisch; wenn ich allein zu entscheiden hätte, würde mir der Besuch Ihrer Stadt eine große Freude bereiten, allein ich bin abhängig von den beiden Gewalthabern zu meiner Linken

(hierbei deutete er auf die Fürstin und Professor Schweninger)

und diese üben eine sehr energische Herrschaft über mich aus, so daß der Ausschlag in dieser Frage bei ihnen steht. Hierzu kommt, daß ich ein halbes Ver-

---

Einwohner Gunzenhausens sowohl als aller jener Städte dieses schönen Landstriches, den zu durchreisen ich das Vergnügen habe, bereiten, thut meinem Herzen wohl. Es freut mich namentlich, daß ich unter Ihnen viele meiner Standesgenossen sehe." Hier deutete der Fürst auf einen vor ihm in seiner Sonntagstracht stehenden Altmühlbauern und sagte zu demselben: „Sie sind doch Landwirt, dem Habit nach zu schließen? und das bin ich nämlich auch. — Also nochmals allseits meinen verbindlichsten Dank und den Wunsch, daß es Ihnen allen wohl ergehen möge."

In Würzburg brachte eine dichtgedrängte Menge von Einheimischen und Sonntagsgästen Hochrufe aus und überreichte Blumensträuße; der Ausschuß des nationalliberalen Vereins kredenzte einen Pokal voll „Leistwein" dem Fürsten, welcher dankend bemerkte: Sonnenschein und guter Wein sei das beste, was ein alter Mann brauche. Weiterhin äußerte der Fürst, er empfinde es dankbar, daß man in ihm nicht nur den Reichskanzler von ehedem, sondern auch sein deutsches Herz anerkenne.

*) Die Deputation bestand aus dem Bürgermeister Singer, Gemeinderat und Baumeister Köhler, Schlossermeister Walther, Vorsitzenden des Kriegervereins, und den Professoren Haeckel, Gelzer, Fürbringer; ihnen hatten sich in Kissingen noch Diakonus und Garnisonprediger Dr. Kind, die Professoren Stintzing und Kluge angeschlossen. Bürgermeister Singer hielt folgende Ansprache:

„Durchlauchtigster Fürst! Durchlauchtigste Fürstin!

Freudig bewegt und mit voller Dankbarkeit für den gütigst gewährten Empfang nahen Eurer Durchlaucht sich Angehörige der Residenz- und Universitätsstadt Jena mit der Bitte im Herzen und auf der Lippe, es möge Eurer Durchlaucht gefallen, auf der Heimreise eine kurze Rast zu halten in unserer alten thüringischen Musenstadt.

Jena, dessen Name bei dem deutschen Manne die Erinnerung an die tiefste Erniedrigung des Vaterlandes erweckt, möchte in seinen Mauern den gewaltigen Helden begrüßen dürfen, der mit Meisterhand des Reiches Einheit, des Reiches Größe schuf und zwanzig Jahre hindurch erhielt.

Eure Durchlaucht bitten wir überzeugt zu sein, daß wir Thüringer in gleicher Mannestreue wie unsere Altvordern festhalten an dem herrlichen, neugeeinten Vaterlande, daß wir es uns aber auch von niemandem wehren lassen, fest zu stehen in allen Fährlichkeiten zu dem Manne, dem das Vaterland so unendlich viel verdankt.

Eure Durchlaucht würden, dafern unser Herzenswunsch erfüllt werden könnte, aus dem Jubel der Bevölkerung, aus der Begeisterung unserer Mitbürger unmittelbar entnehmen können, wie gleich allen anderen deutschen Stämmen auch wir Thüringer Eurer Durchlaucht gegenüber beseelt sind und beseelt sein werden von dem treu dankbaren Empfinden: ‚Wie könnt' ich Dein vergessen!'"

sprechen meines Besuchs einer ganzen Reihe von Städten, so Cassel, Düsseldorf, Hannover, Osnabrück u. a., bereits erteilt habe. Besonders aber fühle ich mich verpflichtet, einmal auch meinen Wahlkreis zu besuchen. Es ist schwierig, dies alles möglich zu machen; ich stehe deshalb vor keiner leichten Entscheidung, und es wird mir schwer, ein bindendes Ja oder Nein zu sagen. Ich liebe den Frieden im Hause; aber ohne Einwilligung meiner Gemahlin und meines Arztes kann ich nicht bestimmt zusagen.

(Sich zu Schweninger wendend)

Professor, wie denken Sie über Jena?

„Ganz ausgezeichnet, Durchlaucht," erwiderte derselbe. Heiter fuhr Bismarck fort:

Zustimmungen aus Thüringen sind mir besonders lieb; dieses Land hat in der vergangenen Zeit unter der Zerrissenheit am meisten zu leiden gehabt, darum hat auch hier der Einheitsgedanke früh starke Wurzeln geschlagen. Seinen Ausdruck hat er bereits in der Gründung der deutschen Burschenschaft gefunden, einer edlen, wenn auch damals noch verfrühten Bestrebung für die deutsche Einheit. Gerade in Jena ist dieser Gedanke immer lebendig geblieben, dieser Gedanke, dessen Verwirklichung ich Zeit meines Lebens meine ganze Kraft geweiht habe. Was die von dem Vorredner berührte Sage*) betrifft, so ist

*) Nach dem Bürgermeister Singer nahm Professor Haeckel das Wort:

„Durchlauchtigster Fürst! Durchlauchtigste Fürstin!

Der herzlichen Einladung, welche unser Bürgermeister an Eure Durchlaucht gerichtet hat, erlaube ich mir, als eines der ältesten Mitglieder unserer Thüringer Landesuniversität, einige Worte hinzuzufügen. Jena gehört zu jenen kleinen deutschen Universitäten, deren hohe Bedeutung für die Entfaltung des freien Geisteslebens Sie schon wiederholt und erst kürzlich hervorgehoben haben. Daraus schöpfen wir den Mut, Sie zum Besuche unserer stillen und kleinen, aber geistig lebendigen Musenstadt einzuladen. Jena liegt mitten im Herzen von Deutschland, und mit der ganzen Wärme des deutschen Herzens haben wir hier jene glänzendste Periode der deutschen Geschichte durchlebt, welche der unvergleichliche staatsmännische Geist des Fürsten Bismarck seit einem Menschenalter geschaffen hat. Wenn wir Eure Durchlaucht bitten, uns auf Ihrer Rückreise die Ehre Ihres Besuches zu schenken und einen Tag in unserem idyllischen Saalthale zu verweilen, so wollen wir damit nur unseren Gefühlen der höchsten Bewunderung und der wärmsten Dankbarkeit Ausdruck geben. Besonderes Bedürfnis ist uns dies in einem Zeitpunkte, in welchem leider ein großer Teil der deutschen Presse sich bemüht, die nationalen Verdienste und die patriotische Persönlichkeit Eurer Durchlaucht in den Staub zu ziehen. Es würde uns ein beglückender Gedanke sein, in demselben ‚Gasthof zum schwarzen Bären', in welchem Martin Luther einst mit Schweizer Studenten verkehrte, auch den genialen Begründer des Deutschen Reiches als lieben Gast zu bewirten. Wir erfüllen damit einfach die Pflicht der nationalen Dankbarkeit. Wir Thüringer kennen keinen Unterschied zwischen Bismarck von früher und von jetzt. Für uns ist allezeit Fürst Bismarck der unsterbliche Nationalheld, welcher unter Ueberwindung der größten Schwierigkeiten der deutschen Nation die lebensfähige Form gegeben und das neue deutsche Kaisertum geschaffen hat. Bei diesem Gedanken steigt neben Eurer Durchlaucht das edle Heldenbild Wilhelms I. vor uns auf, des allgeliebten ersten Hohenzollernkaisers, der die größten Erfolge mit der

dieselbe historisch. Ich habe als Student Thüringen mehrfach kennen gelernt und mich an seiner schönen Natur erfreut; ich denke namentlich gern an die Tage zurück, wo ich als Göttinger Student — vor 60 Jahren — nach Jena gekommen bin. Die Ausweisung aus dieser Stadt ist thatsächlich richtig; aber sie ist erfolgt noch vor Beginn eines beabsichtigten Zweikampfes, welchen die akademischen Behörden rechtzeitig entdeckt hatten. Mit andern Teilnehmern habe ich daher das Schicksal der Ausweisung geteilt. Als Mitglied des Erfurter Parlaments habe ich sodann wiederum Gelegenheit gehabt, mit den thüringischen Abgeordneten in nähere Berührung zu treten, und ebenso habe ich später als Gesandter zum Bundestag in meinen auf Einigung der deutschen Stämme abzielenden Bestrebungen gerade von seiten der mitteldeutschen Diplomaten vielfache Unterstützung erfahren.

Im weiteren gedachte der Fürst der großen Bedeutung, welche vor allem Weimar, dann aber auch Jena in der deutschen Kulturentwicklung eingenommen haben. In der zweiten Hälfte des vorigen und in der ersten dieses Jahrhunderts habe Weimars Literatur das einzige Band nationaler Einigkeit für Deutschland gebildet. Mit sichtlicher Freude kam er schließlich auf die Einladung zurück, und äußerte, die Sache lasse sich am besten gleich beim Frühstück verhandeln, da ihm nachher noch die Begrüßung von sechshundert Württembergern bevorstehe.

---

2) An die Württemberger.*)

Ich danke Ihnen von Herzen für die freundlichen Grüße für meine Frau und mich. Sie vervollständigen das Bild der Erinnerung aus den letzten

---

liebenswürdigsten Bescheidenheit und die reichste Erfahrung mit der unermüdlichsten Pflichttreue verband. Wie unser Kaiser Wilhelm I. einst das Wort ‚Niemals‘ unter Ihr Entlassungsgesuch schrieb, so antwortet der beste Teil des deutschen Volkes mit ‚Niemals‘ auf die Frage, ob die unsterblichen Verdienste des ersten deutschen Reichskanzlers um die Wiedergeburt unseres Vaterlandes je vergessen werden können?

Die Universität Jena hat aber noch eine besondere Veranlassung, den Besuch Eurer Durchlaucht zu erbitten. In dem Sagenkranze, welchen die deutsche Volkspoesie schon bei Lebzeiten um das Haupt ihres Altreichskanzlers flicht, findet sich auch die Erzählung, daß Sie einst als Göttinger Student Jena besucht haben, aber wegen einer Mensur aus unserer Stadt ausgewiesen seien. Sollte diese Angabe wahr sein, so müßte die Universität Jena jetzt doppelt wünschen, jene Ausweisung zu sühnen und Sie in unsere Stadt zurückzuführen. Wie stolz würden wir sein, wenn Sie damals in Jena geblieben wären, und Ihr Name das Album unserer akademischen Bürger zierte. Wir dürfen aber zugleich versprechen, daß das ganze Thüringer Land die Gelegenheit Ihres Besuches ergreifen wird, um Sie durch den Ausdruck der aufrichtigsten Verehrung und der herzlichsten Dankbarkeit zu erfreuen.“

*) Eine etwa siebenhundert Personen (Herren und Damen) zählende Abordnung von württembergischen Anhängern des Fürsten war mittelst Sonderzuges in Kissingen eingetroffen und hatte im innern Hofe der Saline Aufstellung genommen. Als der Fürst unter ihnen

Wochen, wo mir in Sachsen und Bayern ähnliche Beweise der Anerkennung und Zeichen des Wohlwollens von meinen Landsleuten entgegengebracht wurden. Ich bin nach Schwaben hinein nur bis Augsburg gekommen, aber auch dort habe ich den schwäbischen Herzschlag fühlen können. Auf der ganzen Reise bis hieher nach Franken hat man mich so wohlwollend empfangen, bin ich mit einem solchen Kreis wohlwollender Gesinnungsgenossen in Beziehung getreten, wie ich das nicht habe vermuten können.

Wenn ich denen, die mir übel wollen, das Maß von Köpfen zuzähle, welches sie angeblich vertreten sollen, wenn mit ihnen alle diejenigen Personen einverstanden wären, in deren Namen sie zu sprechen scheinen, so könnten so viele Freunde, wie ich sie habe, gar nicht übrig bleiben. Es beweist mir das also, daß in all den Unfreundlichkeiten und Bosheiten nicht die Meinung der großen Masse meiner Landsleute vertreten ist. Alle diese Angriffe lese ich daher mit Ruhe, ohne Erregung. Man hat das Bestreben, mich als einen üblen und beschränkten Charakter dazustellen, und stellt sich dabei so, als wenn man an den Ergebnissen meiner Arbeit nicht rütteln, sondern im Gegenteil dieselbe Richtung aufrecht erhalten wolle. Damit wird anerkannt, daß das, worauf ich allein Gewicht lege, das, was wir erreicht haben, Anlaß zu Tadel und Angriff nicht bietet. Meine Person will ich gern preisgeben, wenn nur der Gewinn für das Vaterland bestehen bleibt.

Etwas nun flößt mir Vertrauen ein auf die Dauer dessen, was geschaffen ist, das ist der Anteil, den die deutschen Frauen an dieser Bewegung haben. Eine Bewegung, die durchgeschlagen hat bis in die Häuslichkeit, die muß eine tiefe und wahre sein. Zwischen den beiden Geschlechtern repräsentirt die Frau das Herz und der Mann den Verstand, womit nicht bestritten sein soll, daß nicht auch der Mann Herz haben kann. Aber in der nationalen Politik ist das Herz immer stärker als der Verstand. Die deutsche Frau hält ihre Begeisterung fest und überträgt sie auf ihre Kinder und läßt sich nicht so leicht durch spitzfindige Räsonnements irre machen, wie wir das an uns haben. Deshalb danke ich den Damen und Ihnen allen und bin sicher, daß Sie mich nie fallen lassen. Das Herz ist eben stärker.

Wenn ich nach den Gründen suche, die mir diese Zustimmung erworben haben, so finde ich in erster Linie die nationale Einigung, an der ich mitgewirkt

---

erschien, begann eine Demonstration, wie sie großartiger und herzlicher nicht gedacht werden kann. Der erste Redner, Fabrikant Adolf Schiedmayer aus Stuttgart, feierte im Namen aller schwäbischen Gesinnungsgenossen den Einiger Deutschlands, gelobte im Namen seiner Landsleute ewige Liebe und Treue („Wir lassen nicht von unserem Bismarck") und schloß mit einem Hoch auf den Fürsten. Kaufmann Pfleiderer aus Heilbronn feierte die Fürstin Bismarck, die treue Gefährtin des großen welthistorischen Lebens und Wirkens des Fürsten, der für ihre treue Hingabe und Pflege ebenfalls der Dank der Nation gebühre, und Professor Otto Güntter trug ein warm empfundenes Gedicht vor, das den Fürsten als den noch unter uns weilenden Vertreter der großen heroischen Zeit feierte.

habe, die uns früher gefehlt hat — die Beseitigung der unfaßbaren Verstimmungen, die zwischen Nord und Süd herrschten. Zu Zeiten des Bundestags, als ich in Frankfurt war, im Zentrum der damaligen deutschen Politik, damals war kaum ein Wohlwollen für Preußen in Sachsen, in Bayern oder sonst im Süden. Jene Gefühle sind verschwunden, jetzt deckt uns alle das landsmannschaftliche Gefühl, und daß dies erreicht ist, darauf bin ich stolz. Die Süddeutschen werden heutzutage im reisenden Berliner keine Erscheinung sehen, die ihnen unangenehme Empfindungen hervorruft; was Heiterkeit verdient, wird mit Heiterkeit aufgenommen, ohne daß die gemeinsamen Gefühle des Germanentums darunter leiden.

Was ist nun der Grund des Wertes der Einheit? Die Möglichkeit der vollen Entwicklungsfähigkeit im Innern. Wir können das Leben eines großen Volkes leben. Ein Herr aus Weimar hat mir erst heute noch erzählt, daß er früher auf einer Reise von Berlin nach Cöln viermal Gepäckrevision und viermal Geldwechsel gehabt habe.

Der Hauptgrund ist aber die Sicherung des Friedens. Wenn wir einig bleiben, so wird das Ausland uns nicht mit der Leichtfertigkeit angreifen, wie das 1870 und früher hundertmal geschah. Bleiben wir einig, so bilden wir einen harten und schweren Kloß in der Mitte von Europa, den keiner anfaßt, ohne sich die Finger zu quetschen. So ist der Friede gesichert. Und Friede ist uns allen ein Bedürfnis; Krieg ist eine Sache, an der niemand von uns eine Freude hat, aber in die man mit freudigem Gefühl gehen kann, wenn sie aufgezwungen ist; dem deutschen Charakter ist das Kriegführen und Renommiren mit kriegerischen Leistungen kein Bedürfnis. Der Friede ist gesichert, wenn wir einig bleiben, deshalb ist die Einheit bei uns populär. Außerdem ist der Friede gesichert, weil der Weg von der Grenze bis nach Stuttgart z. B. um einiges verlängert ist.

Ihr alter König Wilhelm I. sagte mir im Jahre 1854, die Franzosen seien von Straßburg her bälder in Stuttgart, als die deutschen Bundestruppen — „deshalb bin ich in einer schwierigen Lage". Das ist jetzt ganz anders. Und in diesem Gefühl der größeren Sicherheit — der deutsche Bürger verlangt nach ruhiger Sicherheit — in diesem Gefühl beruht ein großer Teil des Wertes, den wir auf die Einigung legen müssen.

Und daß es mir gelungen ist, den Frieden zwanzig Jahre lang zu erhalten, während man 1870 sagte, in höchstens fünf Jahren ist der Krieg wieder da, das sehe ich als einen der Hauptgründe für die Gefühle an, die Sie mir entgegenbringen. Ich habe ja die Schlachten nicht gewonnen, aber ich habe den Frieden erhalten helfen. Ich glaube, daß er auch zu erhalten ist. Freilich im Westen kann der Topf überkochen, was dort immer einmal möglich ist. Daß man von Osten her angreift, glaube ich nicht, wenn unsere Diplomatie so geschickt ist, wie sie sein könnte.

Die württembergischen Truppen habe ich vor 1866 gekannt und dann wieder 1870. Ein solcher Fortschritt ist mir noch nie vorgekommen für ein militärisches Auge. Diesen Fortschritt haben sie vor Paris gezeigt am 2. Dezember, wo die württembergischen Truppen den Hauptstoß ausgehalten haben und der uralten germanischen Tüchtigkeit voll entsprachen. Den alten Ruf der Schwaben, als Träger der Reichssturmfahne anzugreifen, konnten sie damals nicht bewähren, denn es galt damals das viel Schwierigere, auszuhalten in einem überlegenen feindlichen Feuer, wo Mann neben Mann fiel und sogar mehrmals Verwundete sich wieder aufrichteten — ich habe das gesehen.

Ich weiß meine dankbare Anerkennung für diese Leistung der Württemberger nicht besser zu bethätigen, als indem ich Sie bitte, ein Hoch auf Ihren regierenden Herrn auszubringen, in dankbarer Anerkennung des württembergischen Heeres, der württembergischen Tapferkeit und der württembergischen Reichstreue. Seine Majestät König Wilhelm II. von Württemberg lebe hoch!

Auf den Zuruf, der Fürst möge nach Stuttgart kommen, erwiderte er:

Ich komme gern. Den Neckar und sein freundliches Gelände habe ich seit dreißig Jahren nicht wieder gesehen. Ich wäre vor vierzehn Tagen hingekommen, aber meine körperliche Leistungsfähigkeit war erschöpft. Indessen die Hoffnung, Stuttgart zu sehen und mich dort an der wohlthuenden Liebe — so kann ich doch sagen? — herzlich zu erfreuen, gebe ich nicht auf. Ich danke Ihnen von Herzen für Ihren Besuch und den wohlthuenden Eindruck, den er auf mich haben muß zur Bewahrung einer heiteren Ruhe. Die Freude meiner Gegner, daß sie mir die Laune verderben, ist irrtümlich. Mit der Ruhe des Naturforschers, der die Menschen und ihre Leidenschaften beobachtet und seit einem halben Jahrhundert beobachtet hat, registrire ich diese Erscheinungen ohne Zorn.

---

3) Auf die Aeußerung eines Mitglieds der Jenenser Abordnung*) bei der Begrüßung durch die Württemberger.

Ich bin überzeugt, daß nach dem Wunsch des Herrn Vorredners hinter mir das Deutsche Reich unbewegt und unentwegt seinen Weg fortsetzen wird, so, wie es ihn begonnen hat, denn die Eindrücke der Befriedigung über seine Herstellung, die Geleise, in denen es seit zwanzig Jahren geleitet worden ist, sind zu tief geworden, als daß sie der Reichswagen je wieder verlassen könnte. Das Gesamtergebnis unseres siebziger Krieges und unseres ganzen Weges durch die Wüste, den wir vorher geführt worden sind, wird uns keine Macht wieder entreißen.

---

*) Als Fürst Bismarck seine Ansprache an die Württemberger beendete, hatte sich ein Mitglied der Jenenser Abordnung (s. S. 209) hinter dem Fürsten aufgestellt und wandte sich nun, als dieser schwieg, an seine „süddeutschen Brüder" mit der Aufforderung, mit den Thüringern die Bahn weiter zu gehen, die Bismarck gewiesen, Treue zu schwören „unserem lieben deutschen Vaterlande und in diesem dem Fürsten Bismarck, dem deutschen Nationalheros, für immer".

4) Ansprache an einen Ungarn, welcher gelegentlich der Begrüßung des Fürsten Bismarck durch die Württemberger den Gefühlen „des intelligenten Teils seiner Landsleute" Ausdruck gab.

Ich rechne unser heut bestehendes Bündnis mit Oesterreich-Ungarn zu denjenigen Reichsinstitutionen, an denen uns allen liegt und die wir alle zu pflegen entschlossen sind. Es ist eine alte geschichtliche Tradition — wir haben seit Jahrhunderten mit Oesterreich-Ungarn zu demselben Reich gehört. Es ist das ein historisches Vermächtnis der Vergangenheit, aber auch ein Bedürfnis der modernen Politik. Ich rechne darauf, daß wir den österreichisch-ungarischen Freunden, diesem verbündeten Reiche, alle Treue halten werden in jeder Not und Gefahr, die es bedrohen könnten. Ich habe an diesem Bündnis nicht ohne große Schwierigkeit gearbeitet, und es ist eine ungeschickte Verleumdung, wenn man behauptet, es sei mir leid, und ich wolle dieses natürliche, im europäischen Gleichgewicht nötige Bündnis schädigen, das ich für fest begründet halte in unseren nationalen Antezedentien und unseren heutigen Bedürfnissen, und zu dem wir immer wieder zurückkommen müßten. Wir haben uns mit Oesterreich, wie sie dort sagen „gerauft", fast in jedem Jahrhundert einmal, aber wir sind immer wieder als Brüder zusammengekommen und werden es, so Gott will, jetzt bleiben.

---

18. Juli 1892.

Kissingen. Ansprache an Mitglieder des fränkischen Sängerbundes.*)

Ich danke Ihnen für Ihre herzliche Begrüßung. Ich nehme an, daß Sie nicht bloß das musikalische Interesse allein hieher geführt hat, denn ich selbst war in meiner Jugend nur ein ganz mittelmäßiger Musikverständiger. Es muß also persönliches Wohlwollen gegen mich sein, welches Sie zu mir geführt hat. Ich werde Sie im Andenken behalten und mich bemühen, Ihr Wohlwollen auch fernerhin zu verdienen. Ich danke Ihnen nochmals von ganzem Herzen.

---

19. Juli 1892.

Kissingen. Ansprachen an andere Mitglieder des fränkischen Sängerbundes.**)

1) Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Huldigung, die wohl mehr meinen politischen als meinen musikalischen Leistungen gegolten hat. Man spricht

*) Eine große Anzahl von Sängern, welche an dem achten fränkischen Sängerfest in Schweinfurt teilgenommen hatten, war von dort nach Kissingen gekommen, wo sie an der untern Saline den Fürsten jubelnd begrüßten.

**) Auch am 19. Juli waren zahlreiche Sänger aus Schweinfurt in Kissingen eingetroffen, welche dem Fürsten begeisterte Huldigungen darbrachten, als derselbe an der untern Saline vorfuhr.

heute viel von Ueberlastung der Schulen; zur Zeit, als ich noch in die Schule ging, war sie noch größer, und ich bedauere, daß damals gerade die Pflege der Musik fallen mußte. Die Politik hat ja eine mäßige Verwandtschaft zur Musik in dem Bestreben, Harmonie herzustellen, und auch Noten hat man in der Politik genug zu schreiben. Die Noten, die ich geschrieben, haben auf einem materielleren Gebiete als dem der Musik Accorde herzustellen, und diese wo sie vorhanden waren, zu erhalten gehabt. Wenn meine Arbeit als Komponist und Notenschreiber in deutschen Angelegenheiten gelungen ist, dann ist mein Lebenszweck, so weit er für die Oeffentlichkeit von Wert ist, erfüllt. Mein Wirken ist belohnt durch den Dank und die Anerkennung, die mir nun zu teil werden. Viele persönliche Freunde kann man sich als Minister in Deutschland, wenn man nicht gerade eine Schlafmütze ist, ohnedies nicht erwerben, eher die Freunde, die man hat, verlieren. Daß dies nicht mein Schicksal ist, beweisen mir die täglich werdenden Ovationen. Diese Quittung über meine Vergangenheit ist mir genügend. In Franken und Thüringen hat die Musik immer eine besondere Pflege gefunden, ich habe das bemerkt in meiner Berührung mit der Armee und den Musikcorps, daß die Musik tief in diesem deutschen Zentrum wurzelt. Möchten diese Musikcorps, wenn sie einmal an der Spitze geladener Gewehre in den Krieg marschiren, siegreichen Truppen voranziehen! Hoffen wir jedoch zu Gott, daß dieser Fall recht spät eintrete. Wir wünschen ja alle die Erhaltung des Friedens. Ich danke Ihnen nochmals herzlich für Ihre Huldigung.*)

2) Ich freue mich, die Herren aus Schweinfurt begrüßen zu können; in Schweinfurt habe ich nur Erfreuliches erfahren, und ich werde durch sehr gutes Backwerk von Zeit zu Zeit daran erinnert. Ich bin ein Freund der Musik; die politische Thätigkeit trocknet allerdings den Menschen aus, und es hat mir während derselben die geistige Freiheit gefehlt, Musik wirklich zu genießen. Ich habe früher im Hause selbst viel Musik gehabt. Jetzt, wo ich Zeit habe, fehlt mir — auf dem Lande — die Gelegenheit, Musik zu hören. Daß mir solche Ovationen gebracht werden, freut mich doppelt, da sie aus dem Herzen kommen, weil ich doch — ohne Amt und Würden — keinem mehr schaden oder nützen kann.

---

*) Der Rede folgten stürmische Hoch- und Beifallsrufe; alles drängte dem Fürsten nach, als er den üblichen Spaziergang antrat. In seinem Wohnhaus, der oberen Saline, erwarteten den Fürsten bei der Heimkehr neue Ovationen. Eine Sängerschar unter der Führung des Konditors Bengfeld aus Schweinfurt — genannt der „Reichskonditor“, weil er seit Jahren zum 1. April dem Fürsten zum Geburtstage eine Torte schickt — begrüßte den Fürsten. Nach dem Liede: „Grüß' Gott, grüß' Gott mit hellem Klang“ dankte der Fürst vom Fenster aus mit der oben folgenden Ansprache.

24. Juli 1892.

Kissingen. Ansprache an Abordnungen aus Baden, Hessen, Rheinpfalz, Frankfurt und Thüringen.*)

Ich habe zuförderst meinen Dank zu sagen für die glänzende und großartige Begrüßung, die mir hier von Ihnen zu teil wird, eine Begrüßung von einer Großartigkeit, wie ich glaube, daß Sie niemals einem deutschen Minister

*) Im Laufe des Vormittags hatten sechs Extrazüge mehr als viertausend Personen aus Baden, Hessen, der Rheinpfalz, Frankfurt und Thüringen herangeführt; Hunderte waren schon am Abend zuvor gekommen oder trafen mit den fahrplanmäßigen Zügen ein. Dabei mußten z. B. in Karlsruhe über fünfhundert Teilnehmer mit Rücksicht auf die Kissinger Bahnverhältnisse zurückgewiesen werden. Die Begrüßungsreden eröffnete Professor Dr. Erdmannsdörfer aus Heidelberg mit folgender Ansprache:

„Aus Baden und aus der alten Rheinischen Pfalz, aus Hessenland, Thüringen, Frankfurt und anderen Orten sind wir heute hierher zu Ihnen gezogen, patriotische Männer an die sechstausend, die sich verpflichtet fühlten, dem größten Patrioten Deutschlands ihre bewunderungsvolle Huldigung darzubringen. In Süddeutschland sind die Herzen und Seelen Eurer Durchlaucht nicht minder treu ergeben und dankerfüllt wie in den anderen deutschen Gauen, dem Manne, dem jeder einzelne es zu danken hat, daß er wieder frei, groß und kühn bekennt: Ich bin ein Deutscher. Die hier versammelten Männer bringen Eurer Durchlaucht den ersten Gruß dar in dem Wahlspruch: Für Kaiser und Reich, dessen Verwirklichung Sie als Ihren Lebenszweck betrachteten, und geloben mit echter deutscher Treue, Eurer Durchlaucht Werk zu schützen in Gefahr und Not. In diesem Sinne erheben wir unsere Stimme zu einem jubelnden Hoch auf Kaiser und Reich: Hoch!"

Tausendstimmig brausten die Rufe über den weiten Platz dahin. Der Fürst dankte dem Redner mit warmem Händedruck. Nachdem der Jubel sich gelegt hatte, hielt Bankdirektor Eckhard aus Mannheim folgende Rede:

„Von meinen Landsleuten in Baden bin ich beauftragt, an Eure Durchlaucht einige herzliche Begrüßungsworte zu richten. Alle, die herbeigezogen, wollen Ihnen aus vollem Herzen ihre Dankbarkeit ausdrücken. Die Thaten Eurer Durchlaucht aufzuzählen, ist zwecklos: sie sind es gerade, die alle heute hierher geführt haben. Mein Heimatland in seiner ganzen Ausdehnung und besonders das badische Oberland erinnert sich bleibend der bangen Stunden, die dem großen Entscheidungskampfe vorausgegangen sind. Sie wissen, daß wir dort einen sehr gefährlichen Nachbar hatten, und eine entzündete Fackel drohte immer über uns einen hellen Brand zu entfachen. Wir hatten offene Thore nach Feindesland. Jene Thore sind, Gott sei Dank, für immer geschlossen. Dieser große Mann hier hat die Schlüssel abgezogen und sie einem mächtigen Kaiser zur treuen Bewahrung in die Hand gelegt. Unsere Träume und Hoffnungen sind in kaum geahnter Weise in Erfüllung gegangen. Zwanzig Jahre hat der große Heros an der Spitze unseres Reiches gestanden. Was aber im Jahre 1890 geschah, ist unserem süddeutschen Kopf und Herzen unverständlich gewesen und bis zur Stunde unverständlich geblieben. Es gilt ein alter Satz: ‚Norddeutschland besitzt den Kopf, Süddeutschland das Herz.' Der Mann, der vor uns steht, hat aber Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, und deshalb ehren und schätzen wir ihn in Deutschland so hoch. Auch wir in Süddeutschland rechnen mit dem Verstand, was man im Norden nicht immer zu wissen scheint, und wir sagen, daß es die Pflicht einer Nation ist, ihre großen Männer zu ehren, und daß es eine Schande ist, dieselben zu verunglimpfen. Gegen diese Art von Volksbelehrung

in neuerer Zeit zu teil geworden ist; ich füge hinzu, wie sie auch mir nicht zu teil geworden ist, so lange ich im Dienste war. Aber ich habe das Gefühl, daß ich Ihre Anerkennung doch nicht in ihrem ganzen Umfange entgegennehmen kann, sie gilt natürlich nicht meiner Person, sie gilt dem Werke, an dem ich mitgearbeitet habe. Ich bin der Ueberlebende von allen meinen Mitarbeitern, jünger ans Werk gegangen als die meisten von ihnen. Nun wird mir das Verdienst, das den Verstorbenen gebührt, mit zu teil. Ich habe mir die Mitarbeiter in langen Jahren geworben, namentlich diejenigen, von deren Mitwirkung das Gelingen des Werkes hauptsächlich abhing.

Bei einem Rückblick auf die Vergangenheit darf man nicht vergessen, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts noch die dynastische Politik geherrscht und die nationale Politik erst im vorigen und diesem Menschenalter sich zu entwickeln angefangen hat. Der Einzelne kann den Strom der Zeit nicht herstellen, nicht einmal lenken, er kann das Steuer des Staatsschiffes nur nach fester Ueberzeugung führen; wenn er dabei Glück hat, so hat er seinem Lande gedient; thut er es mit Ungeschick, gerät er in Vergessenheit.

Das Drängen der deutschen Nation entstand, als ich geboren wurde, in den Freiheitskriegen, es wurde wieder belebt und galvanisirt 1830 und 1848 bei der Bewegung im westlichen Nachbarlande. Es gelangte nur nicht zum Durchbruch beim Volke, es gelang nicht, diesem Strome freien Lauf zu gewinnen. Die ersten Versuche brannten von der Pfanne, um mich als Jäger auszudrücken. Wenn wir zurückdenken an die Bestrebungen von 1830, 1833 und 1848 — und gerade die Anwesenden wissen das noch — an den Kampf in Baden und der Pfalz um die Reichsverfassung 1849, so können wir sagen, daß diese Bestrebungen verfrüht und zum Glück nicht siegreich waren. Wären die Preußen von den Aufständischen geschlagen worden, so hätte doch kein haltbarer Zustand geschaffen werden können.

In Gottes Vorsehung lag es, daß auch 1866 die unitarischen Bestrebungen nicht die Oberhand gewannen. Es wäre damals unter dem Eindruck eines Gottesurteils, das man in der Lage der Dinge hat erblicken wollen, die volle Einheit, die man gesucht, nicht so befriedigend und dauernd geworden wie heute. Gott hat es so eingerichtet, daß alle deutschen Völker

und Volkserziehung werden wir heute und immerdar energischen Protest einlegen, den auch blöde Gegner verstehen sollen."

Der Redner schloß mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf Bismarck. Darauf sprach Rechtsanwalt Scheel aus Darmstadt für die Hessen. Tausende seien gekommen, den Fürsten zu begrüßen, Hunderttausende aber gedächten heute zu Hause seiner in nie erlöschender Dankbarkeit und Treue. Möge Gott der Herr Seine Durchlaucht uns noch lange erhalten — das sei der Wunsch aller wahren Deutschen in Nord und Süd. — Die Pfälzer ließen durch Fabrikbesitzer Knöckel ihre Huldigung ausdrücken, und ebenso feierten Vertreter der Thüringer und der Frankfurter den Fürsten in kurzen, begeisterten Reden. Rechtsanwalt Wörter aus Karlsruhe brachte in sinniger Weise einen Toast auf die Fürstin aus.

den Hammer nach dem Amboß geschwungen haben, auf dem die deutsche Einheit geschmiedet wurde.

Wir haben uns das Deutsche Reich und die Kaiserkrone sozusagen aus den französischen Bataillonen herausgeholt, und daran haben auch Hessen und Badenser ehrenvollen Anteil. Der Krieg war nötig, wir konnten das Verhältnis zum Deutschen Bund, das unter der übelwollenden Fürsorge Frankreichs geschlossen war, nur mit dem Schwerte lösen. In diesem Sinne war es eine meiner Aufgaben, dem deutschen Schwerte zum Losschlagen Bahn zu brechen, was mir auch bei meinem alten Herrn gelungen ist.

Schon als Bundestagsabgeordneter in Frankfurt hatte ich das Gefühl, daß die nationale Politik nur gelingen könne, wenn der König von Preußen und seine Armee dafür gewonnen seien. Im Anfang allerdings habe ich mit Vorsicht darauf hinarbeiten müssen, aber schließlich doch mit Erfolg. Es wurde meinem alten Herrn der Kampf mit Oesterreich außerordentlich schwer, und doch war er nicht zu vermeiden. Er hatte im Jahre 1870 als Dreiundsiebenzigjähriger ebenfalls keine große Kriegslust gegen Frankreich, und doch war der Krieg zur Herstellung des Deutschen Reiches notwendig. So lange Frankreich Elsaß und damit Straßburg besaß, hatte es eine große Macht, die ihm über Paris genommen werden mußte. Es war ein Glück, daß wir diesen Krieg allein führen konnten, denn es war damals in Europa keine Macht, der es erwünscht gewesen wäre, eine neue Großmacht erstehen zu sehen. Man mußte in der politischen Thätigkeit auch Koalitionen entgegen gehen, denen unsere militärische Macht nicht gewachsen war. Heute ist das, so hoffen wir zu Gott, nicht mehr der Fall. Der französische Krieg mußte geführt werden, nur mußte abgewartet werden, bis die Franzosen die Geduld verloren, und das haben wir abgewartet.

Ich beabsichtigte, darzulegen, was notwendig für die Herstellung des Deutschen Reiches war, und wie die Einigung herbeigeführt wurde. Es gilt ein alter Spruch, der lautet: Wenn man Eierkuchen backen will, muß man Eier zerschlagen. Das geht nicht immer ohne Verstimmung ab, es ist nicht möglich, alle Interessen und alle Wünsche zu schonen, es ist das bedauerlich, aber unvermeidlich. Ich bin infolge dessen in die Notwendigkeit versetzt worden, mir noch mehr, wie das jedem leitenden Minister geschieht, Feinde zu schaffen, im Auslande wie im Vaterlande. Die Interessen sind so verschieden, abgesehen von der politischen Meinungsverschiedenheit, die dem deutschen Volke mehr eigen ist als anderen Nationen. Die notwendige Verletzung der Interessen machte die Zahl meiner Gegner notwendigerweise noch größer als bei einem Minister, der weniger Eier zu zerschlagen hat. Diese Gegner sind mir treu geblieben. Es ist mir das eine befriedigende Quittung für meine Vergangenheit und mein Wirken. Es würde mich beunruhigen in meiner jetzigen bürgerlichen Stellung, die Zustimmung von

Leuten zu finden, die ich als Reichskanzler unausgesetzt heftig zu bekämpfen genötigt war.

Ich möchte auf die Geschichte der Vergangenheit nicht näher eingehen. Ich möchte aber noch auf einige Bemerkungen eingehen, die einer meiner Herren Vorredner über die auswärtige und die innere Politik gemacht hat. Wir Deutsche sind in der Mitte von Europa gelegen und dabei haben wir Eigenschaften, die andere Völker nicht haben; die anderen sind fügsamer, gehen besser ins Dutzend. Deshalb stößt eine politisch einheitliche Führung bei uns auf sehr viel mehr Schwierigkeit als bei den slavischen und romanischen Völkern, die andererseits günstiger situirt sind als wir. Rußland ist gedeckt durch Asien, es hat nur eine dem Angriff ausgesetzte Front gegen Westen; Frankreich hat den Ozean hinter sich und die Vogesengrenze ist die einzige, wo man ihm beikommen kann. Wir sind dagegen von allen Seiten Angriffen exponirt. Deshalb müssen wir selbst immer Rücken an Rücken stehen, und wenn wir das nicht thun, so kann uns nichts helfen. Die Einheit ist die erste Bedingung unserer nationalen Wohlfahrt, andererseits aber ist das Parteiwesen im deutschen Volke sehr tiefgehend. Einer meiner Vorredner hat die Frauen als Gattinnen und Mütter aufgefordert, gegen diese Eigentümlichkeit anzukämpfen; ich hoffe, daß es gelingen wird, aber ich bin dessen nicht sicher, naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Wir müssen die Gefahren, die uns drohen, stets zu erkennen und zu beseitigen bemüht sein. In der auswärtigen Politik wird das der Fall sein, in der inneren Politik ist die Sache sehr viel schwerer. Die Selbständigkeit der Parteien trägt sehr viel Schuld daran, jede Partei glaubt, daß sie die Alleinherrschaft erwerben kann im Deutschen Reiche, und lehnt es ab, mit der nächststehenden Partei Kompromisse zu schließen. Die extremen Parteien sind in Deutschland nicht regierungsfähig. Das ist weder praktisch noch theoretisch möglich. Wie wir weltlich und nicht nach kirchlichen Gesichtspunkten regiert werden können, so teilt auch jeder gebildete Deutsche den Standpunkt, daß nicht von unten herauf regiert werden darf. Aber bedauerlicherweise ist bei den Wahlen die Begierde nach Stimmen stärker als diese Einsicht und das Nachdenken über das, was zu thun ist.

Ich habe, als ich noch Minister war, versucht, durch eine Verschmelzung der mittleren Parteien diesem Uebelstande abzuhelfen. Es gibt doch vieles, worüber man einig werden kann, und da sollte man nicht zögern, einig zu sein. Ich habe mich mit dem Kartell bemüht, dies zu erreichen und eine Einigung zu stiften. Die Sache ist im Reichstag nicht von Dauer gewesen. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß die Befestigung unseres Verfassungslebens nur auf diesem Wege möglich ist. Sobald der Reichstag ohne feste Majorität ist, so können die acht oder neun Fraktionen, die er hat, nicht hindern, daß seine Autorität zurückgeht. Wir brauchen den Reichstag, wir müssen ihn zu

stützen und zu fördern suchen, das können wir nur durch eine Verschmelzung der Parteien, die dem gebildeten Bürgertum angehören. Wenn es uns gelingt, neue Bahnen hierfür bei den Wahlen zu finden und auf dieser Basis zu arbeiten, so würde ich das als den größten Vorteil für den Reichstag und das Reich betrachten. Wenn aber der Reichstag in Mißachtung der vorliegenden Notwendigkeiten diesen Weg verläßt und einen Mangel an Selbständigkeit kund gibt, so sehe ich das als eine große nationale Kalamität an.

Ich möchte deshalb an die hier anwesenden Herren die Bitte richten, so viel sie Einfluß haben, in der Heimat dafür zu sorgen, daß die Unterschiede zwischen den verwandten Parteien verschwinden. Es ist überhaupt schwierig, den Unterschied zwischen denselben mit Worten richtig zu bezeichnen. Es wird, die Theologen ausgenommen, kaum jemand von uns im stande sein, sofort mit Sicherheit zu sagen, was der Unterschied zwischen der reformirten und der evangelischen Konfession ist. So ist es auch mit den politischen Fraktionsunterschieden. Die Fraktionsführer müssen ihrer eigenen politischen Existenz wegen ihre Programme künstlich aufstellen, unterscheiden und vertreten, ohne daß ein wirkliches Bedürfnis hierzu obwaltet. Das ist unser Unglück.

Ich muß um Entschuldigung bitten, in meinem Vortrage so weitläufig gewesen zu sein, aber wovon das Herz voll ist, geht der Mund über. Ich kann mich von der Politik, die ich vierzig Jahre getrieben, nicht lossagen, und ich werde mich auch nicht lossagen. Ich werde mir den Mund nicht verbieten lassen und ich werde den Mund nicht halten, wenn man es auch noch so sehr von mir verlangt. Alle meine Gegner finden, ich würde mich in der Geschichte besser ausnehmen und eine vornehmere Erscheinung sein, wenn ich stillschwiege und kein Wort mehr sprechen würde, und mein Widerstreben hiergegen gibt ihnen Veranlassung, die übelsten Urteile über meine Person und meinen Charakter zu fällen; namentlich die offiziösen Blätter behandeln mich als einen gefährlichen und verdächtigen Menschen, vor dem gewarnt werden müsse. Wenn sie das schon gethan haben, nachdem ich kurz zuvor erst aus dem Dienst geschieden war, so finde ich, daß damit dem Reiche ein schlechter Dienst erwiesen wird. Es ist unvermeidlich, daß das Amt, welches ich kurz vorher verlassen hatte, mitverdächtigt wird. Es schadet dem Buche, wenn man seinen Verfasser schlecht macht. Sie können mich nicht herunterreißen, wie sie es thun, ohne daß das Gift überspritzt auf das Ergebnis unserer gemeinschaftlichen Arbeit, auf Kaiser und Reich. Wenn Sie den thätigsten Mitarbeiter an der Herstellung des Reiches und seiner inneren Einrichtungen in dieser Weise herabsetzen, so vergessen sie, daß sie auch dessen Werk beschimpfen und alle, die an demselben mitgearbeitet haben. Das ist eine bedauerliche Thatsache, die ich aber nicht ändern kann.

Ich möchte meine Wünsche für die Zukunft zusammenfassen, indem ich vorschlage, unsere Zusammenkunft damit zu schließen, womit wir sie begonnen

haben, mit einem Hoch auf Kaiser und Reich, aber mit dem Zusatz, daß ich unter dem Reich die Gesamtheit der Fürsten und den Reichstag mit inbegriffen habe. In diesem Sinne ersuche ich Sie, nochmals Ihre Stimme zu erheben: Kaiser und Reich, sie leben hoch!*)

Ich habe in meinen Ausführungen vorhin das deutsch-österreichische Bündnis vergessen. Man hat neuerdings versucht, auf Grund eines mißverstandenen Zeitungsartikels mich als Gegner dieses Bündnisses hinzustellen; es ist dies eine der größten Unehrlichkeiten. Gerade das Umgekehrte ist der Fall, es war meine Absicht in Wien, dieses Mißverständnis aufzuklären. Wir müssen an dem österreichischen Bündnis unbedingt festhalten. Es ist eine wesentliche Verbesserung des alten Bundes. Im alten Bunde hatten wir im Falle eines Angriffs Anspruch auf das östrreichische Kontingent von — ich glaube — fünfundneunzigtausend Mann. Heute haben wir unter Umständen Anspruch auf die ganze österreichische Armee. Aber auch Oesterreich befindet sich dabei viel besser, der alte Bund deckte nur die Länder bis zur Leitha, heute deckt das Bündnis die gesamten Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie, auch jenseits der Leitha. Deutschland und Oesterreich sind beide defensive Mächte. Ich habe im Jahre 1879 das Bündnis nicht ohne große Mühe herbeigeführt, und es ist eine Verlogenheit, wenn verbreitet wird, ich sei heute ein Gegner desselben. Wenn ich es wäre, brauchte ich nur auf die Zeit des Krimkrieges zurückzugreifen, wo das lange, dünne Gebiet zwischen Inn und Straßburg durch französische und österreichische Interessen bedroht war und mir der damalige König von Württemberg mit dem Finger auf der Karte erklärte, Straßburg sei zu nahe, er könne am Bunde nicht halten. Der deutsch-österreichische Block ist nicht nur schwer anzugreifen, sondern wir sind dadurch auch gesichert vor Velleitäten einer veränderten österreichischen Politik, worauf ich sehr hohen Wert lege. Oesterreich sollte es in seinem eigenen Interesse erachten, wenn wir mit Rußland so viel Fühlung behalten, daß der Friede zwischen Oesterreich und Rußland erhalten bleibt. Daran haben wir jedenfalls das höchste Interesse. Ebenso verlogen ist die Behauptung, ich hätte Oesterreich den Handelsvertrag übel genommen und sei deshalb gegen das Bündnis. So leichtfertig bin ich nie in meinem Leben gewesen und werde es jetzt im hohen Alter nicht sein, daß ich Größeres dem Kleineren nachwerfe. Meine Aeußerungen in Wien über den Handelsvertrag gingen dahin, daß ich Oesterreich zur Geschicklichkeit seiner Unterhändler beglückwünschte und sagte, ich würde mich gefreut haben, es im

---

*) Stürmischer Jubel folgte dieser Rede, die etwa eine Stunde währte. Die Musik stimmte „Deutschland, Deutschland über alles" an und die Menge sang begeistert mit. Die Damen überschütteten den Fürsten mit Blumen und Kränzen. Alsdann trat der Großindustrielle Thorbecker aus Mannheim vor und erinnerte daran, wie Bismarck das Deutschtum im Auslande gehoben, die Industrie wieder zu Ehren gebracht, und wie er — zu einem guten Teil durch das Bündnis mit Oesterreich — den Frieden geschützt habe.

gegebenen Falle ebenso haben machen zu können. Oesterreich hat durchaus richtig gehandelt, wenn es die geringere Geschicklichkeit unserer Unterhändler zu seinen Gunsten verwertete; es ist eben zu allen Geschäften Verständnis und Geschicklichkeit erforderlich.*)

---

30. Juli 1892.

Ansprachen auf der Reise von Kissingen nach Jena.

1. Ritschenhausen.**)

Ich sage allen meinen herzlichen Dank für die überaus freundliche Begrüßung, welche Sie mir hier zu teil werden lassen. Seit fünf Wochen hatte ich allenthalben den wärmsten und herzlichsten Empfang gefunden, und ich kann sagen, es hat dies meinem Herzen wohlgethan. So darf ich denn auch glauben daß das, was ich im Dienste des Vaterlandes geleistet, im deutschen Volke Anerkennung gefunden und in seinem Herzen Wurzel geschlagen hat. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß aller Neid, aller Haß und alle Verleumdung und Verhetzung, welche sich in letzter Zeit so vielfach gegen mich gerichtet, nicht hinreichen, um mich aus dem Herzen des deutschen Volkes zu verdrängen."***)

---

*) Die Ansprachen sind in der Fassung der „Hamburger Nachrichten" wiedergegeben, obgleich dieses Blatt durch ein vorangesetztes „etwa" ausspricht, daß es die volle Uebereinstimmung ihres Textes mit dem wirklichen Wortlaut nicht verbürgen kann. Dennoch scheint diese Fassung nach Form und Ausdruck den thatsächlich gesprochenen Worten am nächsten zu kommen.

Folgende bemerkenswerte Aeußerungen des Fürsten sind noch verschiedenen anderen Blättern entnommen: „Bei Romanen und Slaven gehen immer zwölf aufs Dutzend, während bei uns die Selbständigkeit der Meinung größer ist und wir bei zwölf Köpfen auch zwölf Meinungen haben." — „Wir müssen Rücken an Rücken stehen, wenn nicht alle Opfer der Vergangenheit für uns verloren sein sollen." — „Zu einer ruhigen, dauernden Regierung führt nur der Verzicht auf extreme Meinungen und eine Regierung im Sinne der Durchschnittsanschauungen der gebildeten Deutschen." — „Die reichsfeindlichen Parteien machen sich klar, was sie wollen (wenn sie mich herunterreißen), daß aber die heutigen Leiter in diesen Irrtum verfallen, ist sehr bedauerlich." — Bemerkenswert ist auch folgender Schlußzusatz zu der Aeußerung über die deutsch-österreichischen Handelsvertragsunterhandlungen: „Zu allen politischen Geschäften ist Verständnis und Geschick erforderlich, und wo das fehlt — Achivi plectuntur."

**) Der frühere Vertreter des Meininger Wahlkreises im Reichstage, Brauereibesitzer Zeitz aus Meiningen, begrüßte den Fürsten mit einer Ansprache, in der er neben der Versicherung unauslöschlicher Dankbarkeit, Treue und Hingebung u. a. sagte: „Nicht in Worten allein wollen wir unsern Dank bringen, durch die That auch sind wir in ernstem Streben gewillt, unverbrüchlich fest zu halten an dem herrlichen Werke, welches Eure Durchlaucht für unser Vaterland geschaffen, an der Einheit des Reichs!"

***) Stürmische Zurufe: „Nein, nimmermehr! Treue für immer!" und stürmisches Hoch unterbrachen hier den Fürsten und hinderten ihn, weiter zu reden. Unter Hochrufen fuhr der Zug davon.

2. Plaue in Thüringen.*)

Meine sechswöchentliche Reise gleicht einem Triumphzuge, wie ich ihn so erhebend nicht zu träumen gewagt hatte. Ich bin durch Sachsen, durch Bayern, Franken gekommen, und überall hat mich das Volk jubelnd begrüßt. Und besonders freue ich mich, auch in Thüringen, dem Wohnsitz echt deutscher Männer, mein Wirken anerkannt zu sehen. Ich werde mich nicht mehr ändern, meine Gesinnungen bleiben dieselben.

3. Weimar.**)

Ich danke für den so herzlichen Empfang, der mir besonders wohl thut, da er mir von Weimar bereitet wird — dieser Stadt, von deren Bedeutung ich die sichtbaren Zeichen

(dabei hielt der Fürst den Blumenstrauß in die Höhe)

in den Händen trage. Auch deswegen thut der Empfang hier mir so besonders wohl, weil ich stets die Ehre gehabt habe, mit dem Herrscherhause Sachsen-Weimars, insbesondere mit seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Karl Alexander, in den freundlichsten Beziehungen zu stehen.

Hieran schloß der Fürst ein Hoch auf Seine Königliche Hoheit den Großherzog, in welches die Menge begeistert einstimmte.

---

30. Juli 1892.

Jena. Ansprachen: 1) Bei dem Empfange auf dem Bahnhof.***)

Es ist für mich ein erhebendes Gefühl, diesen Ausdruck nationalen Dankes auf klassischem Boden zu empfangen. Warum ich diesen Boden einen klassischen

---

*) Auf dem Bahnhofe in Plaue hielt der dortige Pfarrer eine Ansprache. „Durchlaucht," sagte er unter völliger Stille der immer mehr herandrängenden Menge, auf dieselbe zeigend, „das ist das Denkmal, das Eure Durchlaucht sich durch Thaten gesetzt haben, die einzig in der Geschichte sein werden, die uns das Deutsche Reich gebracht haben. Eurer Durchlaucht Wort hat es geschmiedet."

**) Auf dem Bahnhofe in Weimar hatte sich eine tausendköpfige Menschenmenge eingefunden welche dem Fürsten begeisterte Ovationen darbrachte. Bürgermeister Heinemann hielt eine Ansprache, in welcher er dem Gefühle der Freude und der Genugthuung darüber Ausdruck gab, daß er berufen sei, den Fürsten auf weimarischem Boden zu begrüßen und ihn der ewig dankbaren Gesinnungen zu versichern, welche die Bevölkerung von Stadt und Land dem Erbauer des Reiches bewahre. Auch der dortige Künstlerverein war durch eine Abordnung vertreten. Fräulein Gutmann und Fräulein Hagen überreichten Blumenspenden, deren eine in den Gärten der großen Dichter und Denker Weimars gepflückt war.

***) Im Fürstenzimmer des Bahnhofs richtete der Geheime Justizrat Krieger folgende Ansprache an den Fürsten:

„Eure Durchlaucht

wollen dem Vorsitzenden der Gemeindevertretung von Jena gestatten, Ihnen den ehrerbietigsten Dank der Bürgerschaft dieser Stadt dafür auszusprechen, daß Eure Durchlaucht auf der

nenne, geht aus Ihren Reden hervor. Die Universität Jena ist klein, aber berühmt, berühmter und auch im Auslande bekannter als manche andere Universität. Der Ruhm Jenas und Thüringens beruht auf ihren deutschen Herzen. Thüringen selbst im Herzen Deutschlands hat stets ein warmes nationales

---

Heimfahrt von einem durch überwältigende Beweise der Verehrung, Treue und Liebe eines ganzen Volkes geschmückten Triumphzuge ohnegleichen nicht verschmäht haben, unsere kleine Stadt mit Ihrem Besuche zu beehren und zu beglücken.

Die Bürgerschaft verschließt sich dem nicht, daß dieser hohe Besuch in erster Linie der Universitätsstadt als solcher gilt, und wir sind uns bewußt, daß die äußeren Veranstaltungen, durch die wir unserer Freude Ausdruck zu geben versuchen, bei der Beschränktheit der Mittel eines kleinen Gemeinwesens nur bescheiden sein können, aber in der Wärme der Begeisterung für den Mitbegründer und -Erhalter des Reiches stehen wir hinter niemand zurück. Und wir vertrauen auf den scharfen Blick und das warme Herz Eurer Durchlaucht, welche den Pulsschlag des Volkslebens stets zu deuten verstanden haben, daß Sie das tiefe Gefühl unauslöschlichen Dankes und treuer Liebe, welche uns für Eure Durchlaucht beseelt, auch in dem einfachen Gewande erkennen werden, in dem es hier entgegengebracht wird. Möchten Eure Durchlaucht in den Höhenfeuern, die Ihnen von unseren Bergen, Saale auf-, Saale abwärts grüßend entgegenleuchten werden, ein Sinnbild der Gefühle erblicken, welche unsere Stadt, dieses Thal und die ganze Thüringer Landschaft für ihren Fürsten Bismarck hegt und unwandelbar hegen wird.

Wäre es möglich, die Wirkung des gnädigen Besuches Eurer Durchlaucht zu steigern, so könnte dies nur dadurch geschehen, daß wir das Glück haben, zugleich Eurer Durchlaucht hohe Familie begrüßen zu dürfen. Gerade der Thüringer glaubt sich eines starken Gemütslebens zu erfreuen, und dieses wird tief berührt dadurch, daß wir dem unvergleichlichen Staatsmann und Patrioten unsere Huldigung zugleich als dem ehrwürdigen Familienhaupte im Kreise der Seinen darbringen dürfen.

Namens meiner Mitbürger erlaube ich mir, Eure Durchlaucht und deren hohe Familie in unserer Stadt ehrerbietigst und herzlichst willkommen zu heißen."

Der Fürst verneigte sich dankend. Dann nahm Geheimer Kirchenrat Professor Lipsius das Wort:

„Eure Durchlauchten wollen einem der älteren Mitglieder unserer Hochschule gestatten, Ihnen bei Ihrem Eintritt in Jena im Namen zahlreicher Amtsgenossen ein herzliches Willkommen zuzurufen. Unser Jena ist eine der kleinsten Hochschulen des Deutschen Reichs; aber mehr als einmal in diesem Jahrhundert hat es an der Spitze einer geistigen Bewegung gestanden, die sich von hier aus über ganz Deutschland verbreitete. In einer Zeit, wo das Wort noch berechtigt war, wir Deutschen seien eine Nation von Dichtern und Denkern, da haben in Jena die größten deutschen Geister gelebt und gewirkt, ein Schiller und Goethe, ein Fichte, Schelling und Hegel. Darnach ist es unser Jena gewesen, wo die Sehnsucht nach der alten deutschen Kaiserherrlichkeit ihren ersten, noch vielfach unreifen und unklaren Ausdruck in der Stiftung der deutschen Burschenschaft fand, die von hier aus ihren Weg zu allen deutschen Hochschulen nahm. Es war ein verfrühter, von manchem hochsinnigen Jüngling schwer gebüßter Versuch. Aber der Gedanke, welcher die Burschenschaft beseelte, ist seitdem im deutschen Volke nicht wieder erstorben. Nirgends vielleicht so tief wie im Thüringer Lande haben deutsche Herzen das Elend der Zerrissenheit und Ohnmacht des deutschen Vaterlandes empfunden und sehnsüchtig nach dem Retter ausgeschaut, welcher unser Volk zusammenschmieden sollte mit gewaltigem Hammerschlag. Was der Idealismus unserer deutschen Hochschulen erträumte, was eine hoffnungsfreudige Jugend gesungen und gesagt hat vom Kaiser und vom

Empfinden bewiesen trotz seiner verschiedenen Territorien. Auch diese Spaltung ist eine echt deutsche Eigentümlichkeit, aber sie hat die Thüringer nie dem Gefühl für das große Allgemeine entfremdet. Thüringens Lande sind umrankt von Gesängen und Sagen aus ursprünglicher Zeit; vor und nach Luther können sie auf ein reiches dichterisches Leben zurückblicken. Ohne Poesie und Romantik, zentralisirt würde der Deutsche zum Franzosen herabsinken. Es ist erfreulich, daß die Bildungsstätten in Deutschland nicht wie in manchen zentralisirten Ländern in einer Stadt vereinigt sind. So verbreiten sie überall Aufklärung im Volke und sind Pflegerinnen urdeutscher Eigenschaften in seiner Mitte. Auch dafür muß man dankbar sein und der deutschen Eigenheit Rechnung tragen, das Vaterland in der nächsten Umgebung zu suchen. Ich könnte hier noch viel sagen, aber ich weiß nicht, ob Sie nicht über uns ein anderes Tagewerk beschlossen haben, weshalb ich Sie nicht länger aufhalten will. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundlichen Worte und bitte noch um Entschuldigung, daß ich das schlechte Wetter mitgebracht habe.

Reich: das deutsche Volk in Waffen hat es unter seinen unvergeßlichen großen Heerführern erkämpft und der Realpolitiker im Rate Wilhelms I. hat es zu Stand und Wesen gebracht.

Durchlauchtigster Fürst! Sie sind der Mann, der die deutschen Stämme des Nordens und des Südens geeint, der Meister, der mit weiser Hand zur rechten Zeit die alte Form zerbrochen, dem neuen Reiche seine Gestalt und Größe, seine Macht nach außen und seine Festigkeit nach innen gegeben hat. Das ganze deutsche Volk mit seinem Kaiser an der Spitze kann heute Eurer Durchlaucht zurufen: ‚Was wär' ich ohne Dich geworden, was würd' ich ohne Dich wohl sein!'

Heute blickt abermals das ganze Deutschland auf unser kleines Jena, das unter den deutschen Universitätsstädten wieder einmal die Führung genommen hat, um dem Gründer des Deutschen Reichs, dem größten deutschen Mann unseres Jahrhunderts das Gelöbnis unauslöschlicher Treue und Dankbarkeit darzubringen. Hinter Jena steht das ganze Thüringer Land. Die Thüringer wollen nicht zurückbleiben hinter den Sachsen, den Bayern, den Schwaben, den Alemannen, den Rheinfranken und Hessen. Es geht durch das ganze deutsche Volk mit elementarer Gewalt das Verlangen, Eurer Durchlaucht zu zeigen, daß es Ihrer nie und nimmer vergessen kann. Aus hohem Munde vernahm man kürzlich das Wort: ‚Das ist kein kleines Volk, das seine großen Männer ehrt!' Mit diesem Wort will das deutsche Volk heute Ernst machen, mag dazu scheel sehen, wer mag. Die Huldigung, die wir Eurer Durchlaucht darbringen, ist zugleich eine Huldigung, den Manen unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. gebracht, der einst auf das Entlassungsgesuch Eurer Durchlaucht sein welthistorisches Niemals! geschrieben hat. Denn wir können das Andenken unseres alten Kaisers nicht ehren, ohne zugleich seinen alten Kanzler zu ehren. Diese beiden Gestalten stehen unzertrennlich beisammen in der Geschichte. Das Gefühl der Pietät, das uns erfüllt, ist aus gut patriotischer, gut monarchischer Gesinnung hervorgegangen. Die Kreise, welche heute Eurer Durchlaucht entgegenjauchzen, sind monarchisch gesinnt bis in die Knochen. Sie alle stehen in guten und bösen Tagen fest zu Kaiser und Reich. Sie alle sind ihrem Landesfürsten in Liebe und Treue ergeben. Sie alle aber sind auch einig im Gefühl unbegrenzter Dankbarkeit und Verehrung für Eure Durchlaucht. In ihrer aller Namen rufe ich Eurer Durchlaucht, unserem alten eisernen Kanzler, und Ihnen, Durchlauchtigste Frau Fürstin, zu: Willkommen, willkommen in Jena!"

2) Vom Balkon des Gasthofs „Zum Bären".*)

Meine Herren! Ich bin stolz auf den Empfang, den Sie mir in der thüringischen Universitätsstadt bereitet haben. Er ist ebenbürtig der wohlwollenden Aufnahme, die ich in der letzten Zeit im Süden des Vaterlandes gefunden habe. Er liefert mir den Beweis, daß auch nördlich vom Thüringer Wald meine Beziehungen zum deutschen Volke nicht erschüttert sind, so daß ich über Verdächtigungen, die meine Person betreffen, hinwegsehen kann. In solcher Anhänglichkeit finde ich den schönsten Lohn meines Lebens.

(Bei diesen Worten erhob sich ein Hoch und ein Hurrah, das den Fürsten am Weiterreden hinderte.)

Ich bin dankbar für die Liebe, die mir bis zu meinem letzten Tage bleibt. Ich hoffe, daß ich morgen einen Teil von Ihnen hier wiedersehen werde. (Laute Zurufe: „Alle, alle!") Für heute entschuldigen Sie mich wohl.

---

3) An die Deputation der Universität.**)

Meine Herren! Dieses Hoch, das mir soeben von so autoritativer Stelle und mit so erhebenden Worten gebracht worden ist, könnte mich nach allen

*) Großartig, gewaltig waren die begeisterten Kundgebungen, welche dem Fürsten auf dem Bahnhofe und auf der Fahrt nach dem Gasthause zum Schwarzen Bären dargebracht wurden. Sie erreichten ihren Höhepunkt vor diesem Gasthause, wo den Fürsten eine ungeheure Menschenmenge erwartete. Das Hurrahrufen wurde zu einem Sturmesbrausen, das nicht aufhörte, bis der Fürst auf den Balkon trat und, mit dem großen Schlapphut die jauchzende Menge grüßend, das Wort nahm.

**) Der Prorektor Professor Dr. Brockhaus richtete folgende Ansprache an den Fürsten:

„Durchlauchtigster Fürst!

Die Universität Jena hat dem Prorektor und den Dekanen den ehrenvollen Auftrag erteilt, die hohe Verehrung auszudrücken, die wie diese Stadt und dieses Land so auch die Mitglieder unserer Hochschule Eurer Durchlaucht entgegenbringen.

Und mehr als unsere Verehrung, auch die tiefe, niemals erlöschende Dankbarkeit sind wir beauftragt, auszusprechen, von der die Lehrer dieser Universität durchdrungen sind. In begeisterter Bewunderung blicken wir zu dem Manne auf, der das Richtewerk der Einigung Deutschlands vollbracht hat.

Die Universität Jena hat ein gutes Recht, Eurer Durchlaucht ihre ehrfurchtsvolle Huldigung darzubringen; denn an dieser Universität hat der patriotische Gedanke seit den Freiheitskriegen niemals geschlummert. Studenten und Professoren haben das leuchtende Ziel der nationalen Einheit niemals aus den Augen verloren. Auch in trauriger Zeit, als die leidenschaftlichen Wünsche der Patrioten in schmerzlicher Resignation verstummten, lebte hier die Hoffnung unerschüttert fort: das zerstoßene Rohr wird nicht zerbrochen, der glimmende Docht nicht ausgelöscht werden!

Und unsere Hoffnung wurde nicht getäuscht: Wie ein glänzender Stern stiegen Eure Durchlaucht an dem umwölkten Himmel unseres Vaterlandes auf. Licht, Glanz, Freudigkeit verbreiteten sich über unser Volk. Der lange gedemütigte Nationalstolz erwachte, als wir

Ovationen, die ich in den letzten Wochen erfahren habe, stolz machen, wenn ich es für meine Person mir allein anziehen dürfte. Ich habe schon neulich bei einer ähnlichen Begrüßung gesagt, ich bin der Erbe des Verdienstes meiner Mitarbeiter geworden, weil sie vor mir gestorben sind, in erster Linie mein alter Herr, Kaiser Wilhelm I., der nicht für den deutschnationalen Gedanken erzogen und nicht in diesem aufgewachsen war, den aber das angeborene deutsche Gefühl nie verlassen hat, und dem man nur allmälich und langsam den Weg zeigen durfte, den er zu gehen hatte, um zu der Stelle zu gelangen, in der er gestorben ist und gegen deren Annahme er sich in seiner Bescheidenheit lange gewehrt hat, obschon er das Ziel wollte, das erreicht worden ist. Ich habe Mühe gehabt, ihm klar zu machen, welcher Zauber in dem Titel des Kaisers liegt, in der ganzen Repräsentation des Kaisertums und der historischen Beziehung, welche im deutschen Geiste mit dem Kaisertitel und der Stellung des Kaisers verbunden war. Es ist mir gelungen, ihn davon zu überzeugen. Diese Arbeit hinter den Coulissen, sozusagen, ist schwieriger für mich gewesen und die Diplomatie im eigenen Hause fast komplizirter als die mit dem Auslande, dem gegenüber ich von Haus aus wußte, was ich zu thun hatte. Ich kann in dem ganzen Gange, den uns Gottes Vorsehung geführt hat, doch nur

---

von der Höhe herabblickten, auf welche Eure Durchlaucht im Dienste eines großen Fürsten und im Bunde mit einem großen Feldherrn das deutsche Volk gehoben hatten. Was vor einem halben Jahrtausend die Deutschen geträumt, was seit einem halben Jahrtausend die Deutschen ersehnt hatten, Eure Durchlaucht hatte es uns gegeben! In den Aufruhr der Meinungen, in das Chaos vieltausendköpfigen Streites war die Heroengestalt Eurer Durchlaucht getreten, und Ihre Thaten hatten gerufen: Ihr aber sollet die Läden nicht verschließen; denn siehe! der Tag ist angebrochen!

Als das gewaltige Drama der Einigung Deutschlands an unseren erstaunten und geblendeten Augen vorübergezogen war und die gleichmäßige politische Tagesarbeit begann, als die Erhaltung, die Festigung, der Ausbau des Geschaffenen die Aufgabe der Politik geworden war, da haben wir alle die Kunst und die gedankenreiche Arbeit bewundert, mit welcher Eure Durchlaucht das junge Reich einer alten Nation erhalten, befestigt, ausgebaut haben.

Jetzt dürfen Eure Durchlaucht mit freudigem Stolze die reiche Frucht ernten, die Sie gesät haben. Sie sehen vor sich ein Volk voll begeisterter Erinnerung an Ihre weltgeschichtliche Wirksamkeit. Wir aber sehen in warmer Freude Eure Durchlaucht heute vor uns in voller Kraft, ungebrochen durch die Arbeit zweier Menschenalter, voll schweren Kampfes und ruhmreichen Sieges.

In dem Hause, in welchem einst der reformator ecclesiae gewohnt, dürfen wir heute den reformator Germaniae begrüßen. Die Jahrhunderte reichen sich die Hand und die leuchtende Fackel der Vaterlandsliebe, die vor drei Jahrhunderten ein Deutscher entzündete, ist unverlöscht in die Hand des Deutschen übergegangen, dem wir heute die Versicherung unserer treuen Verehrung darbringen.

Möge die Fackel der Begeisterung für unser Volk und seine Zukunft niemals erlöschen, und möge die starke Hand, welche in rastloser, opfervoller Arbeit das Deutsche Reich zu errichten vermochte, sie uns noch viele Jahre vorantragen! Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck lebe hoch!"

eine besondere Vorherbestimmung erkennen. Selbst die Schlacht, die für ein preußisches Herz mit dem Namen Jena schmerzliche Erinnerungen weckt, war notwendig, wenn die geistige Reaktion in Preußen erfolgen sollte, wenn das in Preußen überhaupt möglich sein sollte, was ich erstrebte, das heißt ein Königlich preußisches Heer in den Dienst der nationalen Idee zu stellen. Das alte friedericianische Heer wäre schwerlich ein Pfleger des heutigen verfassungsmäßigen und nationalen Staatslebens gewesen.

Wir haben nachher erlebt, daß die unzeitigen Anfänge von der Leitung, die hoch über uns schwebt, immer rechtzeitig zurückgeschlagen worden sind, die nur zu unvollkommenen Gebilden hätten führen können, bis der Moment kam, wo wir unsere Streitigkeiten in einem bedauerlichen Bruderkrieg, wenn ich den von 1866 erwähnen darf, erledigen mußten. Es ging aber nicht anders. Auch der französische Krieg war notwendig; ohne Frankreich geschlagen zu haben, konnten wir nie ein Deutsches Reich mitten in Europa errichten und zu der Macht, die es heute besitzt, erheben. Frankreich würde vielleicht später Bundesgenossen gefunden haben, um uns daran zu hindern. Auch der französische Krieg war ein notwendiger Abschluß. Diese ganze Entwicklung müssen Sie nicht meiner vorausberechnenden Geschicklichkeit zuschreiben; es wäre eine Ueberhebung von mir, zu sagen, daß ich diesen ganzen Verlauf der Geschichte vorausgesehen und vorbereitet hätte. Man kann die Geschichte überhaupt nicht machen, aber man kann immer aus ihr lernen. Man kann die Politik eines großen Staates, an dessen Spitze man steht, seiner historischen Bestimmung entsprechend leiten, das ist das ganze Verdienst, was ich für mich in Anspruch genommen habe. Es gehört allerdings noch mehr dazu — Vorurteilslosigkeit, Bescheidenheit, Verzicht auf gewisse Lieblingsideen und auf eigene Ueberhebung, und zwar dies in höherem Grade als eine überlegene Intelligenz, die alles voraussieht und beherrscht.

Ich bin von früh auf Jäger und Fischer gewesen, und das Abwarten des rechten Moments ist in beiden Situationen die Regel gewesen, die ich auf die Politik übertragen habe. Ich habe oft lange auf dem Anstand gestanden und habe mich von Insekten umschwärmen und zerstechen lassen müssen, ehe ich zum Schuß kam. Ich möchte von mir nur den Verdacht abwehren, daß ich unbescheiden gewesen bin, daß ich Verdienste in Anspruch nehme, die mir nicht beiwohnen. Das Verdienst, das ich beanspruche, ist: ich habe nie einen Moment gehabt, in dem ich nicht ehrlich und in strenger Selbstprüfung darüber nachgedacht, was ich zu thun habe, um meinem Vaterland, und ich muß auch sagen meinem verstorbenen Herrn, König Wilhelm I., richtig und nützlich zu dienen. Das ist nicht in jedem Augenblick dasselbe gewesen, es haben Schwankungen und Windungen in der Politik stattgefunden, aber Politik ist eben an sich keine logische und keine exakte Wissenschaft, sondern es ist die Fähigkeit, in jedem wechselnden Moment der Situation das am wenigsten Schädliche oder das

Zweckmäßigste zu wählen. Es ist mir das nicht immer gelungen, aber überwiegend doch in den meisten Fällen. Man hat von mir gesagt, ich hätte außerordentlich viel Glück gehabt in meiner Politik. Das ist richtig, aber ich kann dem Deutschen Reiche nur wünschen, daß es Kanzler und Minister haben möge, die immer Glück haben. Es hat das eben nicht jeder. Meine Vorgänger im Amte, im Dienste des preußischen Staates, haben es nicht so gehabt. Ich glaube nicht, daß irgend einer von ihnen, wenn er nach Jena gekommen wäre, den Empfang gehabt hätte, wie er mir heute zu teil geworden ist. Ich will wünschen, daß ihn mein Nachfolger hat, daß Sie ihm in derselben freudigen und spontanen Begeisterung dermaleinst entgegenjauchzen mögen, wie ich es heute, nachdem ich nichts mehr in der Politik zu thun habe, erlebt habe. Es ist das für mich ein erhebendes und freudiges Gefühl gewesen, und ich wüßte nicht, was man mir in diesem Leben mehr anthun könnte, was irgendwie ins Gewicht fiele neben dem Wohlwollen und der freudigen Liebe meiner Mitbürger, wie sie mir heute entgegengetreten ist. Daß Sie mir dieses Gefühl hinterlassen, und daß Sie, nachdem es in Dresden, München und Augsburg angeregt worden ist, es verstärkt und vertieft haben, dafür bin ich Ihnen von Herzen dankbar. In meinem Herzen lebt dieselbe Liebe zum Vaterlande wie vor zehn Jahren, wo ich den entscheidenden Einfluß auf die Politik hatte. Meine Ansichten über die Zweckmäßigkeit und Nichtzweckmäßigkeit dessen, was wir zu thun haben, sind heute noch dieselben. Warum ich sie nicht aussprechen sollte, sehe ich nicht ein. Das Wesen der konstitutionellen Monarchie, unter der wir leben, ist eben das Zusammenwirken des monarchischen Willens mit den Ueberzeugungen des regierten Volkes. Die gegenseitige Verständigung ist notwendig, um unsere Gesetze zu ändern, sonst verfallen wir dem Regiment der Bureaukratie. Allerdings kann ja, was der Geheimrat vom grünen Tisch aus entwirft, die Presse korrigiren, wenn sie frei ist — aber sie bleibt nicht immer frei. Es ist das ein gefährliches Experiment, heutzutage im Zentrum von Europa absolutistischen Velleitäten zuzustreben, mögen sie priesterlich unterstützt sein oder nicht. Die Gefahr ist immer die gleich große und im ersteren Falle eine noch größere, weil man sich täuscht über die einfache Situation der Sache und glaubt Gott zu gehorchen, wenn man dem Geheimen Rat gehorcht. Wir haben ja die Ansicht gehört, daß ein Unteroffizier den Soldaten gegenüber an Gottes Stelle stehe, warum also nicht auch ein gebildeter Geheimrat? Ich bin nie ein Absolutist gewesen und werde es am allerwenigsten auf meine alten Tagen werden.

Was wir für die Zukunft erstreben müssen, ist eine Kräftigung der politischen Ueberzeugung in der öffentlichen Meinung und im Parlament. Dazu ist notwendig, wie ich mir neulich zu sagen erlaubt habe, daß namentlich im Parlament die Meinung des Volkes einheitlicher zum Ausdruck komme, als sie bisher sich darstellte. Wenn verschiedene Meinungen der Regierung

gegenüber treten und sie hat die Auswahl, welche sie sich aneignen, welcher Partei sie Versprechungen machen will, so kann von keiner parlamentarischen und verfassungsmäßigen Beeinflussung mehr die Rede sein. Wollen wir ein Parlament haben, in dem sich unser nationales Empfinden und unsere öffentliche Meinung zum richtigen Ausdruck bringt, so müssen wir in Bezug auf die einzelnen Unterschiede, die die Fraktionen von einander trennen, nachsichtiger sein als bisher. Jetzt strebt jede Fraktion, allein zu herrschen, ohne an den nächsten Nachbar zu denken. Außerdem ist das Unglück, daß die Parteiführer, die zum großen Teil ihre persönlichen Ziele und Zwecke haben, die Fraktionen fast absoluter beherrschen als ein absoluter Monarch seine Unterthanen, und daß der Wähler außerordentlich wenig erfährt, wie sein Abgeordneter stimmt. Ich bin ein Parlamentarier seit fünfundvierzig Jahren, vom Provinziallandtage her gerechnet. Ich glaube, der Wähler hat beinahe immer eine unrichtige Ansicht von der Thätigkeit seines Abgeordneten, und die unrichtige Ansicht beruht in der Regel auf den Mitteilungen, die der Abgeordnete im Wahlkreise macht. Kommt er in denselben zurück, so glaubt man ihm gern, seine Freunde wollen ihn gern behalten, er hütet sich, den Wählern Klarheit über alle Dinge zu verschaffen. Das war nicht im Anfang unseres parlamentarischen Lebens. Der Wähler war mißtrauischer, er that sich zusammen, kontrollirte und brachte ein Mißtrauensvotum ein. Um ein solches zu geben, muß man wissen, was der Abgeordnete thut. Das wissen jetzt die wenigsten Wähler. Ich möchte wünschen, daß das Parlament, dessen Gewicht vielleicht in der Vergangenheit zu sehr heruntergedrückt war, nicht auf demselben Niveau bleiben möge. Ich möchte, daß das Parlament zu einer konstanten Majorität gelangt, ohne diese wird es nicht die Autorität haben, die es braucht.

Aber, meine Herren, ich komme mehr und mehr in den Nimbus der Akademie und habe die Einbildung, als wenn ich hier auf dem Katheder stehe. Ich halte mich aber für verpflichtet, da ich glaube, in der größeren Politik unter unseren Landsleuten derjenige zu sein, der die meiste Erfahrung — haben sollte, über die Eindrücke nicht zu schweigen, die Maßregeln, die ich für irrtümlich halte, auf mich machen. Das wäre gegen mein Gewissen. Ich habe als Reichskanzler nach meinem Gewissen gehandelt, bin auch fest entschlossen, als Privatmann nach meinem Gewissen und meinem politischen Pflichtgefühl zu handeln, was auch immer die Folgen für mich sein könnten. Diese sind mir völlig gleichgiltig. Aber ich fürchte, es wird hier für uns in diesen Räumen zu warm, wir wollen ja noch eine Fahrt zur Besichtigung der Bergfeuer machen.*)

*) Nach dieser Rede, deren Wirkung auf alle Anwesenden eine mächtige war, unterhielt sich der Fürst mit den einzelnen Mitgliedern der Deputation, wobei ihm auch der Senior der Universität, Geheimrat Stickel, vorgestellt wurde. Derselbe redete Seine Durchlaucht ungefähr mit folgenden Worten an: „Ich habe Napoleon I. noch gesehen, Deutschland

31. Juli 1892.

Jena. Ansprachen: 1) An die Sänger, welche dem Fürsten vor dem Gasthaus zum Bären eine musikalische Huldigung brachten.*)

Ich freue mich, daß man in Jena über der Pflege der Wissenschaft die Pflege der Kunst nicht vergißt. Die thüringischen Fürsten und das thüringische Volk haben Kunst und Wissenschaft von jeher gepflegt und deutsche Wissenschaft, deutsche Kunst und deutschen Sang hochgehalten und geschützt, ich erinnere nur an die Wartburg und die Meistersinger. Was Korinth für das Altertum war, das bedeutete für das Mittelalter die Wartburg. Ihre Ovation ist mir ein Beweis hiefür, daß in dem Lande der Sagen und Burgen auch heute noch der edle Gesang gepflegt wird. Ich danke Ihnen!**)

---

im Zustande tiefster Erniedrigung. Ich habe Goethe gekannt und damit Deutschland auf der Höhe der literarischen Entwicklung, und sehe nun in Eurer Durchlaucht den, der unser Vaterland auf den Gipfel politischer Entwicklung gehoben hat!" Nachdem die Abordnung sich verabschiedet hatte, unternahm der Fürst eine Rundfahrt durch die festlich beleuchtete Stadt zur Besichtigung der Bergfeuer.

An die Beleuchtung schloß sich, nach der Rückkehr des Fürsten in den Bären, ein Fackelzug, an dem ungefähr dreitausend Personen teilnahmen. Der Fürst betrachtete ihn vom Balkon im Bären aus; jeder neuen Gruppe, die unter Hochrufen, unter dem Gesang patriotischer Lieder vorüberzog, dankte er mit unermüdlicher Geduld; als die letzten Fackeln nahten, rief der Fürst den Studenten zu: „Ich danke Ihnen von Herzen." Man bemerkte, wie Professor Schweninger mehrfach mahnte, daß der Fürst sich zur Ruhe begeben möchte. Noch einmal trat der Gefeierte auf den Balkon heraus und verabschiedete sich für heute mit diesen Worten: „Ich danke Ihnen nochmals; wenn Sie erst einmal achtundsiebenzig Jahre alt sind, werden Sie nach einem so aufregenden Tage auch das Bedürfnis nach Ruhe haben. Ich wünsche Ihnen eine gute Nachtruhe!" Der Abschiedsgruß ward mit dem herzlichen Rufe: „Gute Nacht, Durchlaucht!" von der Menge beantwortet; mit der Losung: Ruhe für Bismarck! zogen die Fackelträger ab, und in wenig Minuten war der weite Platz menschenleer.

*) Zunächst trug die Jenaer Kurrende (Knaben in schwarzer, mittelalterlicher Manteltracht) die Verse 1 und 3 des Protestantenliedes vor: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen!" Dann folgten unter Leitung des Professors Naumann Vorträge der thüringischen Gesangvereine, und zwar wurden die Lieder: „Wie könnt' ich dein vergessen" und „Auf den Bergen die Burgen, im Thale die Saale" gesungen.

**) Bald darauf trat der Fürst die Fahrt zu einem Feste an, welches ihm auf dem Marktplatze bereitet wurde. Die Straßen, welche er passirte, waren zu beiden Seiten mit jubelnden Massen dicht besetzt. Vor dem Burgkeller hatte sich die Burschenschaft Arminia aufgestellt, deren Führer, stud. chem. Arxt, den Fürsten mit folgenden Worten begrüßte:

„Eure Durchlaucht! Die älteste Burschenschaft, sind wir hier vor dem alten Burgkeller erschienen, Eure Durchlaucht festlich zu begrüßen. Was in unserem Bunde unsere Väter und Großväter erstrebt, das haben Sie erstritten und errungen. Seien Sie von uns in Dankbarkeit begrüßt. Wir bieten Ihnen als Labetrunk die ‚Blume des Elsterthals'."

Der Fürst antwortete:

„Meine Herren, ich trinke Ihnen gerne zu, doch nicht aus. Ich wünsche der Burschenschaft ein fröhliches Gedeihen; sie hat eine Vorahnung gehabt, doch zu früh. Schließlich haben Sie doch recht bekommen. Prosit! meine Herren!"

2) Bei dem Marktfest.*)

Meine verehrten Mitbürger vom Thüringer Lande!

Ich danke Ihnen zuvörderst herzlich für den überaus freudigen Empfang, den ich bei Ihnen gefunden habe, und kann die Gedanken, die mich bewegen,

---

*) Eine Fanfare kündigte die Ankunft des Fürsten auf dem Marktplatze an, wo ihn die nach Tausenden zählende Festversammlung mit überwältigendem Jubel begrüßte. Der Fürst und die Seinigen nahmen Platz in der Mitte der Tribüne, umgeben von den Ehrendamen und den Mitgliedern des Zentralkomites; vor dem Zelte hatten sämtliche Chargirte der Studentenschaft, in vollem Wichs, die blanken Schläger in der Hand, Aufstellung genommen. So bot sich dem Fürsten, der die Blicke über diese ungeheuren, auf engem Raum zusammengedrängten Menschenmassen schweifen ließ, ein wunderbar bewegtes, mannigfaltiges Bild dar, dessen Reiz durch den Farbenschmuck der studentischen Korporationen wesentlich erhöht wurde.

Darauf hielt der Bürgermeister Singer folgende Ansprache:

„Durchlauchtigster Fürst, Durchlauchtigste Fürstin!

Der unbeschreibliche Jubel, die immer von neuem hochauflodernde Begeisterung der ungezählten Volksmenge, die am gestrigen Abend und in den heutigen Vormittagsstunden Eure Durchlaucht bei der Rundfahrt in den Straßen unserer Stadt begleitet haben, sprechen eine laute Sprache von der ungeteilten, aufrichtigen und herzlichen Freude unserer Mitbürger und all der zahlreichen Gäste von nah und fern und den freudigstolzen Gefühlen aller Festgenossen: In Jenas Mauern weilt der gewaltigste Mitbegründer des Deutschen Reiches, unser Bismarck.

Wenn es mithin einer besonderen Kundgebung seitens der Stadt nicht noch bedurft hätte, so mochten es sich doch die beiden städtischen Behörden nicht nehmen lassen, in ihrer Gesamtheit vor Eurer Durchlaucht zu erscheinen, um auch ihrerseits frei und öffentlich den Gefühlen der Freude und Dankbarkeit lebhaften Ausdruck zu verleihen, daß Eure Durchlaucht vor vielen anderen deutschen Städten gerade unser Jena mit der hohen Ehre eines längeren Aufenthaltes beglückt haben.

Mag auch unsere beinahe tausendjährige Stadt mit ihren festen Türmen und Thoren, den ehrwürdigen Kirchen und Klöstern, dem altersgrauen Rathause, den zahlreichen mächtigen Burgen auf den Bergen in der frühesten Zeit nicht ohne Bedeutung für das Thüringer Land gewesen sein, wir wissen doch, daß seit dem Zeitalter der Reformation der politische Einfluß unserer Stadt geschwunden ist und wir uns nur freuen konnten an dem Glanze, der mit der Universität und ihren Sternen über uns aufgegangen war.

Eure Durchlaucht haben gestern abend mit Bezug auf unsere Hochschule ausgesprochen, wir befänden uns auf klassischem Boden; gestatten Sie mir hinzuzufügen, auch auf historischem. Freilich sind die weltgeschichtlichen Ereignisse, die sich an unsere Stadt knüpfen, nur ein treues Spiegelbild der Jämmerlichkeit des alten Deutschen Kaiserreiches.

Wenn alte Pergamente uns Kunde geben, wie Jena eine Zeit lang zur Hälfte thüringisch, zur Hälfte hessisch gewesen, so wissen Eure Durchlaucht, wie ich mit billigem Staunen gestern von Ihnen selbst gehört habe, daß Jena einst einen eigenen Herzog gehabt, der drüben schlummert in der Kirche zu St. Michael.

Im Burgkeller weilte vor drei und einem halben Jahrhundert ein deutscher Kaiser, der einen deutschen Fürsten gefangen durch unsere Stadt führte, hundert Jahre später plünderten und brandschatzten die Stadt und das Rathaus Kaiserlich deutsche Truppen, während schwedisches Fußvolk die wichtige Brücke über die Saale in die Luft sprengen durfte. Und hier auf dem Marktplatze loderten vor beinahe neunzig Jahren französische Wachtfeuer zum Himmel in jener entsetzlichen Oktobernacht, die der unseligen Schlacht von Jena vorauf ging.

nicht besser bethätigen, als indem ich meine Beziehungen zu diesem schönen Lande aus früheren Zeiten her Ihnen schildere. In Thüringen habe ich als Kind zuerst — das nordische Flachland in Brandenburg und Pommern sieht ja ganz anders aus — Felsen, Berge und Burgen mit ihren geschichtlichen Erinnerungen kennen gelernt. Diese ersten Eindrücke der Kindheit haben um den Begriff Thüringen in meinen Empfindungen einen Nimbus der Romantik gewebt, der getragen wurde namentlich durch die Erinnerungen an die Wartburg, an ihre Vorzeit, an Luther, an die Reformation und auch an die Entwicklung unserer deutschen Sprache. Die lutherische Bibelübersetzung ist der erste Anfang einer Einigung unserer Schriftsprache, die bis dahin in Dialekte zersplittert war. In reiferer Jugend mußte ich lernen, welche Bedeutung für unsere geistige und nationale Entwicklung das Thüringer Land in Gestalt von Weimar und Jena gehabt hat, einer Universität, an der Schiller Professor

---

Wahrlich unsere Stadt ein Bild im kleinen von deutscher Zerrissenheit, von deutscher Ohnmacht, deutscher Schmach!

Und heute! Auf unserem Marktplatz steht der gewaltige deutsche Mann, der mit Meisterhand des Reiches Einheit, des Reiches Größe schuf!

Heil uns zu dieser glücklichen Stunde! Dem Enkelsohne wird's mit stolzer Freude der Vater künden: Hier weilte Bismarck.

Heil uns, die wir den größten Sohn unseres Vaterlandes einen Tag lang beherbergen und aus seinen prophetischen Worten die zuversichtliche Hoffnung für die Zukunft unseres neugeeinten Reiches schöpfen durften: Nach Bismarck kein Jena!

All unsere Verehrung, unsere Liebe und Dankbarkeit für diesen teuren Mann wollen wir in den Ruf zusammenfassen: Allzeit und immerdar lebe Fürst Bismarck hoch! hoch! hoch!"

Nachdem der Jubel, der diesen Worten folgte, verrauscht war, erschienen die Vertreter der Studentenschaft, in deren Namen der Sprecher der Burschenschaft Teutonia, cand. med. Viett, das Wort nahm:

„Durchlauchtigster Fürst!

Beseelt von dem Gefühle tiefster Dankbarkeit und erfüllt von stolzer Freude begrüßt Jenas Studentenschaft Eure Durchlaucht hier in der alten Musenstadt am Saalestrand. Uns kümmert nicht der Parteien Hader; über das Erhabene kleinlich zu nörgeln, überlassen wir anderen; wir, die akademische Jugend, wählen uns selbst unsere Ideale und halten sie hoch immerdar; und so stehen wir fest in immerwährender Treue, Liebe und Bewunderung zum Fürsten Bismarck. Mit unbegrenzter Verehrung schauen wir auf zu dem deutschen Recken, der unserer Väter Träume vom geeinten, großen Deutschland verwirklichte, der uns schuf das einige Vaterland, der das Bruderband schlang um Nord und Süd, um Ost und West.

Nie werden wir diese Stunde vergessen, nie vergessen, dem Altreichskanzler ins Auge geblickt zu haben. Die Hoffnungen, die Eure Durchlaucht auf Deutschlands akademische Jugend setzt, sollen nicht zu schanden werden. Hier vor Euch, Durchlaucht, erneuern wir den heiligen Schwur: Dein im Leben, Dein im Sterben, ruhmgekröntes Vaterland! Dies Gelübde folgt Eurer Durchlaucht in die ferne Heimat; Gott schütze und segne auch ferner Euch und Eurer Durchlaucht ganzes Haus!

Kommilitonen! Ich fordere euch auf, auf Seine Durchlaucht den Fürsten Bismarck, den Mitbegründer des Deutschen Reiches, und auf ein ewiges Vivat, Crescat, Floreat das Haus Bismarck! einen donnernden Salamander zu reiben. Ad exercitium Salamandri, sind die Stoffe präparirt, Salamander 1, 2, 3!"

war, und welche unter der Leitung Goethes lange Zeit gestanden hat. Der Name Jena hatte für mich als Sohn einer preußischen Militärfamilie einen schmerzlichen und niederdrückenden Klang. Es war das natürlich, und ich habe erst in reiferen Jahren einsehen gelernt, welchen Ring in der Kette der göttlichen Vorsehung für die Entwicklung unseres deutschen Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber, wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch nicht gewesen. (Beifall.) Die friedericianische preußische Monarchie war eine großartige, in sich einige Schöpfung, aber sie hatte ihre Zeit ausgelebt. Und ich glaube nicht, wenn sie bei Jena siegreich gewesen wäre, daß wir in einen gedeihlichen Weg nationaler deutscher Entwicklung geleitet sein würden. Ich weiß es nicht. Aber die Zertrümmerung des morsch gewordenen Baues — morsch, wie die Kapitulationen unserer ältesten und achtbarsten Generale bewiesen haben — schuf einen freien Platz zum Neubau und das zerschlagene Eisen der altpreußischen Monarchie wurde unter dem schweren und schmerzlichen Hammer zu dem Stahl geschmiedet, der 1813 die Fremdherrschaft mit scharfer Elastizität zurückschleuderte. Ohne Zusammenbruch der Vergangenheit wäre das Erwachen des deutschen nationalen Gefühles im preußischen Lande, welches aus der Zeit der tiefsten Schmach und Fremdherrschaft seine ersten Ursprünge zieht, kaum möglich gewesen. Warum es tot discrimina rerum durchzumachen hatte, kann ich Ihnen nicht weiter entwickeln, ohne mich von neuem dem Vorwurf der greisenhaften Geschwätzigkeit auszusetzen. (Große Heiterkeit.) Ich will nur erwähnen, daß ich 1832 die Universität bezogen habe mit mehr burschenschaftlichen als landsmannschaftlichen Empfindungen, daß es äußere Umstände waren, die mich davor bewahrt haben, in die späteren Gefahren der burschenschaftlichen Thätigkeit verflochten zu werden. Es war doch damals auf dem märkischen Sandboden das Gefühl der deutschen Nationalität nicht so absolut fremd, daß nicht ein irgendwie lebendiger Geist in seinem Sinne empfunden und gewirkt hätte.

Ich bin einigermaßen gehindert worden in der Entwicklung dieser Empfindung durch die Ereignisse vom Jahre 1848. Der Kampf gegen unsere eigenen Landsleute in den Berliner Straßen, gegen die Farben, die ich als Offizier mit Stolz trug, hatte einen erbitternden Rückschlag auf meine Gefühle, der noch nicht vollständig überwunden war, als wir zum Erfurter Parlament vereinigt waren; da habe ich Thüringen zum erstenmale auf längere Zeit wiedergesehen, wenn ich einen kurzen Aufenthalt in Jena, den der damalige Senat noch abzukürzen das Bedürfnis hatte (Heiterkeit), abrechne. In Erfurt war die Frucht der deutschen Einheit noch nicht reif. So lange wir im Dualismus mit Oesterreich lebten, konnte die Entwicklung dieses Dualismus doch höchstens zu einer Trennung zwischen dem Norden und Süden Deutschlands führen. Das wäre das Ende vom Liede gewesen, wenn das

Band des Dualismus nicht durch das Schwert gelöst worden wäre. Ich erwähne dieses, um daran die Behauptung zu knüpfen, daß der Bruderkrieg, den wir 1866 geführt haben, ganz unvermeidlich war. Wir mußten uns nach deutscher Art und Gesinnung einmal im Gottesurteil schlagen, um zu wissen, auf welche Seite sich die Entscheidung der höheren Gewalt stellen würde. Das ist geschehen und mit der Zurückhaltung geschehen, die Landsleute einander schuldig sind. Wir haben bei unserem damaligen Gegner keine unversöhnliche Stimmung hinterlassen. Es ist uns gelungen, mit Oesterreich in ähnliche Beziehungen zu kommen, wie diejenigen waren, die von den Frankfurter Verfassungsentwürfen vergebens erstrebt wurden. Wir haben sie heute reifer, vollständiger und wirksamer, als sie damals erstrebt wurden. Man muß also nur dem lieben Gott Zeit lassen, seine deutsche Nation durch die Wüste zu führen, und die Ankunft in dem gelobten Lande, in dem wir uns zu befinden glauben (Heiterkeit), abwarten. Wir haben außer dem österreichischen Kriege den französischen absolut führen müssen, denn wir brauchten nicht bloß die Zustimmung Oesterreichs, sondern wir brauchten die Zustimmung des europäischen Seniorenkonvents (Heiterkeit) zu unseren neuen Einrichtungen. Es war deshalb ein Bedürfnis, den französischen Krieg isolirt führen zu können. Gegen eine Koalition von ganz Europa, eine Koalition, wie sie der siebenjährige Krieg kannte, wäre unsere Aufgabe eine viel schwierigere und mißlichere gewesen. Es gehörte zu der göttlichen Fügung der deutschen Nation, auf die ich für die Zukunft Vertrauen habe, daß politische Zufälle, die niemand voraussehen konnte, den engen Zusammenhang zwischen Oesterreich und Rußland, der uns zur Zeit von Olmütz gegenüberstand, sprengten, und zwar in einer Weise, daß wir die Trennung der Olmützer Verbindung für unsere nationalen Zwecke politisch benützen konnten. Hätten uns 1866 Oesterreich und Rußland in derselben Geschlossenheit gegenüber gestanden, wie zur Zeit von Olmütz — Gott weiß allein, ob der Erfolg derselbe gewesen wäre und ob wir heute auf derselben Stufe ständen. Wir hätten im Kampfe mit Frankreich, der so wie so notwendig war, wie er ja in jedem Jahrhundert zwei- bis dreimal vorkam, in wesentlich minderer Macht gegenübergestanden und vielleicht nicht glücklich.

Diese Kriege waren notwendig, nachdem sie aber geführt waren, halte ich es für nicht nötig, daß wir weitere Kriege führen. Wir haben in ihnen nichts zu erstreben. Ich halte es für frivol oder ungeschickt, wenn wir uns in weitere Kriege hineinziehen lassen, ohne durch fremde Angriffe dazu gezwungen zu werden. Dann allerdings werden wir auch in der Mitte von Europa unseren Nachbarn, auch wenn sie sich verbinden, gewachsen sein, aber nur defensiv. Aggressive Kabinetskriege können wir nicht führen. Eine Nation, die in der Lage ist, sich zu einem Kabinetskrieg zwingen zu lassen, hat nicht die richtige Verfassung. Ein Krieg, auch ein siegreicher, hat für die Nation

keine wohlthuenden Folgen. Wir haben uns seit 1870 angelegen sein lassen, weitere Kriege zu vermeiden, vor allem dem neuen Deutschen Reiche den Frieden zu erhalten, weil der innere Ausbau unsere Thätigkeit voll in Anspruch nahm, ja sogar eine gewisse diktatorische Thätigkeit verlangt wurde, die ich als dauernde Institution eines großen Reiches nicht betrachten möchte.

Wir haben unsere ganze Aufmerksamkeit im Innern der Konsolidirung der Reichseinrichtungen zugewendet in dem Sinne, daß alle Deutschen in ihnen sich wohlbefinden sollten, daß die Reichseinrichtungen ihnen wohlgefallen sollten als ein Besitztum, was zu verteidigen und zu vertreten sie alle bereit sein würden. (Lebhafter Beifall.) Fertig ist die Aufgabe vielleicht noch nicht. Aber sie kann nur fertig werden, wenn wir ein starkes Parlament als Brennpunkt des nationalen Einheitsgefühls haben. (Beifall.) Ein Parlament kann nicht stark sein, wenn es von Parteien zerrissen ist. Es wird dann in der Hand jedes Ministers stehen, aus den Fraktionen und Fraktiönchen diejenigen herauszupflücken, deren Ueberzeugung und Votum für irgend welche Fraktionsvorteile zu haben sind, und das ist das Unglück, wenn wir in das Fraktionswettkriechen, in den Fraktionshandel — do ut des-Tendenz — verfallen. Ohne einen Reichstag, der vermöge einer konstanten Majorität, die er in seinem Schoße birgt, im stande ist, die Pflicht einer Volksvertretung dahin zu erfüllen, daß sie die Regierung kritisirt, kontrollirt, warnt, unter Umständen führt, der im stande ist, dasjenige Gleichgewicht zu verwirklichen, was unsere Verfassung zwischen Regierung und Volksvertretung hat schaffen wollen, ohne einen solchen Reichstag bin ich in Sorge für die Dauer und die Solidität unserer nationalen Institutionen. (Lebhafter Beifall.) Wir können heutzutage nicht mehr einer rein dynastischen Politik leben, wir müssen nationale Politik treiben, wenn wir bestehen wollen. Es ist das das Ergebnis der politischen Entwicklung, die in dem letzten halben Jahrhundert in Europa stattgefunden hat. Um nationale Politik treiben zu können, müssen wir aber eine nationale Volksvertretung haben, die in erster Linie die Bedürfnisse und Wünsche der Nation zu berücksichtigen hat. Wir können nicht regiert werden unter der Leitung einer einzelnen der bestehenden Fraktionen, am allerwenigsten unter der des Zentrums. (Lebhafter Beifall.) Ich glaube, daß selbst unsere katholischen Landsleute in ihrer Mehrzahl das Bedürfnis haben, unabhängig von der Doktrin der Zentrumsleitung in Berlin regiert zu werden. Ich glaube, daß wir mit unseren katholischen Fragen leichter fertig werden würden, wenn wir mit der römischen Kurie durch Vermittlung eines Nuntius in Berlin zu verhandeln hätten, als wenn die Stelle des Nuntius bei Beeinflussung des Papstes durch das Zentrum in Fühlung mit der Regierung eingenommen wäre. Ich halte das letztere für gefährlicher für unsere nationalen Ziele, als uns ein Nuntius sein könnte. Ich will damit nicht die Berufung eines Nuntius befürworten. Ich sage diese Worte nur als Ausdruck des Urteils, das ich über die heutige Leitung des Zentrums mit mir

heruntrage. Ich halte sie für gefährlich, nicht bloß in konfessionellen Fragen, sondern hauptsächlich in nationalen Fragen. Sie bröckelt uns alles ab, was wir im Osten unserer Grenzen, in Polen, germanisch angebaut haben und anbauen haben wollen. Den ganzen Kulturkampf konnten wir entbehren, wenn die polnische Frage nicht daran hing. Sie hing daran. Damals, in der Zeit der sogenannten katholischen Abteilung, hatten wir den Nuntius nicht als fremden Diplomaten, sondern inmitten des preußischen Ministeriums, eine Abteilung, die ursprünglich gestiftet war, die Rechte des Königs der Kirche gegenüber zu vertreten, und die schließlich dahin gekommen ist, thatsächlich die Rechte der Kirche und der Polen dem König gegenüber zu vertreten. Das ist ein Rückblick. Manche von Ihnen werden Geschichte studiren. Dieses Licht zurück zu werfen, konnte ich nicht unterlassen. Aber eins können wir vom Zentrum lernen, das ist die Disziplin und die Aufopferung aller Neben- und aller Parteizwecke für einen großen Zweck. Wir sehen im Zentrum die heterogensten politischen Elemente vereinigt. In allen Zeiten meiner Erinnerung nach waren reaktionäre Edelleute, Absolutisten, Konservative und Freisinnige bis zu den Sozialdemokraten darunter, und sie alle stimmen wie ein Mann über Dinge, von denen ihr Verstand sagt, das Interesse der Kirche erfordere es. Könnten wir nun nicht, da wir eine nationale Kirche nicht besitzen, eine ähnliche dominirende Ueberzeugung über eine Parteiregierung hinaus bei uns festhalten, daß wir entschlossen sind, für alles zu stimmen, was unsere nationale Festigkeit und Sicherheit fördert, und gegen alles, was sie untergräbt und hindert, so daß darüber kein Streit zwischen denjenigen Fraktionen stattfindet, die überhaupt das Deutsche Reich fördern und erhalten wollen — das sind durchaus nicht alle. Wir wollen die Interessen des Vaterlandes zu oberst stellen und jede Frage unter diesen Gesichtspunkt stellen analog der Prüfung des Zentrums aus dem römisch-kirchlichen Gesichtspunkt, für den der größte Widerspruch und die größte Inkonsequenz vom Zentrum verlangt werden kann, wenn die Autorität, die dazu berufen ist, erklärt: die kirchlichen Interessen verlangen es; dann zaudern sie keinen Augenblick: sese subiciunt. Warum sollten wir nicht unseren nationalen Ueberzeugungen mit derselben Energie und ausschließlich Folge leisten und, wie die Mitglieder des Zentrums von Lieber und Hitze bis zum Herrn von Schorlemer hinauf (Heiterkeit), alles über den nationalen Kamm scheren? Es ist das von den Selbständigen unter unseren Freunden nicht in demselben vollen Maße zu erwarten, aber man muß sich das immer vorhalten. Vom Feinde soll man lernen, und das Zentrum halte ich nach wie vor für einen Gegner des Reichs in seiner Tendenz, nicht in allen seinen Mitgliedern. Es gibt ehrliche Deutsche in Masse unter ihnen, aber die leitende Tendenz ist eine solche, daß ich es als ein Unglück und eine Gefahr für das Reich betrachte, wenn die Regierung ihre leitenden Ratgeber der Zentrumsrichtung entnimmt und ihre Tendenz hauptsächlich darauf zuspitzt,

dem Zentrum zu gefallen. Es ist das keine dauerhafte Stütze. Ich will in Frieden mit unseren katholischen Mitbürgern leben, aber will mich nicht einer solchen Leitung unterziehen. (Lebhafter Beifall.) Ich bin eingeschworen auf eine weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums (Beifall), und dem hänge ich treu an, und wenn man mir in jedem Falle, wo ich nach meiner fünfzigjährigen Erfahrung in der Politik glaube, daß die Ratgeber meines Monarchen besser andere Wege einschlagen würden, den Vorwurf macht, ich treibe antimonarchische Politik, so möchte ich doch einmal auf unsere bestehende Verfassung aufmerksam machen, nach welcher die Verantwortlichkeit für alle Regierungsmaßregeln nicht bei dem Monarchen, sondern bei dem Reichskanzler und den Ministern ruht. Ich möchte außerdem darauf aufmerksam machen, daß diese Auffassung — ich will nicht sagen eine altgermanische — aber eine uns in Fleisch und Blut liegende, lange, ehe wir Verfassungen hatten, gewesen ist. Ich will Sie nur an ein Beispiel aus den Werken des großen Geistes, dessen Manen hier auf dieser Stätte uns umschweben, erinnern. Goethe stellt uns in seinem Götz von Berlichingen einen kaisertreuen Ritter dar, der für seinen Kaiser eine solche Verehrung und Anhänglichkeit hat, daß er einen Kaiserlichen Rat mit den Worten bedrohte: Trügest du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gesudeltsten Konterfey verehre! Dieser Ritter trug kein Bedenken, als ihn der Hauptmann zur Uebergabe auffordern ließ, diesem eine scharfe Kritik aus dem Fenster entgegen zu rufen. (Große Heiterkeit.) Es zeigt das klar, daß Götz von Berlichingen und Goethe beide Sachen nicht zusammengeworfen und identifizirt haben. Man kann ein treuer Anhänger seiner Dynastie, des Königs und des Kaisers sein, ohne von der Weisheit der Maßregeln seiner Kommissare — wie es im Götz heißt — überzeugt zu sein. Ich bin letzteres nicht und werde diese meine Ueberzeugung auch nicht zurückhalten. (Stürmischer Beifall und begeisterte Hochrufe auf den Fürsten.)*)

---

*) Kaum hatte der Fürst geendet, so brach ein gewaltiger Beifallssturm los. Rührend war das Bild, wie die Frau Fürstin ihrem Gemahl die Stirne trocknete und ihm Erholung zu schaffen suchte; dann nahm der Fürst einen Krug Bier von dem Wirt des „Weimarischen Hofes" entgegen und trank, gegen die Menge sich verneigend, mit tiefem Zuge. Jetzt wurde das erste Lied, E. M. Arndts herrliches: „Sind wir vereint zur guten Stunde", gesungen. Der Fürst unterhielt sich in der liebenswürdigsten Weise mit seiner Umgebung und äußerte mehrfach seine Freude über das Fest. Noch einmal nahm er das Wort, als stud. chem. Goebel (Corps Thuringia) einen Salamander auf die Frau Fürstin reiben ließ, und erwiderte etwa: „Ich sage meinen herzlichen Dank im Namen meiner Frau, deren Stimme nicht über den Markt reicht. Nehmen Sie mich in Vertretung an. Ich bin ja dazu berechtigt. Ich danke Ihnen herzlich in ihrem Namen."

3) Beim Frühstück im Gasthof zum Bären.*)

Ich bin dem Herrn Vorredner sehr dankbar für den Gesamtinhalt seines

---

*) Nach dem Marktfeste vereinigte ein in den unteren Räumen des Gasthauses zum Bären veranstaltetes Frühstück den Fürsten und seine Familie mit etwa zweihundert Festteilnehmern. Professor Delbrück brachte dabei auf die fürstliche Familie folgenden Toast aus: „Meine Damen und Herren! Wenn unser verehrter Gast, Fürst Bismarck, zu Hause einmal eine kontemplative Stunde hat und, die Pfeife der Betrachtung rauchend, sein bisheriges Leben an sich vorüberziehen läßt, so wird er sich gewiß sagen, daß ihm vieles gelungen ist, weit über Jugendträume und Menschenmaß hinaus. Vieles und Schweres. Aber zu dem Schwersten, was ihm in seinem Leben zugemutet worden ist, wird er vielleicht rechnen, daß er mit freundlichem Gesicht all das unendliche Pathos ertragen mußte, welches in den letzten Monaten von Festrednern aller Art gereimt und ungereimt an ihn gewendet worden ist. Denn gerade für ein norddeutsches Gemüt ist der Schritt vom Erhabenen zu etwas anderem außerordentlich klein. Solch ein Pathos also wollen Sie, Durchlaucht, hier nicht befürchten. Ich möchte Ihnen nur auch im Namen dieser Versammlung ein Wort des Dankes für dasjenige sagen, was Sie für unser Vaterland gethan haben. Ich versuche nicht, das im einzelnen auszuführen. Wie wir denken und empfinden, sehen Sie als ein Menschenkenner uns am Gesichte an, und Sie werden unsern Dank besser herausfühlen, als es irgend einer von uns ausdrücken könnte. Ich hoffe auch, daß Ihr aufmerkendes Auge in diesen Tagen auf manches Bild gefallen ist, das Ihnen Freude gemacht hat. Sie werden gesehen haben, wie Väter und Mütter ihre Kinder in die Höhe hoben, sie auf die Schultern setzten, und auf Sie, Durchlaucht, weisend, zu ihnen sagten: Das ist er, den seht euch an, das ist der Mann, der unser Vaterland groß gemacht hat! Diesem Dank der Väter und Mütter bitten auch wir uns anschließen zu dürfen. Wir haben Ihnen aber, Durchlaucht, auch noch für etwas anderes zu danken, dafür, daß Sie zu uns gekommen sind, und daß Sie gekommen sind mit Ihrer Frau (ich bitte diesen vornehmsten Titel, mit dem unsere Vorfahren ihre Königinnen begrüßten, als einzigen gebrauchen zu dürfen), mit Ihrem Sohn und dessen schöner junger Frau, die durch ein hoffentlich rasch vorübergehendes Unwohlsein in dieser Stunde zu unserem größten Bedauern von uns ferngehalten wird. Es ist uns eine besondere Ehre, daß durch die Anwesenheit der Damen unser Zusammensein einen familienhaften Charakter erhält. Aber vielleicht, Durchlaucht, war diese Anwesenheit auch notwendig. Denn Durchlaucht erinnern sich wohl, daß Sie einmal im deutschen Reichstag, also allerdings vor lauter zeitweilig emanzipirten Ehemännern, den gefährlichen Ausspruch gethan haben, ‚daß man ohne weibliches Gepäck leichter durch die Welt kommt‘. Meine Herrschaften, eine bündigere Widerlegung dieses Wortes konnte nicht erfolgen als durch die Thatsache, daß Fürst Bismarck mit zwei Damen bei uns erschienen ist! Zugleich mögen aber Sie, meine verehrten Damen, hieraus wieder einmal lernen, daß gerade diejenigen unter uns, welche gelegentlich über ihre schöneren und besseren Hälften einen Scherz machen, die besten Ehemänner sind, und daß gerade diese Männer das tiefe und reine Glück eines deutschen Familienlebens auf das innigste empfinden. Möge Ihnen, Durchlaucht, dieses Glück noch lange erhalten bleiben! Mögen Sie, ein freier Mann auf eigenem Grund, der Mittelpunkt eines wachsenden Geschlechts, sich am Sonnenschein und Waldesgrün erfreuen noch manches Jahr. Und wenn dann Ihre Gedanken sich zu Ihren Freunden draußen wenden, dann bitte ich, denken Sie auch einmal freundlich an diese kleine, bescheidene Versammlung, und denken Sie auch einmal an diese gute, alte, treue, patriotische Stadt. Sie aber, meine Damen und Herren, zeigen Sie, daß man hier ‚Hoch‘ rufen kann, und rufen Sie mit mir laut: Seine Durchlaucht, Fürst Bismarck und sein ganzes Haus leben hoch!“

Toastes*) bis auf das Citat von dem weiblichen Gepäck. Ich glaube, das ist ein Mißverständnis. Wenn ich den vorerwähnten Ausspruch gethan habe, so

*) Durch den Toast auf die fürstliche Familie und die liebenswürdige Antwort des Fürsten war die Stimmung der Versammelten so angeregt geworden, daß aus ihr heraus Professor Haeckel den letzten Trinkspruch mit folgenden, lebhaft gesprochenen Worten ausbrachte:

„Hochgeehrte Festgenossen!

Im Auftrage unseres Zentralkomites habe ich hiermit zu erklären, daß weitere Festreden und Trinksprüche heute an dieser Stelle nicht mehr ausgebracht werden sollen. Es wäre unserseits Vermessenheit, wenn wir nach der wunderbaren großen Rede, mit welcher heute auf unserem herrlichen Marktfeste Fürst Bismarck Jena, Thüringen und das ganze deutsche Vaterland beschenkt hat, noch Gedanken und Betrachtungen aussprechen wollten, welche ohnehin in aller Herzen feststehen und aus aller Augen leuchten.

Ich habe Ihnen aber kurz noch etwas Neues mitzuteilen. Unsere Universität Jena hat in den letzten Wochen unablässig nachgedacht, wie sie dem unsterblichen Baumeister des Deutschen Reiches bei seinem hiesigen Besuche eine ganz besondere Ehre erweisen könne. Das ist keine kleine Aufgabe! Ehrendoktor aller Fakultäten ist Fürst Bismarck längst. Was sonst Fürsten an hohen Auszeichnungen, Städte an glänzenden Ehrengaben und die Herzen des deutschen Volkes an sinnigen Liebesbeweisen zu verschenken haben, das ist unserem größten Nationalhelden längst zu teil geworden! Aber trotzdem ist es uns gelungen, eine ganz neue und unerhörte Auszeichnung für den Fürsten Bismarck ausfindig zu machen. Wie unseren akademischen Mitbürgern bekannt ist, hat sich hier in Jena seit sechsundzwanzig Jahren ein neuer und vielversprechender Zweig der Naturwissenschaft entwickelt. Während der Geschützdonner der Schlacht bei Königgrätz 1866 den Tod des alten deutschen Bundestages und den Beginn einer neuen, glanzvollen Periode der deutschen Reichsgeschichte verkündete, wurde hier in Jena die Stammesgeschichte oder Phylogenie geboren, jenes Zweigs der Naturgeschichte, welcher uns die beständige Wandlung und die fortschreitende Entwicklung aller organischen Gebilde verständlich macht. Jena ist bis jetzt die einzige Universität, welche eine besondere Professur der Stammesgeschichte besitzt, begründet 1886 aus den Mitteln jener hochherzigen „Ritterstiftung für Phylogenie", welche wir dem Edelmute des Dr. Paul von Ritter verdanken. Unser Freund und Kollege Dr. Kükenthal, der sich in der letzten Woche so große Verdienste um unsere Festordnung erworben hat, ist bereits der zweite „Ritter-Professor der Phylogenie". Noch hat es aber auf Erden keinen Doktor der Phylogenie gegeben. Und diesen neuen Ehrentitel soll kein anderer zum erstenmal erhalten als der geniale Schöpfer der neuen deutschen Geschichte. Fürst Bismarck, der tiefblickende Menschenkenner und Anthropologe, der weitschauende Geschichtsforscher und Ethnologe, er ist auch der praktische Geschichtsbildner; er hat die neue, lebensfähige Existenzform für die deutsche Nation geschaffen. Er hat die schier unglaubliche Aufgabe gelöst, die zersplitterten und divergenten Stämme des zerrissenen und ohnmächtigen Deutschlands mit Blut und Eisen zusammen zu schmieden, und so ist durch konvergente Entwicklung der stolze Neubau des protestantischen deutschen Kaiserreiches entstanden, dessen wir uns seit zwanzig Jahren erfreuen.

Indem ich nun jetzt hier den offiziellen Antrag stelle, Fürst Otto von Bismarck zum Doctor phylogeniae honoris causa zu promoviren, sehe ich, wie viele meiner hier anwesenden lieben Kollegen bleiches Entsetzen erfaßt! Unser gesetzestreuer Prorektor Magnificus rechts neben mir schüttelt bedenklich sein juristisches Haupt, und unter den weiter entfernten Kollegen erheben sich begründete Zweifel an der Rechtmäßigkeit dieser improvisirten Promotion. Ich kann dem mir drohenden Sturme nicht anders begegnen als dadurch, daß ich Sie sämtlich auffordere, sich hier alsogleich im Festsaale des Schwarzen Bären, im Gasthofe Martin Luthers,

konnte ich mit demselben immerhin doch nur die „Ueberfracht“ gemeint haben, die man zu fürchten hat, wenn man mit Damen reist. (Heiterkeit.) Das „Freigepäck“ wird stets sehr angenehm sein. Im übrigen bin ich keineswegs gesonnen, das Cölibat zu empfehlen, da ich ein zu großer Verehrer des weiblichen Geschlechts bin, schon aus staatlichen, militärischen und privatrechtlichen Gründen nicht. Um mich von solchem Verdachte um so mehr zu reinigen, bitte ich, mit mir anzustoßen auf das Wohl der anwesenden Damen, sowohl der verheirateten, als der unverheirateten. Mögen diese dazu beitragen, die Erinnerung an den heutigen Tag in ihre Häuser, in ihr Heim zu verpflanzen und sie den Kindern einzuprägen. Die heutigen Beweise der Sympathie wären ohne die Beteiligung der Frauen unvollkommen gewesen. Die Thatsache, daß die mir von Dresden bis Jena gespendete Anerkennung Anklang bei den Frauen findet, gibt mir die Sicherheit für die Dauer des Deutschen Reiches. (Beifall.) Was unsere Frauen sich angeeignet haben, das werden unsere Kinder verteidigen, wenn sie Mädchen sind, durch das Familienband, wenn sie Männer sind, wenn es notthut, auf dem Schlachtfelde. In dem Sinne dieser Tradition trinke ich als Politiker und Verehrer des weiblichen Geschlechts auf das Wohl der Damen.*)

---

zu einer phylogenetischen Fakultät zu konstituiren. Ich nehme mir die diplomatische Kühnheit unseres Altreichskanzlers und unseres ihn womöglich noch übertreffenden Bürgermeisters zum Muster und stelle an unsere Festversammlung die Frage: Hat eines der hier anwesenden weiblichen und männlichen Mitglieder der neuen phylogenetischen Fakultät von Jena etwas dagegen, daß wir den Fürsten Otto von Bismarck zum Doctor phylogeniae honoris causa promoviren? Wer dagegen ist, hebe die Hand auf! Keine Hand erhebt sich! Unser Antrag ist einstimmig von allen hundertundsiebenzig Mitgliedern der Fakultät angenommen! Ich proklamire hiermit, als Dekan derselben, den Fürsten Otto von Bismarck zum ersten und größten Doktor der Stammesgeschichte! Er lebe hoch und dreimal hoch!“

*) Die Abreise des Fürsten von Jena vollzog sich unter stürmischen Huldigungen. Auf beiden Seiten des Weges bildeten die Schulkinder Jenas und der umliegenden Ortschaften Spalier, die Knaben in weißen Mützen mit Fähnchen in deutschen Farben, die Mädchen in weißen Kleidern mit der deutschen Schärpe, Epheukränze im Haar. Am Bahnhof erfolgte noch eine Huldigung der jungen Frauen und Jungfrauen der Stadt Jena.

Der Fürst und seine Familie hatten den Salonwagen bestiegen; alles drängte heran, um noch einen Blick, noch ein Wort zu erhaschen. Zurufe: „Hoch Bismarck! Wiederkommen! Wir vergessen Dich nie! Auf Wiedersehen!“, der Gesang von Liedern hallten durch einander; der Fürst dankte und grüßte vom Fenster aus, bis der festlich geschmückte Sonderzug sich in Bewegung setzte. Sein letzter Gruß galt den Kindern: „Grüßen Sie mir die Kleinen, namentlich die Mädchen mit den grünen Kränzen; sie sollen mich nicht vergessen!“

Auch weiterhin gestaltete sich die Heimreise zu einem Triumphzuge. Schon in Großheringen stürmte die Menge förmlich den Salonwagen des Fürsten, der in Anknüpfung an den Gesang der „Wacht am Rhein“ äußerte: „Ja, ich glaube selbst, daß sie fest steht und das Reich auch!“

In Merseburg dankte der Fürst mit einigen schlichten Worten für den ihm bereiteten freundlichen Empfang und fügte hinzu, daß er einen solchen Empfang in einer Stadt, deren Ehrenbürger er sei, auch erwartet hätte.

6. August 1892.

Berlin. Ansprache auf dem Stettiner Bahnhofe.*)

Ich möchte Ihnen meinen herzlichsten Dank für den freundlichen Empfang sagen, den Sie mir hier in der Reichshauptstadt bereitet, und der sich anschließt an die wohlwollenden Begrüßungen, die ich in allen übrigen Teilen Deutschlands in den sieben Wochen erfahren, seit ich in Berlin war. Ja, es sind heute gerade sieben Wochen, als ich durch Berlin nach Wien fuhr, und ich kehre zurück von dieser Reise in wesentlich befriedigter Stimmung und freudiger als ich hinfuhr. Ich bringe ein neues und liebenswürdiges Mitglied meiner Familie nach Hause. Und ich bringe auch den erfreulichen Eindruck mit, daß wir in dem, was man früher das Reich nannte, im ganzen außerpreußischen Deutschland, über ein mächtiges Reservekapital von Reichstreue gebieten in einer Stärke und Ausdehnung, an die man kaum geglaubt hat. Alle haben die Gemeinschaft mit uns lieb gewonnen und halten fest an ihr unter allen Umständen, davon kann ich Zeugnis ablegen nach den Erlebnissen auf meiner Reise, auch von dem Wohlwollen unserer österreichischen Bundesgenossen. Als ich vor sieben

---

In Magdeburg hatte sich auf dem Bahnhofe eine große Menschenmenge eingefunden, die den Fürsten mit stürmischen Hochrufen begrüßte. Der Fürst richtete an die Versammlung folgende Worte: „Ich freue mich über die freundliche Aufnahme, welche mir hier in der Hauptstadt meiner heimatlichen Provinz entgegengebracht wird, wie sie mir in den letzten sechs Wochen überall auf meinen Reisen in Bayern und Thüringen zu teil geworden ist. Ich bin aber weit davon entfernt, dieses auf meine Person zu beziehen; ich erblicke vielmehr darin ein Zeichen der Anerkennung und Dankbarkeit für das, was ich unter der Regierung Seiner hochseligen Majestät Kaiser Wilhelms I. mit vollbringen zu helfen die Ehre gehabt habe, und ich hoffe und wünsche, daß Sie allezeit feststehen werden in Liebe und Treue zu Kaiser und Reich."

In Stendal in der Altmark nahm der Fürst auf die begeisterten Huldigungen der zahlreich versammelten Menge noch einmal das Wort, indem er sagte:

„Ich freue mich, daß ich in meiner alten Heimat, deren Mitbürger zu sein ich die Ehre habe, so freundschaftlich willkommen geheißen werde. Es gibt zwar ein altes Sprichwort: ‚Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande', aber es freut mich, daß der Satz diesmal nicht zutrifft. Es ist mir dies um so lieber, als die Meinung der Altmark, meiner alten Heimat, einen höheren Wert für mich haben muß als jede andere. Ich danke Ihnen!"

*) Bald nach 12 Uhr mittags traf der Fürst auf der Reise von Schönhausen nach Varzin in Berlin auf dem Stettiner Bahnhofe ein und wurde von der dort harrenden Menschenmenge enthusiastisch begrüßt. Ein förmlicher Blumenregen ergoß sich auf den fürstlichen Wagen. Sobald der Wagen zum Stehen gebracht war, erhob sich der Fürst und trat entblößten Hauptes an das Mittelfenster, von neuem mit Hochrufen und dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" begrüßt. Kaum hatte sich der Jubel gelegt, als eine junge Dame sich an den Fürsten mit der Bitte wandte: „Ein Wort zum Andenken!" Sofort wurde überall der stürmische Wunsch laut, daß der Fürst ein Abschiedswort rede. Bismarck entgegnete lächelnd: „Ich soll schon jetzt reden?" „Ja, ja!" ertönte es von allen Seiten, und energisch wurde Silentium geboten.

Wochen hier durchfuhr, da wußte ich noch nicht, wie gut ich in Wien empfohlen war.

(Hier unterbrach den Redner eine stürmische Heiterkeit. Fürst Bismarck fuhr fort:)

... Ich fürchte, ich bin mißverstanden, ich meine, empfohlen durch die Erinnerung an meine letzte Reise vor dreizehn Jahren, als ich behufs Herstellung des heute noch giltigen und hoffentlich lange noch geltenden Bündnisses zwischen uns nach Wien kam. Die Erinnerung daran ist nicht erstorben, wie denn überhaupt in Oesterreich und im übrigen Deutschland die Erinnerung an 1866 verblaßt ist, die aber an 1870 und an unsere gemeinschaftlichen Kämpfe in voller Stärke auf unsere politischen Beziehungen noch einwirkt und das feste Band bietet, welches uns mit unseren Bundesgenossen zusammenhält und dauernd zusammenhalten wird. Ich danke Ihnen herzlich für die freundliche Begrüßung, die für mich ein wohlthuender Abschluß meiner Reise ist, meiner Reise, die lediglich aus Familienrücksichten und zu meiner Gesundheit unternommen wurde, aber die mir auch als Politiker — ich kann doch immer mich nicht ganz lossagen von dem Interesse, das ich an dem Reich genommen, das wird auch nie geschehen — die also mir auch als Politiker zu großer Freude gereicht. Ich danke Ihnen nochmals herzlichst.

(Hierauf folgte eine Begrüßung von Chargirten des Vereins Deutscher Studenten. Gerührt dankte der Fürst und fuhr fort:)

Meine Universitätsjahre zählen zu den angenehmsten meines Lebens, und ich freue mich, wenn ich junge Herren sehe, die mir ihre Sympathien bewahrt haben. Ihre Kommilitonen in Halle und Jena und auch die süddeutschen Studenten haben mich begrüßt; ich freue mich, daß Sie ihrem Beispiel gefolgt sind.

(Aus Anlaß des alsdann erfolgten Vortrags zweier Gedichte, in deren einem sich eine auf die Presse bezügliche Wendung befand, nahm der Fürst nochmals das Wort:)

Sie sprachen vorher in Ihrem Gedicht von der Presse; die ist so besonders schlecht jetzt nicht, vor dreißig Jahren bin ich von einem Teile der Presse genau so behandelt wie heute. (Zuruf: Leider!) Sagen Sie nicht „leider"; das hat mich so abgehärtet, daß mir die Druckerschwärze nicht mehr durchkommt. Wenn ich die Presse heute ansehe, die vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren erschien, da finde ich fast noch viel schlimmere Dinge darin wie heute. Daher ist es eine unberechtigte Meinung, von der besonderen Schlechtigkeit der heutigen Presse im Vergleich mit der vor dreißig Jahren zu sprechen, sondern ich nehme die heutige Presse in Schutz. Sie ist jetzt nicht schlechter wie früher, es sind jetzt dieselben Worte, Redensarten, oft auch dieselben Verfasser. Sie brauchen sich darüber aber keine Sorgen zu machen; im Gegenteil, ich lese Artikel, die mich kritisiren, mit Vorliebe, aber das stört weder Schlaf noch Appetit.

Auf eine Frage, ob Fürst Bismarck wieder durch Berlin komme, antwortete er launig:

„Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht".

Dann ergriff der Fürst ein Glas Wein:

Erlauben Sie mir, daß ich zum Dank für Ihre freundlichen Wünsche dieses Glas deutschen Weines auf die Gesundheit meiner Berliner Mitbürger trinke, denn ich bin heute noch Bürger von Berlin, und bin in keiner Stadt so lange gewesen wie gerade in Berlin. Ich würde auch gern wieder einmal eine Zeit lang hier wohnen, wenn ich nur gewiß wäre, daß ich mich ruhig auf der Straße bewegen — (Zuruf: Jeder Berliner schützt Ihr Haupt!) . . . Gewiß ja, aber ich bin schon, als ich noch Minister war, oft „gewrangelt" worden. Ich glaubte, ich würde, nachdem ich Privatmann geworden bin, etwas in Vergessenheit kommen (Nie! Nie!), aber nach der Begrüßung heute fürchte ich mich doch, die Linden entlang zu gehen.

6./8. August 1892.

Ansprachen während der Reise von Berlin nach Varzin.*)

1) In Naugard.**)

Ich danke Ihnen, meine Herren, für die freundliche Begrüßung und die hohe Ehre, die Sie mir durch Verleihung des Bürgerrechts in Naugard erweisen. Als alter Mann hat man die Neigung, die Orte wieder zu sehen, wo man die ersten Kindereindrücke erhalten; und bei der hiesigen Gegend kann ich auf siebenzigjährige Erinnerung zurückblicken; ich habe hier die Zeit erlebt, als der See abgelassen wurde, und als noch der alte Herr von Kameke hier Landrat war. Viele der liebsten Erinnerungen knüpfen sich für mich an diese Orte seit dem Tage, wo ich mit meinen Eltern zum erstenmale dort durch das hübsche Buchholz fuhr und die Stadt vor mir liegen sah.

Jetzt ist es eine große Freude, nach der Rundreise, die ich fast durch ganz Deutschland gemacht, an diesen mir so vertrauten Stätten denselben freudigen Empfang zu finden wie in Dresden, Wien, Bayern und Jena. Je näher ich meiner alten Heimat aus der Kinderzeit kam, desto wohlthuender empfand

*) Ueberall, wo der Eisenbahnzug des Fürsten hielt, wurden diesem herzliche Huldigungen dargebracht, so insbesondere in Angermünde, Stettin, Finkenwalde, Gollnow, Naugard, Plathe, Greifenberg, Treptow, Colberg, Belgard und Cöslin.

**) Die Stadt hatte zu Ehren des hohen Gastes ein herrliches Festgewand angelegt. Vereine, Gewerke und Schulen hatten bereits geraume Zeit vor Ankunft des Zuges Aufstellung genommen. Eine Kapelle intonirte bei der Ankunft des Fürsten die „Wacht am Rhein". Bürgermeister Ziethen, welcher mit den städtischen Kollegien am Bahnhofe erschienen war, begrüßte namens der Stadt den Fürsten und dankte ihm für die Annahme des Ehrenbürgerrechts, welches die städtischen Behörden wenige Tage zuvor dem Fürsten verliehen hatten.

ich dieses herzliche Willkommen meiner alten Kreisgenossen. Ich kann wohl sagen, daß ich zu Ihnen gehöre, denn bis zu meinem zweiunddreißigsten Lebensjahre habe ich die Luft des Naugarder Kreises geatmet.

Nehmen Sie alle nochmals meinen warmen Dank für den glänzenden Empfang, den Sie mir bereitet haben.*)

---

2. In Treptow a. R.**)

Ich bin erfreut, daß mir auf meiner ganzen Reise vom Süden Deutschlands bis zum Norden, „vom Fels zum Meer", überall dieselbe dankbare und wohlwollende Gesinnung entgegengebracht worden ist. Die letzten Wochen haben mir tief ins Herz hinein die Ueberzeugung gefestigt, daß die deutsche Einheit felsenfest begründet ist, und daß weder eine äußere noch eine innere Macht dieselbe wieder zerstören kann. Die Pflege eines starken und stolzen Nationalgefühls ist unsere heilige Pflicht, und zumal die Deutschen im Auslande können und sollen stets wissen, daß fünfzig Millionen Deutsche bereit stehen, deutsche Interessen und deutsche Ehre zu vertreten.***)

---

8. September 1892.

Varzin. Ansprache an die Lehrer und Schüler der Pollnower Stadtschule.†)

Ich freue mich, die Pollnower bei mir in Varzin begrüßen zu dürfen; ich habe stets das Bestreben gehabt, mit den Pollnowern gute Nachbarschaft zu halten. Ein Menschenalter hindurch habe ich die Politik Preußens und

---

*) Der Fürst schritt nach seiner Erwiderung die Vereine ab und redete eine ganze Anzahl von Personen an; besonders schien es ihn zu erfreuen, wenn er ältere Krieger fand, die sich ausgezeichnet hatten. Nach dem Rundgange bestieg der Fürst den Wagen und begab sich mit seinen Angehörigen nach Külz. Am Vormittage des 8. August traf der Fürst wieder auf dem Bahnhofe ein, um die Weiterreise nach Varzin anzutreten. Bei der Abfahrt des Zuges brach das Publikum in begeisterte Hochrufe aus.

**) Auf dem Bahnhofe harrte des Fürsten eine dichtgedrängte Menge von mehr als tausend Personen. Als der Zug hielt, stimmte der Sängerchor des Gymnasiums „Die Wacht am Rhein" an. Bürgermeister Demuth hielt eine Ansprache, welche mit einem Hoch auf den Einiger des Deutschen Reichs schloß.

***) Nachdem der Fürst geendet, wurde das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" von der Menge angestimmt. Alles drängte heran, um die Hand des Fürsten zu drücken. Scherzhaft warnte der Fürst, hierbei die Ordnung zu durchbrechen und so mit den Organen der Polizei in Konflikt zu geraten. Unter den Hochrufen der Anwesenden setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

†) Die Schüler der Pollnower Stadtschule hatten in Begleitung ihrer Lehrer einen Ausflug nach Varzin unternommen. Nachdem man im Schloßpark einige Lieder gesungen hatte, erschien der Fürst und wurde mit einem Hoch begrüßt.

Deutschlands geleitet und nehme das heutige Erscheinen der Pollnower als einen Beweis dafür, daß man dort mit meiner „Geschäftsführung" zufrieden gewesen ist.

---

3. November 1892.

Rummelsburg in Pommern.*) Ansprachen: 1) Auf dem Marktplatz.

a. An die städtischen Behörden.

Ich danke Ihnen für die freundliche Begrüßung. Ich fühle mich eigentlich als Schuldner der Stadt Rummelsburg, indem ich dem Kreise Rummelsburg schon so lange Zeit angehöre, dessen Stadt aber noch nicht früher besucht habe. Grund hierfür ist mein früheres Amt und jetzt mein hohes Alter. Wenn ich auch weiß, daß ich viele Gegner habe, die heute noch dieselben sind wie früher, so sehe ich doch aus dem mir gewordenen freundlichen Empfange, daß ich doch auch noch manchen Freund habe.

b. An die Kriegervereine.

Ich danke Ihnen, meine Herren Kameraden, für Ihre freundliche Begrüßung. Ich weiß, daß Sie alle bereit sein werden, dem Rufe des Königs Folge zu leisten! Hoffen wir zu Gott, daß uns der Friede, der uns so not thut, auf Menschenleben erhalten bleibe. Mögen Sie, die Sie bereits mehrfach dem Vaterlande gedient haben, nicht genötigt sein, noch einmal die Waffen zu ergreifen. Ich danke Ihnen nochmals herzlich.**)

---

2) In der Sitzung des Kreistages.

Ich fühle mich beschämt, daß ich als langjähriges Mitglied des Kreistages erst heute hier unter Ihnen erscheine. Als Entschuldigungsgründe bitte ich mein früheres Amt, welches mich in eine entfernt gelegene Gegend führte, und mein jetziges hohes Alter gelten zu lassen. Meine siebenundsiebenzig Jahre,

*) Der Fürst war nach Rummelsburg gekommen, um an einer Sitzung des dortigen Kreistages teilzunehmen. Auf dem Marktplatze wurde er von den städtischen Behörden und von den Kriegervereinen begrüßt.

**) Hierauf begab sich der Fürst zu Fuß und in Begleitung der zu seinem Empfange auf dem Marktplatze erschienenen Herren, gefolgt von dem Publikum, nach dem Kreishause. Auf beiden Seiten der Straße hatten sich die Schulen und die Präparandenanstalt aufgestellt und brachten Hochs auf den Fürsten aus. Am Kreishause wurde der Fürst durch den Vorsitzenden des Kreistags, Landrat v. Weiher und den bereits versammelten Kreistag empfangen und in den Sitzungssaal geleitet. Hier hielt der Landrat v. Weiher eine Begrüßungsansprache, in welcher die Freude über das Erscheinen des Fürsten Ausdruck fand.

welche ich mit mir herumtrage, sind mir schon oft recht unbequem. Meine frühere Amtsthätigkeit ist auch nicht spurlos an mir vorübergegangen, die oft rapide auf mich einstürmenden verantwortungsvollen Momente haben häufig in vierundzwanzig Stunden Nerveneindrücke bei mir hervorgerufen, wie sie mancher Sterbliche in einem Jahre nicht erleben mag. Ich habe mich stets mit meiner ganzen Persönlichkeit für dasjenige verantwortlich gefühlt, was mir in meinem Amte zu thun oblag, und habe niemals geglaubt, daß ich meiner Verantwortung für die Folge enthoben sei, wenn ich die Unterschrift Seiner Majestät erlangt hatte. Nun ist es doch immer ein schweres Ding, für Sachen verantwortlich zu sein, deren Entwicklung und Ende man von vorn herein zu übersehen nicht im stande ist. Als Sie mich hier zum Kreistagsabgeordneten wählten, habe ich gleich angenommen, daß Sie von mir große Leistungen nach dieser Richtung hin nicht erwarten würden; an Kräften fehlt es hier ja, wie ich sehe (der Kreistag war vollzählig versammelt), auch nicht. Ich habe in dieser Wahl eine Auszeichnung und Ehrenbezeugung erblickt, die Sie mir erweisen wollten, und bin bereit, in diesem Sinne an Ihren heutigen Beratungen teilzunehmen.*)

---

3. Dezember 1892.

Berlin. Begrüßung des Fürsten auf dem Stettiner und dem Lehrter Bahnhofe.

Auf der Reise von Varzin nach Friedrichsruh traf der Fürst am 3. Dezember gegen 6 Uhr nachmittags auf dem Stettiner Bahnhofe in Berlin ein. Trotzdem die Kunde von dem vorübergehenden Aufenthalt des Fürsten erst im letzten Augenblick weiteren Kreisen zugänglich geworden war, hatten sich doch zahlreiche Verehrer und Verehrerinnen desselben auf dem Stettiner Bahnhofe eingefunden, die dem Fürsten einen jubelnden Empfang bereiteten und Blumenspenden darbrachten. Nach kurzem Aufenthalt wurde der fürstliche Salonwagen nach dem Lehrter Bahnhofe übergeführt. Dort hatte der Zudrang des Publikums, welches inzwischen aus den Abendzeitungen Näheres über die Durchreise des Fürsten erfahren hatte, erheblicheren Umfang gewonnen. Indessen war der Bahnsteig durch umfassende Absperrungsmaßregeln dem freien Verkehr entzogen, so daß nur ein beschränkter Kreis den Fürsten begrüßen konnte. Auch hier wurden ihm zahlreiche Blumensträuße überreicht. Der Fürst unterhielt sich mit einigen ihm näher bekannten Herren, insbesondere mit den Landtagsabgeordneten Schoof und Dr. Enneccerus, und äußerte dabei u. a. folgendes:

„Ich fühle, daß ich eigentlich meiner Pflicht als Vertreter meines Wahlkreises nicht ganz genüge, aber in meinem Alter habe ich mich so sehr an das ruhige Leben gewöhnt, daß es mir schwer fallen würde, jetzt nach Berlin zu kommen. Mit einer Wohnung in Berlin würde sich das wohl schon machen, aber ich scheue auch etwas die Anstrengungen. Ich stehe jetzt ganz allein und muß alles selbst machen. Früher

---

*) Auf Ersuchen des Kreistages wurde das Protokoll über die Sitzung desselben vom Fürsten mitvollzogen.

hatte ich Mitarbeiter, und wenn ich etwas nötig hatte, wie z. B. statistisches Material, so brauchte ich mich nur an den betreffenden Herrn zu wenden, der damit zu thun hatte. Mir fehlen jetzt die Hilfskräfte, um mir das nötige Material für die Debatten, das ich doch wohl haben müßte, zu beschaffen."

Nachdem man dem Fürsten kurz vor der Abfahrt des Zuges zugerufen hatte, er möge doch in den Reichstag kommen, erwiderte er:

„Meine Herren, ich bin nicht vergnügungssüchtig; ich will jetzt lieber meinem Alter leben. Wenn man fünfundfünfzig Jahre dem Staate gedient hat, und — wie ich glaube sagen zu dürfen — nicht ohne einige Anstrengung und einige Erfolge, dann hat man wohl das Recht, seine Tage ohne neue Arbeit beschließen zu dürfen. Ich meine, Sie gönnen mir das, und werde —" die Fortsetzung ging der lauschenden Menge leider verloren, da der Zug sich in Bewegung setzte.

---

8. Februar 1893.

Friedrichsruh. **Ansprache an eine Abordnung der städtischen Kollegien von Wandsbek.***)

Meine Herren, ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir erzeigen, und zwar besonders warm in der Erinnerung an die glänzende Aufnahme, die ich in Ihrer Stadt, als ich zum Kreistage dort war, gefunden habe. Sie übertraf

*) Um dem Fürsten den Ehrenbürgerbrief der Stadt Wandsbek zu überreichen, war eine von den dortigen städtischen Kollegien gewählte Abordnung in Friedrichsruh eingetroffen. Oberbürgermeister Rauch richtete an den Fürsten folgende Ansprache: „Durchlauchtigster Fürst! Als Eure Durchlaucht im Dezember 1891 unsere Stadt Wandsbek mit Ihrem Besuch beehrten, werden Eure Durchlaucht aus den begeisterten Kundgebungen unserer Bevölkerung entnommen haben, wie sehr die Freude, Eurer Durchlaucht, dem Mitbegründer des neu erstandenen Deutschen Reiches, ins Auge schauen und Ihnen die dankbare Verehrung bezeugen zu dürfen, aller Herzen erfüllte. Dieser freudigen Begeisterung entsprach es auch, daß die städtischen Kollegien beschlossen, Eurer Durchlaucht das Ehrenbürgerrecht unserer Stadt anzubieten. Als ein geringes äußeres Zeichen unserer Dankbarkeit für alles das, was Eure Durchlaucht für des Vaterlandes Ruhm und Ehre mit gewaltigem Geiste ersonnen und durch kraftvolle That errungen, bitten wir, diese Urkunde entgegen zu nehmen und ihr einen Platz unter den zahlreichen, Eurer Durchlaucht gewidmeten Beweisen deutscher Treue und Liebe gewähren zu wollen. Ich bitte Eure Durchlaucht, den Ehrenbürgerbrief verlesen zu dürfen.

„Magistrat und Stadtverordnete der Stadt Wandsbek beurkunden hierdurch, daß Seiner Durchlaucht dem Fürsten Otto von Bismarck, dem treuen Paladin des unvergeßlichen Heldenkaisers Wilhelm I., des Deutschen Reiches erstem Kanzler, durch dessen geniale Staatskunst und eiserne Thatkraft das Reich in Macht und Herrlichkeit wieder aufgerichtet worden, dem deutschen Manne, allen ein unvergleichliches Vorbild in der Treue und Hingebung für des Vaterlandes Glück und Wohlfahrt, nach gemeinschaftlichem Beschluß beider städtischen Kollegien vom 19. Dezember 1891 als ein Zeichen unauslöschlicher Dankbarkeit und ehrfurchtsvollster Huldigung das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wandsbek verliehen worden ist. Dessen zur Urkunde ist dieser Ehrenbürgerbrief von uns ausgefertigt und mit unserem Insiegel versehen worden."

weit meine Erwartungen und Hoffnungen, weil man mir gesagt hatte, daß in Wandsbek viel Opposition gegen die jetzige und frühere Regierung zu Hause sei. Ich habe nichts davon verspürt, ich habe bei dem allgemeinen Flaggenschmuck der Häuser und dem Fackelzuge am Abend nicht das Gefühl von Uneinigkeit gehabt. Eine Anerkennung wie die Ihrige ist für mich von besonderem Werte, wenn sie, wie hier, aus meiner nächsten Nachbarschaft kommt. Ich bin Ehrenbürger vieler großen, berühmten, weiter entfernten Städte; das ist ein Ergebnis der Politik, die mir vergönnt war unter unserem alten Kaiser zu leiten, und ein Zeichen der Befriedigung, daß wir als Deutsche unter einem Hute uns befinden und in geschlossener Einheit dem Auslande gegenüberstehen. Persönliche Erwägungen treten dazu, wenn meine Kreis- und Nachbarstadt den Beschluß faßt, mich durch Erteilung des Bürgerrechts zu ehren, nachdem ihre Bürger Gelegenheit gehabt haben, mich zwanzig Jahre hindurch in der Nähe zu beobachten. Eine solche Anerkennung trifft neben meiner Politik auch meine Person, meinen Charakter, indem von meinen nächsten Nachbarn bekundet wird, daß ich ein so übler Mensch doch nicht bin, wie meine Feinde mich schildern, und daß man mich der Ehre für wert hält, in Ihre bürgerliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Das gibt mir ein Zeugnis den Verleumdungen gegenüber, deren Ziel ich bin und die für jemand, dem sie neu wären, verletzend und erbitternd sein würden. Ich bin seit dreißig Jahren an diese Tonart gewöhnt; die Bitterkeit und Verlogenheit derselben ist mir eine Gewähr dafür, daß man an den Werken, bei welchen ich mitgewirkt, so viel nicht aussetzen kann, sich also an meine Person hält und mir öffentlich alle möglichen Thorheiten und Schlechtigkeiten andichtet. Wäre ich ein so übler Mensch, so würde das Unabhängigkeitsgefühl der öffentlichen Meinung im Lande, auch wenn ich noch Minister wäre, stark genug sein, um zu verhindern, daß die Hauptstädte der Kreise, in denen ich angesessen bin und die im täglichen Leben meine nächsten Nachbarn sind, mir das ehrenvolle Zeugnis ausstellen, welches ich heute von Ihnen erhalten habe. Deshalb sage ich im Gegensatz zu dem alten Sprichwort, daß der Prophet in seinem engeren Vaterlande nichts gelte, daß dieses Ihr Attest für mich neben anderen Bürgerbriefen noch einen additionellen Wert hat, indem es mir bezeugt, daß ich in meiner häuslichen und sozialen Lebensweise meinen Nachbarn, die mich näher kennen, nicht für so bösartig gelte, wie ich von meinen Gegnern geschildert werde, andernfalls würde eine Stadt wie die Ihrige meine Mitbürgerschaft nicht wünschen. Nehmen Sie ferner meinen Dank für die hochkünstlerische Ausstattung, die Sie dem Bürgerbrief gegeben haben. Derselbe wird auch dadurch eine besondere Zierde meiner Sammlung historischer Andenken sein.

---

1. April 1893.

Friedrichsruh. Ansprachen: 1) Bei Gelegenheit einer Huldigung der Schleswig-Holsteiner.*)

Es ist für mich eine hohe Freude, aus der Provinz, der ich seit zwei Jahrzehnten angehöre, eine so herzliche Begrüßung zu erhalten. Sie müssen uns Lauenburger doch schon mit einrechnen zu Schleswig-Holstein. Ich habe

---

*) Um dem Fürsten an seinem Geburtstage ihre Huldigung darzubringen, hatten sich mehr als zweitausend Bewohner von Schleswig-Holstein nach Friedrichsruh begeben. Nachdem der Zug vor dem Schlosse angelangt war und der Fürst unter den stürmischen Hochrufen der Menge auf dem Altan des Schlosses erschienen war, hielt Gymnasialdirektor Professor Dr. Wallichs-Rendsburg etwa folgende Ansprache: „Eurer Durchlaucht erlaube ich mir, im Namen der versammelten Schleswig-Holsteiner deren ehrfurchtsvollsten Gruß zum 78. Geburtstage darzubringen, und zur größten Freude gereicht es mir, daß die Landsleute in solcher Zahl erschienen sind, um an der Huldigung teilzunehmen. Aus dem Zustande der Zerrüttung ist der deutsche Staat heute zu größtem Ansehen gelangt. Wir stehen auf einem Boden, um den Dänen und Deutsche seit Jahrtausenden gestritten, und tapfer haben unsere Vorfahren gekämpft. Wohl fanden die Freiheitsbestrebungen die lebhaftesten Sympathien, aber es bedurfte doch noch des gewaltigen Mannes, der das Reich zu einen verstand, dessen Kraft nicht erlahmte, der die Gesamtheit zu beseelen wußte für die große Sache des Vaterlandes. Und wahrlich, das deutsche Volk verdiente nicht seinen Ruhm, wenn es vergäße, was es Seiner Durchlaucht dem Fürsten Bismarck schuldet. Doch wo immer das Volk nur Gelegenheit findet, zeigt es auch seine herzliche Freude, seine aufrichtige Begeisterung. Wie Schleswig-Holstein eingefügt wurde in das übrige Vaterland — es wird zu den größten Großthaten gehören, die immer nur ein staatsmännisches Genie geleistet; bedurfte es doch besonderer Kraft, besonderen Geschickes, die verworrene Sache Schleswig-Holsteins zu klären. Nachher im Reichs- und Landtag hatte ich Gelegenheit, Eurer Durchlaucht gewaltige Thaten zu bewundern. Immer nur ließen sich Eure Durchlaucht bestimmen durch die gemeinsamen Reichsinteressen, niemals durch Teilbestrebungen. Den nächsten Freunden wandten Eure Durchlaucht sich ab, wenn des Vaterlandes Wohl solches zu gebieten schien. Und in den sechsundzwanzig Jahren, wo Eure Durchlaucht der erste Rat im Reiche waren, haben Eure Durchlaucht es zuwege gebracht, ein einig', kraftvolles Volk erstehen zu lassen. In allen bangen Zeiten richteten sich denn auch die Augen des Volkes nach dem leitenden Geiste in der Wilhelmstraße, der, wenn Stürme drohten, mit fester Hand das Steuer führte, das Staatsschiff durch alle Klippen siegreich zu lenken wußte. Niemals auch bemächtigte sich des Volkes ein Gefühl der Unsicherheit, nach außen sowohl wie nach innen. Es ist mir versagt, in die Details einzugehen, und ich muß mich bescheiden, noch betonend, daß es des höchsten Dankes wert ist, wenn Eure Durchlaucht an einem Tage so vieler Huldigungen, an einem Tage, wo die Familie das geliebte und verehrte Oberhaupt derselben gern in ihrer Mitte sieht, noch geruht haben, die Kundgebung der Schleswig-Holsteiner entgegenzunehmen. Das Beste aber, was wir zu bieten vermögen, ist das dankbare Herz, das niemals die Verdienste Eurer Durchlaucht vergessen wird. Und die nachfolgenden Geschlechter werden rühmen, was Eure Durchlaucht geleistet, werden rühmen, daß Eure Durchlaucht das Wohl des Vaterlandes über alles gestellt, unbeeinflußt von Parteibestrebungen. Und wir sind entschlossen, das zu bewahren und zu hüten, was Eure Durchlaucht geschaffen, unzählige deutsche Männer sind bereit, mit den Waffen, auch mit denjenigen des Geistes, einzutreten für die Großthaten des Altreichskanzlers." Der Redner schloß mit einem Hoch auf den Fürsten, in welches die Menge jubelnd einstimmte.

mich nicht nur nach meinem Besitz, sondern nach meinen ganzen Gewohnheiten in meinem Privatleben als Ihren provinziellen Landsmann aufgefaßt. So ist es mir besonders erfreulich, daß mir solche Kundgebungen hier zu teil werden. Auch hier gilt das Wort: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande"; in der Ferne findet man mehr Beachtung als in der näheren Nachbarschaft. Um so wohlthuender ist mir es, daß man mir im nachbarlichen Lande solches Wohlwollen erzeigt. Ich bin ja in schleswig-holsteinischen Angelegenheiten kein Neuling. In der Zeit, wo meine politische Laufbahn anfing, waren es die schleswig-holsteinische Frage und die Frage der deutschen Flotte, die ich nie von einander zu trennen vermochte. In Altpreußen herrschte wohl damals nicht das allgemeine Reichsinteresse vor, und mancher war sich nicht klar über den Vorzug unserer heutigen Situation zu der damaligen. — Auf dem Frankfurter Bundestage hatte ich Gelegenheit, in den Akten die schleswig-holsteinische Frage kennen zu lernen als einen „Wurm, der nicht lebt und nicht stirbt". Man wollte wohl Ergebnisse, aber man war nicht gewillt, für sie einzutreten. Schon damals hatte ich das Gefühl, daß die schleswig-holsteinische Frage nicht gelöst werden konnte ohne Schwertstreich; und bei der Ordnung meiner Papiere fand ich eine darauf bezügliche plattdeutsche Niederschrift, die lautet: „Dat walt' Gott und kolt Isen." An eine andere Lösung habe ich nie geglaubt. Sie herbeizuführen konnte mir zwar als Bundesdelegirter in Frankfurt nicht gelingen. Preußen war auch nicht gekräftigt genug; es stand allein da und war nicht stark genug, um ohne Bundesgenossen kämpfen zu können. Als ich darauf Minister wurde, mußte ich alle diplomatische Kunst anwenden, um die Sache nicht zu verderben, um sie lebendig zu erhalten und ein Ergebnis herbeizuführen. Die Einverleibung in Preußen war dann ja gewissermaßen eine Annexion, aber Sie müssen mir diese Handlung nicht als Vergewaltigung, sondern als eine Handlung aus Liebe zum Reiche, zu Land und Leuten anrechnen; es war ein Raub, der dem glich, wie die Römer die Sabinerinnen raubten. Damals freilich fand die Einverleibung in manchen Kreisen noch wenig Anklang, aber mit der Zeit brach sich doch die Ansicht Bahn: „Dat Land und Lüde möt wi hebben." Und schließlich erfüllte sich auch die Hoffnung auf die Einsicht bei jedem, daß Schleswig-Holstein zu Preußen gehöre, „up ewig ungedeelt". Und so wird es jetzt und in aller Zukunft bleiben, ist es doch ein so natürliches Verhältnis. Wie stets unter natürlichen Verhältnissen auch in politischer Beziehung alles zu erreichen ist, so ist es auch hier; wer aber Unnatürliches zwingen will, der leidet Schiffbruch. In dem Liede, das Sie bei Ihrem Anmarsch sangen, heißt es: „Schleswig-Holstein stammverwandt". Aber nicht nur zwischen Schleswig und Holstein soll Stammverwandtschaft herrschen, sondern allgemein im Deutschen Reich soll sie sein, von den Alpen bis zum Meer, nicht partikularistisch, sondern unter allen, die mit uns Schulter an Schulter stehen, mit uns kämpfen wollen, wenn wir vom

Auslande her bedroht und bekämpft werden. Um diesen Begriff der Stammverwandtschaft einheitlich zum Ausdruck zu bringen, weiß ich keine andere Form, als indem wir in ein Hoch einstimmen auf das Oberhaupt des Reiches, Seine Majestät den Kaiser, den Vertreter der deutschen Einheitsbestrebungen dem Inlande und Auslande gegenüber.*)

---

2) An eine Abordnung der Studentenschaft von Bonn.**)

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre guten Wünsche, die Sie mir im Namen der Bonner Studentenschaft entgegenbringen, und ich bin eigennützig genug, um mich über das Wohlwollen der Jugend mehr zu freuen als über das meiner Altersgenossen. Meine Altersgenossen sterben mit mir ab, die Jugend aber überlebt mich und bringt ihre Gesinnung auf fernere Nachkommen. Ich bin satt an Ehren und Auszeichnungen, welche die Menschen im Leben erstreben können, aber ich bin nicht gleichgiltig gegen das, was man nach meinem Tode von mir sagt. Deshalb ist es mir eine besondere Freude, wenn Sie mich hier begrüßen, und wenn die Frauen, die Mütter unserer Zukunft, mir so viel Anerkennung beweisen, wie ich gerade in den letzten Tagen empfangen habe. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst ausdrücklich zu empfehlen: Halten Sie fest an dem nationalen Geiste! Halten Sie sich immer gegenwärtig, daß dieser mehr durch Charakter als durch Wissen gewonnen wird. Die Gelehrtesten sind nicht immer die sichersten Stützen des Staates, deshalb will ich aber nicht empfehlen, die Wege zu gehen, die ich damals gegangen bin, nämlich das Studium zu vernachlässigen. Das einzige, was mir im Hinblick auf meine damalige Zeit noch immer leid thut, ist, daß ich später das nicht in dem Maße habe nachholen können, was ich damals zum Teil versäumt habe. Das Gelernte haftet später nicht so in dem Gedächtnis. Also Arbeit und Pflege unserer Bildung, davon mahne ich nicht ab, aber es erschreckt mich auch nicht, wenn meine Söhne studentische Exzesse begehen, und vor allem glaube ich, daß das studentische Leben in den Korporationen den Vorteil hat, daß es den Charakter einigermaßen dadurch stählt, daß es den einzelnen der Kritik Gleichgesinnter unterwirft. Das ist eine große Sache. So lange jemand einer Korporation angehört, auf deren Meinung von ihm er Gewicht legt, kommt er nicht so leicht auf Abwege. Aehnliches spielt auch im späteren Leben eine wichtige Rolle. Was ist es denn, was den deutschen Beamten hält? Die Universität

*) Auch dieses Hoch wurde mit Begeisterung aufgenommen. Der Fürst verließ alsdann den Altan und begab sich in die Menge, die ihn jubelnd umringte.

**) Die in vollem Wichs erschienene Abordnung war beauftragt, eine Adresse der Bonner Studentenschaft zu überreichen.

und das Portepee, zwei Imponderabilien zwar, aber doch gewichtig durch ihren gewaltigen Einfluß. Das habe ich besonders in Rußland zu sehen Gelegenheit gehabt; ihr tüchtiges Beamtenmaterial beziehen die Russen aus den baltischen Provinzen, weil diese Menschen Wert darauf legen, wenn sie pensionirt sind und in ihre Heimat zurückkommen, dort unbescholten zu sein. Nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank und sprechen Sie ihn — bitte — Ihren Herren Kommilitonen aus, die mich in dieser Adresse mit Ihnen so freundlich begrüßen.*)

3) An eine hamburgische Abordnung.**)

Gewöhnlich wohnen die größten Verehrer am weitesten entfernt, in Australien oder Amerika. Wenn aber der nächste Nachbar auch gute Freundschaft hält, so ist das immer ein doppelt gutes Zeichen. Die Hamburger haben mich nicht immer so gern gehabt, früher haben sie mir partikularistische Bestrebungen vorgeworfen, aber seit den zwanzig Jahren, daß ich jetzt als Nachbar in der Nähe Hamburgs wohne, sind doch die Gefühle andere geworden. Man hat sich gegenseitig kennen und schätzen gelernt, ebenso wie Hamburg und Preußen jetzt wissen, wie sie mit einander arbeiten und leben können. Deshalb danke ich herzlich für den schönen nachbarlichen Glückwunsch, und was den geplanten Fackelzug anbetrifft, so ist er mir am elften April nicht weniger lieb als am ersten, denn der elfte ist ja der Geburtstag meiner Frau, ohne die ich den heutigen Tag auch nicht feiern würde.***)

---

*) Als die Abordnung sich vom Fürsten verabschiedete, wandte er sich nochmals mit herzlichen Worten an ihre Mitglieder, stieß mit ihnen an und gab ihnen die Hand. Er bat sie, Bonn und die Kommilitonen zu grüßen. Er sei nur einmal in Bonn gewesen und nicht in freudiger Stimmung; damals sei sein Sohn Herbert krank gewesen, den er heimgeholt habe. Der Fürst erzählte sodann, wie Graf Herbert damals auf Mensur abgefaßt worden sei und infolge der unverbundenen Wunde, die noch dazu mit unreinem Wasser ausgewaschen worden, in schwere Krankheit geraten sei. Daran knüpfte der Fürst die scherzhafte Mahnung, bei den Paukereien vorsichtiger zu sein und sich nicht erwischen zu lassen oder, wenn man einmal ertappt werde, lieber sich abfassen zu lassen, als die Gesundheit in Gefahr zu bringen. Im Verfolg dieses Themas kam der Fürst dann noch auf die Mensuren, wie sie zu seiner Zeit gewesen und wie sie jetzt seien, und verglich die heutige Fechtweise mit der früheren. Heutzutage parire man meistens mit dem Kopfe, zu seiner Zeit habe man das mit der Klinge gethan, allein dies gelte heute schon als ein Zeichen von Mangel an Mut. Früher habe man fünfzig Hiebe kunstvoll parirt und den einundfünfzigsten zugeschlagen. Mit einem nochmaligen Gruß an Bonn entließ der Fürst die Herren, die auch von den anderen Anwesenden auf das freundlichste verabschiedet wurden.

**) Aus Anlaß des Geburtstages des Fürsten waren auch zahlreiche Hamburger nach Friedrichsruh gekommen. Im Namen des Vorstandes des Reichstagswahlvereins in Hamburg brachte Herr Handelskammerpräsident Crasemann in einer kurzen Ansprache ein Hoch auf den Fürsten aus.

***) Vergl. folgende Seite.

11. April 1893.

Friedrichsruh. Ansprache bei Gelegenheit eines Fackelzuges.*)

Ein Gefühl der Verlassenheit habe ich nicht, am allerwenigsten, wenn Sie in meiner Nähe sind, am heutigen Tage. Wenn man ein Jahr zurückblickt, so muß man sagen, daß es ein hartes Jahr war, welches über Sie, über uns ergangen ist. Schwer haben Sie durch die Cholerasenche in Hamburg, der

*) Da der 1. April, der Geburtstag des Fürsten, in die Charwoche fiel, war mit Rücksicht auf die lauenburgische Sabbathordnung der für diesen Tag in Aussicht genommene Fackelzug auf den 11. April, den Geburtstag der Fürstin, verschoben worden. In zwei Sonderzügen waren die Teilnehmer an dem Fackelzuge aus Hamburg angelangt; außerdem waren mit allen fahrplanmäßigen Zügen zahlreiche andere Verehrer des Fürsten gekommen, um diesem und seiner Gemahlin ihre Huldigung darzubringen. Insgesamt mögen 4000 bis 5000 Personen anwesend gewesen sein. Nachdem der Zug sich aufgestellt hatte und der Fürst in Begleitung seiner Gemahlin unter stürmischen Hochrufen erschienen war, nahm Herr A. Lutteroth aus Hamburg das Wort zu folgender Ansprache:

„Abermals harren Tausende von deutschen Patrioten vor den Pforten von Friedrichsruh, um Eurer Durchlaucht eine persönliche Huldigung darzubringen. Durch äußere Umstände verhindert, am Geburtstag Eurer Durchlaucht, am 1. April, zu erscheinen, haben wir den heutigen Tag für den Fackelzug gewählt, da derselbe gleichfalls für die Familie Eurer Durchlaucht von hoher Bedeutung ist.

Die Gefühle für Eure Durchlaucht, welche uns alle bewegen, sind Gefühle der tiefsten Ehrfurcht und Dankbarkeit. Eure Durchlaucht haben während eines langen Menschenlebens in treuer Hingebung an unser deutsches Herrscherhaus in drei Generationen, beseelt von glühender Vaterlandsliebe, mit eiserner Energie gekämpft und gerungen für das Ideal unserer Väter, für ein einiges deutsches Kaiserreich. Mit Gottes Hilfe und dem freudigen Opfermut der ganzen Nation ist es Eurer Durchlaucht gelungen, dieses unsterbliche Verdienst zu erwerben, und unauslöschlich ist der Dank der Nation gegen alle Helden aus den Zeiten von 1866–1871; vor allem aber dankt die Nation dem Urheber und Leiter jener welterschütternden Ereignisse, ihrem altbewährten eisernen Reichskanzler.

Den Jahren blutiger Kämpfe folgten für Eure Durchlaucht Jahre der schweren Arbeit, um, über allen Parteien erhaben, das errungene Kleinod, unser junges deutsches Kaiserreich, nach innen und nach außen zu befestigen, und mit Stolz konnte Deutschland bald, dank der stets offenen und ehrlichen Politik Eurer Durchlaucht, den ersten Rang unter allen Staaten Europas einnehmen.

Das Jahr 1890 rückte heran und gebar die bis dahin vom deutschen Volke für undenkbar gehaltene Thatsache: den Rücktritt des mächtigen und geliebten Reichskanzlers.

Eine tiefe Wehmut hat damals viele Millionen Deutsche ergriffen, jedoch die Weltgeschichte schreitet unaufhaltsam von Minute zu Minute vorwärts, nicht Rücksicht nehmend auf die Wünsche einzelner, und so mußten sich diese vielen Millionen in das Unvermeidliche fügen und von ihrem Heldenkanzler als solchem Abschied nehmen.

Es bleibt uns jetzt nur übrig, den allmächtigen Gott zu bitten, er möge seine schützende Hand auch ferner über Eure Durchlaucht halten, und es möchte Eurer Durchlaucht vergönnt sein, noch viele Jahre in geistiger und körperlicher Frische die Früchte immer mehr reifen zu sehen, zu welchen Eure Durchlaucht die Saat selber bestellt haben.

Uns allen aber wollen wir wünschen, daß die Macht und das Ansehen unseres geliebten Vaterlandes sich stets weiter entfalte und daß uns die Segnungen des Friedens noch lange

Stadt, wo wir leben, an der wir hängen, zu leiden gehabt. Aber es war nicht die erste Kalamität der Art. Denken Sie an das Jahr 1842, wo der große Brand über Hamburg hereinbrach. Ich war damals dort und habe die Trümmer rauchen sehen. Denken Sie ein weiteres Menschenalter zurück, an die Zeit der Fremdherrschaft. Aber alles wurde überwunden, und sie sollen fortan vergessen sein, die schweren Leiden, die Hamburg im letzten Jahrhundert dreimal gehabt hat. Die schwere Heimsuchung des letzten Jahres ist in Hamburg noch nicht in Vergessenheit geraten. Die Hamburger Bürgerschaft ist keinen Augenblick zurückgeschreckt vor der Plötzlichkeit, mit welcher die Cholera hereinbrach. Wenn aber Hamburg diese schweren Verhältnisse mit Leichtigkeit zu überwinden wußte, so ersehe ich daraus, daß in der Hamburger Bürgerschaft eine Triebkraft stecken muß, die nicht überall zu finden ist. Die Stadt liegt in einer günstigen Lage für den Verkehr, aber es gibt doch noch günstiger gelegene Städte, wie Altona, Glückstadt, Harburg. Warum schritt Hamburg vor, während die anderen Städte zurückblieben? Es muß in der ersten Ansiedelung dieses hanseatischen Gemeinwesens eine besonders lebhafte Triebkraft geherrscht haben, welche Hamburg zu allen Zeiten hoch gehalten hat. Vor Hamburg hatte ich stets eine besondere Achtung, und deshalb bin ich namentlich erfreut darüber, daß es mir gelungen ist, in dieser tapferen, leistungsfähigen, in ihren Erfolgen glücklichen Bürgerschaft mir Wohlwollen zu erringen. Es ist für mich nicht leicht gewesen, mir dieses Wohlwollen zu erwerben. Ich war verantwortlicher Minister, und es ist das ein übles Gewerbe, wo man mehr Feindschaft wie Freundschaft findet. Daß mir aber dennoch ein so erheblicher Anteil von Wohlwollen ward, erfreut mich von Herzen und ist mir gewissermaßen eine Quittung über meine Thätigkeit während der dreißig Jahre meiner

---

erhalten bleiben, sowie daß das festeste Bollwerk des Friedens, welches wir von Eurer Durchlaucht ererbt haben, der mächtige Dreibund, zum Segen der beteiligten Nationen von langem Bestande sein möge.

Auch geloben wir Eurer Durchlaucht, unsere Jugend in dem Sinne zu erziehen, daß sie als die heiligste Pflicht die Liebe zum Vaterlande halte, und daß sie gewillt sei, in den Tagen der Not, gleichwie ihre Väter es gethan haben, zur Verteidigung Deutschlands den letzten Tropfen Blutes einzusetzen — ewig treu zu Kaiser und Reich! Wenn aber Eure Durchlaucht in der Zurückgezogenheit zuweilen ein gewisses Gefühl der Verlassenheit beschleichen mag, so bitten wir Eure Durchlaucht, das Wort unseres Goethe, welches er seinem Helden Faust in den Mund legt, auch auf sich selbst zu beziehen: ‚Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen', und ferner versichert zu sein, die Dankbarkeit des deutschen Volkes für Eure Durchlaucht erstirbt niemals, niemals, niemals.

Zum Schluß rufe ich jetzt mit lauter Stimme in die Kronen des Sachsenwaldes, auf daß die Worte weiter getragen werden von Baum zu Baum, von Ort zu Ort, bis in die entlegensten Winkel des deutschen Vaterlandes, um dort lauten Widerhall zu finden in den Herzen von Millionen gleichgesinnter deutscher Brüder: Gott segne, Gott schirme und Gott schütze Eure Durchlaucht und sein Haus für und für! Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck lebe hoch!"

Laufbahn als Minister, und daß Sie mir heute Ihr Wohlwollen in solcher Weise kundgeben, gereicht mir zur besonderen Freude. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind gerade am Geburtstage meiner Frau. Gott hat mir ein gesegnetes, glückliches Familienleben geschenkt, und ich würde wohl nicht ein so hohes Alter erreicht haben ohne meine Frau. Ich bin überzeugt, daß Sie bereitwillig einstimmen werden in ein Hoch auf meine Frau.*)

---

8. Mai 1893.

Friedrichsruh. Ansprache an die Gewerbegesellschaft aus Lübeck.**)

Ich freue mich, die Vertreter der Stadt Lübeck in Friedrichsruh zu sehen. Ich kann sagen, ich habe mich von Jugend auf, seitdem ich Geschichte studirt habe, für Ihre Vaterstadt interessirt. Vor mehreren hundert Jahren schon, als man von einem einigen Deutschland noch nicht reden konnte, wehten die Flaggen der alten Hansestadt in allen nordischen Meeren; Lübeck hat damals eine Seemacht entfaltet, wie sie heute das mächtige deutsche Reich kaum aufzuweisen hat. Ich reise, sobald ich kann und ich dazu fähig bin, nach Lübeck, ich habe die feste Absicht hierzu und freue mich auch, daß gerade die Handwerker Ihrer Stadt hergekommen, denn ich habe für den Handwerksstand ein reges Interesse. Ich habe dasselbe auch schon gehabt, als ich noch mitten in der Politik stand und dort noch etwas zu sagen hatte; allein die auswärtigen Zänkereien und das beständig mit zwei gespannten Pistolen Auf-dem-Posten-Stehen hielten mich davon ab, mehr zu thun. Im Mittelalter waren die Handwerker durch die Zünfte eine Macht, was ja auch besonders in Lübeck der

*) Das Hoch fand brausenden Widerhall. Unter den Klängen der Musik zogen die begeisterten Festteilnehmer an dem Fürsten und der Fürstin vorüber, während der Fürst freundlich grüßte und für die großartige Huldigung dankte. Wie der Fürst in seiner Rede auf das ihm beschiedene Familienglück hingewiesen hatte, so brachte er, bevor er ins Schloß zurückging, in wenigen Worten, aber in unendlich rührender Weise nochmals zum Ausdruck, daß Gott ihm ein ungewöhnlich gesegnetes Familienglück geschenkt habe. Besonders hob er hervor, welches Glücksgefühl er und seine Gattin empfinde, indem keines ihrer Kinder ihnen durch den Tod entrissen worden sei. „Manche von Ihnen," so wandte er sich an die Umstehenden, „werden mir nachfühlen, was das zu bedeuten hat."

**) Etwa zweihundert Mitglieder der Lübecker Gewerbegesellschaft hatten sich nach Friedrichsruh begeben, um die dortigen industriellen Anlagen zu besichtigen und, wenn möglich, den Fürsten zu begrüßen. Nach Besichtigung der Anlagen nahm die Gesellschaft ihren Weg durch den Wald nach dem Schloßpark zu, in dessen Nähe man den Fürsten antraf. Derselbe wurde mit einem dreifachen Hoch begrüßt. Zimmermeister F. Schwartzkopf richtete an den Fürsten eine Ansprache, in welcher er zum Schluß dem Wunsche Ausdruck gab, daß der Fürst als Ehrenbürger von Lübeck diese Stadt baldigst besuchen möge; der Fürst werde dort mit einer Begeisterung empfangen werden, wie sie die alten Türme Lübecks noch nicht gesehen hätten.

Fall war. Ich stelle mir vor, daß heute noch ein solcher Einfluß möglich ist. Obwohl Dampfkraft und Elektrizität und die Großindustrie herrscht, so ist doch noch Raum genug für das Handwerk. Wenn demnächst die Reichstagsneuwahl stattfindet, so werden Sie dort doch wohl einen Handwerker als Kandidaten aufstellen, speziell in Lübeck müßte das doch möglich sein; wenn es aber nicht gelingen sollte, einen solchen durchzubringen, so muß doch wohl das heutige Wahlgesetz hierzu nicht passen. Handwerker und Landwirte müssen ihre Interessen vertreten und dürfen das nicht den Gelehrten überlassen; vor allem dürfen wir nicht Not leiden, — ich wollte sagen, wir müssen stets für unsern Mittagstisch sorgen. (Heiterkeit.) Ein jeder mag für sich durch die Gesetzgebung sorgen.*)

---

11. Mai 1893.

Friedrichsruh. Ansprache an die Lübecker Turnerschaft.**)

Ich danke Ihnen herzlichst für die freundliche Begrüßung und sehe in Ihnen und allen Turnern Mitarbeiter auf dem Felde nationaler Arbeit. Ich bin auch in einer Turnerschaft in Berlin gewesen, bei Jahn und Eiselen; Arndt stand auch in Verbindung damit. Da ging's hart her mit dem Stoßfechten. Das hat bei dem leinenen Hemde zuweilen nicht wohlgethan, aber es hat gekräftigt, wie überhaupt die Turnerei die Nationen auch in ihrem geistigen und politischen Leben hebt. Die Völker, die körperlich zurückgehen, bringen das Verlorene auch geistig nicht wieder ein. Im klassischen Altertum pflegten die Hellenen die körperlichen Uebungen in hohem Maße: Mens sana in corpore sano. Unsere germanischen Vorfahren, die Vandalen, sind nach ihrem Zuge nach Nordafrika auch nicht so kräftig geblieben. Wenn wir auch manchmal hier über den Nordostwind klagen — würden wir das Klima von Neapel haben, so wären wir körperlich nicht so tüchtig geblieben. Ich erinnere Sie an die Normannen, auch sie sind im Süden nicht so kräftig geblieben, trotzdem sie ein durchaus kräftiger nordischer Stamm waren. Wir dürfen unserem Gott dafür danken, daß dieses Klima unsere körperliche und geistige Energie im

---

*) Bevor der Fürst seinen Spaziergang fortsetzte, brachte er mit den Worten: „Sie haben mir vorhin in so freundlicher Weise ein Hoch gebracht, daß ich Sie jetzt bitte, auch der ‚freien und Hansestadt Lübeck' zu gedenken", auf diese Stadt ein dreimaliges Hoch aus, in welches die Anwesenden jubelnd einstimmten. Neben dem Fürsten standen zwei Damen, zu welchen er sich jetzt wendete, ihnen die Hand gab und sie als Lübeckerinnen begrüßte. Auf die Bemerkung der Damen, daß sie Hamburgerinnen seien, gab der Fürst scherzhaft zurück: „Nun, die sind auch nicht übel."

**) Die Turnerschaft war in einer Stärke von etwa dreihundert Personen mit fliegenden Fahnen in Friedrichsruh eingetroffen und hatte im Park Aufstellung genommen. Als dort der Fürst erschien, wurde er mit einem begeisterten „Gut Heil" begrüßt. Der Vorsitzende der Turnerschaft, J. Evers, hielt eine Ansprache.

fortwährenden Kampfe erhält. Ich wollte nur motiviren, inwiefern die Turnerei mitgewirkt hat als Trägerin des deutschen nationalen Gedankens. Wenn auch die Burschenschaftler sich mehr den Büchern zuwendeten, so ist doch die Turnerei geblieben und immer kräftig geübt worden. Die Turnerschaft ist es mit gewesen, welche das nationale Gefühl gepflegt hat, und ich glaube, wir leben in einer Zeit und gehen einer Zeit entgegen, wo jeder solche Beitrag von der Nation nur dankbar anerkannt werden kann. Ich freue mich infolge dessen, daß ich Sie begrüßen kann, und bitte Sie, einzustimmen in ein Hoch auf die deutsche Turnerschaft als Trägerin des deutschen Einheitsgedankens.*)

---

16. Mai 1893.

Friedrichsruh. Ansprache an die Bergedorfer Volksschule.**)

Kinder — ich danke euren Lehrern und euch für eure freundliche, nachbarliche Begrüßung, die ihr mir heute darbringt, und ich wünsche euch allen, daß, wenn Gott euch ein langes Leben beschert wie mir, ihr am Abend desselben mit gleichem Danke zu Gott zurückblicken mögt auf das, was ihr erlebt habt. Ihr seid Söhne und Töchter, die meisten von euch, so Gott will, werden einmal Vater und Mutter sein. Ich wünsche euch, was Gott mir gegeben hat, daß ich nicht in meinem Hause schweren Kummer und Verlust gehabt, kein Kind verloren, in glücklicher Ehe gelebt habe. Will's Gott anders, müßt ihr still halten und es tragen. Ich selbst kann hier nur sagen, daß, wer von euch alt wird wie ich, sich im Jahre 1950 möge erinnern können, daß ich Gott dankbar bin für alles, was ich erlebt habe, auch für Sorge und Arbeit. Ihr habt ja selbst aus der Bibel gelernt: Wenn das Leben köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Arbeitet tapfer, das bringt euch über alles glücklich hinweg. Die Arbeit ist das, wozu Gott uns angewiesen hat. Möge sie euch allen, Mädchen und Knaben, in eurem späten Alter gesegnet sein und mögt ihr 1950 oder 1970 mit Befriedigung zurückblicken auf den heutigen Tag! Ich danke Euch noch einmal!

---

*) Ein mächtig widerhallendes „Hoch“ ertönte auf die mit fester Stimme gehaltene Ansprache des Fürsten.

**) Die Bergedorfer Volksschule (etwa 800 Kinder) hatte mit ihren Lehrern und Lehrerinnen einen Ausflug nach Friedrichsruh gemacht, um dem Fürsten ihre Huldigung darzubringen. Nachdem die Kinder vor dem Landhause Aufstellung genommen, erschien der Fürst. Aus seinen Zügen leuchtete der Ausdruck heller Freude, so vielen strahlenden Kinderaugen zu begegnen. Jubelnde Zurufe begrüßten ihn. Nach einer Ansprache des Rektors stimmte der Schülerchor:

„Dir, Fürst Bismarck, Deutschlands Helden,
Dir sei dieses Lied geweiht“

an, worauf die kleinste der Schülerinnen dem Fürsten einen Blumenstrauß überreichte.

19. Mai 1893.

Friedrichsruh. Ansprache an Lehrer und Schüler des Gymnasiums zu Ploen.*)

Ich danke Ihnen und Ihren Herren Kollegen und Schülern für Ihren freundlichen Besuch, und es ist mir lieb gewesen, daß Sie mich mit einem altpreußischen Marsche begrüßt haben. Ich sehe darin den Entschluß ausgedrückt, daß Sie, die hier anwesenden Vertreter der Schleswig-Holsteiner, an der Landsmannschaft, die seit mehr als vierzig Jahren zwischen uns mit Blut gekittet ist, festhalten wollen und sich ebenso gut als Preußen fühlen wie ich, der ich in einer alten Provinz der Monarchie geboren bin. Dann freue ich mich hauptsächlich der Begrüßung der Jugend und hoffe, daß Sie, wenn Sie erwachsen sein werden, dieses geistige Band, nicht nur mit den Brandenburgern und sonstigen Preußen vereint zu sein, sondern der gesamten deutschen Nation anzugehören, diesem größten und hervorragendsten Volke in Europa, mit Sorgfalt pflegen werden, ja daß Sie sich auf Tod und Leben dafür hingeben werden.

Es sind — wenn mich mein historisches Gedächtnis hierbei nicht im Stiche läßt — zuletzt sächsische und fränkische Kaiser Herren in Schleswig-Holstein gewesen, die Hohenstaufen kaum noch; aber nach jener großen Zeit haben Schleswig-Holsteiner und Schwaben kaum wieder einem Herrn auf Krieg und Frieden gehorcht, und es ist eine große Gnade von Gott, daß die Gesamtheit unserer deutschen Nation jetzt wieder einen so festen Zusammenhang gefunden hat, wie er ihr seit den Zeiten der alten deutschen Kaiser gefehlt hatte. Es ist nicht gut, in Europa einer kleinen Nation anzugehören, und Mitglied einer so großen, so starken und so ausgezeichneten Nation von fünfzig Millionen zu sein, das ist ein Vorzug, für den wir alle Gott dankbar sein wollen, so lange wir leben, und ich bitte Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: Unser gesamtes deutsches Vaterland — up ewig ungedeelt, wie man in Holstein sagt — es lebe hoch!**)

---

*) Die Schüler des Gymnasiums zu Ploen waren mit ihren Lehrern auf einer Turnfahrt nach Friedrichsruh gekommen und unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches in den Schloßpark marschirt. Der Direktor des Gymnasiums hielt eine Ansprache an den auf dem Altan erschienenen Fürsten und brachte ein Hoch auf „den großen Begründer und ersten Kanzler des Deutschen Reiches" aus.

**) Sodann ließ sich der Fürst die Lehrer vorstellen und richtete an diese und an die Schüler verschiedene Fragen. Einem Primaner, der Medizin studiren wollte, sagte er: „Dann wünsche ich Ihnen, daß Sie das frische, gesunde Aussehen behalten, wie Sie es jetzt haben. Wenn die Aerzte selbst krank sind, das empfiehlt nicht, dann bekommen sie keine Praxis." Als einer erklärte, er wolle das Baufach studiren, äußerte der Fürst: „Wenn ich noch einmal jung wäre und einen Beruf wählen sollte, so würde ich das Baufach wählen. Es gibt genug zu bauen in der Welt, und wer 'was Ordentliches gelernt hat, kann überall durchkommen." Einem, der Offizier werden wollte, bemerkte er: „Die brauchen wir, es sind noch lange nicht genug, den Bedarf zu decken."

25. Mai 1893.

Friedrichsruh. Ansprache aus Anlaß einer Huldigung der Oldenburger.*)

Ich habe Ihnen meinen Dank auszusprechen für die hohe Ehre, die Sie mir durch Ihre Begrüßung hier erweisen, indem Sie von der Unterweser nach

---

Schließlich sprach der Fürst noch etwa folgendes: „Wenn Sie so alt sein werden wie ich, so hoffe ich, daß Sie auf Ihr Leben mit Befriedigung werden zurückblicken können. Ich habe ja viel erlebt in meinem Leben. Bis 1848 war es mein stiller Schmerz, daß ich keine Gelegenheit gehabt hatte, etwas zu erleben. Dreißig Jahre hindurch war nichts Wesentliches geschehen; es war mir nicht Unruhe genug in Europa für die Unruhe in meinem Innern, und ich glaubte, die stille Zeit werde andauern. Nachher aber kam eine größere Fülle geschichtlicher Ereignisse, als man es vorher erwarten konnte, Krieg und Lärm in Europa. Umgekehrt leben wir jetzt in einer Zeit voll Unruhe, und die Schwierigkeiten scheinen sich oft zu häufen; aber es kann doch sein, daß das Wasser wieder abläuft und daß es ohne Ueberschwemmung und Erschütterung abgeht. Das wollen wir ja hoffen. Ich weiß auch nicht, ob es ein Glück ist, so viel zu erleben, wie ich erlebt habe; jedenfalls wünsche ich es Ihnen nicht. Wir wollen hoffen, daß die Wissenschaft, daß Handel und Industrie und Arbeit blühen; denn das Blutvergießen ist ein unfruchtbares Gewerbe. Ich danke Ihnen nochmals und bitte Sie, wenn Sie einmal alt sein werden, mich nicht zu vergessen."

*) Eine bereits im Herbst 1892 geplante, damals aber durch den Ausbruch der Cholera in Hamburg vereitelte Huldigungsfahrt von Oldenburgern gelangte am 25. Mai 1893 zur Ausführung. Etwa achthundert Damen und Herren hatten in Oldenburg mittelst Sonderzuges die Fahrt nach Friedrichsruh angetreten und ihnen hatten sich auf den Zwischenstationen, insbesondere in Bremen und Hamburg, zahlreiche weitere Personen angeschlossen, so daß mehr als tausend Personen an der Ovation teilnahmen. Der Zug stellte sich im Park auf und alsbald erschien der Fürst, von stürmischen Hochrufen der Menge begrüßt. Professor Hullmann-Oldenburg hielt folgende Ansprache:

„Mit großem Dank für die Erlaubnis, hier erscheinen zu dürfen, sind wir aus Stadt und Land Oldenburg hergekommen, Eurer Durchlaucht selbst auszusprechen, was schon lange unsere Herzen bewegte. Wir älteren Leute, die wir die traurigen Jahre der Zerrüttung Deutschlands selbst mit erlebt haben, erzählen oft den Jüngeren, den Schülern, von jenen Tagen, wie unser herrliches deutsches Volk zerrissen, uneinig, führerlos inmitten Europas dastand, mißachtet von den Nachbarn, haltlos in sich. Wir erzählen, wie wir gesungen und geredet haben für Deutschlands Einheit und Größe und wie wir nach einem Führer ausgeschaut, dem wir blindlings folgen könnten auf neuen Bahnen. Und wenn wir so erzählen, dann gedenken wir jener sturmbewegten Jahre, in denen unser hochseliger, heißgeliebter großer Kaiser sich sein Volk vollends zum Heer ausgebildet; wie dann Eure Durchlaucht im Kampfe mit Gegnern aller Art, auf Gott und die gerechte Sache vertrauend, unbeirrt den Weg verfolgten, den sie als den einzig zum Ziel führenden erkannt, und wir gedenken, wie in drei Kriegen, einer gewaltiger als der andere, sich Deutschlands Macht und Herrlichkeit immer mehr entfalteten, bis das Reich dastand, fest und einig, machtvoller als selbst in den Tagen der großen Sachsen- und Hohenstaufenreiche. Wir hatten unsere Führer gefunden und wir haben unseren Führern vertraut; dieselben sind uns ein Vorbild geworden, wie in festem, ehrlichem Ringen nach klar erkannten Zielen ein Mann nicht weichen noch wanken soll, nichts als Gott fürchten soll in der Welt, und solch ein Vorbild werden dieselben allen deutschen wahren Männern in allen Zeiten sein. Als auf Eurer Durchlaucht gewaltiges Werk der alte, langersehnte Ruf „Kaiser und Reich" wieder aus seinem todesgleichen Schlaf erweckt wurde,

der Unterelbe gefahren sind, um mir Ihr Wohlwollen und Ihre politischen Sympathien kund zu geben. Ich bin im vorigen Jahre über Wien nach den

da haben gerade wir, die Angehörigen eines kleinen Staates, es empfunden, was es sagen will, für sich ein kleines, beschränktes Leben zu führen oder mit Wahrung aller geschichtlich gewordenen Sonderheiten Mitglieder eines großen Reiches zu sein. Wir haben empfunden, daß die Form, die Eure Durchlaucht dem Deutschen Reiche gegeben, die beste von allen vielleicht möglichen war. Es darf uns nicht anstehen, alles rühmend hervor zu heben, was Eure Durchlaucht in sorgenvollen und arbeitsvollen Jahren für Deutschlands Macht und Ehre gethan, aber sagen wollen wir noch, daß wir aufgejubelt haben, als wir vernahmen, daß Ihr hoher Sinn selbst den besiegten Gegner zu überzeugen vermochte, daß die jetzige Ordnung im Reiche die beste für alle sei, und als dann die Gegner von früher, allen Groll vergessend, rechts und links die treue Bruderhand zum Friedensbunde reichten, sah die Welt, daß unser Führer, der drei Kriege nötig gehabt hatte, um sein Ziel zu erreichen, in Wahrheit nur Friedensfürst sei. Den Sieg über Feindesherz wird die Geschichte als Ihren größten auf ihren Tafeln verzeichnen. Wie oft auch Wirbelwinde an dem festen Bau des Reiches rütteln, wir stemmen uns ihnen entgegen und fürchten sie nicht. Sie sind wie die Wirbelwinde hier in den Bäumen Ihres herrlichen Sachsenwaldes; sie bringen nur zum Fall, was morsch und bröcklich ist, und fördern gesundes Wachstum. Denn fest, wie diese uralten Stämme, steht das Werk, das Sie gegründet, und es wird wachsen in kommenden Zeiten. Dann wird Eurer Durchlaucht Name mit Bewunderung und Ehrfurcht, mit heißer Liebe und Dankbarkeit gepriesen werden, so weit die deutsche Zunge klingt in den Landen des Erdenrundes und so lange noch eine deutsche Zunge klingt in den Jahrhunderten, die kommen. Und um Ihnen selbst, hochverehrtester Fürst, Zeugnis abzulegen, daß diese Gefühle uns voll beseelen, sind wir Oldenburger gekommen. Wir aber, werte Reisegenossinnen und Genossen, wollen dies bekräftigen, indem wir alle in den Ruf einstimmen: Lange lebe hoch Seine Durchlaucht unser Fürst Bismarck!"

Minutenlang erschollen die Hochrufe. Dann ergriff Rektor Johanns-Oldenburg das Wort, um der Fürstin zu gedenken. Er sprach seinen Dank aus, daß den Oldenburgern Gelegenheit geworden, auch die hohe Gemahlin des Fürsten zu begrüßen, die es verstanden, dem Gatten immer Frieden und Freude zu bringen nach allen Stürmen und Kämpfen, die ihm beschieden gewesen. Nach Worten der Bewunderung, Verehrung und Liebe brachte der Redner der Fürstin ein freudig aufgenommenes Hoch.

Alsdann trugen vier junge Damen ein von Rektor Johanns verfaßtes Gedicht vor. Die Tochter des Genannten, Fräulein M. Johanns, sprach als „Oldenburgerin" folgende Einleitung:

Erhabener Fürst! Es zogen mit uns durch Flur und Feld
Die Liebe und die Treue, der Hoffnung zugesellt.
In Ihnen ist verkörpert des Volkes Herzenszug,
Doch ihre Worte sagen noch lange nicht genug.

Die „Liebe" trat vor und überreichte unter folgenden Worten ein Bouquet duftiger roter Rosen:

Die Dichtung und Geschichte wetteifern um den Kranz,
Dich, hoher Fürst, zu feiern in Deinem Ruhmesglanz.
Dich trieb in heil'gem Feuer der Liebe mächt'ger Strom,
Zu gründen und zu bauen den deutschen Einheitsdom!
Du brachtest neu zu Ehren, was lange wir verkannt,
Das hohe Lied der Liebe zum deutschen Vaterland.
Und Liebe ist's, die heute uns alle zu Dir trieb,
Drum sieh in diesem Strauße der Oldenburger Lieb'.

bayerischen, schwäbischen und fränkischen Stämmen des Deutschen Reiches gekommen und habe mich überzeugen dürfen, daß ich unter ihnen viele Freunde besitze. Meine Heimat ist in niedersächsischen Landen. Dem niedersächsischen Volksstamm gehöre ich nach meiner Abstammung und nach meiner Geburt an, und bei aller Achtung, die wir vor den anderen Stämmen und Landsleuten haben, ist es mir doch ein Bedürfnis, die Stellung der Niedersachsen zum Deutschen Reiche und dem heutigen Ansehen desselben mit wenigen Worten hervor zu heben, nachdem in letzter Zeit wiederholt meine eigenen näheren Landsleute und heute die Oldenburger mir ihre Begrüßung hier zu teil werden ließen, während vor kurzem die Schleswig-Holsteiner hier waren und ihnen analog die Mecklenburger sich angemeldet haben. Alle drei, die Oldenburger, die Schleswig-Holsteiner und die Mecklenburger, entstammen den plattdeutschen Landesteilen. Was die Niedersachsen dem Deutschen Reiche sind, welchen Ruhm sie sich erworben, sehen wir, wenn wir zurückblicken auf die ersten Wanderungen der Sachsen. Die aus dem Stamm der Niedersachsen erstandenen Kaiser herrschten vom Belt bis zum Meer, bis Sicilien mit einer Sicherheit, wie sie nachher nicht wieder erreicht wurde. Die Sprache dieser Kaiser war plattdeutsch, sie wurden von plattdeutschen Ammen aufgezogen. In unseren Landen an der Elbe und Weser haben wir den Ausgangspunkt großer, weltbeherrschender Fürstengeschlechter. Gerade Oldenburg war es, welches dem dänischen Reich, Schweden vorübergehend, Rußland bis zur Behringstraße Herrscher geliefert hat. Dicht daneben liegt der Ursprung des Geschlechts, welches in allen Weltteilen herrscht und dem die Kaiserin von Indien, die Königin von England, angehört. Unser

---

Fräulein A. Lange als „Treue“ (mit einem Vergißmeinnichtstrauß):

Durch Brandung, Sturm und Wetter, um Klippen, Fels und Riff
Hast Du das Staatenruder gelenkt mit festem Griff,
Und schuf uns Ost und Westen Gewitterdrang und Not,
Es stand in Dir am Steuer die Treue als Pilot.
Ja, alte deutsche Treue, wie klingt so ernst das Wort;
Du Wächter auf der Zinne, der deutschen Treue Hort,
Laß heute uns bezeigen auch unsere Treu' zu Dir!
In solchem Sinn und Geiste nimm diese Blumen hier.

Fräulein Lucie Wolff als „Hoffnung“ (mit einem Strauß aus Eichenblättern, Gräsern rc.):

Und um die Lieb' und Treue schlingt sich der Hoffnung Grün,
Die Hoffnung, daß die Flamme, die Deines Geistes Sprühn
Auf Deutschland ausgegossen, ihm leuchte alle Zeit!
Dein Geist ihm bleibt vereinet durch alle Ewigkeit!

Fräulein Johanns sprach zum Schluß, unter Ueberreichung eines Rosenstraußes, folgende Worte:

Nun laß mich herzlich danken, ich bring' in diesem Strauß
Den Frühling Dir entgegen, er zog zu Dir hinaus,
In jung' und alten Herzen, zu huldigen der Macht,
Die einen Lebensfrühling dem deutschen Volk gebracht.

Hohenzollernhaus, das jetzt die Führung in Deutschland in der Hand hat, nahm seinen Aufschwung, als es sich in dem plattdeutschen Lande Brandenburg naturalisirt hatte. Deshalb darf ich wohl sagen, wir haben allen Grund, uns zu freuen, der für alle Weltteile so bedeutsamen, tüchtigen Rasse anzugehören. Ich bedaure, daß die plattdeutsche Sprache so in den Hintergrund gerückt worden ist. Zu Luthers Zeiten stand sie in Blüte, und ich besitze noch eine Bibel in plattdeutscher Schriftart aus der damaligen Zeit. Seitdem hat es dem Plattdeutschen an einer Sprachkultur gefehlt. Aber die Erkennungszeichen des Niedersächsischen bleiben dennoch. Wir wollen uns ja nicht überheben, ich habe auch nicht gesprochen, um zu rühmen, was die Niedersachsen Großes geleistet haben, sondern um das Bewußtsein der Stammeszusammengehörigkeit zu kräftigen, und auch, um das Selbstgefühl zu heben. Dasselbe mag ja innerlich stark und kräftig sein, aber es kommt nur selten zum Ausbruch; wir Niederdeutschen reden nicht viel, in Thaten sind wir stärker als in Worten. Darum sollen wir auch nicht vergessen, was die Tüchtigkeit unseres Stammes uns bedeutet. Wir sind dynastisch sehr zerrissen gewesen, aber auch vor der Begründung des Deutschen Kaiserreiches hat jedem, mochte er Ostpreuße oder Pommer sein, wenn er über See einem Landsmann begegnete und von ihm in plattdeutscher Mundart angeredet wurde, das Herz höher geschlagen. Möge es so auch in Zukunft bleiben und halten wir Niedersachsen fest zusammen. Auch die Obersachsen gehören ja zum Reiche, und wir dürfen unsere Sonderstellung nicht zu fest betonen; die Bayern, Schwaben, Franken, sie alle haben für Deutschland ihr Blut fließen lassen, und wir gehören mit ihnen unter einen Hut. Ich habe mich gefreut, als der Redner vorher betonte, mit der Reichsverfassung sei das Richtige getroffen und Deutschland seine Macht und Größe wiedergegeben worden. Es gibt wohl viele, die mehr verlangten, die wollten, daß alles von einem Zentrum ausgehen sollte und alle über einen Kamm geschoren würden. Ich halte es aber für ein Glück, daß wir viele Zentren und mehr wie eine Residenz, mehr wie eine Dynastie bekommen haben. Es ist das ein von Gott vorgesehenes Kulturmittel. Wer je in einer französischen mittleren Provinzialhauptstadt — mag sie auch 200 000 Einwohner haben — gelebt, der wird finden, daß dort eine viel kleinere Kleinstädterei herrscht als in einer deutschen Residenz von 10 000 Einwohnern. Das Gefühl, der Mittelpunkt zu sein in einem abgeschlossenen Staatswesen, gibt ein größeres Gefühl der Sicherheit gegenüber dem Gesamtwesen der Einzelstaaten. Deshalb bedaure ich auch den früheren Zustand der Kleinstaaterei nicht, und ich billige nicht die Bestrebungen, die auf eine Einschränkung des Rechtes unserer Bundesstaaten hinausgehen. Ihr Landesherr in Oldenburg hat uns stets treu beigestanden, und seine Unterthanen sind ihm dankbar; sie teilen die nationalen Gesinnungen, die dieser Repräsentant des oldenburgischen Regierungshauses dem Vaterlande entgegenbringt. In Rücksicht

darauf bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: „Der Großherzog von Oldenburg lebe hoch!" *)

---

5. Juni 1893.

Friedrichsruh. Ansprache an eine Abordnung des Wandsbeker Kriegerklubs „Kombattant" von 1870/71.**)

Ich danke Ihnen herzlich für die Ehre, die Sie mir durch Aufnahme in den Verein erzeigen. Es liegt in unserer nationalen Gewohnheit, daß wir uns die Kameradschaft, in die uns irgendwelche Verbindung gebracht hat, auch im späteren Leben zu bewahren suchen; das sehen wir an den Studenten und ihren Universitätsverbindungen, und wir, die wir Soldaten gewesen sind, fühlen uns an das Regiment, in dem wir gedient, und an die ganze Korporation des Wehrstandes mit Zuneigung gebunden, so lange wir leben. So waren für mich in meiner Jugend die tiefsten Eindrücke die aus der militärischen Dienstzeit, und ich habe mich zeitlebens und manchmal mehr, als im Augenblick nützlich war, als Offizier gefühlt. Als ich einen Beruf zu wählen in die Lage kam, hat es mir sehr leid gethan, daß meine Eltern mir die Erlaubnis, beim Militär zu bleiben, nicht gaben. Diese Empfindungen liegen uns im Blute, schon als Kinder spielen wir Soldat, und nachher sind wir's mit Ernst, und wenn mit Ernst, dann auch mit Erfolg. Deshalb ist es mir besonders erfreulich, wenn Kameraden aus meiner stormarnschen Kreisstadt mich heute so ehrenvoll begrüßen.

---

10. Juni 1893.

Friedrichsruh. Ansprache an Landwirte aus dem Fürstentum Lübeck.***)

Vor kurzem waren die Oldenburger hier; das heutige Erscheinen der Eutiner vervollständigt nur das Bild von Oldenburg. Wir sind plattdeutschen Volksstammes und sind dessen froh. Die nunmehrige Einigkeit der deutschen Volksstämme bürgt uns für unsere Größe. Deutschland ist jetzt aufgebaut, das Aufbauen 1871 war aber doch noch leichter, als es jetzt sein würde, das einmal geeinigte Deutschland wieder auseinander zu reißen.

---

*) Abermals ertönten brausende Hochrufe. Dann fiel die Menge ein in den Gesang des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles".

**) Die Abordnung war beauftragt, dem Fürsten das mit künstlerischem Geschmack ausgeführte Diplom als Ehrenmitglied des Kriegerklubs zu überreichen. Der Vorsitzende des letzteren, A. Borcholt, hielt eine Ansprache, in welcher er der Freude über die Annahme der Ehrenmitgliedschaft seitens des Fürsten Ausdruck gab und versicherte, daß der Klub fortfahren werde, die Liebe und Treue zu Kaiser und Reich zu pflegen.

***) Auf Anregung des landwirtschaftlichen Vereins zu Schwartau hatte eine zumeist aus Landwirten des Fürstentums Lübeck und deren Damen bestehende Gesellschaft von etwa zwei=

17. Juni 1893.

Friedrichsruh. Ansprache an die Schüler des Wilhelms-Gymnasiums in Hamburg.*)

Ich danke Ihnen für die ebenso herzliche als freundliche Begrüßung, und ich freue mich, daß Sie mich mit der Melodie vom Landesvater empfangen haben, die mir von Göttingen her vertraut ist. Mögen Sie alle mit angenehmer Erinnerung auf Ihre Schulzeit zurückblicken können. Ich muß leider von mir bekennen, daß ich mir Mangel an Arbeitsamkeit vorzuwerfen habe, und das ist der einzige bittere Tropfen, der sich in meine Göttinger Erinnerungen mischt. Als ich zur Universität ging, war ich kaum siebenzehn Jahre alt und war vielleicht in zu starkem Zwange gehalten worden, was bei Ihnen wohl nicht der Fall sein wird. Deshalb rate ich Ihnen, wenn Sie zur Universität kommen, mißbrauchen Sie Ihre Freiheit nicht. Auf der andern Seite aber — wer ein Kopfhänger ist, der kann vielleicht ein ganz guter Parlamentarier werden, aber innere Befriedigung findet der nicht. Wenn Sie auf der Universität nur drei Stunden arbeiten, so genügt das schon, bringt man es auf sechs Stunden, so wird man von allen Professoren hochgeachtet. Wenn man gar nicht gearbeitet hat, so bereut man es später, die Zeit nicht weise ausgenutzt zu haben. Sie haben eben ein sehr schönes Stück gesungen; ich habe früher auch Musik getrieben, ich bin nur ein mittelmäßiger Pianospieler gewesen und war froh, als ich den lästigen Zwang abschütteln konnte. Das hat mir später außerordentlich leid gethan, denn die Musik ist eine treue Gefährtin im Leben. Sie hat mir

---

hundert Personen einen Ausflug nach Friedrichsruh gemacht. Im Schloßpark, wo auch Schüler aus Ottensen mit ihren Lehrern Aufstellung genommen hatten, traf man den Fürsten, an den sodann Gemeindevorsteher Lampe aus Gr. Parin eine kurze Ansprache richtete.

*) Es waren weit über fünfhundert Personen (Schüler mit ihren Lehrern und Eltern), welche sich im Park von Friedrichsruh aufgestellt hatten, um dort den Fürsten auf seinem gewohnten Spaziergang zu begrüßen. Als der Fürst erschien, begrüßte ihn der Sängerchor des Gymnasiums mit dem Liede: „Alles schweige! Jeder neige ernsten Tönen nur sein Ohr". Sodann hielt der Direktor des Wilhelms-Gymnasiums, Professor Wegehaupt, eine kurze, begeisternde Ansprache, die etwa folgenden Wortlaut hatte:

„Nicht eine politische Vereinigung gereifter Männer, sondern Knaben nur und Jünglinge sind heute hierher gekommen, um Eurer Durchlaucht in jugendlicher Begeisterung ihre Huldigung darzubringen. Mit Jubel vernahmen unsere Schüler die Kunde, daß wir vor Eurer Durchlaucht erscheinen dürften, und keiner ist zurück geblieben, den nicht Krankheit oder Schwäche ferngehalten. Auch die Eltern derselben begrüßten mit Freuden unser Unternehmen und sind zahlreich hier erschienen. Denn unsere Schüler — auch die kleinsten schon — wissen und kennen die unendlichen Segnungen, die unserem lieben deutschen Vaterlande durch das unermüdliche Schaffen und Wirken Eurer Durchlaucht zugeströmt sind, und so vereinigen sie sich auch jetzt mit mir in dem Gelübde, daß sie an ihrem Teile auch einst, wenn sie Männer geworden sind, eifrig bemüht sein werden, die errungenen Güter zu bewahren und immer des Vaterlandes Wohl allem andern vorzuziehen, und sprechen mit mir den innigen Wunsch aus, daß des allmächtigen Gottes Gnade noch lange über Eure Durchlaucht walten möge zum Segen für uns alle, für unser teures deutsches Vaterland! Seine Durchlaucht Fürst Bismarck, er lebe hoch!

bei mancher Geselligkeit gefehlt, und wer von Ihnen Talent dazu hat, dem empfehle ich ganz besonders die Musik zu pflegen, und ich erinnere Sie an mein Beispiel, um Sie abzuschrecken von dem Fehler, den ich mir vorzuwerfen habe. Im übrigen kann ich Ihnen nur eines raten: Kein Kamel und kein Raufbold!*)

---

18. Juni 1893.

Friedrichsruh. Ansprache aus Anlaß einer Huldigung der Mecklenburger.**)

Ich danke Ihnen, daß Sie den weiten Weg, den Staub und den Wind nicht gescheut haben, um mir heute die Ehre zu erzeigen, Sie hier zu sehen.

---

*) Der Schülerchor, dessen glockenreine Stimmen in der Waldesstille herrlich zur Geltung kamen, stimmte darauf das von A. Ey gedichtete und von dem Gymnasialgesanglehrer O. Waldbach vierstimmig komponirte Lied „Deutsch und furchtlos“ an:

Die ganze Welt in Waffen starrt, ein wogend Feld von Erz und Eisen,
Und alles lauscht und alles harrt, wer wird den rechten Pfad uns weisen?
Da tönt ein donnergleiches Wort herunter in die Völkerherde:
Wir Deutsche fürchten unsern Gott, sonst aber niemand auf der Erde!

Im Osten liegt der grimme Bär mit scharfem Biß und eh'rnen Pranken,
Und immer näher, immer näh'r drängt er an unsers Hauses Schranken.
Er kratzt und scharrt an Wand und Pfort', daß Stein und Pfosten wankend werde:
Wir Deutsche fürchten unsern Gott, sonst aber niemand auf der Erde!

Und ob im Westen auch der Hahn zugleich erhebt sein Kriegsgeschmetter,
Und ob sie alle auf dem Plan zum Sturme ziehn im Schlachtenwetter,
Wir stehen ohne Angst und Spott zum Schutz bereit dem heim'schen Herde:
Wir Deutsche fürchten unsern Gott, sonst aber niemand auf der Erde!

Hieran anknüpfend äußerte der Fürst noch etwa folgendes: „Ich danke Ihnen auch für diesen Vortrag, möge das Wort auch für Sie, wenn Sie Männer geworden sind, eine Wahrheit bleiben! Wer Gott vertraut und sich selbst, der kommt über jede Fährnis besser hinweg. Geben Sie nichts auf Bangemacherei. Das ist die richtige Philosophie, wie es in dem Schiller'schen Reiterliede heißt — Sie kennen es ja — ‚Frisch auf‘ u. s. w. Man muß nicht immer fragen, was einem widerfahren kann im Leben, sondern mit Furchtlosigkeit und Tapferkeit ihm entgegen gehen. Das ist eine alte Regel, wer ihr folgt, an dem werden die Wellen des Lebens abgleiten wie das Wasser am Entenflügel. Ja, wenn unser Leben noch 500 oder 1000 Jahre dauerte und man schließlich totgeschlagen werden müßte, so hätte es noch einigen Sinn, dafür zu fürchten; aber es ist ja nur kurz und man soll es mutig und auf Gott vertrauend für eine große Sache einsetzen.“

Dann schritt der Fürst langsam durch die enge Gasse der Anwesenden hindurch, hier einen Blumenstrauß entgegennehmend, dort einen Lehrer oder Schüler ansprechend.

Am 23. Juni brachten die Primaner und Sekundaner des königlichen Gymnasiums in Stade bei Gelegenheit eines Ausfluges nach Friedrichsruh dem Fürsten eine Ovation; ihnen gegenüber bemerkte der Fürst, ihm sei wohl nur noch eine kurze Spanne Lebens vergönnt, und er freue sich, die jungen Leute, vor denen noch ein langes Leben und eine hoffnungsfreudige Zukunft läge, kennen gelernt zu haben.

**) Den begeisterungsvollen Huldigungen, welche von den Schleswig-Holsteinern und den Oldenburgern dem Fürsten Bismarck dargebracht wurden, folgte eine Ovation der Mecklen-

Ich danke Ihnen von Herzen und insbesondere dafür, daß Sie gerade den heutigen Tag zur Begrüßung gewählt haben, der für unsere heimische

---

burger, die sich wiederum zu einer imposanten Kundgebung der Verehrung und Liebe gestaltete. Aus allen Ortschaften Mecklenburgs, namentlich aus Wismar, Rostock und Güstrow, hatten sich zahlreiche Bürger mit ihren Frauen und Kindern zu einer Huldigungsfahrt vereinigt, an der sich auch mehrere Schulen mit ihren Lehrern, sowie zahlreiche Mitglieder der „Landsmannschaft der Mecklenburger zu Hamburg-Altona" beteiligten. Unter den Tönen des von der Musikkapelle gespielten Liedes „Stimmt an mit hellem, hohem Klang" stellte sich der Zug, welcher etwa dreitausend Personen umfaßte, vor dem Schlosse auf. Als der Fürst auf dem Altan erschien, wurde er von der Menge jubelnd begrüßt und mit Blumen überschüttet. Rechtsanwalt Dr. Stichert-Wismar hielt folgende Ansprache an den Fürsten:

„Durchlauchtigster Fürst!

Aus allen Gauen Deutschlands wallen die Genossen unseres Volkes, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, nach Friedrichsruh, den Helden unseres Volkes zu sehen, ihm unsere Verehrung darzubringen. Auch wir Mecklenburger, Eurer Durchlaucht jetzt so nahe Nachbarn, bitten um die Ehre, uns Ihnen nahen, unseren Dank, unsere Liebe aussprechen zu dürfen. Sieben Jahrhunderte sind verflossen, seit nicht weit von dieser Stelle unsere Vorfahren über die Elbe kamen in das slavische Land. Reisige Vasallen, sächsische Herzoge, fromme Priester, arbeitsame und geschickte Bauern und Gewerker, kluge Kaufleute zogen sie über den Grenzstrom, mit Bibel und Schwert, mit Pflug, Axt und Maurerkelle, Kultur, Christentum, Deutschtum zu tragen in die slavische Wildnis. Und gründliche Kulturarbeit haben sie gemacht, unsere Altvordern. Nach hundert Jahren erinnerten nur noch die Namen an die slavische Vergangenheit. Deutsch war das Land gemacht, deutsch, gut deutsch ist es geblieben bis auf den heutigen Tag und wird es bleiben, so lange deutscher Name klingt. Allezeit treu standen die Mecklenburger zu Kaiser und Reich. Und als das altersschwache römische Reich deutscher Nation in Trümmer zerfiel, als unser mächtigerer Nachbar, der brandenburgisch-preußische Staat unter der Hohenzollern glorreicher Führung aufstand gegen fränkische Unterdrückung, war Mecklenburg des größeren Nachbars treuester Genosse. Königin Luise, die Unvergeßliche, ist Mecklenburgs Fürstentochter, unser Friedrich Franz I. löste als erster sich und sein Volk von der Schmach des Rheinbundes. Unser Landsmann Blücher schlug die siegreichen Schlachten der Freiheitskriege. Ein halbes Jahrhundert später war die Zeit erfüllet, König Wilhelm nahm der trauernden Germania den Witwenschleier vom Haupte, daß die Macht und Schönheit der Hehren wieder allem Volke erglänzte. Mit der Kaiserkrone schmückte er sein greises Siegerhaupt. Fürsten und Völker einte sein gewaltiges und mildes Scepter. Unser Mecklenburger Moltke durfte seine Schlachten denken, Friedrich Franz, unser Großherzog, führte seine Mecklenburger zum Siege. Dem größten aber der Männer, die das neue Reich gebauet, dem eisernen Kanzler, dürfen wir Mecklenburger uns heute huldigend nahen. Eurer Durchlaucht Treue und Liebe zu Kaiser und deutschem Volke, Ihr weitschauender Blick, eiserner Wille, gewaltige Staatskunst hat uns aus Zerrissenheit und Spott hinaufgeführt zur Einheit und Macht, hat uns dann den Frieden geschaffen und erhalten. Mag uns noch mancher Streit der Meinungen trennen, mag alte und neue Zwietracht ihr Haupt erheben — jeder echte Deutsche trägt im Herzen und bethätigt das Wort, das Eure Durchlaucht dem deutschen Volke zurief, den nationalen Gedanken unter uns leuchten zu lassen. Der nationale Gedanke, die unerschütterliche Liebe zu Kaiser und Reich, die Zuversicht des ferneren Gedeihens unseres geeinten Vaterlandes, immer tiefer fassende, immer höher lodernde Verehrung für Eure Durchlaucht, den Baumeister unserer Einheit, Freiheit und Macht, führt uns hierher. Dieser Wald wird einst heiliger Boden sein dem deutschen Volke. Spätere Geschlechter noch werden hierher wallen, die Stätte zu sehen, wo Deutschlands

Geschichte vielfach ein bedeutsamer gewesen ist. Vor zweihundert — ich weiß nicht genau wie viel — Jahren war die Schlacht bei Fehrbellin, die auch dazu beigetragen hat, Deutschlands Unabhängigkeit herbeizuführen, wenn nicht vollständig, so doch vorbereitend. Vor achtundsiebenzig Jahren, gerade am heutigen Tage, war die Schlacht bei Waterloo, die uns von der Fremdherrschaft im eigenen Lande befreit hat und der sich die Aelteren unter uns noch erinnern, während den Jüngeren davon erzählt worden ist. Außer diesen historischen Erinnerungen, die sich an den heutigen Tag knüpfen, hat der 18. Juni für mich noch eine andere persönliche Bedeutung. Es war heute vor einem Jahre, als ich die Reise zur Hochzeit meines Sohnes antrat und nach Dresden abreiste, wo mir ein in hohem Maße ehrenvoller Empfang von meinen sächsischen Landsleuten zu teil wurde; nicht minder demnächst in Bayern, in München, Augsburg; in Schwaben, in Kissingen; in Thüringen, in Jena. Daran haben sich jetzt die Begrüßungen meiner norddeutschen Landsleute angeschlossen, zuerst aus der Provinz, der ich jetzt angehöre, aus Schleswig-Holstein, dann die Oldenburger, die vom Westen her nach Friedrichsruh gefahren waren, und nun heute meine östlichen und, meinem Gefühl als Brandenburger nach, auch nördlichen Nachbarn, die Mecklenburger. Ich bin Ihnen ganz besonders dankbar für diesen Abschluß in der Vollständigkeit der Huldigungen der deutschen Stämme, den Sie mir heute gewähren, und ich sehe darin eine Anerkennung der Mitarbeit, die ich im stande gewesen bin, durch die Gnade meines alten Herrn, des Kaisers Wilhelm I., bei der Wiederherstellung der deutschen Einigkeit zu leisten. Es war das Werk im ganzen kein leichtes. Wir Deutschen hängen unserer Natur nach inniger und enger an unseren heimischen Verbänden als an der Allgemeinheit, namentlich, da durch die

---

bester Patriot, sein größter Staatsmann, sein Einiger und Führer lebte. Gott segne Eure Durchlaucht für das Werk, das Sie dem deutschen Volke gethan haben. Wir aber fassen unsere Gefühle in dem Ruf zusammen: Seine Durchlaucht, unser Fürst von Bismarck, lebe hoch!"

Allmälich erst verhallten die lange anhaltenden, brausenden Hochrufe. Inzwischen hatten sich mehrere junge Damen aus Wismar auf den Altan begeben, um der Fürstin ein prächtiges Bouquet in den mecklenburgischen Landesfarben zu überreichen. Eine der Damen sprach dazu die nachstehenden Worte:

„Der Frau des größten Mannes, den Deutschland je gebar,
Der unseres Vaterlandes getreuer Eckart war, —
Der Gattin unseres Bismarck, des Ruhm so lange währt,
Als deutsche Frauentreue noch sorgt am deutschen Herd, —
Der Fürstin, die die Sorge von seiner Stirne wies,
Aus seinem Lorbeerkranze kein Blatt entgleiten ließ,
Die über seinen Wegen als treueste Frau gewacht —
Ihr sei von deutschen Jungfrauen herzlicher Gruß gebracht.
Es kam zur Huldigung heute der Mecklenburger Gau:
Heil dir, du hochbeglückte, des größten Mannes Frau!"

Ungunst der Jahrhunderte das Gefühl einer größeren Allgemeinheit und festen Zusammengehörigkeit unterdrückt worden war. Der Partikularismus jener Zeiten liegt uns einigermaßen im Blute und ich kann nicht einmal sagen, daß alle immer das rechte Gefühl der Zusammengehörigkeit gehabt haben. Nach meiner Erfahrung ist der Widerstand gegen dieselbe immer ausgegangen von den Beamtendynastien am Hofe und im Staate, und dieses Konglomerat hat bis auf den heutigen Tag die lokale Erinnerung an früher nicht verloren. Es war schwer, die richtigen Wege und Grenzen zu finden. Es würde meines Erachtens eine große Thorheit sein, wenn man einen engeren Verband, seine engere Heimat aufgeben oder zerstören wollte; die Mecklenburger sollen Mecklenburger, und ihr Großherzog soll in seinem Lande der Herr bleiben und in seiner selbständigen Existenz nicht erschüttert werden. Aber darunter darf das Reich nicht zu leiden haben; freiwillig müssen die Beziehungen zu demselben sein, freiwillig die Mitwirkung an der Einigkeit der deutschen Nationalität. Das Gefühl, zur deutschen Nationalität zu gehören, muß sich im Lokalpatriotismus lebendig erhalten. Die unitarischen Bestrebungen, die manche meiner Landsleute gepflegt haben, mögen für Theoretiker und andere Nationen sich eignen; für den germanischen Charakter halte ich sie nicht für praktisch. Ohne mir ein Verdienst daraus zu machen, wenn das Resultat schließlich ein befriedigendes für die Gesamtheit gewesen ist, kann ich sagen, daß die Führung der Geschäfte die deutsche Nation in Europa so zusammengebracht hat, wie sie jetzt besteht, um damit das, was andere Nationen, England und Italien, längst genossen hatten, auch uns anzueignen. An diesen Grenzlinien zwischen Heimatsgefühl und Vaterlandsgefühl zu rütteln, halte ich nicht für nützlich, sondern gefährlich, und ich glaube, daß derjenige, der es thut, nicht viel zu thun, aber viel Muße haben muß, um allerlei Experimente zu machen. Sie wissen, das Beste ist des Guten Feind, aber ich möchte hier sagen, das scheinbar Beste ist des Guten Feind. Sehen Sie nach Rußland und England, wo die Unitarität herrscht; — ist das Land dadurch glücklicher geworden? Wären diese großen Länder nicht viel zufriedener in sich, wenn sie mehr als ein Zentrum hätten?

Das Bedürfnis nach Partikularismus ist bei uns Deutschen so groß, daß, nachdem der geographische Partikularismus überwunden war, soweit es nötig war, der Partikularismus in anderer Form sofort wieder auftauchte. Der Deutsche braucht engere Verbände; geht ihm der geographische Partikularismus verloren, so schafft er sich Fraktionspartikularismus. Man geht in Fraktionen über und vergißt die Allgemeinheit; das ist die schwere Krankheit, an der wir heutigen Tages leiden, denn unsere heutigen Fraktionen sind in ihrem Partikularismus viel schlimmer, als alle Sachsen und Bayern dem Reichsgedanken gegenüber jemals gewesen sind. Ich weiß nicht, ob es uns gelingt, diese Krankheit bei wiederholten Wahlen zu bekämpfen. Die Fraktionsleiter sind die Werber, die Condottieri, von denen jeder sich eine Schar anwirbt, an deren

Spitze er hofft, die Herrschaft zu erlangen über den von ihm nicht beliebten Nebenbuhler. Die Eifersucht der Fraktionen ist der Krebsschaden in unserem Lande. Das Deutsche Reich ist angewiesen auf die Gesamtheit der Intelligenz und des Vertrauens, welches Ministerium und Parlament gemeinsam aufbringen können. Und wenn die Intelligenz und das Vertrauen auf der einen Seite fehlt, nehmen wir an, auf der ministeriellen, so muß auf der andern Seite das Minus gedeckt werden und die Thätigkeit der Volksvertretung hervortreten; wenn aber der Volksvertretung das richtige Vertrauen verloren geht, so muß die staatliche Leitung das Steuerruder fester in die Hand nehmen. Sie müssen sich gegenseitig ergänzen zur Gesamtheit von Einsicht, Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Heimatsliebe. Darin wird nach mancher Richtung hin gesündigt, was ich aber hier in Gegenwart der Damen nicht weiter ausführen will.

Wenn von dem Redner vorhin meine Mitwirkung an dem Erreichten, an der Herbeiführung der Zustände, mit welchen wir im Großen und Ganzen zufrieden sind, hervorgehoben wurde, so erwähne ich meinerseits, daß auch Mecklenburg daran Anteil hat; es wäre unrecht, wenn ich dies verschweigen wollte. Die Mutter des Kaisers Wilhelm I. war eine mecklenburgische Prinzessin, sie war aber durch und durch eine Deutsche und hat ihre Gefühle auf ihren Sohn — ihren Lieblingssohn, glaube ich wohl sagen zu können — vererbt. In sofern hat sie an der Vorbereitung des deutschen Einheitsgedankens ein wesentliches Verdienst. Auch den alten Blücher will ich nicht vergessen. Nehmen Sie an, daß wir anno 1815 bei Waterloo nicht gesiegt, daß wir den alten Blücher nicht gehabt hätten; wie es dann gekommen wäre, ist schwer zu sagen, aber daß es, wie es gekommen wäre, nicht zum Nutzen Deutschlands gereicht hätte, dessen werden Sie alle wohl sicher sein. Hier möchte ich dem Hamburger Redner*) sagen, daß auch damals, beim alten Blücher, „de meckelbörgsche Fixigkeit nich utbläwen is“. Dann möchte ich vor allem noch meines

*) Nach dem ersten Redner hatte der Vorsitzende der Landsmannschaft der Mecklenburger zu Hamburg-Altona, Grospitz-Hamburg, das Wort ergriffen, um etwa folgendes zu sagen:

„Dörchlauchtige Fürst!

Aß wi Meckelbörger in Hamborg hürten, dat uns Landslüd tauhus unsen Fürst Bismarck in Friedrichsruh besäuken wullen, dunn freuten wi uns, dat sei ditmal so fix bi bei Hand wiern, denn sonnen richtigen dägten Meckelbörger hett jo sünst immer wat von en Jochen Nüßler an sick, in bei Fixigkeit sünd uns uns meisten Landslüd äwer. Indessen, wat wi nich in bei Fixigkeit hebben und in bei Würd, dat hebben wi int Gefäuhl und int Hart. Und dorin hebben wi Sei inslaten, Dörchlaucht, so fast und so deep, dat kein Macht op Jerden Sei wedder rut rieten kann. Wi Plattdütschen, un namentlich wi Meckelbörger, sünd nich för bei veelen Würd, äwer dorvon känen Sei äwertügt sin, Dörchlaucht, dat bei hütige Dag för alle disse hunderte Meckelbörger bei schönste Erinnerung för ehr ganzes Lewen is, und ick wull wünschen, dat Sei bei glücklichen Gesichter seihn künnen, wenn sei nach Johren noch ehr Kinner und Kindskinner fertällen, den 18. Juni 1893 hew ick unsen Fürsten Bismarck seihn und hei hett mi bei Hand drückt. Meckelbörger, Landslüd, wi weitent jo,

verstorbenen Freundes und Mitarbeiters Moltke gedenken, auf den Sie als Landsmann nach seiner Abstammung und Geburt Anspruch haben. Und deshalb darf ich wohl, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, sagen, daß der Anteil Mecklenburgs an der Wiederherstellung der Einheit Deutschlands in den Gestalten dieser Personen kein geringer ist. Ich habe als Brandenburger, als altmärkischer Nachbar des mecklenburgischen Landes und demnächst als preußischer und als Reichsbeamter mit vielen Mecklenburgern Beziehungen gehabt und habe sie hervorragend an Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit gefunden. Da sind vor allen die Bülows und die Bernstorffs, die wir in unserem Militär- und Zivildienst gehabt haben und die sich wie ein roter Faden durch dieses gesegnete Land zwischen der Elbe und der Ostsee ziehen. Bei der Aufzählung der Verdienste Ihrer Landsleute komme ich schließlich auf die Fürsten der Neuzeit. Ihr hochseliger Großherzog ist mir immer ein sehr gnädiger Herr gewesen. Ich habe in Krieg und Frieden seine Mitarbeit an der deutschen Politik beobachten können und kann ihn als Muster eines deutschen Reichsfürsten anerkennen, der nur leider zu früh seinem Lande und dem Deutschen Reich entrissen ist. Sein regierender Herr Sohn hat die Gesinnungen seines Vaters geerbt, leider nicht seine Gesundheit. In der Zeit, wo ich im französischen Kriege schlechte Nachtquartiere und schlechte Verpflegung mit ihm zu teilen die Ehre gehabt habe, da war er immer kerngesund, mobil und kräftig, und ich kann nur zu Gott wünschen, daß er wieder so werden möge, wie ich ihn damals gekannt habe. Und ich kann Ihnen meinen Dank für Ihre Begrüßung und meine Gesinnungen für Ihr engeres Heimatsland nicht kürzer und besser ausdrücken, als indem ich Sie bitte, mit mir zusammen ein Hoch auf Ihren Landesherrn, den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, auszubringen.*)

---

dat wi tausammen wussen sünd mit unsen Fürsten. Aewer dat hei för uns dei Verkörperung det Rigsgedankens is, dat hei Fleesch is von uns Fleesch und Been von uns Been, dat soll dat dunnernde Hoch em bewisen, wat wi nu dörch de Bäuken von'n Sachsenwald raupen:

Unse Kanzler, Fürst Bismarck,
Hei lewe hoch, hoch, hoch!"

*) Nach Schluß der Ovation stieg der Fürst vom Altan herab und machte einen Rundgang durch die Menge. Als er nach geraumer Zeit wieder auf dem Altan angelangt war, nahm er ein Glas Wein und sprach:

„Ich bringe Ihnen dieses Glas mit dem herzlichsten Dank für alles Wohlwollen, das Sie mir heute kundgegeben haben; es schmerzt mich, daß ich nicht jedem einzelnen für die mir erzeigte Ehre persönlich danken kann, aber ich trinke aller Anwesenden Wohl mit einem alten plattdeutschen Sprichwort:

‚Uns Woll un kein Uewel,
Wer dat nich will, ist en Düwel.'"

Mit diesem scherzhaften Citat, das große Heiterkeit und stürmisches Hurrahrufen zur Folge hatte, leerte der Fürst sein Glas und zog sich dann unter fortgesetzten „Hochs" der Menge zurück.

28. Juni 1893.

Friedrichsruh. Ansprache an die Boizenburger Liedertafel.

Der Boizenburger Gesangverein „Liedertafel" begrüßte den Fürsten bei Gelegenheit eines nach Friedrichsruh unternommenen Ausfluges, an dem sich etwa einhundertunddreißig Damen und Herren beteiligt hatten. Der Fürst dankte und erwähnte dabei des am 18. Juni erfolgten Besuchs der Mecklenburger. Diese seien, so bemerkte er, zum größten Teile weit hergekommen; sein heutiger Besuch komme auch aus Mecklenburg, aber aus einer Nachbarstadt, welche zu seiner Freude viele gesangslustige Einwohner habe. Besonders erfreut sei er, daß so viele Damen, kunstliebende Damen, erschienen seien; sie würden nach seiner festen Meinung auch dafür sorgen, daß Kinder und Kindeskinder erfahren würden, daß der von seinen Gegnern arg verschrieene Altreichskanzler so böse nicht sei, wie man ihn von mancher Seite hinzustellen versuche.

---

8. Juli 1893.

Friedrichsruh. Ansprache aus Anlaß einer Huldigung von Bewohnern des Fürstentums Lippe.*)

Meine Herren, ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Begrüßung, die von Herzen kommt, und dafür, daß Sie den weiten, staubigen und heißen Weg

---

*) Etwa dreihundertundfünfzig Bewohner von Lippe hatten sich mittelst Sonderzuges nach Friedrichsruh begeben, um dem Fürsten ihre Huldigung darzubringen. Sobald der Fürst auf dem Balkon des Schlosses erschienen war, wurde er mit stürmischen Hochrufen begrüßt. Gutsbesitzer Ed. Busse-Wistinghausen hielt folgende Ansprache:

„Wenn Millionen deutscher Herzen Eurer Durchlaucht entgegenschlagen, Tausende von Männern nach Friedrichsruh pilgern, dem Mekka deutscher Patrioten, um dem Genius, welcher die jahrhundertelang vergebens ersehnte Einheit des Deutschen Reiches schuf, dieses zum ersten und angesehensten Staate Europas erhob und das Nationalbewußtsein der Zusammengehörigkeit und Stärke in uns befestigte, die Bewunderung, die unbegrenzte Liebe und Verehrung darzubringen, wie könnten da wir Lipper fehlen, wo uns täglich von dem hohen Gipfel des Teutoburger Waldes das stolze Hermannsdenkmal an die Thaten des ersten Befreiers von fremdem Joche erinnert und uns mahnt, daß wir den Edelsten der Nation nicht vergessen dürfen. Klein nur ist unser Ländchen, im Verhältnis dazu steht daher auch die Zahl derer, welchen heute in freudiger, stolzer Erregung das Glück beschieden ist, Eurer Durchlaucht ins Auge schauen zu können. Das aber darf ich hier im Namen meiner Landsleute aussprechen: Haben auch großartige Huldigungen im Sachsenlande stattgefunden — innigere, aufrichtigere Liebe und Dankbarkeit können Eurer Durchlaucht niemals entgegengebracht worden sein. In dieser bewegten, schweren Zeit können wir das nationale Empfinden, die Liebe zum angestammten Fürstenhause, die Treue zu Kaiser und Reich nicht besser beleben, erfrischen und kräftigen, als indem wir uns Eurer Durchlaucht nahen und geloben, mitzuarbeiten, daß das durch Eurer Durchlaucht Riesengeist und Thatkraft errungene herrliche Einheitswerk erhalten und gefördert werde. Mit unserem ehrerbietigsten Danke für die Huld des Empfanges verbinden wir den innigsten Wunsch, Eurer Durchlaucht möchte noch ein recht langes Leben in körperlicher und geistiger Frische zum Segen des fürstlichen Hauses, zum Wohle und Stolze Deutschlands beschieden sein. Seine Durchlaucht, unser geliebter Fürst Bismarck lebe hoch!"

nicht gescheut haben, um mir Ihre Gefühle persönlich zum Ausdruck zu bringen, umsomehr, als Ihr Gruß von der Stelle kommt, welche die älteste Malstätte der deutschnationalen Entwicklung ist gegenüber der Fremdherrschaft — der Fremdherrschaft, ich möchte damit sagen nicht nur der äußeren Eroberung, sondern auch der Zerrüttung des inneren nationalen Lebens. Dieser ist damals ein fester Damm entgegengesetzt und das Land bis an den Rhein gesäubert worden nicht allein von den ausländischen Präfekten, sondern auch von den römischen Bureaukraten. Wer die damalige deutsche Geschichte studirt, der wird finden, wie gerade das Eindringen römischen Wesens in das Familienleben, das Eindringen römischen Rechts in private Verhältnisse unsere Vorfahren so erbittert hatte, daß sie einig wurden — wozu schon damals viel gehörte — und die römische Bureaukratie zum Lande hinauswarfen. Es ist mir eine besondere Genugthuung, daß Sie von dort gekommen sind, wo dies geschah. Die Gelehrten streiten ja über den Platz, aber die Volksmeinung ist darüber einig, daß es der Teutoburger Wald war. Einer Ihrer Landsleute hat mir vor einigen Monaten einen recht schweren Boten von da hergesandt, einen Fels von der Grotenburg.*) Dementsprechend fasse ich Ihre Begrüßung auf als von der dortigen Malstatt des Teutoburger Waldes kommend, aus einem stets ungemischt gebliebenen Gebiete Deutschlands.

Das Fürstentum Lippe gehört ja zu den kleinen Bundesstaaten des Reiches, aber ich möchte Sie doch bitten, die Thatsache seiner Zugehörigkeit, seiner Stellung zum Reiche ebenso wenig zu unterschätzen, als ich die Stellung der Kleinstaaten und ihren Nutzen für den nationalen Gedanken unterschätzt habe. Ich kann meinen Gedanken dahin ausdrücken, daß zwischen wenigen mittelgroßen Staaten schwerer als bei den 25 jetzt bestehenden, unter denen 17 von der Größe sind, daß sie nur eine Stimme im Bundesrate haben, Einigkeit zu erzielen und zu behaupten sein würde. Sie bilden gewissermaßen den Mörtel zwischen den Quadern; hätten wir nur Staaten von der Größe wie Sachsen und Bayern, so würde die heutige Verfassung schwerer anzuwenden sein.

Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrem Lande sich die Privilegien, welche die Reichsverfassung gerade den kleineren Staaten verleiht, vergegenwärtigt haben; wenn nicht, so erwarte ich es von der Zukunft. Es wäre ein großes Privilegium, wenn Ihr Fürst einen Reichstagsabgeordneten zu entsenden hätte. Er hat aber, was als viel schwerer wiegend zu veranschlagen ist, ein Mitglied zum Bundesrate zu ernennen. Dies ist der achtundfünfzigste Teil der Gesetzgebung, während die Ernennung eines Reichstagsabgeordneten nur den dreihundertundsiebenundneunzigsten Anteil an der Gesetzgebungskörperschaft bedeuten würde.

*) Der von dem Buchdruckereibesitzer Heinrichs-Detmold gestiftete Sandsteinblock, der, von Guirlanden umgeben, vor dem Schlosse aufgestellt war, trägt folgende Inschrift: „Sandsteinblock von der Grotenburg, dem Standorte des Hermannsdenkmals im Teutoburger Walde, dem Fürsten von Bismarck gewidmet von einem dankbaren Deutschen.“

Außerdem steht den Bundesratsmitgliedern das Recht zu, im Reichstage jederzeit in jeder Sache das Wort zu ergreifen, ohne daß der Reichstagspräsident es hindern könnte, und selbst wenn das Bundesratsmitglied für eine Sache spricht, die im Bundesrat in der Minorität geblieben ist. Dem Bundesrate ist die Möglichkeit der Mitwirkung im nationalen Leben gegeben, und es hat mir eine Enttäuschung bereitet, daß von diesem Rechte bisher nicht mehr Gebrauch gemacht worden ist. Wie die Verfassung in ihren Grundzügen angelegt wurde, hatte ich mir gedacht, daß die Bundesbevollmächtigten auch im Reichstage mehr sprechen würden und daß jeder Staat von den Intelligenzen, die er zur Verfügung hat, abgesehen von denjenigen, welche in seinen ministeriellen Aemtern sind, auch im Reichstag Gebrauch machen würde. Ich dachte mir außerdem, daß die Landtage der einzelnen Staaten sich an der Reichspolitik lebhafter, als bisher geschehen, beteiligen würden, daß die Reichspolitik auch der Kritik der partikularistischen Landtage unterzogen werden würde. Nichtsdestoweniger bin ich mit dieser Meinung im verfassungsmäßigen Rechte. Ich hatte mir bei der Aufstellung der Verfassung ein reicheres Orchester der Mitwirkung in den nationalen Dingen gedacht, als es sich bisher bethätigt hat, weil die Neigung zur Mitwirkung in den einzelnen Staaten nicht in dem Maße, wie vorausgesetzt worden, vorhanden war.

Denken Sie, daß die nationalen Interessen nicht nur in unserem Bundesrate und im Reichstage diskutirt, sondern auch in den einzelnen Landtagen vertreten und besprochen würden: würde die Teilnahme dafür nicht lebhafter werden? Ich fürchte, es zeigt nicht einen Fortschritt, sondern eine Rückentwicklung, wenn die große Zahl der Landtage, die zur Mitarbeit berufen waren, von diesen ihren Mitteln keinen Gebrauch macht und sich keine Geltung verschafft; infolge dessen durchdringt das nationale Gefühl nicht alle Poren, alle Adern in dem Maße, wie ich gehofft hatte und wie es wünschenswert wäre und in Zukunft der Fall sein möge. Das Blut konzentrirt sich jetzt in Kopf und Herz, in Bundesrat und Reichstag. Wenn der Bundesrat öffentlich in seinen Sitzungen wäre, so würde er wirksamer sein. Wenn die Abgeordneten für den Bundesrat darnach ausgesucht würden, daß man Gewißheit hätte darüber, daß sie auch im Reichstag sprechen würden, so wäre es besser. In der Zeit, wo die Verfassung entstand, pulsirte das nationale Leben so stark, daß jeder, der auch nur einen Zipfel davon erfaßte, sich der Strömung hingab. Ich kann nicht sagen, daß die Hoffnung, dies würde andauern, sich bestätigt hat. Es ist eine alte deutsche Neigung, zu warten, daß andere das machen möchten, wobei man selbst Hand anlegen sollte. Ich hoffe auf andere Zeiten, wo das nationale Gefühl wieder stärker sein und man zum Nachdenken darüber kommen wird, welche Mittel wir haben, es lebendig zu erhalten. Solche Mittel sind zunächst in der Institution der Landtage, dann in der des Bundesrats vorhanden. Der Bundesrat hat in seinen Beschlüssen eine amtliche Giltigkeit,

aber in der öffentlichen Meinung hat er nicht die Bedeutung erreicht, wie ich es mir gedacht hatte. Es kann ihm auf die Weise ergehen wie dem preußischen Herrenhause, welches auch aus Mangel an initiativer und bemerkbarer Thätigkeit nicht die Autorität hat, die ein Oberhaus haben sollte. Und Gott möge verhüten, daß der obere Faktor unserer Gesetzgebung, der Bundesrat, in der öffentlichen Meinung Deutschlands die Gleichberechtigung mit dem Reichstage verliere.

Ich bin da, wie es einem natürlich ergehen wird, der zeitlebens Politik getrieben hat und der nichts zu thun hat, als über die Vergangenheit nachzudenken, in eine weitläufige Erörterung gekommen, von der ich hoffe, daß sie Ihnen nicht ohne Interesse war, und die dazu beitragen möge, daß, wenn Sie nach Hause kommen, Sie dafür wirken werden, daß die Beteiligung an der Reichspolitik auch in der Diaspora der Landtage lebhafter werden wird. Es ist ein Irrtum, wenn Staatsrechtslehrer behaupten, die Landtage seien dazu nicht berechtigt; sie sind immer befugt, das Auftreten ihrer Minister in Bezug auf die Reichspolitik vor ihr Forum zu ziehen und ihre Wünsche den Ministern kund zu thun.

Ich halte es für eine ungeschickte Tendenz, einen Mangel an Verständnis des deutschnationalen Lebens, wenn viele unserer Staatsrechtslehrer — Theoretiker, keine Praktiker — es für einen Gewinn erklären, wenn die Zahl der Kleinstaaten sich verringere, und ich bin bemüht, diesem zu widersprechen, wo ich kann. Gerade die Zahl der Stimmen im Bundesrate sollte nicht verringert werden. Würde sie das, so kämen wir wieder in die Gefahr, welche ich von Anfang an zu bekämpfen gehabt habe, nämlich die, an Stelle des deutschnationalen Reiches ein Großpreußen zu bekommen. Es gibt viele, die gern deutsche Reichsangehörige sein wollen, aber nicht Preußen, und ich habe immer gefürchtet, daß sich das Reich nach der großpreußischen Seite hin entwickeln würde. Bundesstaaten, die nur je eine Stimme im Bundesrate führen, gibt es 17, und wenn ich die Hansestädte, die im Vergleich zu den anderen eigenartig sind, abziehe, so sind es 14. Und 14 Stimmen im Bundesrate sind eine gewichtige Stimmenzahl, wenn sie sich zusammenhalten. 14 Stimmen zu den preußischen geben Preußen immer die Majorität; die übrigen nach Abzug der preußischen betragen 24. Der Bundesrat ist also gewissermaßen in drei Kategorien geteilt, erstens in die kleinen Staaten mit je 1 Stimme, Preußen mit 17 Stimmen und die Mittelstaaten mit 24 Stimmen. Welches Gewicht liegt also in den kleinen Staaten, und ich wundere mich, daß sich in ihnen allen kein Politiker fand, der sich dasselbe zu Nutzen gemacht hätte.

Alles, was ich Ihnen eben vortrage, ist, wenn Sie wollen, ein Klagelied darüber, daß der nationale Gedanke in den Landtagen und Einzelregierungen nicht derart gezündet hat, wie ich vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren gehofft hatte, und ich bin leider körperlich nicht mehr kräftig genug, um im

Reichstage aufzutreten. Ich könnte dort wohl einmal eine Rede halten, aber die Gesamtheit der Leistungen, die für mich mit einem Mandat verknüpft sein würden, bin ich nicht mehr im stande, körperlich durchzuführen. Deshalb entschuldigen Sie mich, wenn ich bei diesem politischen Anlaß, der Ihre Begrüßung doch ist, diese meine Klagelieder Ihnen vortrage. (Lebhaftes Bravo.) Aber ich hoffe, es wird mit der Zeit anders werden, und es werden die Bureaukraten, welche Hermann im Teutoburger Walde erschlug, die „Prokuratoren", wie sie damals genannt wurden, nicht wieder die Alleinherrscher werden. Zur Zeit besteht noch die Gefahr, daß sie, in unblutiger, aber erstickender Weise, die Herrschaft wieder über uns gewinnen werden, und daß die Errungenschaften des Schwertes, ich will nicht sagen, durch die Feder der Diplomaten, aber doch durch Bureauwesen, Beamtenherrschaft und das träge Zuschauen in Erwartung, daß andere das Nötige schon thun werden, zu Grunde gehen. „Die Regierung wird es schon machen!" Wer ist denn „die Regierung"? Ja, wenn die Fürsten es selbst besorgen könnten, sie sind alle wohlwollende Herren, aber sie sind notwendigerweise angewiesen auf ihre Beamten, ihre Minister, vortragenden und Geheimen Räte.

Meine Befürchtung und Sorge für die Zukunft ist die, daß das nationale Bewußtsein erstickt wird in den Umschlingungen der Boa constrictor der Bureaukratie, die in den letzten Jahren reißende Fortschritte gemacht hat. Hier können nur Bundesrat und Reichstag helfen; auch ersterer hat das Recht, sich geltend zu machen. Wenn die staatsmännische Einsicht der Bureaukratie nicht ausreicht, so ist gerade den Bundesratsmitgliedern und dem Parlament Gelegenheit gegeben, ihr zu Hilfe zu kommen, so daß die Intelligenzen im Bundesrat und Reichstag zusammenwirken.

Ich wiederhole, daß ich nicht auf das Reden im Bundesrate selbst, sondern auf das Recht der Bundesratsmitglieder, im Reichstage jederzeit das Wort zu erhalten, das Hauptgewicht lege. Ich meinerseits bin zu alt und zu matt, um ins Gefecht zu gehen. Nehmen Sie aber an, daß das nicht der Fall wäre, daß ich als Bundesratsgesandter eines der deutschen Fürsten, sei es des Ihrigen, in Berlin wäre und ich spräche meine Ueberzeugung auch dann im Bundesrat und Reichstage aus, wenn sie nicht im Einklange mit der Majorität des Bundesrats stände. Würde das nicht einen Eindruck machen, weil es von einer Persönlichkeit ausginge, die bekannt und deren Vorleben bekannt ist? Solche Persönlichkeiten sind aber doch nicht ausgestorben, und es wäre auf diesem Wege auch für die Regierungen der kleineren Staaten die Möglichkeit gegeben, den gravaminibus öffentlichen Ausdruck zu geben, welche amtlich keine Berücksichtigung gefunden haben.

Die Ergebnisse all dieser Betrachtungen resümire ich dahin: Gott erhalte uns die Reichsverfassung, wie sie besteht, und Gott erhalte uns die Zahl der Bundesregierungen, die den Bundesrat bilden, damit dieser dem Reichstage als

vollständig ebenbürtiger und gleichberechtigtster Coëffizient unserer Gesetzgebung stets zur Seite steht. Dazu ist notwendig, daß Gott auch das Haus Ihres Fürsten erhalte, und ich bitte Sie, mit mir dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß er Seiner Durchlaucht dem Fürsten Woldemar ein langes und gesundes Leben verleihen möge.

Seine Durchlaucht Fürst Woldemar lebe hoch!*)

---

9. Juli 1893.

Friedrichsruh. Ansprache an die Handelskammer- und Gewerbekammer-Sekretäre.**)

Ich danke Ihnen für Ihre Begrüßung, die für mich um so ehrenvoller ist, als Sie so vielen Bezirken unseres Vaterlandes angehören, und um so erfreulicher, als Sie in Ihrer Gesamtheit den Nährstand, das heißt den Lebensnerv des deutschen Volkes vertreten, dem ich auch von Jugend auf angehört habe und noch angehöre. Ich sehe als den Nährstand an die Gesamtheit der produktiven Bevölkerung, also vielleicht neunundneunzig Prozent der deutschen Bevölkerung. „Reine Konsumenten" gibt es eigentlich nur in Gestalt festbesoldeter Beamten und Honorarempfänger — ich kann den Begriff hier nicht sofort erschöpfen.

Aber im Herzen hat es mich jedesmal gefreut, wenn ich in Ihrem Verzeichnisse den Ausdruck gefunden habe: „Handels- und Gewerbekammer". Sie gehören beide notwendig zusammen, und unter Gewerbe begreife ich die Landwirtschaft, der ich selbst angehöre, unbedingt mit. Man kann unterscheiden zwischen dem Gewerbe im engeren Sinne und dem Grundbesitze, der bei aller Fruchtbarkeit des Bodens aber nicht produktiv wird, wenn nicht das Gewerbe der Landwirtschaft auf ihm mit Geschick betrieben wird.

Die Trennung der Gewerbe, Handel und Landwirtschaft halte ich für eine irrige und irreführende. Der Handel kann in einem verarmenden Lande nicht gedeihen. Der Kaufmann stellt sich unzweifelhaft besser, wenn er die Geschäfte eines wohlhabenden Hinterlandes und einer reichen Heimat zu besorgen hat, als wenn er nur einer armen und verarmenden Bevölkerung den Austausch und Verkehr der Waren vermitteln soll.

Es ist also nicht richtig, wenn man annimmt, daß die Länder, in denen das Getreide am wohlfeilsten ist, die glücklichsten und prosperirendsten sind.

---

*) Im weiteren Verlaufe der Ovation wurden der Fürstin ein mächtiger Eichenkranz vom Teutoburger Walde, sowie ein Album „Das Hermannsdenkmal und der Teutoburger Wald" überreicht.

**) Im Anschluß an eine zu Kiel abgehaltene Versammlung der deutschen Handelskammer- und Gewerbekammer-Sekretäre hatten sich etwa fünfzig Teilnehmer der Versammlung nach Friedrichsruh begeben. Dr. Stegemann-Oppeln begrüßte den Fürsten und sprach ihm die Gefühle unwandelbarer Dankbarkeit und Verehrung aus, von welchen die Erschienenen beseelt seien.

Ich will nicht auf das Innere von Rußland hinweisen, wo der Roggenpreis unter Umständen nur noch dreißig bis vierzig Prozent von dem unsrigen beträgt; und doch ist das Land deshalb nicht reich, es hat zwar reiche Leute, aber die Bevölkerung ist doch arm. Ich will auf meine eigenen Erinnerungen aus früher Jugendzeit zurückgreifen. In Hinterpommern kostete damals der Wispel Roggen 11 Thaler, das sind 33 Mark. Dafür schickte mein Vater 8 Pferde und 3 Menschen mit 2 Wispel Roggen 8 Meilen von seinem Gute nach Colberg über sandige Berge. Die Leute kamen zurück mit einer Tonne Salz und einer Tonne Hering und hatten 2 Thaler zugezahlt als Reisekosten. Die Tonne Salz kostete 15 Thaler, die Tonne Hering 7 Thaler, und die Reisekosten mit 2 Thalern hatten sie noch zuschießen müssen. So waren damals die Verhältnisse. War das ein Glück für das Land? Nein, in der ganzen Gegend waren kaum zwei Häuser, in denen Wein getrunken wurde, weißer und roter. Der Weinhändler und andere Kaufleute hatten keinen Verdienst. Jetzt ist es anders.

Es ist ein Irrtum, wenn man Handel und Gewerbe und Landwirtschaft von einander trennen will. Wir müssen zusammen gedeihen oder wir gehen zusammen zu Grunde. Ein durch ungeschickte Gesetzgebung und ungeschickte Handelsverträge verarmendes Land kann einen potenten Kaufmannsstand nicht ernähren, weder gegenüber dem Auslande noch im inländischen Verkehr. Arme Gewerbe, arme Kaufleute! Damals in der Zeit, von der ich sprach, hatten wir eigentlich gar keine Kaufleute. Was war Stettin damals für ein Nest! Das bißchen Kornausfuhr, das bei diesen niedrigen Preisen von dort nach England ging, wo noch die Kornbill bestand, war das einzige, und es war charakteristisch, daß es kaum eine Firma gab, die nicht drei Namen führte, weil einer das Kapital nicht zusammenbringen konnte. Wie ist es jetzt geworden, wo die Kornpreise vier- bis sechsmal so hoch sind oder sein könnten wie damals.

Ich möchte, da ich Vertreter beider Richtungen vor mir habe, Ihnen diese Gedanken ans Herz legen, daß Handel und Produktion unmittelbar zusammengehen müssen, daß beide sich schädigen, wenn sie sich trennen. Es ist ja früher von meinen Gewerbsgenossen, den Landwirten, viel auf die Industrie und deren Forderung gescholten worden, aber ich habe in meiner eigenen Landwirtschaft gesehen, welche Wohlthat für den Landwirt es ist, eine reiche Industrie in der Nähe zu haben. Ich erfahre das selbst, weil auf meinen pommerschen Gütern eine erhebliche Industrie besteht, die ich nicht selbst betreibe, die aber dort betrieben wird. Infolge dessen hat jeder Bauer und Arbeiter, soweit die Fürsorge der Regierung für die Arbeiter ihn nicht daran hindert, die Möglichkeit, auf eine oder die andere Weise sich und seine Kinder zu beschäftigen und zu ernähren. Landwirtschaft und Industrie gehören zusammen und dürfen sich nicht entgegenarbeiten in der Gesetzgebung.

Wo eine prosperirende Industrie ist, wie in den westlichen Provinzen, da hat die Landwirtschaft noch zu leben. Wo das nicht ist, sollte Industrie nach Möglichkeit geschaffen werden, und die Landwirte sollten sich zur Aufgabe stellen, sie zu pflegen. Umgekehrt ist der wohlhabende Landwirt ihr bester Abnehmer. Der beste Absatz ist doch immer der an Inländer; die ganze Ausfuhr tritt gegen den inländischen Absatz sehr zurück. Wir müssen ja den ausländischen Absatz haben, aber wenn der inländische fehlte, so würde das noch schlimmer sein. Die Erzeugnisse der Industrie nimmt eine prosperirende Landwirtschaft bereitwillig auf.

Viel näher liegt der Gedanke, daß der Handel im Gegensatz zur Produktion stände. Auch das halte ich für einen Irrtum, in den nur diejenigen verfallen, die an der Oberfläche haften, und ich glaube, daß die Kaufmannschaft eines armen, verarmten und besonders eines verarmenden Landes schlechter daran ist als die eines reichen. Kaufleute in England, Amerika und überhaupt in Ländern, die im Aufschwunge begriffen sind, sind die gesegnetsten Leute. Dagegen wird eine Kaufmannschaft in Ländern mit rückläufiger Entwicklung nicht nur eine Ueberzahl von unversorgten Kaufmannslehrlingen liefern, sondern auch später keine Millionäre. Die Millionäre werden heutzutage ja mit einer gewissen Bitterkeit betrachtet; das ist nicht berechtigt, und ich glaube, wir wären alle, auch die, welche es nicht sind, besser daran, wenn wir noch zehnmal mehr Millionäre hätten, als wir haben, wie es in England und Amerika der Fall ist.

Der reiche Mann behält ja sein Geld nicht, er gibt es aus, klug oder verrückt, und von diesen Ausgaben leben viele andere Leute. Wenn wir keine Leute hätten, die aus Ueberfluß ausgeben, so würden alle, die vom Luxus leben: die Künstler, die Verfertiger von Modewaren, Konfektion u. s. w., nicht existiren; wovon sollen sie leben, wenn jeder nur knapp hat, seinen Hunger zu stillen? Es ist notwendig, daß es Leute und Familien gibt, die auch für Luxus ausgeben können; Millionen leben davon. Schaffen Sie den Luxus ab, so zerstören Sie eine Menge Existenzen. Schaffen Sie den wohlhabenden Mann ab, der etwas mehr hat, als sich satt zu essen, und überlegen Sie sich einmal, was für Produktionen, was für Gewerbe und Industrien dann nichts mehr zu thun haben. Wenn alle Leute aufhören wollten, andere Ausgaben, als die für ihre einfache Ernährung, zu machen, müßten viele Gewerbe ausfallen.

Deshalb, meine Herren, möchte ich Ihnen empfehlen: halten wir alle zusammen, Produzenten jeder Art, Industrielle, Handwerker, Landwirte, aber auch Kaufleute! Auch dem Kaufmann kann eine verarmende Landwirtschaft nicht helfen, er bleibt bei rückläufiger Flut auf dem trockenen Sande, mit kümmerlichen Erwerbsverhältnissen.

Es ist mir erfreulich, auch einmal als Theoretiker vor sachkundigen Leuten diese schwierigen Dinge zu besprechen; früher, als Handelsminister, hatte ich

mich damit amtlich zu beschäftigen, und ich bin außerordentlich froh, daß ich nichts mehr damit zu thun habe. In der heutigen Welt ist für mich kein Platz für amtliche Thätigkeit. Das aber hindert mich nicht, bei Gelegenheit meine Meinung offen auszusprechen, selbst wenn ich dabei im Sinn des alten Textes Prediger in der Wüste bleiben sollte. Aber bei Ihnen fürchte ich das nicht; ich glaube, daß Sie mit mir einverstanden sind. Ich hoffe, Sie beherzigen die Empfehlung zur Einigkeit zwischen allen produktiven Ständen, die bei wachsender Wohlhabenheit der Bevölkerung interessirt sind, für die es nicht gleichgiltig ist, ob die Bevölkerung arm oder wohlhabend ist.

---

13. Juli 1893.

Friedrichsruh. Ansprache an den landwirtschaftlichen Verein für Harburg und Umgegend.*)

Zunächst danke ich Ihnen, meine Herren und Damen, für Ihre freundliche Begrüßung und für die wohlwollende Beurteilung meiner früheren Thätigkeit.

Sie haben, Herr Pfarrer, des dreizehnten Juli Erwähnung gethan, des Tages, an dem das Attentat in Kissingen auf mich gemacht wurde. Dieser Tag ist auch sonst ein bemerkenswertes Datum. 1870 war es dieser Tag, an dem sich die Situation zum Kriege entschied. Am 12. schien der Friede gesichert, am 13. war der Krieg gesichert. Am 13. Juli war auch der Abschluß des Berliner Kongresses, auf dem Deutschland die Stellung eingenommen hatte, die eine natürliche Folge seiner Einheit und seiner Kraftentwicklung war, auf dem es die Leitung der europäischen Politik in die Hand nahm und dieselbe in friedliche Bahnen lenkte. So kam es, daß also der 13. Juli in mehrfacher Beziehung in meinem Gedenkbuch mit einem starken Kreuz bezeichnet ist, nicht mit dem Kreuz des Leidens, sondern des Vertrauens und des Glaubens an Gottes Fürsorge, die uns bisher geleitet hat. Ich erinnere an die alte, oft in frivoler Weise gebrauchte Redensart, daß Gott keinen Deutschen verläßt.

---

*) Der Verein macht alljährlich eine sogenannte Rundfahrt zum Zweck der Besichtigung von Wirtschaften. Im Jahre 1893 besuchte der Verein das dem Fürsten gehörige Gut Schönau und benützte diese Gelegenheit, um den Fürsten zu begrüßen. Pastor Stüven-Moorburg richtete an denselben eine Ansprache, welche mit folgenden Worten schloß: „Gestatten Eure Durchlaucht gütigst, daß ich, obwohl einem anderen Stande angehörend, aber doch seit einer Reihe von Jahren unter Landleuten lebend, der bescheidene Dolmetscher der Gefühle und Empfindungen werde, die uns hier alle beseelen. Jahre kommen und gehen — äußere Verhältnisse ändern sich. Aber darüber steht unwandelbar die alte niedersächsische Treue. In dieser dankbaren Treue rufen wir jetzt: Der allmächtige Gott, der heute vor neunzehn Jahren Eure Durchlaucht so wunderbar errettet, beschirmt und behütet hat, der verleihe auch fernerhin seine Gnade zu einem noch langen, friedlichen und gesegneten Lebensabend! Unser hochverehrter Altreichskanzler, unser geliebter Fürst Bismarck, er lebe hoch!"

Daß er unser gesamtes Deutschland nicht verläßt, nachdem er uns so weit gebracht, ist einer meiner Glaubenssätze, von dessen Wahrheit ich fest überzeugt bin, wenn er auch nicht im Katechismus steht.

Besonders wir Landwirte stehen, ebenso wie die Seeleute, gleichsam Gott näher als die Bewohner der Städte. Wir spüren Regen und Sonne mehr an unserer eigenen Haut und sehen von der Gotteswelt mehr als die Städter, die kaum etwas anderes als Häuser, Pflastersteine und Papier zu Gesicht bekommen.

Es hat mich gefreut, in Ihnen einen landwirtschaftlichen Verein begrüßen zu können, denn gerade wir Landwirte sind darauf angewiesen, zusammen zu halten. Es hat mich früher oft gewundert, daß neben den vielen Fraktionen und Parteien, die sich durch die verwickeltsten und verzwicktesten Programme von einander unterscheiden, keine Fraktion existirte, die die speziellen Interessen der Landwirte vertrat. Jetzt ist ja in dieser Beziehung ein Anfang gemacht, ich möchte Sie aber davor warnen, sich bei zu einseitiger Wahrung Ihrer Interessen mit den übrigen produktiven Ständen zu verfeinden.

Es ist gewiß richtig, das alte Wort: „Hat der Bauer Geld, so hat es die ganze Welt,“ es ist aber zu bedenken, daß die Industrie zum Beispiel eine gute Abnehmerin unserer landwirtschaftlichen Produkte ist. Auch der Kaufmannsstand steht sich schlechter, wenn die Landwirtschaft nicht gedeiht. Die gesamte vaterländische Produktion muß unter allen Umständen gesichert werden. Regen und rühren Sie sich deshalb und nehmen Sie das nicht unbesehen hin, was die Schriftgelehrten und Pharisäer unter den Gesetzgebern Ihnen bieten. Vielfach glaubt man, nur die Regierung sei dazu da, für uns zu sorgen. Die ganze Entwicklung des politischen Lebens hat aber dazu geführt, daß wir heute der Regierung helfen müssen, uns zu regieren. Dazu ist es aber notwendig, fest seinen Willen auszusprechen und geltend zu machen und sich in keinen Handel einzulassen aus Fraktions- oder persönlichem Interesse.

Ich bin als Landwirt geboren, und stets waren meine Träume und Wünsche nach einem Leben auf dem Lande gerichtet, selbst in der Zeit, als ich lange Jahre hindurch im Staats- und Hofdienst stand. Leider verbietet mir das Alter, noch selbst zu wirtschaften, meine Gedanken sind aber stets bei der Landwirtschaft, die ich noch immer gerne unterstütze. Es ist dies eine der wenigen Arten, wie ich mich noch am öffentlichen Leben beteiligen kann. Hier lebe ich im Walde, unter Bäumen, Sie finden hier also keine Felder. Ich höre aber, daß Sie sich Schönau besehen wollen; hoffentlich bestehe ich nicht zu schlecht vor Ihnen, denn Schönau hat teilweise geringen Boden. Ich will deshalb nur wünschen, daß Ihnen der Inspektor nicht das Schlechteste zeigen wird.

Zum Schluß danke ich noch besonders den Damen für ihre Begrüßung und ihr Erscheinen und wünsche nur in deren Interesse, daß der Regen, der augenblicklich fällt und den wir Landwirte ja recht gut gebrauchen können, nicht allzu stark wird und allzu lange anhält.

21. Juli 1893.

Friedrichsruh. Ansprache aus Anlaß einer Huldigung der Braunschweiger.*)

Ich danke Ihnen herzlich für die große Ehre und das Wohlwollen, welches Sie mir durch Ihren Besuch erzeigen und welchem in so beredten Worten der Herr Redner Ausdruck gegeben hat. Mir ist die Begrüßung von seiten des braunschweigischen Landes in meiner Eigenschaft als Altmärker noch besonders

---

*) Etwa neunhundert Personen waren aus Braunschweig gekommen; ihnen hatten sich mehr als hundert Hamburger oder in Hamburg ansässige Braunschweiger angeschlossen, so daß der Zug in Friedrichsruh etwa tausend Personen umfaßte. Justizrat Dr. Semler hielt folgende Ansprache an den Fürsten:

„Von Braunschweig kommen wir Bürger und Bauern aus Stadt und Land, um Ihnen zu huldigen, um unserem Bismarck aus einem kleinen, doch gesegneten Ländchen des Reiches den Dank der Bewohner für alles das zu überbringen, was der große Kanzler dem Vaterlande war.

Als am 1. April 1885 der siebenzigste Geburtstag Eurer Durchlaucht gefeiert wurde, vereinigte sich die gesamte Bürgerschaft Braunschweigs ohne Unterschied politischer Parteirichtung zu einer solennen Feier. Es war für uns eine ernste Zeit. Herzog Wilhelm, der letzte Welfe unserer Linie, tot, das Herzogtum verwaist, und durch die verschiedensten Anregungen wurde uns die Bekundung partikularistischer, gegen das Reich und seine Spitze gerichteter Gesinnung nahe gelegt. Da bot der Bismarckkommers die willkommene Veranlassung, daß die Bürgerschaft Braunschweigs, die städtischen Behörden voran, solchen Zumutungen die deutlichste Absage erteilte, und unter dem Jubel der Bevölkerung erscholl der Ruf: „Hie Bismarck und sein Kaiser“ zum Zeichen dafür, daß bei uns Reichsrecht vor Landesrecht gehen solle und Reichstreue unsere erste Pflicht sei. Diese Anschauungen haben wir uns bewahrt. Zwar sind die Zeiten andere geworden; unser ehrwürdiger Kaiser Wilhelm I. ist nicht mehr, Parteiungen ohnegleichen zerklüften die Nation und gefährden ihr Ansehen nach außen, ein tiefgehendes soziales Unbehagen durchzieht das Volk; der kindliche Traum, daß mit der Gründung des Deutschen Reiches der Himmel auf Erden einziehen werde, hat sich nicht erfüllt.

Neben den Umsturzbestrebungen machen sich Tendenzen bemerkbar, welche darauf abzielen, zur Beförderung einseitiger Interessen den Staat zu mißbrauchen. Da empfindet die Volksseele schmerzlich den Verlust eines erfahrenen, bewährten Führers, seiner zielbewußten Leitung und seiner sicheren Hand.

Doch wir verzweifeln nicht an der Zukunft eines in seinem Organismus kerngesunden Staatswesens; die Nation, welche einen Bismarck erzeugte und noch zu den Ihrigen zählt, kann nicht untergehen, so lange sie sich nicht selbst aufgibt. Und das darf nicht geschehen. Die Ideen, welche Sie im Volke wieder erweckt, die nationalen Güter, welche Sie ihm geschenkt, müssen erhalten werden. So viel an uns ist, wollen wir dazu beitragen.

Wie die Kinder dem Vater für alle seine Mühe und Sorge am besten dadurch sich dankend beweisen, daß sie in seinem Geiste fortarbeiten, seine Ideale zu verwirklichen suchen, so geloben wir Ihnen, treu zu der Fahne zu stehen, die Sie uns entrollt. Bismarck sei die Parole, unter der wir uns zusammenfinden im Interesse des Ganzen und unter der wir unsere Kinder zu Patrioten erziehen, die bis in ihr Alter sich das Glück idealistischer Schwärmerei zu bewahren verstehen.

Wir wollen nicht vergessen: es gibt Höheres als die politische Partei, Größeres als das eigene und der Standesgenossen Interesse, Heiligeres als die Familie und deren Glanz: das ist das Vaterland, welches Sie, mein Fürst, uns haben wieder erstehen lassen. Der Himmel

wertvoll. Als Nachbarkinder sprechen wir in der Heimat dasselbe braunschweigische Platt, bei dessen Tönen ich an der Elbe geboren bin, und diese Sprachverwandtschaft und Nachbarschaft macht mir den Ausdruck Ihrer Sympathie besonders wert.

Es ist Ihnen bekannt, von wie vielen Seiten ich im letzten Jahre aus allen Gegenden des Deutschen Reiches Kundgebungen des Wohlwollens und der Anerkennung erhalten habe, im vorigen Jahre aus dem Süden und Westen des Reiches, in diesem Jahre vom Norden, von Schleswig, Oldenburg bis Mecklenburg und — ich kann wohl sagen — aus allen Bundesstaaten, mit alleiniger Ausnahme desjenigen, dem meine engere Heimat angehört. Es ist das eine eigentümliche Erscheinung. Wenn ich in den Kundgebungen des Wohlwollens für meine Person die Anerkennung für meine politische Wirksamkeit und für das Ergebnis derselben, nämlich für die heute vorhandene Einheit des Deutschen Reiches erblicken kann, so möchte ich daraus gleichwohl nicht den Schluß ziehen, daß in Preußen nun die nationale Begeisterung, das Gefühl der Zugehörigkeit zum gesamten Deutschland minder lebhaft wäre wie in den außerpreußischen Bundesstaaten. Es liegt das in der Eigentümlichkeit und in der politischen Erziehung meiner engeren Landsleute. Sie sind, möchte ich sagen, viele Generationen hindurch ministeriell geschult und entfernen sich ungern von der von oben her vorgeschriebenen Linie. Es war dies früher, zur Zeit, wo ich an der Spitze der politischen Leitung stand, nicht in dem Maße der Fall. Ich habe scharfe Opposition gefunden, namentlich von meinen engeren Landsleuten und von der konservativen Partei, aus der ich hervorgegangen bin, der ich angehört habe, so weit es mir die nationale Entwicklung gestattete; ich habe als Ministerpräsident in Preußen zuzeiten sehr viel schärfere und rückhaltlosere Opposition gehabt, wie sie heutzutage von der Seite kaum jemals versucht worden ist.

Ich will den Gründen davon nicht weiter nachsuchen, wie ich schon vorher im Hinblick auf Preußens Vorgeschichte andeutete, aber ich will doch noch eins anführen: Zur Zeit des alten Kurses sah man keine Gefahr darin, Opposition zu machen; man hatte das feste Vertrauen, daß auch durch die schärfste Opposition der Bestand des Reichs und des Königreichs Preußen nicht gefährdet werden würde, weil das Steuer in den festen, sicheren Händen des Königs Wilhelm I. und seines Ministeriums ruhte. Dieser Glaube an die Festigkeit der Situation ist heute vielleicht nicht in allen Kreisen in derselben Stärke vorhanden, und es kommt heutzutage vor, wie es die jüngsten Ereignisse

---

segne dafür Sie und Ihr Haus! — Wir aber fassen unsere Wünsche, unsern Dank und unser Gelöbnis zusammen in dem Rufe: Hoch lebe Seine Durchlaucht, Fürst Bismarck!"

In hellem Jubel ertönten die Hochrufe, während eine Abordnung von sechs jungen Damen zum Altan hinaufstieg, um durch den Mund von Fräulein Zwilgmeyer-Braunschweig einen poetischen Gruß an die Fürstin zu richten.

gezeigt haben, daß rechts- und staatsfreundliche Elemente, wenn sie die Wahl haben, nach ihrer Ueberzeugung zu stimmen, oder die Regierung der Versuchung einer neuen Auflösung des Reichstags und dessen, was sich daran schließen könnte, auszusetzen, doch das Opfer ihrer eigenen Ueberzeugung als das kleinere Uebel erkannt haben.

Was die Militärvorlage betrifft, die zuerst von allen Seiten bekämpft worden ist, so haben schließlich nicht nur diejenigen, die gegen Stärkung unserer Wehrkraft sind, sondern auch diejenigen, die der Vorlage — für Juristen möchte ich den Ausdruck gebrauchen „angebrachtermaßen" — abhold waren, doch schließlich geglaubt, ihre eigene Ueberzeugung lieber auf dem Altar des Vaterlandes opfern zu müssen, als der Ungewißheit entgegen zu gehen, welche bei Ablehnung einer Vorlage, auf welche die Regierung so hohen Wert legte, entstehen könnte, und für die Folgen, welche sich an eine neue Reichstagsauflösung knüpfen könnten, einen Teil der Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen.

Ich rede, wenn ich dies sage, einigermaßen pro domo; mein ältester Sohn ist Mitglied des Reichstags und hat für die Vorlage, wie er mir sagte, aus dem Grunde gestimmt, weil er die Verantwortung für die Folgen der Ablehnung nicht auf sich nehmen wollte, für die Folgen, welche nicht notwendig daraus hervorgehen mußten, sondern welche nach allgemeinen Andeutungen die Regierung mutmaßlich daran knüpfen wollte; und da hat er ebenfalls die Annahme der Vorlage, mit der er an sich nicht einverstanden war, als das kleinere Uebel betrachtet und seine Ueberzeugung und sein Verständnis dem allgemeinen Interesse untergeordnet.

Nun habe ich einigermaßen pro domo gesprochen, aber da ich mich hier in domo befinde, habe ich geglaubt, von den Fenstern meines Hauses aus so vor Ihnen sprechen zu dürfen. Ich bin überhaupt nicht der Meinung, daß die Begeisterung, die uns mit den sechziger und siebenziger Jahren in die Einheit hineingetragen hat, in der Gesamtheit des Volkes vermindert sei; sie ist nur in ihrer äußeren Wahrnehmbarkeit vermindert, ich möchte sagen: der Kanal, in dem sie strömt, ist schmaler geworden. Schmaler, wodurch? Durch die Zurückhaltung der parlamentarischen Körperschaften.

Ich habe von der Zeit an, wo ich aus dem Dienste geschieden, zuerst einer studentischen Deputation in Kissingen gegenüber die Mahnung ausgesprochen, festzuhalten an der Verfassung und an den Rechten, welche dieselbe jedem einzelnen verleiht. In demselben Sinne habe ich mich vor einem Jahre in Jena ausgesprochen, daß wir in heutigen Zeiten das Bedürfnis fühlen, daß die parlamentarische Mitwirkung sich schärfer accentuire. Statt dessen ist diese einigermaßen rückläufig geworden von dem Augenblick an, wo der Reichstag auf die Autorität, welche ihm die Verfassung verleiht, verzichtete und gewissermaßen abdizirte. Es war das in dem Moment, als er sich gefallen ließ, eine so wichtige Vorlage wie die Handelsverträge, die vorher ganz geheim gehalten

wurden und ihm gänzlich unbekannt waren, obgleich sie für ein längeres Studium gelten sollten, in acht Tagen zu erledigen. Die Volksvertreter waren nicht im stande, sich zu überzeugen, wofür sie ihre Stimme abgaben, noch sich von der Notwendigkeit einer so einschneidenden Vorlage zu überzeugen, die auf zwölf Jahre festgelegt wurde. Der Reichstag hätte sie prüfen können und dann annehmen, aber auf die Prüfung solcher Vorlage zu verzichten, das nenne ich eine Abdikation. Wie kam der Reichstag dazu? Ich darf wohl behaupten, infolge der Parteiungen.

Die Fraktionen stellten ihre Interessen in den Vordergrund und verzichteten auf eine Prüfung der Reichsinteressen gegenüber den Parteiinteressen, jede in der Furcht, daß eine andere Fraktion ihr den Rang ablaufen könne. Es wurde von ministerieller Seite nach dem Grundsatze divide et impera verfahren, und das Gewicht, welches der Reichstag in die Wagschale hätte einsetzen können, zerbröckelt, nullifizirt, so daß der Reichstag einer großen und entscheidenden Maßregel ohne Prüfung zustimmte und dies nach Maßgabe der Frist der Verhandlung offen erkennbar machte. Jede Fraktion hatte dieselben Befürchtungen, und wenn ich daran denke, so erinnere ich mich an eine Scene aus Schillers Wallenstein: „Willst Du's nicht, so thut's der Pestaluzz!" Davor ängstigte sich jede Fraktion und sagte: Ich bin ja ganz bereit. So kam es, daß das Gewicht des Parlamentarismus aufgehoben wurde. Nun, das Vacuum, welches die parlamentarischen Einflüsse bei uns lassen, wenn sie sich nicht genügend geltend machen, wird ja nicht von dem Monarchen, dem Könige, eingenommen, sondern thatsächlich von der Bureaukratie, der Beamtenhierarchie. Sie füllt das Leere aus, die Bureaukratie, die nicht zu verwechseln ist mit dem Monarchismus, dieselbe Bureaukratie, die 1806 und 1807 dem französischen Siegeszuge die Wege ebnete, und die 1848 den Barrikaden gegenüber haltlos zusammenbrach. Kein Oberpräsident war damals da, der nicht abwartete, was aus der Revolution in Berlin wurde. Das bureaukratische Zimmerwerk ist so konstruirt, daß es ein Holzbau ist, kein Granitbau. Darauf können wir nicht sicher bauen. Die Volksvertretung ist dazu da, die Bureaukratie zu korrigiren, zu zensuriren, ihr zu Hilfe zu kommen und sie vor Uebergriffen zu bewahren. Dazu ist erforderlich, daß die Gesetzgebung das System der Geheimhaltung aufgibt. Wenn niemand weiß, was die Regierung beabsichtigt, und sie die Durchführung ihrer Absichten nicht vorbereitet, so kann keine Landesvertretung und kein Abgeordneter rechtzeitig ein Urteil gewinnen. Ich halte für richtig und habe als Minister darnach gehandelt, daß die neuen Vorlagen, ohne Rücksicht darauf, ob sie populär waren oder nicht, in der offiziösen und amtlichen Presse zunächst bekannt gegeben wurden; von Ueberraschung und Zwangslage war denn auch keine Rede. Wenn dann vom Reichstag die Vorlagen abgelehnt wurden, so haben wir diese Ausübung seiner Berechtigung oft zwar mit bitterem Herzen, aber doch angenommen und uns

auf eine andere Vorlage besonnen, durch welche wir unseren Zwecken näher zu kommen glaubten. Das, glaube ich, ist auch für die Zukunft der richtige Weg; dazu ist aber notwendig, daß die Beteiligung an den Regierungsgeschäften und an dem Schicksale der großen gesamten Nation nicht nur eine innere, gemütliche, sondern auch äußerlich erkennbarere wird, als es heute der Fall ist.

In diesem Sinn habe ich auch unseren Landsleuten aus dem Fürstentum Lippe, welche neulich hier waren, empfohlen, doch auch in ihrem kleinen Kreise mehr sich mit der Reichspolitik zu beschäftigen; diese gehört doch zu den Landesinteressen. Die deutsche Frage müßte in kleinen und großen Reichsländern stets die oberste Frage sein, über welche die Minister wegen ihrer Haltung im Bundesrate interpellirt werden sollten. Für manchen Minister mag es ja sehr bequem sein, wenn die Verhandlungen heimlich sind und er sich über sie nicht zu äußern braucht, aber für das gesamte Volksinteresse ist es nicht nützlich; da sollten immer Karten auf den Tisch gespielt werden. Es ist eine falsche Behauptung, wenn einige Blätter mir entgegen halten, ich hätte dem Partikularismus das Wort geredet. Das Gegenteil ist richtig, dem Patriotismus habe ich das Wort geredet, der auch in den kleineren Parlamenten seine Blüten treiben sollte. Das ist nationaler Patriotismus, den ich auch Ihnen empfehle. Wenn ich damit Erfolg im Lande hätte, wäre es auch ausgeschlossen, daß die nationale Begeisterung rückgängig würde, und es würde auch im Auslande die Hoffnung verschwinden, daß sie in Dunst verfliegt. Sie, meine Herren, tragen ja dazu bei, den Patriotismus im Inlande zu stärken, und man muß es so genau nicht nehmen mit dem, was ausländische Zeitungen über unsere inländischen Zustände bringen. Die Aeußerungen darüber sind zweifelhaft. Es ist aber doch in der Politik eine große Sache, die Autorität, die moralische, zu besitzen: Es gehört dies zu den Imponderabilien, es genügt nicht, daß man eine große Kriegsmacht hat, mit der man zuschlagen kann, sondern es ist notwendig, daß man die moralische Autorität hat, um den Krieg zu vermeiden, und daß die schweren Lasten, die ein auch noch so siegreicher Krieg auferlegt, dem Lande erspart werden. Deshalb lege ich Wert auf das Ansehen des Reiches, dessen wir uns in der außerdeutschen Welt erfreuen. Es ist dies eine Sache nicht bloß nationaler Eitelkeit und Ehrgeizes, sondern ein seltenes und außerordentlich nützliches Kapital, mit dem man wuchern kann, und wenn eine Verminderung in unserem Ansehen nach außen eintritt, so leiden wir Schaden; wenn man in jedem Provinziallandtage, in jeder Versammlung in Stadt und Land, sich für die Entwicklung des Reiches nicht nur gemütlich interessirt, sondern wenn dem Interesse auch Worte gegeben würden, so würde dem Schaden vorgebeugt werden, der daraus entsteht, daß man es totschweigt. Aus meinen jungen Jahren ist mir erinnerlich, daß überall, wo damals Deutsche zusammen waren, die deutsche Frage immer zuerst und am meisten erörtert wurde. Damals hatten wir die Einheit nicht, jetzt haben wir sie. Sollte sie dadurch, daß wir

sie besitzen, an Wert für uns verloren haben? Ich kann es nicht denken. Aber es mindert den Glauben des Auslandes an die Festigkeit unseres Zusammenhanges, wenn wir die nationale Sache scheinbar mit Gleichgiltigkeit behandeln.

Einen äußerlich erkennbaren Fortschritt hat das Interesse für unser deutsches Gesamtwesen nur an einer Stelle gemacht, wo wir es früher nicht suchen durften: das ist bei unseren Landsleuten polnischer Zunge. Die sind heute ministeriell geworden, was seit einem Jahrhundert nicht der Fall gewesen ist. Was sie damit erstreben, weiß ich nicht, aber ein altes Sprichwort lautet: timeo dona ferentes. Ich glaube nicht, daß sie auf die Dauer ministeriell sein werden, wenigstens nicht diejenigen, welche die Träger der polnischen Bewegung sind, der polnische Adel und die polnische Geistlichkeit. Das ist mir nach meiner fünfzigjährigen Erfahrung doch mehr als zweifelhaft. Deshalb frage ich mich, wie beim Tode Talleyrands jemand fragte: „Was hat wohl der alte Fuchs damit beabsichtigt, daß er jetzt starb?“ So stehe ich der polnischen Bewegung und dem „deutschen Patriotismus“ der polnischen Edelleute gegenüber. Der Herr Vorredner hat die Versicherung gegeben, daß in Braunschweig die nationale Gesinnung unter allen Umständen lebendig geblieben sei, und ich kann dies Zeugnis aus meiner langjährigen amtlichen Thätigkeit nur bestätigen. Das ganze Volk der Braunschweiger, das bei uns nicht nur seit dem braunschweigischen Feldherrn im siebenjährigen Kriege, seit dem Herzog, der den unglücklichen Zug durch das nördliche deutsche Land machte und bei Quatrebras den Heldentod starb, sondern zu allen Zeiten hervorragend war, — Braunschweigs Name hat immer einen guten Klang gehabt; die braunschweigischen Husaren und Infanteristen haben 1870 demselben eine brillante Auffrischung zu verleihen gewußt, und in ganz Preußen ist die Sympathie mit Braunschweig vielleicht lebhafter als mit irgend einem andern Reichslande, es sei denn die Erinnerung an den alten Dessauer. Aber der Name Braunschweig ist seit einem Jahrhundert in Preußen immer ein populärer gewesen, und die braunschweigische Politik hat dem Verlangen der Bevölkerung nach dem größeren Nachbarland immer Rechnung getragen. Ich benütze diese Gelegenheit, um dem persönlichen Gefühle Ausdruck zu geben, welches mich an den Regenten Ihres Landes, den Prinzen Albrecht von Preußen, knüpft. Schon sein Vater ist mir stets ein gnädiger Herr gewesen. Der jetzige Regent hat seine Ansicht nicht geändert, er machte, ob ich Minister oder Privatmann war, keinen Unterschied, und es ist meinem Herzen eine Wohlthat, wenn Sie mit mir auf das Wohl Ihres Regenten, des Prinzen Albrecht, ein Hoch ausbringen.*)

*) Die Mitglieder des Komites, welches die Huldigungsfahrt veranstaltet und geleitet hatte, sowie die sechs jungen Damen, welche die Fürstin begrüßt hatten, wurden zur Frühstückstafel gezogen. Während derselben überreichte der Geheime Justizrat Haeusler dem Fürsten ein künstlerisch ausgeführtes Album mit Ansichten aus den alten Stadtteilen Braunschweigs.

29. Juli 1893.

1) Ansprache auf dem Bahnhofe in Hannover.*)

Ich danke verbindlichst für Ihre freundliche Begrüßung, meine Herren. Es ist nach zehn Jahren das erstemal wieder, daß ich die Hauptstadt Niedersachsens wiedersehe. Als ich seinerzeit zum erstenmale hierher kam, glaubte ich kaum, daß ich den Tag noch erleben würde, den wir heute schreiben. Jetzt, wo ich weniger krank nach Kissingen fahre als damals, bin ich ja von der Bühne zurückgetreten und habe mich in den Zuschauerraum zurückgezogen, von wo ich mir erlaube, mitunter eine Kritik, aber immer eine wohlwollende und vom nationalen Gesichtspunkte, der auch meine Politik durchsetzt hat, ausgehende, zu geben! — Für mich war die Herstellung der deutschen Einheit Lebenszweck; ich habe dieselbe ja auch bis zu einem Grade erreicht, der höher ist, als ich zu jener Zeit voraussetzen konnte. Damals war es kaum anzunehmen, daß ein preußischer Minister und Kanzler in Hannover so aufgenommen, so empfangen würde, wie es jetzt geschehen ist! Es ist das ein reiner und uninteressirter Zug der Dankbarkeit und des Wohlwollens, den ich hier wahrnehme. Daß ich hier und in den meisten deutschen Ländern so geehrt werde, thut mir wohl und ich werde darauf bis ans Ende meiner Tage mit Befriedigung zurückblicken. Für Ihre herzliche Begrüßung nehmen Sie meinen besten Dank.

---

2) Ansprache auf dem Bahnhofe in Göttingen.**)

Ich danke herzlich für die freundliche Begrüßung in der alten Musenstadt. Vor sechzig Jahren bin ich in die Thore von Göttingen eingezogen als flotter,

*) Am Morgen des 29. Juli reisten der Fürst und die Fürstin von Friedrichsruh ab, um sich über Hannover, Göttingen, Eisenach und Meiningen nach Kissingen zu begeben. Ueberall, wo der Zug Aufenthalt hatte, wurde dem Fürsten von zahlreichen Verehrern ein enthusiastischer Empfang bereitet. Auf den größeren Stationen waren die Spitzen der städtischen Behörden zur Begrüßung erschienen. In Lüneburg hielt der Oberbürgermeister Lauenstein eine Ansprache. Zu einer großartigen Huldigung gestaltete sich der Empfang in Hannover, wo sich Tausende von Verehrern des Fürsten auf dem Bahnsteig eingefunden hatten. Der Stadtdirektor war mit den Magistratsmitgliedern erschienen und brachte in einer Ansprache ein Hoch auf den Fürsten aus.

Auch in Nordstemmen fand der Fürst einen herzlichen Empfang; dorthin waren aus Hildesheim zahlreiche Verehrer des Fürsten gekommen, um diesen zu begrüßen. Sie stimmten das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" an, und in allen Wagen der dort haltenden Züge sangen die Passagiere mit. Nachdem das patriotische Lied verklungen war, rief der Fürst: „Ja, so war es früher nicht, aber so muß es sein, und so muß es bleiben." — In Kreiensen war der Bahnsteig von einer, auch aus der Umgegend herbeigekommenen Menge dicht besetzt, die den Fürsten mit stürmischen Hochrufen empfing.

**) In Göttingen wurde der Fürst von einer dicht gedrängten, nach Tausenden zählenden Menge stürmisch begrüßt. Der Magistrat und das Bürgervorsteherkollegium waren in corpore erschienen. Die Universität war durch den Prorektor Merkel und eine größere

frischer Student, und ich muß sagen, von allen den Orten, denen ich meine Bildung verdanke, ist mir Göttingen noch jetzt der liebste, da so schöne Jugenderinnerungen mich an diese Stadt binden. Zu viel gearbeitet habe ich hier freilich nicht. Jetzt ist die Zeit eine andere; sie erfordert auch von der studirenden Jugend ernsten Fleiß. Man redet jetzt so viel von einem Normalarbeitstage. Auch der Student möge sich einen solchen angewöhnen, wenn auch nicht von acht, so doch von vier Stunden. Das macht in vier Studienjahren mehr als viertausend Arbeitsstunden, und in solchen kann man recht viel lernen. Ich erwidere die freundliche Begrüßung mit einem Hoch auf Göttingen und die Studentenschaft.*)

---

11. August 1893.

Kissingen. Ansprache an Mitglieder des bayerischen Volksschullehrervereins.**)

Ich danke Ihnen für die freundliche Begrüßung. Es ist richtig, daß ich auch in diesem Jahre in Kissingen, wohin ich nun seit bald zwanzig Jahren

---

Anzahl von Professoren vertreten; die studentischen Korporationen hatten ihre Vertreter in Wichs abgeordnet. Prorektor Merkel begrüßte im Namen der Universität den Fürsten als deren früheren Zögling und brachte ein Hoch auf ihn aus.

*) Sodann ergriff der Oberbürgermeister Merkel das Wort zu einer Begrüßung im Namen der Stadt und überreichte der Fürstin ein mit den Farben der Stadt geschmücktes Bouquet. Auch das Corps Hannovera, dessen alter Herr der Fürst ist, widmete der Fürstin einen Blumenstrauß. Hieran schloß sich eine zwanglose Unterhaltung; im Verlaufe derselben kam der Fürst auf das Duellwesen zu sprechen und bemerkte, er habe schon als Göttinger Student eine Umgestaltung des Duellwesens geplant und dem damaligen akademischen Senate eine Denkschrift darüber eingereicht. Darauf rief Professor von Wilamowitz-Möllendorf dem Fürsten zu: „Ja wohl, Durchlaucht, diese Denkschrift, von Ihrer Hand geschrieben, befindet sich noch bei unseren Akten." „Sehen Sie wohl!" erwiderte lachend der Fürst.

Was den weiteren Verlauf der Reise anlangt, so sind insbesondere die Huldigungen zu erwähnen, welche dem Fürsten in Eisenach und Meiningen dargebracht wurden. In Eisenach brachte der Vorsitzende des Reichsvereins daselbst, Professor Dr. Stechele, ein Hoch auf den Fürsten aus, welches mit so anhaltendem Jubel aufgenommen wurde, daß der Fürst nicht zum Wort kommen konnte. Die Menge sang ein von Gymnasiallehrer Dr. Flex gedichtetes Begrüßungslied. In Meiningen wurde der Fürst von zahlreichen Verehrern nicht minder herzlich begrüßt; er dankte tief gerührt für die treue Anhänglichkeit.

Am Abend des 29. Juli trafen der Fürst und die Fürstin in Kissingen ein und wurden auf dem Bahnhofe, in der Stadt und auf der Saline mit Hochrufen empfangen. Die Straßen waren mit Fahnen geschmückt und glänzend illuminirt; die obere Saline erstrahlte in bengalischer Beleuchtung.

**) Etwa sechshundert Mitglieder des bayerischen Volksschullehrervereins, welche an der XII. Hauptversammlung des letzteren in Würzburg teilgenommen hatten, waren mit zahlreichen Damen von dort nach Kissingen gekommen, um dem Fürsten ihre Huldigung darzubringen.

Lehrer Dittmar-Nürnberg begrüßte den Fürsten und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß es den Lehrern vergönnt sei, den Einiger Deutschlands frisch und gesund zu sehen. Er schloß mit einem Hoch auf den Fürsten, welches brausenden Widerhall fand.

komme, Gesundheit und Heilung von mancherlei Leiden gefunden habe. Ich habe immer hier und in anderen bayerischen Landen eine freundliche Aufnahme gefunden und freue mich auch besonders Ihrer Begrüßung, sowohl im Rückblick auf die Vergangenheit als im Ausblick auf die Zukunft; im Rückblick auf die Vergangenheit insofern, als Ihr Erscheinen mir wohl einen Anteil an der Urheberschaft der Beziehungen Bayerns und der Bundesstaaten zum Deutschen Reich zuerkennt; im Ausblick auf die Zukunft insofern, als unsere nationale Zukunft zu einem großen Teil in den Händen der deutschen Lehrerschaft liegt.

Die Schule hat an unseren nationalen Institutionen einen erheblichen Anteil, und unsere Schule — und darin macht wohl der kleinste Staat keine Ausnahme — ist wie unser deutsches Offiziercorps eine spezifisch deutsche Einrichtung, welche uns andere Nationen so leicht und so rasch nicht nachmachen werden. Im Laufe der letzten Jahrzehnte haben die von der Schule in die Jugend gesenkten Keime Früchte getragen und uns ein nationales politisches Bewußtsein und eine politische Besonnenheit gebracht, welche uns früher nicht eigentümlich war.

Der mächtige Einfluß, welchen die Gesamtheit der Lehrer auf die nationale Erziehung nimmt, besteht darin, daß das deutsche Kind gleichsam wie ein unbeschriebenes Blatt dem Lehrer in die Hand gegeben wird, und was dieser zuerst im primären Unterricht darauf schreibt, bleibt mit unzerstörbarer Schrift fürs ganze Leben. Die jugendliche Seele ist ja weich und empfänglich, und jeder erfährt es, daß das, was er vom siebenten bis zum fünfzehnten Jahre gelernt hat, ihm auch unvergessen ist bis ins Greisenalter, daß es ihm klarer und verfügbarer bleibt als später Erworbenes. In dieser Bildsamkeit der Jugend, in dem Festwachsen der Kindheitseindrücke liegt die Gewalt des deutschen Lehrerstandes über die deutsche Zukunft. Ich habe schon bei früherer Gelegenheit gesagt: Wer die Schule hat, hat die Zukunft.

Welchen Einfluß die Schule auf den nationalen Charakter zu üben vermag, dafür gibt uns Frankreich ein Beispiel. Ich habe bei meinem Aufenthalte daselbst, im Krieg und Frieden, die dortigen Schuleinrichtungen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und man hat dort einen Weg eingeschlagen, der für unsere deutsche Heimat nicht zu empfehlen wäre. Die sonst hochgebildete Nation wird uns nicht zum wenigsten zu einem unbequemen Nachbar durch den Einfluß ihrer Schule, welche den Chauvinismus, die nationale Eitelkeit, die Unwissenheit in Geographie und Geschichte anderer Völker großzieht. Seit Napoleon I. ist insbesondere der französische Geschichtsunterricht eine große Geschichtsfälschung, die nicht ohne schädigenden Einfluß bleiben kann. Aus diesen Thatsachen, wie wir sie in Frankreich beobachten, sollte man Anlaß nehmen, nach den Worten „Erkenne dich selbst“ die minder glücklichen Eigenschaften unserer Nation durch die Schule zu bekämpfen. Aufgabe der Schule ist es z. B., dem früheren Hang unserer Landsleute zu Sonderverbindungen, welche von dem National-

gedanken ableiteten, entgegen zu treten. Ein Blick auf jede alte Karte vor 1800 mit den vielen Reichsdörfern, Reichsstädten, Reichsklöstern zeigt, wohin diese Neigung zum Zerreißen des Ganzen führte; jeder wollte von dem Mantel der kaiserlichen Nation einen Fetzen sich aneignen. Schon für die Schule ist es eine dankbare Aufgabe, auf die Festigung des Gefühls, daß wir alle Deutsche sind, hinzuwirken.

Ich spreche hier nicht gegen den Partikularismus, wie er von zentralisirenden Interessen bekämpft wird. Der Partikularismus ist durch die Vervielfältigung höfischer wie parlamentarischer Bildungsstätten im nationalen Conto ein wertvolles Saldo, das keine Gefahr, sondern eher eine Stütze für unser Zusammenhalten ist. Mit dem Partikularismus verbindet sich Treue und Anhänglichkeit an die einzelne Dynastie, und das ist notwendig. Denken wir uns als Fiktion, alle Dynastien Deutschlands verschwänden, glauben Sie, wir blieben einig? Ich glaube nein. Selbst von Preußen, so fest es gefügt ist, glaube ich nicht, daß es ohne Dynastie so fortbestehen würde. Die Dynastien sind der Senat der Nation, und sie sind als Bindemittel zur Einigkeit der Nation notwendig. Die Dynastien haben sich früher heftig bekämpft, und wir selbst, wenn ich als Preuße spreche, haben mit Bayern und gerade auch hier in Kissingen Krieg geführt. Das war ein Unglück, auf das ich nicht gerechnet hatte, aber mit dem ich schließlich rechnen mußte. Der Gedanke war ursprünglich der, daß, als Preußen und Oesterreich wegen des Dualismus stritten, aus dem einer ausscheiden sollte, — das war der Zweck des Krieges — die anderen Staaten unparteiisch bleiben würden. Die anderen Staaten griffen aber in den Kampf mit ein. Jene Zeit ist heute, nach fast dreißig Jahren, ein überwundener Standpunkt, und schon 1870, vier Jahre nach dem Bruderkriege, als manche von deutscher Kugel geschlagene Wunde noch nicht geheilt war, war jene unglückliche Zeit vergessen. Nicht nur der König von Bayern, das ganze bayerische Volk trat mit Begeisterung, als es die deutsche Grenze bedroht sah, für den Krieg ein. Als man sah, wie tapfer Bayern auf dem Schlachtfelde sich schlug, wie gute Kameradschaft es hielt, da hatte man das tröstliche Gefühl, daß die Tage von 1866 keine unheilbaren Wunden geschlagen.

Wir sind nun eine einheitliche, große Nation geworden und haben die Einrichtungen gefunden, als Nation zu leben und zu atmen und eine gleichberechtigte Rolle neben England, Rußland und Frankreich zu spielen, welche ihre Einheit früher begründeten.

In diese Zusammengehörigkeit sind wir so fest verwachsen, daß es schwer sein wird, uns auseinander zu bringen, und selbst wenn Mißgriffe in der Politik gemacht werden sollten, so werden die einzelnen Stämme sich darob nicht bekriegen, sondern diese Mißverständnisse auszugleichen sich bemühen. Ich habe schon früher einmal gesagt, uns auseinander zu bringen, würde schwieriger sein, als uns zusammen zu bringen, eine Aufgabe, an der ich auch mitgearbeitet

habe. Es wird unsere Aufgabe nicht erschweren, wenn wir gute Bayern und gute Sachsen haben, ich wünsche jedem Staat so viel Freiheit als möglich, insofern nicht unsere militärischen und Zoll-Einrichtungen leiden. Wir sollen, wo es notwendig ist, zusammengehen, sonst aber nachsichtig gegen die Eigentümlichkeiten der einzelnen Staaten sein, in denen diese groß geworden sind und sich wohl befinden. Zu diesen Eigenarten tragen die Dynastien wesentlich bei. Die bayerische Dynastie war früher und jetzt eine mächtige und starke Stütze des Reiches, und ich bitte Sie in Anerkennung dieser Thatsache mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Königliche Hoheit Prinz Luitpold, unser gnädigster Herr, er lebe hoch!*)

---

18. August 1893.

Kissingen. Ansprache an den Barmer Gesangverein „Orpheus".**)

Ich danke Ihnen für Ihre warme Begrüßung und beginne meine Erwiderung mit einem kleinen Protest gegen das, was Ihr Herr Vorstand über das Wupperthal gesagt hat. Ich kann das Thal als verrufen nicht anerkennen; für mich hat das Wupperthal eine politische Bedeutung dadurch gewonnen, daß mein erstes Erscheinen auf dem Gebiet der Politik des Reiches als Reichstagsabgeordneter für Elberfeld stattfand, also nicht nur in Elberfeld, sondern auch im Wupperthal die meisten Stimmen für mich waren. Und diese Anerkennung war eine gegenseitige, da ich mich dort beworben hatte und annahm. Auf dem Gebiet der Musik bin ich Ihnen leider nicht ebenbürtig. Bei der Ueberbürdung im Unterricht in meiner Jugend ist die Musik zu kurz gekommen. Trotzdem fühle ich nicht weniger Liebe zu ihr. Aber dankbar bin ich der Musik, daß sie mich in meinen politischen Bestrebungen wirkungsvoll unterstützt hat. Des deutschen Liedes Klang hat die Herzen gewonnen; ich zähle es zu den

---

*) Brausender Jubel mischte sich in das begeistert aufgenommene Hoch. Der Fürst unterhielt sich demnächst mit den Lehrern und äußerte dabei: Ewigen Dank schulde Preußen den Bayern für ihr gutes Bier, das man jetzt entweder echt oder „imitirt" überall in Norddeutschland und wohlfeiler als früher trinken könne. Ferner meinte er, daß die postalischen Einrichtungen seines „früheren Kollegen Stephan" auch zu der deutschen Einigkeit beigetragen hätten; denn wenn ein Ostpreuße für zehn Pfennig nach München schreiben könne, so empfinde er dabei auch seine Zugehörigkeit zum Reich.

**) Der Männergesangverein „Orpheus" aus Barmen hatte im Anschluß an eine Kunstreise durch Thüringen die Fahrt nach Kissingen unternommen, um vor dem Fürsten zu singen. Nachdem der Verein zwei Lieder vorgetragen hatte, hielt Professor Hörter eine Ansprache: Der Gesangverein rechne es sich zur höchsten Ehre, den Fürsten Bismarck, den Freund des deutschen Liedes, begrüßen zu dürfen, der als Begründer der deutschen Einheit auch als mächtiger Förderer des deutschen Liedes zu gelten habe. Im viel verrufenen Wupperthal gebe es zwar viele Parteien, aber alle seien einig in der Verehrung des Fürsten, der noch lange zur Zierde des Vaterlandes erhalten bleiben möge.

Imponderabilien, die den Erfolg unserer Einigkeitsbestrebungen vorbereitet und erleichtert haben. Wenige der Herren dürften alt genug sein, um sich der Wirkung zu erinnern, die 1841 das Beckersche Rheinlied erzielte. Damals war dieses Lied mächtig, und bei der Schnelligkeit, mit der es von der Bevölkerung, die meist noch partikularistisch war, aufgegriffen wurde, hatte es die Wirkung, als ob wir ein paar Armeecorps mehr am Rhein stehen hätten, als es thatsächlich der Fall war. Näher liegt uns der Erfolg der „Wacht am Rhein". Wie manchem Soldaten hat die Anstimmung dieses Liedes auf dem winterlichen Kriegsfelde und bei materiellem Mangel vor dem Feinde eine wahre Herzensstärkung gewährt, und das Herz und dessen Stimmung ist ja alles im Gefechte. Die Kopfzahlziffern machen es nicht, wohl aber die Begeisterung machte es, daß wir die Schlachten gewonnen haben; bei einigen waren wir in der Mehrheit, aber auch da, wo wir in der Minderzahl waren, haben wir durch die Qualität unserer Truppen gesiegt. Was war der Grund unserer Ueberlegenheit? Er lag im Herzen, in der Begeisterung, die unsere Disziplin auch da erhielt, wo sie unter ähnlichen Umständen bei den Franzosen schon gelockert worden war. Und so möchte ich das deutsche Lied als Kriegsverbündeten für die Zukunft nicht unterschätzt wissen, Ihnen aber meinen Dank aussprechen für den Beistand, den die Sänger mir geleistet haben, indem sie den nationalen Gedanken oben erhalten und ihn über die Grenzen des Reiches hinausgetragen haben. Unsere Beziehungen zum verbündeten Oesterreich, unserem mächtigsten Bundesgenossen, beruhen doch wesentlich auf Unterlagen im kulturellen Gebiete und nicht zum wenigsten auf den musikalischen Beziehungen. Wir wären kaum in gleich enger Verbindung mit Wien geblieben, wenn nicht Haydn, Mozart, Beethoven dort gelebt und ein gemeinsames Band der Kunst zwischen dem Niederrhein und Wien geschaffen hätten. Ja selbst unsere Beziehungen zu unserem dritten Bundesgenossen, Italien, waren musikalischer Natur früher wie politischer. Die ersten Eroberungen, die Italien bei uns gemacht hat, sind musikalische gewesen. Ich bin kein Gegner der italienischen Musik trotz meiner Vorliebe für die deutsche; im Gegenteil, ich bin ein großer Freund derselben. — In diesem Sinne spreche ich Ihnen, den Pflegern der Musik, meinen Dank aus. Pflegen Sie das deutsche Lied auch ferner. Das deutsche Lied, sowie es ernst wird, nimmt immer Anklang ans Vaterland; so auch die ersten Lieder, welche ich heute von Ihnen gehört habe, „Herz und Hand fürs Vaterland" ist immer der Grundton. Der Deutsche kann sich der Wirkung des Liedes nicht entziehen; er kommt in die richtige Stimmung, wenn er Musik hört; daher bin ich jedem Landsmanne dankbar, der dazu mitwirkt, obwohl ich nicht mit Ihnen in Reih' und Glied stehen kann. Es ist ein glücklicher Umstand, daß von unseren herrschenden Familien keine der Musik feindlich ist, sondern alle sie pflegen. Diese Kunst würde nicht in so hoher Entwicklung bei uns stehen, wenn ihre Ausübung nicht an den Höfen in so weiter Ausdehnung

stets verteilt gewesen wäre. Kommen Sie in eine französische oder russische Provinzialstadt, so werden Sie in dieser Beziehung nicht das Nämliche finden wie in Barmen und Elberfeld, die doch ebenfalls ohne höfisches Leben sind. In Ihrem Landesteil sind ja Parteiungen, im ganzen Reiche überall, aber all diese Parteien sind verschwunden, wenn die Sachen ernst werden wie 1866, wo der Krieg nicht einmal populär war, und gar 1870, wo nicht nur alles einig war, sondern wo es mit Sturmesgewalt vorwärts ging. Und so wird es auch in Zukunft bei jeder Gefahr sein. Wir Deutsche sind wie ein Ehepaar: wenn alles ruhig und still ist, zankt man sich wohl ein wenig; wenn aber ein Nachbar sich einmischt, fällt Mann und Frau vereint über ihn her. So war es bei uns Deutschen im Kampf mit Frankreich; er machte uns einig. Sie aber bitte ich, bringen Sie mit mir ein Hoch aus auf meinen ersten Wahlkreis, auf das Wupperthal!*)

---

20. August 1893.

Kissingen. Ansprache aus Anlaß einer Huldigung der Thüringer.**)

Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, mich zu begrüßen und mir die wohlthuende Anerkennung, die in dem Liede lag, das Sie gesungen haben und das ich schon in Eisenach bei meiner Ankunft in Thüringen gehört habe, durch ihre Gegenwart zu bestätigen und zum Ausdruck zu bringen.

Sie kommen hieher zu einer Zeit, in welcher für mich historische Erinnerungen immer besonders lebendig sind: die Erinnerungen an die großen geschichtlichen Begebenheiten der Augustwoche, wo in der Nähe von Metz vor nunmehr 23 Jahren die Siege erfochten wurden, welche die Grundlage gebildet haben zur Einigung und Entstehung des Deutschen Reiches, zu unserer heutigen nationalen Existenz. Es ist heute der 20. August, der Jahrestag eines schmerzlichen Rückblicks auf die Verluste, die unser Heer in jener Woche erlitten hatte,

---

*) Der Verein brachte sodann drei Volkslieder zum Vortrag, wobei der Fürst scherzend bemerkte: „Die Volkslieder gehen meistens auf das Sterben aus, mit dem Sterben aber wollen wir nicht so schnell bei der Hand sein.“

**) Ungefähr tausend Thüringer, zumeist aus Meiningen, waren mittelst Sonderzugs nach Kissingen gekommen und hatten mit zahlreichen anderen Verehrern des Fürsten in dem zur Wohnung desselben gehörigen Garten Aufstellung genommen. Nachdem die Versammlung das Lied: „Ach, wie ist's möglich dann“ gesungen hatte, erschien der Fürst im Garten und wurde stürmisch begrüßt. Baurat Fritze-Meiningen hielt eine warm empfundene Ansprache, die mit folgenden Worten schloß: „Wir sind gekommen, Eurer Durchlaucht ins echt deutsche Auge zu schauen und dann wieder heimzuziehen. Dank, Verehrung und Treue wollen wir aussprechen und den Wunsch hinzufügen, daß Gott unserem Fürsten Bismarck die Gnade erweisen möge, noch lange und bis an sein Ende in Gesundheit und Frische sich des von ihm Geschaffenen zu erfreuen. Unsere Treue und Verehrung drücken wir aus, indem wir rufen: Fürst Otto von Bismarck lebe hoch!“

die unsere Befürchtungen weit überstiegen und die damals eine niederschlagende Wirkung der Trauer auf uns übten. Die Opfer, welche die Woche vor Metz gefordert, sind im weiteren Verlaufe des Feldzuges ja noch schwerer geworden. Nichtsdestoweniger werden wir im Rückblick auf die Erfolge von heute den Preis, den wir für die Errungenschaften bezahlt haben, nicht zu hoch finden, und mit Ausnahme derjenigen, die schwere Verluste ihrer Angehörigen oder Verwundungen erlitten haben, muß heutzutage jeder sagen: Das Erworbene war der Opfer wert; wir betrauern die Opfer, aber wir sehen, daß sie nicht umsonst waren. Daraus dürfen wir eine Schätzung des Wertes der Errungenschaften entnehmen, die solcher Opfer wert waren, eine Schätzung, die uns verpflichtet, das Errungene mit großer Sorgfalt zu hegen und zu pflegen und stets eingedenk zu sein, der Größe der Opfer, die dafür gefallen sind, und es als eine Sünde gegen die Manen der Geschiedenen ansehen, wenn wir in jetziger Friedenszeit nicht thun, was wir können, um zu erhalten, was sie uns erkämpft haben, was durch sie uns erworben worden ist.

Was uns erworben worden, ist in erster Linie die nationale deutsche Einheit, die im Laufe der Jahrhunderte wiederholt zu stande kommen sollte, aber trotz der Bemühungen aller niemals erreicht wurde und nur unter der Asche fortglomm. Dieses Gefühl der Einheit, das Nationalgefühl, ist ja nicht wägbar und kein materielles, man kann davon nicht essen und trinken, es auch nicht in Geldwert umsetzen. Aber wie hoch wir es halten, das zeigt die Stimmung der ganzen Nation, so oft von der Einheit die Rede ist; das zeigt der Besuch, den Sie mir heute machen, und das zeigen die Besuche der anderen deutschen Stämme, die in der Hauptsache doch Anerkennung des Erworbenen und Zufriedenheit mit demselben bekunden. Und in dieser Auffassung ist mir eine Begrüßung wie die Ihrige heute von hohem Wert, indem ich darin nicht nur die Anerkennung der Vergangenheit und der Leistungen der einzelnen Personen erblicke, sondern zugleich eine Bürgschaft der Dauer, daß Sie das Errungene nicht wieder loslassen wollen.

Nächst dem Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit ist eine zweite Errungenschaft die erhöhte Sicherheit gegen äußere Angriffe und Kriege. Die Sicherung der nationalen Unabhängigkeit wird dadurch erhöht, daß wir zusammenstehen und auf diesem Wege die Kraft, die in der Nation steckt, zur vollen Geltung bringen.

Außerdem haben wir ein materielles Unterpfand unserer nationalen Sicherheit in der Vorrückung unserer Grenze nach Westen auf den alten Grenzzug der Vogesen erworben. Dadurch sind wir gegen die seit Ludwig XIV. ununterbrochenen Bedrohungen besser gedeckt. Durch Vorschiebung des französischen Gebiets nach Metz und Straßburg war gleichsam ein Keil in das deutsche Land getrieben worden und die Franzosen konnten immer schneller in Stuttgart sein als die Norddeutschen. Durch die Siege von Weißenburg und Wörth ist der

Zusammenhang zwischen Nord und Süd sichergestellt worden. Dies ist besonders für die früheren Grenzländer Baden und Württemberg wesentlich und von beruhigender Wirkung. Halten wir nicht aneinander fest, so werden wir auch nicht im stande sein, die Bollwerke festzuhalten, die wir an Metz und Straßburg gewonnen haben. Daher möchte ich vor allem strenges Festhalten an Einheit und Einigkeit allerseits empfehlen.

Es ist uns, seit wir einig sind, gelungen, den Frieden nunmehr 22 Jahre zu erhalten; ein annähernd ähnliches Resultat ist ein Menschenalter früher vom gesamten Europa, von Moskau bis Spanien, erreicht worden, doch nicht so dauerhaft. Die Ergebnisse des Wiener Kongresses und des zweimaligen siegreichen Einrückens des verbündeten Europa in Paris wurden wesentlich bedroht durch die Julirevolution 1830 und sie brachen zusammen mit dem Jahre 1848.

Daß wir nun mit diesem Nachbar, den wir nun einmal haben und den uns Gott gegeben, um uns wachsam zu erhalten und uns vor dem Einschlafen auf unseren Lorbeeren zu bewahren — daß wir mit diesem Nachbar 22 Jahre in Frieden gelebt haben, obschon inzwischen die Republik, also eine schwerer regierbare Form, dort zur Herrschaft gelangt ist, das beruht doch wesentlich auf dem Schwergewicht, das Deutschland durch seine Einigkeit erworben. Es ist nicht mehr so leicht, Deutschland anzugreifen, man würde in Paris nicht mehr mit sicherem Gefühle: „à Berlin!“ schreien wie zu einer Vergnügungsreise. Es ist ihnen zum Bewußtsein gekommen, welche Macht in unserem Volke steckt.

Darum möchte ich bitten, allen Anwandlungen zu widerstehen, die von verschiedenen Seiten an uns herantreten, an dem, was wir haben, zu nergeln und zu bröckeln. Manches wird vorgebracht, was darauf abzielt, an unserer Verfassung zu bröckeln, ohne daß man weiß, was man an seine Stelle setzen soll. Offiziöse Preßblätter machen heute Versuche, an unseren verfassungsmäßigen Einrichtungen im Sinne des Unitarismus zu verbessern. Das Bessere ist des Guten Feind.

Meine Freunde — ich meine die Nationalliberalen — hatten im Jahre 1848 andere, mehr unitarische Gedanken über die deutsche Zukunft, aber sie kamen damit nicht zum Ziel, und zwar deshalb nicht, weil ihre Durchführung in dieser Form den uns gemeinsamen Empfindungen nicht entsprochen hatte und mehr nach der Schablone als nach dem deutschen Gemütsleben gerechnet war. Sie hatten nicht gewußt oder nicht für wichtig gehalten, daß die materielle Macht in Deutschland bei den Dynastien lag. Sie hatten die Einheit ohne diese geplant und machten sie sich zu Gegnern, während wir doch Feinde genug in Europa hatten, wir brauchten sie nicht zu suchen. Ich glaube, es war richtig, alles zu schonen, was in der Richtung des Einheitsgedankens dem Ausland gegenüber irgend zu ertragen war. In diesem Sinn ist es mir eine besondere Freude, daß die Kundgebungen des Wohlwollens und die Anerkennung

der Vergangenheit mir namentlich auch außerhalb des größten deutschen Staates zu teil wurde. So lange Sie alle damit zufrieden sind, steht die deutsche Einigkeit auch fest.

Zu jenen preußischen Landsleuten aber, die damit nicht zufrieden sind, sage ich: „Ihr seid Partikularisten und kennt nicht, was außerhalb Preußens ist.“

Ich habe eben noch Karikaturen gefunden, wo mir ein eifriger Feind die Pflege der Kleinstaaten zum Vorwurf macht. Ich habe das mit Vergnügen und Genugthuung gesehen: ich bin niemals Unitarier gewesen. In derselben Karikatur wurde mir vorgeworfen, ich hätte in dieser Beziehung meine Gesinnung geändert: das ist eine frivole Beschuldigung. Ich habe von Anfang an gesagt: Wir müssen unsre Kleinstaaten, mit denen wir leben, schonen und erhalten; wir müssen sie heranziehen zu dem gemeinsamen Werke, und wenn man das Gegenteil thun wollte, wie heute in mehr oder weniger offiziösen Kreisen angedeutet wird, wenn man eine unitarische Zentralmacht, eine kaiserliche Regierung in Deutschland schaffen will, die bisher verfassungsmäßig nicht existirt, dann sehe ich mit Besorgnis auf diese Symptome hin.

Für Ihre Zufriedenheit als Thüringer würde es kaum förderlich sein, wenn Ihre acht freundlichen Fürstenresidenzen verschwänden aus Ihrem Berglande und deren Macht sich konzentrirte in einem kaiserlichen Oberpräsidium, das in Erfurt residirte. Der Deutsche hängt an seinen Dynastien, und die Dynastien haben gezeigt, daß sie auch an Deutschland hängen; sie sind mit den Rechten und Bürgschaften, die ihnen geblieben, zufrieden, mehr, als ich erwartet hätte. Das ist ein positiver Wert. Die Dynastien, die wir haben, müssen wir nicht bekämpfen, sondern pflegen.

Die Vorwürfe, die man mir macht, ich hätte früher anders gedacht, sind vollständig aus der Luft gegriffen; es ist die heute so übliche Verwechslung des Sachlichen mit dem Persönlichen. Man wirft mir vor, daß ich der Regierung Opposition mache. Ich fürchte diesen Vorwurf nicht. Wenn ich agitiren wollte, so brauchte ich nur eine Rundreise in Deutschland zu machen, Volksversammlungen abzuhalten und breit zu drücken, was ich an den Maßnahmen auszusetzen habe. Das ist mir nie im Traume eingefallen. Wenn mich aber politische Freunde besuchen, so mache ich aus meinem Herzen keine Mördergrube. Das Lügen habe ich auch als Diplomat nicht gelernt. Und ich betrachte einen Besuch wie den Ihrigen doch als eine stumme Frage, wie ich über Menschen und Dinge denke. Deshalb spreche ich mich darüber aus.

Seit meinem Austritt aus dem Amt habe ich die erste politische Aeußerung hierüber einer Studentendeputation hier in meinem Saal gethan, die etwas verwundert war über den Accent, den ich auf die Erhaltung der Reichsverfassung legte.

Ich bedaure in hohem Grade die Trennung des Reichskanzleramtes von dem preußischen Ministerpräsidium. Die Aemter der Verwaltungsbeamten des

Reiches, von denen der Kanzler der erste ist, sind lediglich exekutive und entbehren auf dem Gebiete der Gesetzgebung der Berechtigung zur Mitwirkung. Ich habe mit Verwunderung gelesen, daß in Frankfurt der preußische und der bayerische Minister und andere unter dem Vorsitze des Reichsschatzsekretärs, eines dem Reichskanzler untergeordneten Bureaukraten, getagt haben. Die Bedeutung des Reichskanzlers beruht auf seiner Stellung als preußischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, als welcher er die 17 preußischen Stimmen im Bundesrat zu instruiren berechtigt ist. Als Reichskanzler selbst ist er Vorgesetzter derjenigen Verwaltungen, die im Besitze des Reiches sind, als Post u. s. w. In der Gesetzgebung der Bundesländer hat er nicht weiter mitzuwirken, als die Vorlagen des Bundesrats an den Reichstag zu bringen. Aber innerhalb der Gesetzgebung hat weder Seine Majestät der Kaiser noch der Reichskanzler eine andere Thätigkeit zu entfalten, als die Publizirung der vom Bundesrat und Reichstag votirten Gesetze. Der Kaiser hat im Bundesrat keine Stimme, sondern nur der König von Preußen. Und deshalb ist notwendig, daß im Bundesrat nichts vorgebracht werde, was nicht vorher die Zustimmung des preußischen Staatsministeriums gefunden hat. Alle an den Bundesrat gehenden Vorlagen des „Präsidiums“ sind verfassungsmäßig vorher der Kritik des preußischen Ministeriums zu unterstellen; dies ist in der letzten Zeit nicht immer mit der nötigen Genauigkeit beobachtet worden. Ich habe im Dienst ja vorzugsweise den Titel „Reichskanzler“ geführt, das war aber ursprünglich nicht meine Absicht, indem der Reichskanzler zuerst nichts anderes als der frühere preußische Bundestagsgesandte im alten Sinne sein sollte mit dem Titel eines Präsidialgesandten, und es war beabsichtigt, ihm zugleich die Leitung der deutschen Abteilung im preußischen auswärtigen Ministerium zu übertragen.

Dieser Entwurf änderte sich, nachdem der Reichstag beschlossen hatte, daß der Bundeskanzler der verantwortlich kontrasignirende Beamte für die Anordnungen des Präsidiums, heute des „Kaisers“, sein solle. Nachdem dies rechtsbeständig geworden, mußten der auswärtige Minister und der Kanzler kombinirt werden, da der König nicht zwei konkurrirende auswärtige Ratgeber haben konnte. Es war rein zufällig, daß ich den Titel Reichskanzler gewohnheitsmäßig führte, meine Kompetenz lag in der Eigenschaft des leitenden preußischen Ministers, dessen Organ ich selbst als Reichskanzler war. Ich möchte nicht, daß meine Titelwahl zum Schaden in der Entwicklung des Reichs durch Uebertreibung der Stellung des Reichskanzlers wird; der Reichskanzler mit den wenigen Räten, die er um sich hat, kann die Thätigkeit des preußischen Gesamtministeriums nicht ersetzen mit dessen hundert oder tausend eingeübten Räten, die mit dem Volksleben durch ihren täglichen Dienst in Fühlung stehen und damit sachkundig vertraut sind. Es ist eine verfassungswidrige Künstelei, wenn man den Reichskanzler in seiner militärischen Person als verantwortlichen Träger unserer Gesetzgebung, oder wenn man den Reichsschatzsekretär als eine

verantwortliche Persönlichkeit hinstellen will, während er nur Untergebener des Reichskanzlers ist. Ob er nun Posadowsky oder Schraut heißt, ist ganz gleichgiltig; er ist nur ausführender Beamter, hat keine Verantwortung für unsere Gesetzgebung, und sie ihm beizulegen, ist eine tendenziöse Abweichung von der Verfassung. Ich halte die Tendenz dazu, wie sie in offiziösen Blättern Ausdruck gefunden hat, für schädlich und gefährlich. Wir dürfen im Unitarismus nicht über die Verfassung hinausgehen. Die Verfassung hat nicht nur der Opfer an Blut und Leben genug gekostet und ist deren wert gewesen, sondern es war auch eine außerordentlich schwere Arbeit, die seit Jahrhunderten kämpfenden divergirenden Interessen unter einen Hut zu bringen, und zwar in der Weise, daß schließlich alle zwar nicht zufrieden waren, aber doch zustimmten. Wenn daran gerüttelt wird, so macht mir das für mein Alter schwere Sorgen. Ich bin ja nicht mehr verantwortlich, aber ich würde ein Gefühl der Feigheit haben, wenn ich dazu schweigen wollte, wenn sich die Dinge so gestalten, daß sie ein Abbröckeln der Verfassung bedeuten.

Aber ich bin der Meinung, daß jeder meiner Landsleute dasselbe Bedürfnis hat, die Reichsverfassung aufrecht zu halten, und dieselbe Pflicht, wie ich, dafür einzutreten. Es ist ja ganz natürlich, daß die leitenden Persönlichkeiten des neuen Kurses nicht dieselbe Vertrautheit mit der Situation und Stimmung in Deutschland und im Ausland besitzen, wie sie beim alten Kurs und unter dem alten Kaiser durch vierzigjährige Erfahrung gewonnen worden waren im Frontdienste des diplomatischen und parlamentarischen Lebens.

In solchen Fällen muß jeder seinen Teil zur Richtigstellung unserer Politik beitragen und dazu mitwirken, daß die Regierungen davon Kenntnis erhalten; darunter verstehe ich die Regierungen Preußens sowohl wie der nichtpreußischen Bundesstaaten. Alle deutschen Landtage sollten sich in dieser Hinsicht thätiger zeigen; die Sorge für die deutsche Sache sollte in jedem deutschen Landtage die erste Nummer der Tagesordnung sein; das heißt die Frage: Geschieht, was unser schwer erkämpftes Gut schädigen kann oder nicht?

Ich hatte erwartet, daß Anträge in dieser Richtung bis zum Bundesrat gelangen würden, aber die lebhafte Beteiligung an den nationalen Fragen hat abgenommen, weil man die Einheit jetzt als einen Besitz betrachtet, der immer war und nicht mehr verloren gehen kann. Die alten Leute, die das erlebt haben, wie ich zum Beispiel 1833 auf einer Fußwanderung durch die thüringischen Staaten viele Unannehmlichkeiten mit Paß und Zoll erfuhr, werden immer seltener. Das ist jetzt anders geworden, aber man bildet sich ein, es sei immer so wie heute gewesen.

Man wirft mir vor, ich hätte früher jeden Widerstand gegen die Zentralisation bekämpft. Das ist eine Verwechslung zwischen Sache und Person. Ich bin mit den Vorlagen, die ich als Minister selbst eingebracht hatte, natürlich einverstanden gewesen und habe die Opposition dagegen bekämpft mit mehr

oder weniger Heftigkeit, wie sie eben in der Persönlichkeit liegt. Es ist aber etwas ganz anderes, wenn ich mit einer ministeriellen Vorlage nicht einverstanden bin, wenn ich sie schädlich finde, wie das heute mitunter vorkommt. Als Minister konnte ich die Vorlagen, die ich einbrachte, nicht bekämpfen; soll ich deshalb über Vorlagen, die ich mißbillige, jetzt schweigen, bloß weil sie ministerielle sind? Wenn ich von der höchsten Geschäftsleitung auch für unfähig gehalten worden bin, so kann ich doch dadurch, daß ich ein Menschenalter hindurch die Staatsgeschäfte nicht ohne Erfolg geleitet habe, nicht meine angeborenen staatsbürgerlichen Rechte der freien Meinungsäußerung verloren haben. Die werde ich mir nicht nehmen lassen, so lange ich lebe, und ich habe keine Bedürfnisse und Bestrebungen, die mich auf diesem Wege irre machen können. Aber wenn die Herren, wie ich aus Ihrem Zurufe entnehme, mit mir einig sind, daß der Weg des Unitarismus bedenklich ist, und daß unsere Dynastien nicht Gegner, sondern starke Hilfsmittel für die Einigkeit und Erhaltung des Reiches sind, so bitte ich Sie, mit mir ein Hoch auf die Thüringer Landesherren, die Wettiner sowohl als die anderen, auf alle acht auszubringen: „Sie leben hoch!"

Nachdem die stürmischen Hoch- und Bravorufe verklungen waren, fügte der Fürst hinzu:

Ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sie mir so lange Gehör geschenkt haben. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Ich stehe heutzutage mit keinem einzigen Blatt in Verbindung. Ich zahle mit derselben Münze, mit der mir gezahlt wird; wenn Sie kommen, um mich zu besuchen, als politische Freunde, so habe ich Grund, meine Dankbarkeit auszusprechen und Ihnen zu sagen, was ich über die heutige Lage denke.*)

---

27. August 1893.

Kissingen. Ansprache aus Anlaß einer Huldigung der Frankfurter.**)

Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie gekommen sind, mich hier zu begrüßen, und bitte um Ihre Nachsicht, weil ich in meinem Verkehr mit Ihnen

---

*) Sodann trat Oberbürgermeister Schüler aus Meiningen hervor und sagte etwa: Wenn der Fürst vorher bemerkt habe, daß die Personen, welche die Einheit geschaffen haben, vergessen würden, so sage er, „der Name Bismarck wird niemals vergessen werden". Er wolle aber auch der getreuen Begleiterin, der echten deutschen Frau, der Fürstin gedenken, der die Deutschen so vielen Dank schulden für die treue Pflege, die sie ihrem Gemahl angedeihen lasse. Er fordere deshalb alle auf, der Fürstin ein Hoch zu bringen. Begeistert stimmten alle zu, nicht zum mindesten der Fürst selbst.

**) Ein Sonderzug hatte mehr als neunhundert Personen, darunter zahlreiche Damen, von Frankfurt a. M. nach Kissingen gebracht. Im Garten der oberen Saline empfingen sie den Fürsten mit jubelnden Hochrufen. Justizrat Dr. Humser begrüßte ihn in einer kurzen Ansprache.

behindert bin durch einen Besuch alter Gäste, welcher mir diese Nacht zu teil geworden ist. Das sind die ischiatischen Schmerzen. Ich wünsche niemand von Ihnen, daß er sie kennen lerne; ich kenne sie seit 34 Jahren. Ich habe sie zuerst in St. Petersburg infolge des dortigen Klimas und der dortigen Aerzte bekommen und habe in meinem Leben unter schwerer Arbeit harte Kämpfe damit gehabt und diese Kämpfe überstanden. Ich hoffe also auch mit diesem verspäteten Anfall fertig zu werden.

Ich habe mich durch dieses Hindernis nicht abhalten lassen wollen, gerade diesen Besuch aus Frankfurt selbst entgegenzunehmen. Frankfurt ist die Stadt, in der ich mich, nächst Berlin, am längsten und am liebsten aufgehalten und gewohnt habe, nicht nur ich, sondern auch meine Frau und Familie. Ich bin von 1851 bis 1859 dort wohnhaft gewesen und hätte kaum geglaubt, daß ich nochmals in meinem Leben wo anders wohnen würde. Ich hatte mir schon auf Ihrem schönen Friedhof die Stelle ausgesucht, wo ich, sehr spät, zu liegen wünschte. Aber es kam anders. Ich wurde plötzlich nach dem Norden geschickt und habe dann Frankfurt zuerst wieder politisch ins Auge zu fassen gehabt im Jahre 1863, wie der Fürstenkongreß dort tagte. Es ist ja natürlich, daß eine so alte Krönungsstadt etwas Anziehendes hat für jede politische Entwicklung, die im ehemaligen und im jetzigen Deutschen Reich stattfand und stattfindet.

Ich glaube, es war ein Glück für unsere weitere Entwicklung, daß dieser damalige Versuch, den Bundestag in einer andern Form, in einer handlicheren, geschickteren, schneidigeren Form zu erneuern, mißlang. Ich glaube, daß meine früheren Kollegen die größere Beweglichkeit, die ihnen das damalige Projekt verlieh, kaum im Sinne des deutschen Volks benützt haben würden für die Thätigkeit des Bundestages. Ich bin dann mit Frankfurt wieder in Berührung gekommen im Jahre 1866 und zwar zu meiner Betrübnis als Gegner durch die Verschiebung der Situation, die sich im Lande gebildet hatte. Ich kann nicht leugnen, daß ich in dem Kriege 1866 nie frei geworden bin von der Versuchung, daß Frankfurt zum preußischen Staate in ein näheres Verhältnis treten müsse. Ich hatte aber nicht in Gedanken, daß dieses in einer widerwilligen Weise zu geschehen hätte. Es hat mich damals in Brünn Senator Müller besucht, und ich hatte ihn gebeten, zu Hause zu bestellen, daß so, wie der Krieg verlaufen wäre, Frankfurt unbedingt preußisch werden würde, daß uns aber doch sehr viel daran läge, in der damaligen Zeit, wenn eine freiwillige Anregung von seiten der Stadt käme. Ich sagte ihm damals: „Es gibt ja viel mediatisirte Fürsten, warum soll es nicht auch mediatisirte freie Städte geben, die, ohne ihre Selbständigkeit zu verlieren, dem Reiche gewisse Rechte übertragen?" Der Senator Müller hat, wie ich nachher gehört habe, diesen Auftrag von mir zu Hause nicht bestellt oder ihn nicht so ernst genommen, und dieser ist nicht zur Erörterung gekommen; dadurch erschien er als abgelehnt,

und es machte im Hauptquartier den Eindruck, als wenn Frankfurt noch auf eine andere Wendung des Krieges rechnete als auf die, welche im Juli in Brünn bereits vorlag. Das war ein Mißverständnis damals, das ja zwischen guten Freunden und wohlwollenden Mitbürgern zu manchem Verdrusse geführt hat.

Ich bin aber dann wiederum und zuletzt nach Frankfurt gekommen 1871, um dort den Frieden mit Frankreich abzuschließen, und da erlaubte ich mir, dem regierenden Bürgermeister zu sagen, daß ich wünschte, den Frieden nicht nur in Frankfurt, sondern auch mit Frankfurt nach Hause zu bringen.

Wenn wir 1866 nach dem Besitz von Frankfurt strebten, so war das nicht bloß ein preußisches Eroberungsbedürfnis in dem Sinne, wie Friedrich der Große Schlesien eroberte, sondern es war für jemand, der als letztes Ziel der damaligen Einheitsbewegung die Brücke über den Main betrachtete, von außerordentlicher Bedeutung; es war der Brückenkopf über den Main, nicht in militärischer, sondern in geistiger und handelspolitischer Beziehung. Wenn Frankfurt, die geborene Hauptstadt des Mittelrheins, beim Süden blieb, wenn Frankfurt nicht norddeutsch geworden wäre, so weiß ich nicht, ob die nächstliegenden größeren Staaten nach Süden hin ganz ebenso bereit gewesen sein würden, dem Beispiel dieses großen Handelsemporiums zu folgen. Das ist doch zu erwägen und zur Entschuldigung unserer Annexionsgelüste im nationalen Sinne anzuführen: Frankfurt war eine Anweisung, eine Anwartschaft auf die Herstellung der Verbindung zwischen dem Norden und Süden Deutschlands.

Als ich nachher im Jahre 1871 wieder nach Frankfurt gekommen bin, waren noch manche Wunden unvernarbt, die der Krieg geschlagen hatte, aber ich freue mich, daß die Stimmung sich geändert hat, wie ich seitdem stets gehört habe — und Ihr heutiger, so zahlreicher Besuch ist mir ein erneuter Beweis dafür.

Es ist lange Zeit, daß ich nicht so viel Frankfurter auf einer Stelle versammelt gesehen habe. Zuletzt, glaube ich, im Jahre 1890, wie ich von Homburg über den Frankfurter Bahnhof nach Hause fuhr; aber Ihr Besuch ist für mich doch ein Zeugnis, daß Sie mit den Dingen, wie sie geworden sind, zufrieden sind und mir, der ich bei der Herstellung und Herbeiführung erheblich mitgewirkt habe, nicht böse sind darüber, daß es so gekommen ist. Und deshalb danke ich Ihnen nochmals herzlich, daß Sie hergekommen sind, um Zeugnis abzulegen.

Ich bin ja daran gewöhnt, schon wie ich Minister war, und heute noch mehr, daß meine Bestrebungen und Ueberzeugungen in demjenigen Teile unserer Presse, der bei Herstellung des Deutschen Reichs nicht mitgewirkt hat, wenigstens nicht aktiv und wahrnehmbar, angegriffen und entstellt werden. So sehe ich mich täglich in Blättern, die mir zugeschickt werden, ohne daß ich sie bestellt habe, als Partikularisten hingestellt. Nun ist das im Rückblick auf meine bisherige Lebensthätigkeit, auf meine ganze Lebensstellung ja eine ziemlich komische

Anklage. Man beschuldigt mich, ich hetze die Partikularisten gegen das Reich. Umgekehrt: wer das, was ich gesagt habe, ich will nicht sagen mit Wohlwollen, aber doch mit Aufmerksamkeit betrachtet, der wird wissen, daß ich nur wünsche, daß die Einzelstaaten ihre Kräfte im Interesse unserer nationalen Einrichtungen und für unsere Reichspolitik bethätigen. Ich habe bei anderer Gelegenheit — ich glaube, als die Herren aus Thüringen hier waren — gesagt, daß die Landtage sich mehr mit der Reichspolitik beschäftigen sollten. Ich kann ja damit nicht gemeint haben, daß die Landtage dem Reichstage vorgreifen, auch nicht, daß sie dem Bundesrate das Konzept korrigiren sollten, sondern ich meine damit nur, daß in den Landtagen das Schweigen über das Reich zu tot ist. Ich habe nie den Gedanken gehabt, daß in den Landtagen die deutsche Politik gemacht werden sollte, aber die Landtage sollten meines Erachtens doch ihre Minister fragen: „Wie habt ihr sie gemacht, und warum habt ihr sie so gemacht?", damit das Interesse an den gemeinsamen Dingen erhalten bleibe. Es ist ja zweifellos, daß hier den Angehörigen eines jeden Einzelstaates die Fragen, die in der Reichspolitik zu entscheiden sind, zum großen Teil wichtiger sind und schwerer wiegen als diejenigen, über die ein Landtag Beschluß fassen darf. Kann denn der einzelne sich teilen etwa in einen vom Reiche indirekt und vom Landesherrn direkt besteuerten Bürger? Ich nenne die Besteuerung hier nur als ein Beispiel; es gibt unzählige andere Dinge, die nur der Reichsgesetzgebung unterliegen; aber diese greift so in unser Leben ein, daß es von erheblicher Wichtigkeit ist, diese Gesetzgebung mit der der Einzelstaaten in Uebereinstimmung zu halten.

Ich sehe dabei in dem Landtage etwas Aehnliches ungefähr wie in Preußen dem Ministerium gegenüber die Oberrechnungskammer. Die Landtage sollten, wenn ihre Regierungen im Bundesrate eine nicht ganz durchsichtige Haltung zeigten, sich doch so viel für die deutsche Hälfte ihres Wohlergehens interessiren, daß sie die Minister fragen: „Was habt ihr dabei gedacht, was für Gründe führt ihr an, daß ihr so gehandelt habt?"

Es ist ja dies die einzige Art von Ministerverantwortlichkeit, die wir überhaupt besitzen. Wir haben keine gesetzliche, keine juristische. Die einzige, die wir haben, ist, daß einem Minister, der etwas gethan hat, von seinen Landsleuten gesagt werden kann: Da hast Du Dich ungeschickt, um nicht zu sagen, recht dumm benommen.

Die Auffassung im Lande von dem, was ein Minister thut, sein guter Ruf und seine Ehrlichkeit sind die einzigen Faktoren, welche einen Minister in seiner Verantwortlichkeit bestimmen; etwas anderes haben wir nicht.

Wie steht es denn mit unseren Ministern im Bundesrate in dieser Hinsicht? Wer kritisirt denn das, wer weiß denn, was hier bei verschlossenen Thüren verhandelt ist? Der einzige, der darnach zu fragen hat, ist der Landtag. Also, wenn das Partikularismus ist, dann verdreht man die Worte. Im Gegenteil,

ich wünsche die partikularen Landtage mehr, als bisher der Fall gewesen ist, von den großen nationalen Interessen durchsetzt, belebt, begeistert zu sehen.

Vor dreißig Jahren war die deutsche Frage in allen Landtagen die erste. Jetzt ist es anders, jetzt sagt man dort: Diese Sache geht uns nicht mehr an. Ja, darauf ist unsere ganze Einrichtung, unsere deutsche Verfassung nicht berechnet, sondern auf das Ineinandergreifen aller amtlich berechtigten Faktoren im nationalen und einheitlichen Sinne. Und wenn wir das nicht erreichen, so fürchte ich, geht es rückwärts mit unserem Nationalgefühl, und das kann unter Umständen bei wechselnder europäischer Konstellation eine betrübte Sache sein.

Es kann auch nicht sein, wie man mich anklagt, daß ich an Stelle einer Reichsregierung die Preußens setzen wolle. Eine Reichsregierung kann nach unserer Verfassung überhaupt nicht anders ausgeübt werden, als von den fünfundzwanzig einzelnen Staaten zusammen.

Dabei halte ich für dringend notwendig, daß die äußere Spitze, wie sie sich heute in der Person des Reichskanzlers als Reichsregierung darbietet, sich nicht emanzipire von der Kontrolle des preußischen Staatsministeriums, das kollegial zusammengesetzt ist von zehn sachverständigen Ministern, die in den Sachen meist besser Bescheid wissen. Ich ängstige mich vor einem Kanzler, der handelt und dabei niemand gefragt hat als sich selbst und seinen Adjutanten. Ich wünschte, daß er einigermaßen am Gängelbande seiner preußischen Kollegen bleibe — er ist doch auch preußischer Minister; seine Hauptbedeutung liegt im preußischen Ministerium — und daß dieses sich mehr in direkter Fühlung mit den übrigen deutschen Ministerien, dem bayerischen, württembergischen, sächsischen u. s. w. hält. Ich habe mir gedacht, wenn unser Reich erst in Ordnung wäre, so würde die Reichspost schweres Geld verdienen durch die Korrespondenz der Ministerien unter einander. Die Hoffnung ist uns bisher nicht erfüllt worden.

Nun, meine Herren, ich fürchte, Sie und noch mehr die Damen durch weitere politische Erörterung zu ermüden, wenn ich meine Gedanken so auf politischem Gebiet spazieren lasse. (Lebhafte Zurufe „Nein!" aus den Reihen der Damen.)

Ich bitte Sie, mit mir auf meine langjährige Heimat ein Hoch auszubringen. Meine Frau ist oben, sie hängt ebenso an Frankfurt wie ich selbst, und wir haben beide einen angenehmen Rückblick auf die dort verlebten Jahre von 1851 bis 1859. Man hatte dort mit Politik genug zu thun, ohne davon überwältigt zu werden; man lebte in der Mitte Deutschlands in schöner Gegend; kurz, es war ein Herrenleben, ganz abgesehen davon, daß man zwei bis drei Monate Ferien hatte. Im Andenken an Ihre freundliche und glänzende Vaterstadt bitte ich Sie, mit mir der Anhänglichkeit an sie Ausdruck zu geben durch den Ruf: Die Stadt Frankfurt, sie lebe hoch! Et qui illam regit!*)

*) Die Ovation schloß mit einem von K. L. Schäfer ausgebrachten Hoch auf die Fürstin.

29. März 1894.

Friedrichsruh. Ansprache an eine Abordnung aus Düsseldorf.*)

Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Besuch und für das Wohlwollen, welches Sie mir bei vielen Gelegenheiten schon bethätigt haben und besonders bei diesem Anlasse, daß Sie meinen Namen verknüpft haben mit einem Werke der Menschenliebe, so daß es selbst der Kritik der Gegner nicht ausgesetzt sein kann. Ich freue mich auch darüber, daß Sie das Boot gerade nach Norderney gestiftet haben, an einen Ort, wo ich oft und mit vielem Vergnügen in der See schwamm — jetzt kann ich das allerdings nicht mehr. Damals, als ich dort war, habe ich mich gewundert, wie leicht einer, wenn er auch schwimmt, bei zu weitem Vorwagen zu Schaden kommen konnte, es dauerte mit der ganzen Mobilmachung des Rettungsapparates vom Lande aus immer lange. In Biarritz, wo ich in den sechziger Jahren mehrmals gewesen bin, hatte man die Einrichtung, daß ein Boot etwa zweihundert Schritte vom Ufer entfernt während der Badezeit mit Mannschaft belegt war; von dort konnten die Gefährdeten gesehen und schnell aufgenommen werden. Es wird in Norderney nicht leicht sein, das Boot zu stationiren am Badestrande. Einige von Ihnen sind jedenfalls in Norderney gewesen; sonst wären Sie nicht auf den Plan gekommen, das Boot gerade dorthin zu stiften. Es wird eine außerordentliche Verbesserung dieses Seebades sein, welches ich nur aus den vierziger Jahren kenne.

Wie Norderney erst 1866 an Preußen gekommen ist, so sind wir Altpreußen mit dem Düsseldorfer Lande erst seit 1815 in Beziehung gekommen, und jetzt denkt niemand daran, daß es auch den Rheinländern 1815 nicht angenehm war, preußisch zu werden; sie hatten früher in Düsseldorf eine Zeit der Blüte unter den bayerischen Statthaltern gehabt, und die Entwicklung des Düsseldorfer Kunstlebens ist von bayerischen Ursprüngen ausgegangen.

Dieser frühere Gegensatz zwischen den Rheinlanden und den alten preußischen Provinzen war noch in den dreißiger Jahren, als ich in Aachen war, lebendig, und die beiden verschiedenartigen Ströme des preußischen Staatslebens flossen neben einander, ohne sich zunächst zu mischen, wie Rhein und Main bei ihrer Vereinigung, wo man das Wasser beider Flüsse noch lange getrennt erkennen kann. Der Preuße hatte beim Rheinländer allerlei üble Beinamen; wer als Soldat einberufen wurde, ging zu den „Prüß", und wenn ein Mann von so uraltdeutschem Namen wie zum Beispiel Graf Hompesch

*) Eine von dem Landtagsabgeordneten Dr. Beumer geführte Abordnung von zwölf Mitgliedern des „Stammtisches zum Fürsten Bismarck" in Düsseldorf, überreichte dem Fürsten eine künstlerisch ausgestattete Adresse nebst einer Urkunde über die seitens des Stammtisches erfolgte Stiftung eines Rettungsbootes für Norderney. Dr. Beumer hielt eine warm empfundene Ansprache an den Fürsten.

über den Rhein verreiste, so sagte er mir ohne Arg: „Ich reise nach Deutschland".

So war es noch in den dreißiger Jahren. Die ersten Beziehungen gegenseitigen Wohlwollens kamen in künstlerischen Kreisen auf, und die Düsseldorfer Malerschule hat daran hervorragenden Anteil. Die Anerkennung, welche ihre Kunstschöpfungen im übrigen Deutschland, besonders in Berlin fanden, berührte wiederum in den Rheinlanden angenehm. Im Jahre 1847 bei dem vereinigten Landtage und später bei größerer Leichtigkeit des Verkehrs kamen mehr Rheinländer als früher nach Osten und sahen mit einem gewissen Erstaunen, daß wir so wild und unzivilisirt nicht waren, wie man ihnen zu Hause erzählt hatte. Mir sind besonders die Herren, welche als Abgeordnete nach Berlin kamen, in Erinnerung. Herr von der Heydt-Elberfeld war schon mehr gereist und welterfahrener, aber Leute wie Beckerath kamen mit Vorurteilen nach Berlin; ich erinnere mich, daß ich mit einem Abgeordneten aus dem Trierschen Lande, einem alten, würdigen Herrn, auf das Schloßdach in Berlin gestiegen war, von wo wir Aussicht auf die im Bau begriffenen Werderschen Mühlen hatten, die im alten Burgstil, wie er damals vom Könige gepflegt wurde, aufgeführt wurden. „Das wird nun auch wieder so ein Zwing-Uri," sagte mein Begleiter. — „Wieso?" — „Ja, sehen Sie nicht: Bastionen, Türme, Laufbrücken, doch natürlich, um Kanonen oben aufzupflanzen und Verteidigung gegen Volksaufstand vorzubereiten." — „Aber das sind ja Mühlen, und der König baut rein künstlerisch nach diesem Stile." Er blieb dabei, es sei ein Zwing-Uri.

Nun, seitdem sind wir im gegenseitigen Verständnis erheblich fortgeschritten. Ich bin ja in der Lage gewesen, diese Veränderung aus der Vogelperspektive zu beobachten. Die parlamentarische Gemeinschaft ist besonders von Gewicht gewesen, diese heterogenen und, wie man zuerst allgemein geglaubt hatte, inkommensurablen Elemente der altpreußischen Militärdressur und der rheinischen Behaglichkeit zur Verschmelzung zu bringen. Dieses parlamentarische Amalgam ist ja viel wirksamer geworden heute, wo wir statt Preußen Deutschland schreiben können, und auch die früher den Preußen minder günstigen Elemente werden die nationale Gemeinsamkeit der westdeutschen und ostdeutschen Denkweise nicht leugnen können. Deshalb freue ich mich über jeden Anlaß, der die Vertiefung des Gefühls der Gemeinsamkeit darthut.

Meine Landsleute, westliche wie östliche, sind beide Träger der deutschen Charaktereigenschaften des Ehrgefühls, der Treue und des Mangels an Streberei, wie sie in romanischen Ländern üblich sind. Unsere deutsche Zukunft ist wesentlich auf unserer Verfassung und auf dem parlamentarischen Leben basirt, lassen Sie uns dieses daher vor allem pflegen und uns auch nicht einreden, daß es mit einer monarchischen Gesinnung unvereinbar sei, wenn wir Kritik und Verwahrung gegen Regierungsmaßregeln einlegen, die wir nicht billigen. Im Gegenteil, eine ehrlich monarchische Gesinnung wird auf diesem Wege Förderung

finden, und für die Beziehungen des Bürgers zum Monarchen ist es klärend und nützlich, wenn die Kritik durch Parlament und Presse stattfindet. Ich habe gegen das Uebergewicht derselben im Beginn meiner amtlichen Zeit zu kämpfen gehabt; das war im Anfang der sechziger Jahre, wo das Element der Kritik nach meiner Meinung zu stark wurde und die Stellung des Monarchen zu schwach. Nun, ich habe das Meinige gethan, um das Mißverhältnis auszugleichen, vielleicht etwas zu wirksam nach der andern Seite hin; ich habe dem monarchischen Reiter in den Sattel geholfen, vielleicht war die Hilfe zu lebhaft im Eindruck des Kampfes.

Es bleibt immer Hauptsache, daß wir einig bleiben in monarchischer und deutscher Gesinnung, und ich freue mich, daß Ihr Besuch bei mir, einem langjährigen Minister, ebenfalls bekundet, daß Düsseldorf und Friedrichsruh nicht mehr durch Grenzen getrennt sind. Und dazu helfe uns Gott, daß wir das Band immer fester machen, welches große Krieger uns zu schmieden geholfen haben. Die Einigkeit von Ost und West ist die Grundlage der neueren preußischen Entwicklung gewesen. Sie haben in Düsseldorf die Industrie, den Handel und die Kunst, wir im Osten haben wenig mehr als den Ackerbau, aber wir dürfen uns durch diese verschiedenartigen wirtschaftlichen Interessen nicht in unseren gemeinsamen nationalen trennen lassen. Die Maler wollen wir dabei nicht vergessen und sie nicht als unproduktiv betrachten; wir haben nationale Kunst und Wissenschaft, und gerade auch in ihrer nationalen Bedeutung ist die Kunst produktiv. Also auf dauernde Einigkeit aller produktiven Stände!

---

30. März 1894.

Friedrichsruh. Ansprache an eine Abordnung von Frauen und Jungfrauen aus Baden &c.*)

Ich danke Ihnen, mein gnädiges Fräulein, für die warme und herzliche Ansprache, und ich danke Ihnen allen, meine Damen, für die hohe Ehre und Freude, die Sie mir durch Ihren Besuch und die Ueberbringung des Grußes

---

*) Die Abordnung, welcher folgende Damen: Freifrau von Heyl-Worms, Gräfin Oriola, Frau Wolfskehl-Darmstadt, Frau Professor Oncken-Gießen, Frau Präsident Lippold-Mainz, Frau Oberbürgermeister Küchler-Worms, Fräulein Kuby-Edenkoben, Frau Kommerzienrat Krieger-Kaiserslautern, Frau A. Abresch-Neustadt, Fräulein Böcking, Frau Präsident Hessert-Landau, Frau Präsident Eckhard-Mannheim, Frau Konsul Kölle-Karlsruhe und Frau Präsident Kiefer-Freiburg angehörten, hatte die Aufgabe, eine mit mehr als 100 000 Unterschriften bedeckte Adresse von Frauen und Jungfrauen aus Baden, Hessen und der Pfalz zu überreichen. Die Adresse ruht in einer kostbaren Truhe mit reichem Silberbeschlage. Fräulein Böcking trug aus dem Gedächtnis die von ihr in Reimen abgefaßte Adresse vor. Der Wortlaut des Gedichts, sowie eine nähere Beschreibung der Truhe finden sich in den „Hamburger Nachrichten“ Nr. 75 vom 31. März 1894.

erweisen, dessen Trägerinnen Sie sind. Ich erfahre damit eine Auszeichnung, die meines Wissens noch niemals einem deutschen Minister widerfahren ist, und die einmal für mich persönlich ein Gegengewicht der gehässigen Anfeindungen meiner Gegner, ich kann wohl sagen der Gegner des Deutschen Reiches, in die Wagschale wirft und die jene reichlich aufwiegt. Sie haben mir zu Ehren und zur Freude eine große Anstrengung gemacht. Es ist eine weite Reise, die Sie zurückgelegt haben, nicht ohne Unbequemlichkeiten, deren ich mich in meinen Jahren als Mann kaum mehr aussetzen würde mit auswärtigen Nachtquartieren und Nachtfahrten; ich empfinde fast ein Gefühl der Beschämung, daß Sie so viel für mich gethan haben. Aber es ist für mich nicht nur eine persönliche Freude, die Damen hier zu sehen, es ist mir auch eine große politische Genugthuung, denn Sie kommen ja doch nicht meiner Person wegen, sondern meiner Arbeit wegen, die hinter mir liegt, und der Sache wegen, der sie gegolten hat. In Ihrer Begrüßung liegt ein volles und freies Anerkenntnis für das Deutsche Reich, wie es unter Kaiser Wilhelm I. entstanden ist, eine Anerkennung der Wohlthaten, die uns Deutschen dadurch zu teil geworden sind, ich will nicht sagen, der alten Herrlichkeit des Reiches, aber doch des Ansehens, zu welchem wir im Bewußtsein des Gewichtes einer großen Nation in Europa heut berechtigt sind. Gerade diese Kundgebung der Damen, wie ich sie heute erlebe, ist mir in der Richtung besonders wertvoll; ich habe früher wohl geäußert, wenn mich eine Deputation meiner Mitbürger begrüßte, es sei mir zu Mute, als hätte ich einen hohen Orden empfangen. Der Orden, welchen Sie mir bringen, meine Damen, ist ein Orden mit Eichenlaub und Brillanten, möchte ich sagen, zugleich aber eine Bürgschaft für unsere politische Zukunft.

Was bei uns bis in die Häuslichkeit der Frau durchgedrungen ist, das sitzt fest, viel fester, als das aus Parteikämpfen im öffentlichen Leben hervorgehende und mit der Kampfstellung wechselnde Urteil der Männer; es ist, ich möchte sagen, der Reinertrag des ganzen politischen Geschäfts, was sich im häuslichen Leben niederschlägt; es überträgt sich auf die Kinder, ist dauerhafter und auch im Fall der Gefährdung hält es fester. Hat der deutsche Reichsgedanke einmal die Anerkennung der deutschen Weiblichkeit gewonnen, dann ist er unzerstörbar und wird es bleiben; ich sehe in der häuslichen Tradition der deutschen Mutter und Frau eine festere Bürgschaft für unsere politische Zukunft, als in irgend einer Bastion unserer Festungen. Die Ueberzeugung, welche einmal in die Familie durchgedrungen ist, hält die Weiblichkeit strammer fest als Wehr und Waffen, und wenn wir je das Unglück hätten, einen ungünstigen Krieg zu führen, Schlachten zu verlieren oder ungeschickt regiert zu werden: die Thatsache, daß der Glaube zu unserer politischen Einheit bis in die Frauengemächer gedrungen ist, wird uns immer wieder zusammenbringen, und im Fall der Entscheidung wird es sich herausstellen, daß in der elementaren Herzensbewegung — gestatten Sie mir den scherzhaften Ausdruck — des

„ewig Weiblichen“ eine stärkere Macht steckt als in den zersetzenden Säuren, die unsere Männerparteien auseinanderbringen. Mein Vertrauen in die Zukunft beruht auf der Stellung, welche die deutsche Frau genommen hat. Die Ueberzeugung einer Frau ist nicht so veränderlich, sie entsteht langsam, nicht leicht, entstand sie aber einmal, so ist sie weniger leicht zu erschüttern. Wie lange ist es her, da man gegenüber Altpreußen — „Berliner Pflanzen“ — keine ernsthaft wohlwollende Stimmung im südwestlichen Deutschland hegte! Und jetzt kommen Sie aus dem Südwesten zu mir, aus dem Nordosten, und wer von uns hat nicht das Gefühl, daß wir zusammengehören zu demselben Stamme, daß keine Landesgrenze zwischen uns liegt. Wir sind ein einig Volk von Brüdern und Schwestern, und auf die Schwestern ist unter Umständen noch mehr Verlaß als auf die Brüder, in der Politik und auch zuweilen im Privatleben. Und deshalb, meine Damen, nehmen Sie meinen herzlichsten Dank. Mir fehlen die Worte, ihn voll auszudrücken und ihn jeder einzelnen von Ihnen so, wie ich es möchte, auszusprechen. Ich kann nur sagen: Es ist so 'was noch gar nicht dagewesen. Herzlichen Dank!*)

---

31. März 1894.

Friedrichsruh. Ansprache bei Gelegenheit eines von hamburgischen Bürgern veranstalteten Fackelzuges.

Meine Herren! Ich fühle mich hochgeehrt durch die Begrüßung, die Sie mir heute, wie in früheren Jahren, von Hamburg aus darbringen; aber nicht nur geehrt fühle ich mich, sondern ebenso herzlich freue ich mich über diese nicht bloß nationale, sondern auch nachbarliche Begrüßung. Ich habe den Eindruck, daß, seit ich nicht mehr im Amte bin, das Wohlwollen, dessen Kundgebung mich heute so sehr erfreut, eher im Wachsen als im Abnehmen begriffen ist. Es macht mir natürlich die herzlichste Freude und wirkt erhebend auf mich, wenn ich mir sage, daß die amtliche Stellung in Bezug auf das Wohlwollen, welches für mich gehegt wird, ganz ohne Einfluß blieb, sondern daß es eine rein persönliche Kundgebung der landsmannschaftlichen Liebe ist, die ich durch Vermittlung Ihrer Organe entgegennehme.

Es ist in unserer politischen Welt nicht oft vorgekommen, daß man von einem Minister, der vier Jahre von der amtlichen Bildfläche verschwunden war und der nur noch Privatmann ist, überhaupt noch den Geburtstag gewußt hat,

*) Sobald der Fürst geendet hatte, umringten ihn sämtliche Damen, deren jede ihm einen Blumenstrauß überreichte und sich zum Handkuß niederbeugte. Mit den Worten: „Das ist die verkehrte Welt“, wehrte der Fürst den Damen, und da es ihm doch in fast keinem Falle gelang, den Handkuß zu verhindern, so erwiderte er denselben mit Küssen auf Wange und Mund.

noch viel weniger, daß man ihm Kundgebungen des Wohlwollens darbringt. Daß mir diese Auszeichnung im Leben widerfährt, ist zum Teil eine Folge der historischen Entwicklungen, bei denen ich mitgewirkt habe, nicht sie zu schaffen, sondern zu leiten. Die Masse zur deutschen Einigkeit war flüssig und gußbereit. Ich habe gethan, was ich konnte, ohne Menschenfurcht und ohne Selbstsucht, daß der Guß rasch, sicher und glücklich vollzogen wurde. Die Erinnerung hieran allein reicht jedoch nicht hin, um mir das Wohlwollen meiner Landsleute so zu sichern, daß ich Sie hier an meinem Geburtstage begrüßen kann. Es gehört dazu noch ein Element, das besonders bei uns Deutschen speziell ausgeprägt ist, es ist das Gefühl der Gegenseitigkeit. Ein altes Wort schon sagt, es gäbe keine lange Liebe ohne Gegenseitigkeit, und wenn ich nicht meinerseits beseelt, getragen und geführt worden wäre durch die Liebe zum Vaterland und zu meinen Landsleuten, so glaube ich nicht, daß mir die Genugthuung widerfahren würde, so viele Gegenliebe zu finden, welche meine amtliche Thätigkeit überdauert. Ich erwidere diese Liebe als Nachbar und Ehrenbürger von Hamburg. Ich habe im vorigen Jahre die Cholerazeit mit Ihnen empfunden und auch das frühere Leid vor mehr als fünfzig Jahren, sowie die Leiden aller Deutschen als eigenes stets empfunden. Meine Mitbürger haben erkannt, ich lebe und empfinde mit ihnen. Es gereicht mir zur besonderen Freude, daß man in Hamburg meiner in dieser Weise gedacht hat.

Lassen Sie mich schließen mit dem herzlichen Wunsche für das Floriren und Gedeihen unserer größten deutschen Handelsstadt, welche mit den Interessen der ganzen deutschen Nation auf das innigste verknüpft ist. Blüht diese, so blüht ganz Deutschland, geht sie unter, so geht ganz Deutschland unter. Ich bitte daher, mit mir einzustimmen in den Ruf: Hamburg lebe hoch!

---

20. April 1894.

Friedrichsruh. Ansprache an nationalliberale Reichstagsabgeordnete.*)

Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre freundlichen Worte und Ihnen allen, meine Herren, danke ich für die hohe Ehre, die Sie mir erzeigen, indem

*) Zur Begrüßung des Fürsten hatten sich folgende nationalliberale Reichstagsabgeordnete nach Friedrichsruh begeben: Adt, Kommerzienrat zu Ensheim in der Pfalz; Bantleon, Oekonomierat zu Waldhausen in Württemberg; Bassermann, Rechtsanwalt zu Mannheim; Dr. Blankenhorn, Bürgermeister zu Müllheim in Baden; Dr. Böhme, Justizrat zu Annaberg; Boltz, Justizrat zu Saarbrücken; Dresler, Kommerzienrat zu Creuzthal, Kreis Siegen; Feddersen, Hofbesitzer zu Südergaard bei Hoyer; Fink, Kreisdeputirter zu Weyer, Reg.-Bez. Wiesbaden; Frank, Landwirt zu Pforzheim; Dr. Hasse, Professor in Leipzig; Hische, Fabrikdirektor zu Bennigsen; Hofmann (Dillenburg), Amtsrichter zu Rennerod: Hosang, Gutsbesitzer zu Sommersdorf, Reg.-Bez. Magdeburg; Jebsen, Schiffsrheder zu Apenrade; Jorns, Fabrikbesitzer zu Osterode a. H.; Krämer, Bürgermeister zu Kirchen a. d. Sieg; Münch-Ferber,

Sie mir durch Ihren Besuch hier in Friedrichsruh bekunden, daß die Reichsverfassung und meine Mitarbeit an derselben Sie noch heute befriedigt und Sie mir wegen dieser Mitarbeit Ihre Anerkennung zollen. Es hieß früher, daß die Verfassung mir persönlich auf den Leib geschnitten sei und daß ich, wie jener Danziger Uhrmacher, der einzige sei, der die Uhr im Gange halten könne. Wie unrichtig diese Anschauung ist, beweist die Thatsache, daß auch Graf Caprivi unter zuzeiten schwierigen Umständen nun doch seit vier Jahren mit dieser Verfassung regiert hat, ohne das Bedürfnis einer Aenderung zu empfinden und ohne in der Verfassung einen Hemmschuh nationaler Thätigkeit zu erblicken, wie dies früher zur Zeit des alten Bundestages der Fall gewesen ist. Ich zweifle nicht daran, daß diese Verfassung, welche sich anknüpft an

---

Kommerzienrat zu Hof in Bayern; Graf v. Oriola, Gutsbesitzer zu Büdesheim in Oberhessen; Dr. Osann, Rechtsanwalt zu Darmstadt; Dr. Pieschel, Amtsgerichtsrat zu Erfurt; Placke, Kaufmann zu Aken a. Elbe; Rimpau, Rittergutsbesitzer zu Emersleben, Kreis Halberstadt; Rothbarth, Oekonomierat zu Triangel bei Gifhorn; Schulze-Henne, Gutsbesitzer zu Lohne, Kreis Soest; Walter, Mühlenbesitzer zu Groß-Heringen i. Thür.; Wamhoff, Hofbesitzer zu Schledehausen, Kreis Osnabrück; Weber, Vizekonsul a. D. in Heidelberg.

Aus der Mitte der vom Abgeordneten Placke geführten Deputation trat Professor Dr. Hasse vor, um in einer von tiefer patriotischer Empfindung und dankbarer Anhänglichkeit an den Fürsten getragenen Ansprache den Gefühlen seiner Fraktionsgenossen Ausdruck zu geben. Er sprach etwa folgendes:

„Eure Durchlaucht sehen einige Abgeordnete des deutschen Reichstags vor sich, die als Mitglieder und Hospitanten der nationalliberalen Fraktion angehören und in ihrer Mehrheit erst im vorigen Jahre in den Reichstag eingetreten sind. So ist es gekommen, daß wir zu unserem Bedauern und dem des ganzen deutschen Volkes dort Eure Durchlaucht nicht mehr an der Stelle sahen, wo, wie wir gehofft hatten, Sie noch lange, lange Jahre stehen würden. So ist es gekommen, daß wir Sie bitten mußten, uns an dieser Stelle zu empfangen, um Ihnen unsere Huldigungen darzubringen und in einer kurzen Stunde persönlichen Zusammenseins uns für die künftige politische Thätigkeit zu stärken. Als wir im vorigen Jahre nach heißen Kämpfen von unseren Mitbürgern in den Reichstag gesandt wurden, haben unsere Wähler uns eine Menge von Wünschen mit auf den Weg gegeben, die erklärlicherweise zunächst auf die Fragen des Tages und auf die materiellen Interessen gerichtet waren, die sich ja heute in unserem Leben mehr als wünschenswert geltend machen. Ich möchte aber ganz ausdrücklich betonen, daß unsere Wähler auch von uns forderten, daß wir in der Politik die Wege wandeln möchten, die von Eurer Durchlaucht in der Politik für diese Generation festgelegt worden sind, soweit es Zeit und Umstände gestatten, daß wir aber über allen Wandel der Verhältnisse hinaus treu zur Person unseres Fürsten Bismarck stehen möchten. Am jüngsten Geburtstage Eurer Durchlaucht sind ja wohl mehr als elftausend Glückwünsche hier eingetroffen, aber Hunderttausende sind es, die hinter uns und diesen Gratulanten stehen, und gerade wir, die wir so oft daheim Gelegenheit haben, in engerem oder weitestem Kreise Trinksprüche auf unsern Nationalhelden auszubringen, oder in sie begeistert einzustimmen, dürfen bezeugen, daß die Liebe und Verehrung zu Eurer Durchlaucht in den letzten vier Jahren nicht vermindert, sondern mächtig gewachsen ist. Hunderttausende beneiden uns um das Glück dieser Stunde, und so darf ich wohl meine hier erschienenen Freunde auffordern, begeistert mit mir einzustimmen in den Ruf: Hoch und noch lange lebe zum Heile des Vaterlandes unser Altreichskanzler Fürst Bismarck!"

historisch Gewordenes oder, wie der Geologe sagt, an „gewachsenen Boden“, ihre Proben auch ferner bestehen wird, so ernsthaft sie auch sein mögen.

Es liegen manche schwere Aufgaben für die nächsten Reichstage vor. Ich nenne in erster Linie die Deckung des finanziellen Ausfalles unter Schonung des guten Einvernehmens der verschiedenen Klassen der Kontribualen, welche bei der Finanzreform zur Deckung des Ausfalls herbeigezogen werden können, der durch den Verzicht auf erhebliche Beträge der Zölle nötig geworden ist. In zweiter Linie die Notlage der Landwirtschaft, die doch einen zu erheblichen Anteil unserer Landsleute betrifft, um von Reichs wegen ignorirt werden zu können. Die Annahme, daß die Landwirtschaft die Reichsgesetzgebung nichts anginge, weil sie unter Artikel 4 der Verfassung nicht aufgeführt sei, zeigt ja doch einen Mangel an Vertrautheit mit unserem Verfassungsleben, mit den Absichten der Gesetzgeber, mit unserem ganzen wirtschaftlichen Leben, wie ich ihn kaum für glaublich hielt, und wie ich ihn nicht an so hoher Stelle gesucht hätte. In jenem Artikel der Verfassung ist auch kein anderes Gewerbe genannt, und man könnte mit demselben Recht sagen, alle Handwerker, seien es Schuhmacher, Schmiede oder sonst irgendwelche, gingen das Reich und seine wirtschaftliche Gesetzgebung nichts an. Aber der Reichsgesetzgebung können unmöglich die Geschicke von zwanzig Millionen Reichsbürgern, die Landwirtschaft betreiben, gleichgiltig sein. Mag die Landwirtschaft ausdrücklich und formell als zur Kompetenz des Reiches gehörig bezeichnet sein, sie gehört eben zur wirtschaftlichen Pflege der Gesetzgebung.

Wir haben eine weitere schwierige Aufgabe zu lösen auf dem Gebiete der Beziehungen der geordneten staatlichen Gesellschaft zur Sozialdemokratie. Ich glaube nicht, daß diese Frage auf die Dauer einfach totgeschwiegen werden kann, sondern daß man ihr früher oder später aktiv näher treten muß, — auf welche Weise, darauf will ich heute nicht weiter eingehen. Wir haben ferner speziell bei uns in Preußen neuerdings die polnische Frage wieder beleben sehen, die in ihrer Ausdehnung auf Oberschlesien, wo dieselbe früher nicht bekannt gewesen, schädlicher wird, als sie war, für die mühsam errungene Einigkeit der Bevölkerung und für ein günstiges Verhältnis zu unseren polnisch sprechenden Landsleuten. Man hat die polnische Begehrlichkeit neu aufgemuntert, und das ist ein bedenkliches Experiment, zumal in der polnischen Frage eine europäische Frage über Krieg und Frieden liegt.

Ich glaube ja nicht, daß letztere sehr nahe bevorsteht. Es ist weniger die friedliche Gesinnung aller Regierungen, die den Frieden bisher erhält, als die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der Chemiker in der Erfindung neuer Pulversorten und der Techniker in der Vervollkommnung der militärischen Ballistik und deshalb die für die Leiter eines kriegslustigen Staates unter Umständen entscheidende Erwägung, daß sie es nicht für erfolgreich halten, loszuschlagen, wenn ihre Heere nicht im Besitze der neuesten Erfindungen sind. Es klingt

fast wie Satire, ist es aber nicht, daß der Chemiker bisher die Schwerter in der Scheide hält und durch seine Erfindungen über Krieg und Frieden entscheidet. Ich will damit nur aussprechen, daß ich nach meinen politischen Erfahrungen an keine nahe bevorstehenden auswärtigen Verwicklungen glaube, weil keine von den großen europäischen Mächten mit ihren Vorbereitungen fertig ist. Aber immerhin sind die Schwierigkeiten, denen wir entgegengehen, so groß, daß sie uns gebieterisch die Notwendigkeit nahe legen, wie der Seemann sagt, uns klar zum Gefecht zu halten; dazu rechne ich, daß in den Parteikämpfen Maß gehalten werde, daß die staatserhaltenden Parteien sich weniger trennen, sondern nach Möglichkeit einander nähern und sich wie früher zu einem Kartell zusammenthun, dem Bedürfnisse geordneter Zustände folgend, welches sie einigt unter Pflege unserer verfassungsmäßigen Einrichtungen, und daher komme ich auf den Punkt, der mir augenblicklich am Herzen liegt, daß wir uns so einrichten müssen, wie wir auf die Dauer im Geiste und Sinne der Verfassung bestehen können. Die Aemter des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten können auf die Dauer nicht getrennt sein, ohne die Verfassung zu fälschen, die Autorität des Reiches zu schwächen. Der Gedanke einer Personalunion zwischen Reich und Preußen, ähnlich derjenigen wie zwischen Schweden und Norwegen, hat niemals in der Verfassung gelegen, und wir haben, wie die Herren von Ihnen, die alt genug sind, um das mit mir erlebt zu haben, bestätigen werden, zwischen Reichspolitik und preußischer Politik an die Möglichkeit eines gegenseitigen Bekämpfens und Rivalisirens niemals gedacht, und wer diesen Gedanken zur Wirklichkeit machen wollte, der, ich will keinen harten Ausdruck gebrauchen, schädigt unwissend vielleicht unsere nationale Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsere verfassungsmäßige Sicherheit. Ein Reichskanzler, der nicht auf die Autorität des preußischen Staatsministeriums gestützt ist, schwebt mit der seinigen in der Luft, wie ein Seiltänzer. Die Bedeutung des Reichskanzleramts in unserer Politik im Verhältnisse zu Preußen ist gedacht wie etwa in jenem Beispiele aus der griechischen Mythologie diejenige von Antäus, der aus der Berührung mit der vaterländischen Erde immer neue Kräfte sog, und den Herkules in die Luft heben und isoliren mußte, um ihn zu erwürgen. Es ist ganz einleuchtend, daß ein Reichskanzler, der gestützt ist auf das ganze preußische Staatswesen, mehr Bedeutung hat als einer, der nur auf seinen persönlichen Wirkungskreis und auf die Erfahrungen, die er persönlich in militärischer Stellung sammeln konnte, angewiesen ist.

Das Reich ist gestützt auf die Ministerien aller verbündeten Staaten, deren jedes seinem Lande verantwortlich ist für die Art, wie es sich im Bundesrat verhält; namentlich trifft dies aber auf das preußische Staatsministerium zu, und ich bedaure, daß meine Landsleute im preußischen Landtage Interpellationen hierüber völlig unterlassen haben, vielleicht in der Hoffnung, daß, wenn sie artige Kinder wären, sie wieder nach vorn kommen

würden und, dem Reichskanzler zustimmend, ihn seine Politik ohne preußische Kontrolle betreiben ließen. Ein Reichskanzler, der nicht die Stimmführung für Preußen hat, ist ja in der Gesetzgebung eine ganz ohnmächtige Potenz. Er kommt in der verfassungsmäßigen Ordnung der Dinge gar nicht zur Erscheinung. Er kann die Gesamtpolitik nicht anders vertreten als in Uebereinstimmung mit der Mehrheit seiner preußischen Ministerkollegen. Wenn er sich von denen lossagt, so steht er in der Luft. Im Bundesrat ist er dann nichts anderes als ein Verwaltungsbeamter des Reichspräsidiums. Das ist meines Erachtens das nächste Bedürfnis der Zukunft, was wir politisch zu erstreben haben, daß diese unnatürliche Trennung zwischen dem Reichskanzleramte und dem preußischen Ministerpräsidium aufhöre, und daß der Reichskanzler in der Lage bleibe, das solide Fundament des preußischen Staates hinter sich zu haben, dadurch kann seine Autorität im Reiche und im Auslande nur wachsen. Wenn die übrigen Bundesgenossen Preußen das Präsidium übertragen haben, so geschah das nicht nur, um einen von Preußen ernannten Reichskanzler zu schaffen, sondern im Vertrauen zu der Tüchtigkeit des preußischen Staates in Zivil und Militär. Wenn aber dieses hinter ihm wegfällt, so ist der Reichskanzler nichts als ein Luftgebilde. Das Gewicht der Reichsvertretung, wie sie der Reichskanzler führen soll, kann sich nur abschwächen, wenn die Autorität von zehn preußischen Staatsministern mit vielleicht fünfhundert geschulten Beamten und Ministerialräten hinter ihm fortfällt und der Kanzler einhertritt auf der eigenen Spur als freier Sohn der eigenen Natur, auf Wegen, die niemand kontrollirt als er selbst. Er kann nach seiner Vergangenheit die Erfahrung nicht besitzen, welche die Erfahrung der zehn Minister mit ihrer Gefolgschaft von Räten aufwiegt. Diese sind der Ballast in unserem Reichsschiffe, und wenn die wegfielen, so wäre es ein Gewinn, wenn der Ausfall der preußischen Unterlage durch ein bayerisches oder sächsisches Ministerium hinter ihm ersetzt würde. Daran ist ja kein Gedanke. Sein Schiff fährt isolirt, ohne an einen staatlichen Kurs gebunden zu sein.

Ich fürchte, meine Herren, daß ich weitschweifig wurde, und Sie haben mir Ihre Zeit nur sehr kurz bemessen. Ich habe mich aber lange nicht politisch ausgesprochen. Es wird Zeit, daß ich Sie noch meiner Frau vorstelle, und Sie sich noch durch einen Trunk und kleinen Imbiß stärken.*)

---

*) Nachdem der Fürst geendet hatte, bat er seine Gäste, ihm in den Speisesaal zu folgen, wo ein Frühstück eingenommen wurde. Zum ersten Trinkspruch erhob sich der Fürst, um ein Hoch auf den Kaiser auszubringen, in dem er sagte: „Wie auch immer unsere politischen Meinungen auseinander gehen mögen: der Mittelpunkt für uns alle bleibt der Kaiser." In dem nächsten Trinkspruch feierte der Abgeordnete Dr. Osann-Darmstadt die Verdienste des Fürsten um die Fortentwicklung und die Kräftigung des Nationalbewußtseins auch in der Zeit seit der Entlassung aus seinen Aemtern. Es bilde einen Ankergrund des nationalen Empfindens, daß der Fürst auch jetzt immer noch seine warnende und mahnende Stimme hören lasse. Er habe der Nation dadurch einen neuen Mittelpunkt gegeben. In

26. April 1894.

Friedrichsruh. Ansprache an eine Abordnung von Frauen und Jungfrauen des bergischen Landes.*)

Ich danke Ihnen, meine Damen, für die hohe Ehre, die Sie mir erzeigen durch Ihren Besuch und durch die Gabe der mit so vollendeter Kunst ausgestatteten Adresse. Nicht mit allen Ehren ist Vergnügen verbunden, diese heutige aber ist mir sicher nicht nur Ehre, sondern auch erfreulich als Unterbrechung meiner Einsamkeit. Wenn ich von Einsamkeit spreche, so nehmen Sie das nicht als eine Klage. Ich bin hier im Walde lange nicht so einsam wie oft in den vorhergehenden dreißig Jahren. Man ist immer am einsamsten in großen Städten, am Hofe, im Parlamente, unter seinen Kollegen; dort fühlt man sich mitunter wie unter Larven die einzig fühlende Brust. Aber im Walde fühle ich mich niemals einsam; das muß in der Natur des Waldes begründet sein. Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrem Leben so viele Förster kennen gelernt haben wie ich; aber ich habe vorwiegend zufriedene Förster gekannt. Die Waldeinsamkeit muß für Deutsche etwas Befriedigendes haben, und die amtliche Thätigkeit eines Ministers muß andere Wirkungen haben, denn ich habe nie einen zufriedenen Kollegen gekannt, ebenso wenig einen zufriedenen Parlamentarier, und ich habe früher, als ich noch im Amte war,

---

Erwiderung auf diese Rede skizzirte der Fürst seine Beziehungen zur nationalliberalen Fraktion und trank auf deren Johannistrieb. Zum Schluß gedachte der Abgeordnete Dr. Pieschel-Erfurt der Damen des fürstlichen Hauses. Im Laufe des Frühstücksgespräches kam die Rede auch auf den verstorbenen Kaiser Friedrich, wobei der Fürst betonte, daß seit dem Ende der vierziger Jahre, wo er dem Kaiser näher getreten sei, es nie einen Moment der Verstimmung zwischen ihm und dem Kaiser gegeben habe. Der Fürst verweilte länger bei der Erinnerung an die Zeit der neunzigtägigen Regierung des Kaisers und gab den Nächstsitzenden in einem Gespräch, an dem sich auch die Frau Fürstin mit Lebhaftigkeit und Wärme beteiligte, eine ergreifende Schilderung der Regierungszeit Kaiser Friedrichs, in der dieser mit aufopfernder Pflichttreue trotz seines schwer leidenden Zustandes mit seinem Kanzler anstrengend gearbeitet habe. Der Fürst bemerkte ferner im Laufe der Unterhaltung, es sei ihm nicht eingefallen, jemals das ihm zugeschriebene Wort zu sprechen: „er habe die Nationalliberalen an die Wand drücken wollen, daß sie quietschen“.

*) Mit der Ueberreichung einer Adresse der bergischen Frauen und Jungfrauen waren beauftragt: Frau Eduard Springmann, Frau Ernst Scherenberg aus Elberfeld, Frau Alb. Molineus, Frau Heinrich Grote junior aus Barmen, Frau Landrat Königs, Frau Herm. Schroeder aus Lennep, Frau Kommerzienrat Hasenclever, Frau Heinrich Boeker aus Remscheid. Frau Ed. Springmann überreichte die Adresse und trug dabei das in derselben enthaltene, von ihr verfaßte Gedicht vor, welches dem Fürsten zu dessen Geburtstage gewidmet war. Das Gedicht ist in den „Hamb. Nachrichten“ Nr. 99 vom 28. April 1894 abgedruckt. Die aus drei prächtigen Kunstblättern bestehende Adresse ist von dem Maler Th. Rocholl in Düsseldorf ausgeführt, welcher auch die Einbanddecke, ein Meisterwerk in Lederpressung mit Silber- und Goldbeschlag, entworfen hat. Eine nähere Beschreibung der kunstvollen Gabe findet sich in Nr. 195 der „Berliner Börsenzeitung“ vom 27. April 1894.

immer davon geträumt, daß Gott mir nachher noch ein Jahrzehnt lassen möchte, um meinen Neigungen im Land- und Waldleben wieder nachzugehen. Es ist vielleicht 40 Jahre her, da fragte mich einmal ein hannöverscher Freund über meine Zukunft, und ich sagte ihm, ich hoffte noch zehn Jahre Gesandter zu sein — das traf zu, denn es war im Jahr 1852. Dann sagte ich weiter: „Und dann zehn Jahre lang Minister, die letzten zehn Jahre aber still zu Hause auf dem Lande." Bei den zehn Jahren Minister ist es nun nicht geblieben, und ob die letzten zehn Jahre mir noch von Gott bewilligt sind, das weiß ich nicht.

Aber es war immer das Ziel, welches ich mir gesteckt hatte, im Landleben zu endigen, und das Pflichtgefühl ist es allein, das mich so lange im Dienste gehalten hat. Meine Gesundheit litt von Anfang an unter dem Widerspruche dessen, was ich machen wollte, und dessen, was ich durchbringen konnte, bei den immerwährenden Intriguen von oben und von unten. Daher war es mir 1877 mit meinem Abschiedsgesuche beim alten Kaiser völlig ernst. Auch vom Hofe und von alten Freunden wurde ich damals im Stiche gelassen. Da kam 1878, nachher das Attentat von Nobiling, und ich sah den alten Herrn in seinem Blute liegen und so verbunden wie ein Kind in seinen Wickeln, und da sagte ich mir: Es geht nicht, daß ich weggehe, und da mußte ich bleiben.

Immer Kampf, immer Aerger, immer Intriguen; und dann kam der arme Kaiser Friedrich zur Regierung und verlangte, daß ich bleibe. — Aus alledem werden Sie entnehmen, daß ich zufrieden war, wie ich endlich ohne Gefühl einer Pflichtverletzung meiner Neigung folgen konnte, auf dem Lande still zu leben. Und einsam bin ich auch dadurch nicht geworden, weil ich in Deutschland viele Freunde habe, und was noch fester hält, viele politische Freundinnen. Die Frau hält die als richtig erkannten Meinungen fester, und es ist nicht leicht, eine Frau politisch zu überreden. Um so dankbarer bin ich, daß ich Sie, meine Damen, nicht zu überreden nötig habe, sondern Ihres Wohlwollens versichert bin. Das ist ein gutes Zeugnis für mich, daß nach dreißigjähriger Wirksamkeit, die von meinen Gegnern stets mit der Lupe betrachtet wurde, und wo meine Fehler gewiß ans Licht gekommen sind, ich doch noch Freunde besitze. Und ich danke Ihnen und allen an der Adresse beteiligten Damen nochmals von Herzen dafür, daß Sie mir hiervon einen erneuten Beweis geben.

Nach Besichtigung der Adresse fügte der Fürst hinzu:

Eine so warme Begrüßung, meine Damen, wie die Ihrige habe ich aus Preußen bisher noch nicht erhalten. — Ueber die Herstellung des Reiches waren die Nichtpreußen in Deutschland im ganzen mehr erfreut als viele Preußen — die Rheingegend machte eine Ausnahme. Elberfeld ist der erste preußische Bezirk, aus dem eine so markante Kundgebung des Wohlwollens

für mich erfolgt. Ich bin überzeugt, es gibt am Rheine viele, die so denken wie Sie, und im Osten manche, aber im Osten ist der preußische Partikularismus ziemlich stark, und es gibt viele, die mir noch immer nicht vergeben können, daß jetzt anstatt der fünfzig Millionen Deutschen es nicht fünfzig Millionen Preußen gibt. Aber es wird meinen preußischen Landsleuten doch noch klar werden, daß die Rolle, welche die Regierung Friedrich Wilhelms III. 1815 übernommen hatte, mit den damals nur zehn Millionen, welche Preußen an Einwohnern zählte, eine Großmacht zu spielen, nicht durchführbar war, und daß es doch etwas anderes ist, wenn fünfzig Millionen Deutsche zusammenstehen. Mit der Zeit werden auch meine östlichen Landsleute zu der Erkenntnis kommen, daß es auch für sie seit 1866 besser geworden ist.*)

---

3. Mai 1894.

Friedrichsruh. Ansprache an holsteinische Kriegervereine.**)

Meine Herren Kameraden und Nachbarn! Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Begrüßung und dem Herrn Redner für die warmen Worte, in denen er derselben Ausdruck gegeben hat. In dieser doppelten Eigenschaft, wie ich eingangs mich ausgedrückt habe, danke ich Ihnen als Nachbarn und Kameraden.

---

*) Hierauf wurde ein Schriftstück verlesen, in welchem die Abordnung bekundete, daß von den aus allen Kreisen mit Begeisterung dargebrachten Spenden zum dauernden Gedächtnis an den machtvollen Schöpfer der deutschen Einheit in dem wieder aufgerichteten Stammschlosse der bergischen Fürsten zu Burg an der Wupper ein dem Meister Th. Rocholl in Düsseldorf zur Ausführung übertragenes historisches Gemälde gestiftet werden soll. Dasselbe wird einen bedeutungsvollen Augenblick aus dem geschichtlichen Wirken des ersten deutschen Reichskanzlers darstellen. — Der Fürst nahm diese Stiftung mit großer Freude auf.

**) Mit einem Sonderzuge trafen in Friedrichsruh vierhundertunddreiundfünfzig Mitglieder des Verbandes der Militärvereine des südwestlichen Holsteins ein, um dem Fürsten ihre Huldigung darzubringen. Vertreten waren folgende Vereine: Militärverein in Alvesloe, Militärverein Barmstedt, Kampfgenossen- und Kriegerverein Borsfleth, Militärische Brüderschaft Breitenberg, Kriegerverein in Burg in Dithmarschen, Kriegerverein in Eidelstedt, Kriegerverein in Elmshorn, Kriegerverein in Glückstadt, Kampfgenossenverein in Haseldorf, Kriegerverein in Herzhorn, Militärische Brüderschaft in Itzehoe, Kriegerverein in Krempe, Kriegerverein in Marne, Kriegerverein in Meldorf, Kriegerverein in Quickborn, Kriegerverein in Pinneberg, Kriegerverein in Schnelsen, Kampfgenossenverein von 1870/71 in Uetersen, Militärische Brüderschaft in Uetersen, Kampfgenossen- und Kriegerverein in Wewelsfleth. Unter Leitung des Verbandsvorstandes (Bankkassirer L. Weyl, Lehrer M. F. Riecken, Oberpostassistent A. Jensen und Architekt H. Wiese) erfolgte die Aufstellung des Zuges.

Nachdem die Fahnenträger der einzelnen Vereine in den inneren Kreis getreten waren, hielt der Vorsitzende des Verbandes, Ludwig Weyl, eine begeisterte Ansprache an den Fürsten, die mit einem dreifachen „Lebehoch“ schloß. In die brausenden Hochrufe der Versammelten mischten sich die Klänge des von der Musik gespielten Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“, in das Damen wie Herren alsbald einstimmten.

Als Nachbar einmal als ein verhältnismäßig neuer Genosse ihres landschaftlichen Verbandes und der Provinz, die wir bewohnen, in der ich erst seit einigen zwanzig Jahren zugezogen bin. Daß Sie mich in so herzlicher Weise willkommen heißen, thut mir wohl und liefert mir den Beweis, daß die Meinungsverschiedenheiten, die bis vor dreißig Jahren über die Zukunft der Herzogtümer bestanden haben können, heutzutage ausgeglichen sind durch das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit und des gegenseitigen Wohlwollens. Und das ist immer ein wohlthuendes Zeugnis.

In der Eigenschaft als Kameraden ist mir Ihr Gruß besonders wohlthuend. Er beweist die Erstarkung der Teilnahme an unseren Einrichtungen, wie sie in allen Teilen des deutschen Volkes stattfindet. Wenn sich in den drei Kreisen, die hier repräsentirt sind, zwanzig und vielleicht mehr Vereine gebildet haben, welche mit Zufriedenheit an ihren Dienst im preußischen oder sagen wir deutschen Heere denken, so ist das einmal ein Beweis, wie tief die Erkenntnis des Wesens des Heeres, Wächter der Unabhängigkeit, des Friedens der deutschen Nation zu sein, in der Volksstimmung durchgedrungen ist und wie der militärische Sinn sich bei uns ausgebildet hat. Die Kriegervereine, Militärvereine, und welchen Namen sie sich sonst beilegen mögen, haben sich in erfreulicher Weise über ganz Deutschland, zwischen Ostsee und Bodensee, ausgebreitet. Es existiren Hunderte und Tausende wie Sie, die zum Verein zusammengetreten sind, um die kameradschaftlichen Beziehungen fortzusetzen und die Erinnerungen zu pflegen, die ihnen lebendig geblieben sind, seitdem sie bei der Fahne dienten. Ich habe das selbst in meinem Privatleben ja durchgemacht, wie das Gefühl, in die Armee einzutreten, in Reih' und Glied zu stehen, auf den einzelnen wirkt. Man gibt einen Teil der eigenen Freiheit auf, aber doch nur für den Preis, daß man an dem Schutze, dem Gefühle der Sicherheit, kurz, an allen Vorteilen der Waffengenossenschaft teilnimmt. Ich erinnere mich, daß, als ich als Gardejäger in Reih' und Glied eingetreten war, mich ein Gefühl der Sicherheit überkam, auch im eigenen Gewissen: Ich hatte nur zu thun, was befohlen war, und war nichts befohlen, so war nichts zu thun. Das ist ein beruhigendes Gefühl, dieser Mangel an Verantwortlichkeit, das ich nachher als Zivilist niemals wieder gehabt habe, am wenigsten als Minister. Das Gefühl, nicht verantwortlich zu sein, sondern durch höheren Befehl bis zur königlichen Unterschrift hinauf gedeckt zu sein, hat etwas Beruhigendes im Gewissen. Wer die Wahl hat, hat die Qual, und wer als Minister die Aufgabe hat, etwas durchzusetzen, der ist für den Erfolg oder Mißerfolg seiner Entschließungen vor seinem eigenen Ehrgefühl und vor der öffentlichen Meinung verantwortlich, wenn das Ehrgefühl so weit reicht, daß selbst die königliche Unterschrift ihn nach seinem eigenen Gefühl noch nicht deckt, wenn er nicht alles gethan hat, was er konnte, und wenn er nicht das Richtige gewählt hat. Ein hohes Ehrgefühl macht die Stellung eines leitenden Ministers

außerordentlich schwierig. In den Kämpfen, die wir geführt haben, gewinnt man ja eine große Anzahl von Gegnern, die mir auch jetzt nach vier Jahren, die ich außer Dienst bin, nicht vergeben, daß ich immer noch lebe und noch keine Buße gethan habe.

Es ist mir eine Genugthuung, daß jetzt in den Zeitungsartikeln selten politische Maßregeln aus der Zeit meines Wirkens als Minister getadelt werden, gewöhnlich wird nur mein persönlicher Charakter angegriffen; der wird als übel dargestellt. Das gebe ich den Herren ja gerne zu, aber es ergibt sich daraus, daß sachlich nichts zu erinnern war. Mich haben die Urteile der Gegner niemals irritirt. Wenn Freunde von mir abfielen, so war mir das schmerzlich. Ein Feind aber kann mir nicht weh thun. Wenn die Franzosen auf uns schossen, so war uns das selbstverständlich, und wird man verwundet, so geht man ins Lazaret. Wenn aber hinter uns aus dem Gliede auf uns geschossen wird: das ist eine andere Sache. Mir ist das in der Politik mitunter passirt.

Meine Gegner haben jetzt das Bedürfnis, in mir einen Menschen zu sehen, der sich unglücklich fühlt und vor der Begierde brennt, in den alten Arbeitszwang zurückzukehren. Es liegt darin ein Mangel an psychologischem Urteil. Was sollte mich dazu bewegen, wieder in den Dienst zu treten? Ich bin zehn Jahre länger, als mit meinen Wünschen übereinstimmte, lediglich aus Pflichtgefühl, im Amte geblieben. Ich konnte die Ansammlung von Erfahrungen und von Vertrauen, welche ich in meinen Beziehungen im In- und Auslande gemacht hatte, niemand hinterlassen und mein Ehrgefühl gebot mir, im Dienst zu bleiben, wenn er auch noch so unbequem war.

Nachdem ich der Ehrenpflicht ledig gesprochen, weiß ich doch nicht, was in der Welt mich bestimmen sollte, in frühere Zwangsverhältnisse zurückzukehren. Ich habe wenig Sinn für äußere Auszeichnungen; für Rang, Titel, Orden; ich bin damit längst übersättigt worden. Ich bin nie herrschsüchtig gewesen, ich bin mit dem, was ich bin, vollständig zufrieden; ich hatte immer mehr das Bedürfnis, zu gehorchen, als das, andern zu befehlen. Ich habe das Gefühl der Verstimmung, wenn man mich verdächtigt, wieder in die amtliche Stellung eintreten zu wollen. Es erinnert mich das an Hamlet, der, nach dem Grund seiner Verstimmung gefragt, als Kronprinz antwortet: „Es fehlt mir an Beförderung.“ Was kann mir in der Richtung fehlen? Ich kann und will nicht mehr werden, als ich bin; ich könnte nur von der Höhe meiner Erinnerungen heruntersteigen, wenn ich irgendwie ehrgeizige Bestrebungen hätte. Ich würde auf solche Dinge Ihnen gegenüber in befreundetem Kreise, wie ich hier spreche, nicht gekommen sein, wenn meine Gegner sich nicht durch die Sorge vor meiner Wiederkehr aufregten und die Lüge von meinem unbefriedigten Ehrgeize verbreiteten. Es ist ja rein lächerlich. Was sollte ich in der Welt noch werden im achtzigsten Jahre? Es ist ja mancher Minister vor mir in ähnlicher Lage

gewesen. Einer, der mir besonders interessant war, war der Fürst Metternich, mit dem ich in meinen jungen Jahren in nähere Beziehung gekommen bin. Nun, auch der hatte lange Jahre an der Spitze der Politik nicht nur seines Vaterlandes, sondern man kann wohl sagen Europas gestanden. Er wurde plötzlicher und unerfreulicher als ich abgeschoben und mußte verkleidet fliehen; ein späterer Kollege von mir, als Fiakerkutscher verkleidet, brachte ihn aus Wien heraus in Sicherheit. Nach so großer und glänzender Vergangenheit mußte er das erleben, und als ich ihn bald nachher traf, habe ich ihn heiter und zufrieden gefunden, und er sagte: „Ich bin froh, daß ich aus der Galeere heraus bin. Früher war ich ein Schauspieler auf der Bühne, jetzt ein Zuschauer im Parket.“ Nun, Fürst Metternich hatte dagegen nicht einmal das Gegengewicht in dem Wohlwollen seiner Landsleute, wie ich es genieße. Ich habe nie gehört, daß nach dem Jahre 1848 aus Oesterreich Deputationen an den Fürsten Metternich nach Wien gekommen wären, die ihm gedankt hätten für das, was er für das Vaterland gethan hatte. Dies Gegengewicht fehlte ihm, und doch war er glücklich und zufrieden, daß er „raus“ war aus dem, was er die Galeere nannte. Und so bitte ich Sie, auch von mir überzeugt zu sein, daß ich nicht unzufrieden, sondern daß ich Gott dankbar bin, daß er mir, bevor er mich abruft aus dieser Welt, eine Zeit beschaulicher Ruhe gewährt. Auf die Aussprache meiner Ansicht über Dinge, die ich vierzig Jahre lang amtlich betrieben, brauche ich darum nicht zu verzichten, aber von politischem Ehrgeiz bin ich vollständig frei.

Aber, meine Herren, wir begegnen uns heute als Soldaten, und ich will daher auf das politische Gebiet mich nicht begeben. Unsere Politik als Soldaten beschränkt sich auf den Gedankenkreis, dem wir dadurch Ausdruck geben, daß wir zusammen ein Hoch ausbringen auf den Kaiser, unsern gemeinsamen Kriegsherrn. Er lebe hoch!*)

---

10. Mai 1894.

Friedrichsruh. Ansprache an Lehrer und Schüler des Lüneburger Seminars.**)

Meine Herren! Ich danke Ihnen und eigne mir den letzten Wunsch des Herrn Schulrats von Herzen an; ich wünsche, daß Gottes Segen Sie auf

*) Zum Hoch der Versammelten setzte die Militärkapelle mit „Heil dir im Siegerkranz“ ein. Der Fürst stieg vom Altan herab und begann die Reihen der alten Krieger zu durchschreiten. Dabei kam er auf die Haltung der Schleswig-Holsteiner im letzten Kriege zu sprechen und äußerte sich sehr lobend über deren militärische Tüchtigkeit. „Die Regimenter der Provinz Schleswig-Holstein“ — so meinte der Fürst — „haben sich im Kriege brillant benommen. Es waren doch neue Regimenter und viele ungeschulte Rekruten, die an die Strapazen des Feldzuges nicht gewöhnt waren; Schnee und Frost und zerrissene Stiefel waren böse Feinde, aber die jungen Leute thaten, als merkten sie nichts davon, und benahmen sich wie alte, langgediente Krieger.“

**) Die Lehrer und Schüler des Seminars zu Lüneburg hatten eine Reise nach Friedrichsruh unternommen, um dem Fürsten ihre Huldigung darzubringen. Schulrat Bünger

Ihrer vor dem eigenen Gewissen schweren Bahn leiten und führen möge. Sie treten als Lehrer einer großen Anzahl unserer heranwachsenden Generation gegenüber, zunächst in obrigkeitlichen Verhältnissen. Sie repräsentiren den Schülern gegenüber nicht nur das Unterrichtsministerium, Ihr spezielles Ressort, sondern auch zugleich die Regierung selbst, da Ihnen die Schulzucht zufällt. Sie repräsentiren in der Schule das Justizministerium; Sie haben eine gewisse Rechtspflege. Vergessen Sie dabei nicht, daß selbst das Königliche Recht der Begnadigung auf Sie im Schulzimmer übergeht, und lassen Sie diesem immer eine starke Vertretung gegenüber dem Bedürfnisse der Gerechtigkeit und demjenigen, Strafe zu üben.

Es ist dies im Verkehr mit Kindern leichter, als es später mit Erwachsenen zu sein pflegt. Vergessen Sie nie, daß im Kinde eine scharfe Beobachtungsgabe liegt, die sich allerdings nicht öffentlich dem Lehrer gegenüber ausspricht, aber dann, wenn die Kinder allein unter sich sind oder in Gesellschaft anderer. Wenn man da zuhört, so ist man oft erstaunt über den natürlichen Einblick in die menschliche Natur, den die Kinder in der Beurteilung ihrer Eltern und Lehrer entwickeln. Ich will damit nur sagen: Kommen Sie Ihren Zöglingen nicht mit dem vorherrschenden Gefühle der amtlichen Stellung und Würde, sondern mit dem vorherrschenden Gefühle der Liebe zu den Unmündigen entgegen. Ich bin gewiß, daß Sie damit Erwiderung finden werden bei den meisten Kindern, und daß Sie sich dadurch Ihr Geschäft wesentlich erleichtern werden, wenn Sie in den Kindern dieses Gefühl erwecken, daß die Liebe, und ich will sagen, die Achtung, eine gegenseitige ist zwischen Eltern, Lehrern und Schülern. Im Kinde steckt doch ein Mensch, ein Gottesgeschöpf, das seinerseits Anspruch auf Achtung wegen seiner Schwachheit und Hilflosigkeit hat und auch im Herzen im freundlichen Sinne behandelt werden sollte. Ich möchte sagen, wie der Mann gegenüber der Frau rücksichtsvoller, höflicher ist, gerade weil er der Stärkere ist. Dieses Verhältnis der Ueberlegenheit ist zwischen Lehrer und Kind noch in größerem Maße vorhanden. Aber gerade in dieser Ueberlegenheit liegt auch für ein edeldenkendes Herz das Interesse für den Schützling, der ihm anvertraut ist. Also möchte ich Ihnen nur ans Herz legen: Fahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalom und seien Sie freundlich und wohlwollend. Für Eltern ist dies kein Verdienst, denn bei ihnen ist es Liebe für das eigene Fleisch und Blut, auch ein Ausfluß des Egoismus. Für den Lehrer aber erfordert es einen gewissen Kampf mit dem Selbstgefühl über das, was er kann und weiß und geleistet hat, um in die amtliche Stellung, die er bekleidet, zu kommen, eine Ueberwindung dieses Selbstgefühls, um in dem kindlichen Elemente eine Pflanze zu

---

begrüßte den Fürsten mit einer Ansprache, die mit den Worten schloß: „Der Herr segne Eure Durchlaucht und Ihr ganzes Haus!“

erkennen, die besser gedeiht, wenn sie sanft behandelt wird. Also das Gebot der Liebe möge Sie leiten bei Ihrem Berufe!*)

---

16. Mai 1894.

Friedrichsruh. Ansprache an Lehrer und Schüler des Hadersleben Gymnasiums.**)

Ich danke Ihnen herzlich für die freundliche Begrüßung. Vor kurzem empfing ich eine Abordnung von Damen aus dem äußersten Süden unseres lieben Vaterlandes. Jetzt kommen Sie aus dem hohen Norden. Das erinnert mich recht lebhaft daran, daß wir alle einem und demselben Ganzen angehören, daß unsere Interessen dieselben sind. Vom Bodensee bis zur Königsau ist eine weite Strecke, und wir Deutsche sind zahlreich genug, aber wir sind nur stark, wenn wir zusammenhalten, wie der Text des von Ihnen gespielten Liedes es fordert. Für uns muß das Wort gelten: Nec pluribus impar. Diese Inschrift trugen die alten französischen Geschütze, und Sie als Lateiner werden wissen, daß es die Bedeutung hat: Wir sind stärker als mehrere. Ja, meine jungen Freunde, nur so lange wir das von uns sagen können, gilt das Wort: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt", nur so lange herrscht Frieden von Hadersleben bis zum Bodensee. Jetzt können wir das mit Recht von uns sagen, das Deutsche Reich ist zu einer Kraft und Größe entstanden, die man früher nie gekannt noch geahnt hat. Aber wir müssen

*) Der Fürst ließ sich hierauf die Lehrer des Seminars vorstellen und erkundigte sich, welches Fach ein jeder vertrete. Dem Lehrer der Naturwissenschaften gegenüber bemerkte er: „Der Gartenbau ist für Lehrer der ländlichen Bevölkerung wichtiger, als man gewöhnlich glaubt. Es ist wichtig, daß den Kindern da etwas mit auf den Weg gegeben wird — ich will nicht sagen von Botanik, aber doch von den bäuerlichen Bedürfnissen der Pflanzenkunde und des Gartenbaues; denn dies hat für alle Interesse. Und dann etwas, das ich in Oesterreich schon gesehen habe. In den Alpen wurden die Schüler vom Lande mit der Natur und den gewaltigen Krankheiten ihres Viehstandes bekannt gemacht, was in diesem oder jenem Falle zu thun ist. Es hingen Tafeln an der Wand. Dies ist für die ländliche Bevölkerung sehr wertvoll. Ich habe, so lange ich im Dienste war, mich immer bemüht, diesem Teil eine stärkere Berücksichtigung zu verschaffen."

Als einer der Herren Geestemünde als seine Heimat nannte, bemerkte der Fürst: „Das ist ja mein alter Wahlkreis. Leider konnte ich meines körperlichen Befindens halber nicht im Reichstage erscheinen, namentlich wurde mir das Stehen beim Sprechen zu schwer."

Auch mehrere Seminaristen beglückte der Fürst durch Fragen. Besonders erfreut war er, die frischen, jugendlichen Gesichter zu sehen; er sagte: „Ich möchte noch 'mal wieder zwanzig Jahre alt sein. Wenn man jung ist, so macht man Jagd darnach, alt zu werden; aber wenn man alt ist, möchte man gern wieder jung sein. Das Alter ist eine Krankheit, die mit Notwendigkeit zunimmt."

**) Die Schülerkapelle begrüßte den Fürsten mit einem Ständchen und spielte, nachdem der Oberlehrer Dunker eine Ansprache gehalten hatte, das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles".

bedenken, daß das, was wir vor uns sehen, nicht von selber und nicht mit eins so geworden ist. Vielmehr hat unter vielen Kämpfen die deutsche Einheit sich erst ausbilden müssen; sie ist lange und lebhaft erstrebt worden, ehe sie Wirklichkeit wurde. Hoffen wir denn, daß diese hohen Güter, die das Lied uns nennt: Einigkeit und Recht und Freiheit, nicht nur mich, sondern auch Sie und Ihre Kinder weit überdauern werden. Trotz dieser deutschen Einheit kann die germanische Selbständigkeit in den einzelnen Teilen unseres Vaterlandes sehr wohl bestehen und gepflegt werden. Sie, meine Freunde, haben sich die Pflege der Musik angelegen sein lassen. Das wird Ihnen auf Ihrem Lebenswege manchen Genuß erschließen. Ich habe manches gelernt in meiner Jugend, wofür ich später keine Verwendung hatte, aber oft ist mir leid gewesen, daß ich der Pflege der Musik nicht mehr Sorgfalt habe zuwenden können.*)

1. Juli 1894.

Friedrichsruh. Ansprache an Journalisten und Schriftsteller.**)

Sie haben in Hamburg so viel Schönes zu sehen bekommen, daß es für mich sehr schmeichelhaft ist, daß Sie herausgekommen sind, um meiner bescheidenen Häuslichkeit Ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Es ist nichts Auffälliges und Prächtiges hier, aber es ist behaglich und ruhig, und an solchen warmen Sommertagen, wie der heutige einer ist, lernt man den Schatten dieser alten Bäume schätzen. Mein Leben hier ist ja mehr der Erinnerung und der Beschaulichkeit gewidmet als der Beteiligung an dem Räderwerke der Welt, an der die meisten von Ihnen — Sie sind ja der Mehrzahl nach Schriftsteller — mit der Feder und mit der Presse arbeiten, schieben, vielleicht

*) Sodann wandte sich der Fürst an den Dirigenten der Schülerkapelle mit der Frage, was er zu studiren gedenke. Als derselbe antwortete, daß er Theologe werden wolle, meinte der Fürst: „Da werden Sie Ihre musikalischen Kenntnisse später sehr gut verwenden können; leider ist unserer evangelischen Kirche die katholische an rauschender Kirchenmusik überlegen." Aehnliche Fragen richtete der Fürst an einige andere Schüler, die gleichfalls Theologie oder Philologie studiren wollten. „Will denn keiner Jura studiren?" fragte der Fürst. „Da kann man sonst, wenn man Glück hat, viel Geld verdienen; freilich mehr als Rechtsanwalt, denn als Richter." Auf die Bemerkung des Oberlehrers Dunker, daß die meisten Schüler Theologie oder Medizin studiren wollten, erwiderte der Fürst: „Ja, die Mediziner können immer fortkommen. Wenn auch Europa zusammenstürzt, können Sie noch immer operiren. Die Juristen aber stehen und fallen mit ihrem Staate." Darauf wandte sich der Fürst seinem Spaziergang zu. Brausende Hochs schallten ihm noch lange nach.

**) Einige hundert Journalisten und Schriftsteller, welche an dem deutschen Journalisten- und Schriftstellertage in Hamburg teilnahmen, hatten mit zahlreichen Damen von dort einen Ausflug nach Friedrichsruh gemacht. Im Schloßpark begegneten sie dem Fürsten und begrüßten ihn herzlich.

auch hemmen. Ich kann nicht lange stehen, denn ich bin seit ein paar Tagen mit einer Muskelzerrung geplagt; außerdem bin ich übermütig gewesen und bin in meinem achtzigsten Jahre an einem Tage zu weit gegangen. Jetzt muß ich mich auskuriren und ausruhen, dann gehen wir nach Varzin.

Nachdem ein Oesterreicher bemerkt hatte, es seien auch Oesterreicher mitgekommen, um den Fürsten zu begrüßen, äußerte dieser etwa folgendes:

Ich freue mich, daß wir uns mit Oesterreich zusammengefunden haben, eigentlich wiederzusammengefunden haben, sogar besser als in der alten Bundestagszeit. Das war eine Zeit, wo ebenso viel Pferde hinter den Wagen als vor den Wagen gespannt waren; dabei kam man nicht vorwärts. Was aber gezerrt und zerrissen wurde, das war die deutsche Nation. Es mußte eine Auseinandersetzung stattfinden, leider durch ein Gottesurteil mit dem Schwert. Es war ja ein Bruderkrieg, so nennt man ihn mit Recht; wir haben alle bedauert, daß wir ihn führen mußten, aber jeder, der mit Sachkunde an die Zeit zurückdenkt, wird sagen müssen, daß anders als mit dem Schwerte der gordische Knoten nicht zu lösen war. Indessen haben wir schon im Jahre 1866 in Böhmen das Gefühl gehabt, wir sollen uns hier so benehmen, daß wir einmal wiederkommen können. Der Krieg wurde ja nur bis an die Grenze des notwendigen Bedürfnisses nach Auseinandersetzung geführt. Sobald wir in Wien so viel erreicht hatten, daß wir unsere deutsche Sache allein machen konnten, fühlten wir nur das Bedürfnis, Oesterreich so stark zu erhalten, als es jemals war, und vielleicht noch stärker, denn wir gehören doch zu einander, der Norden und der Süden Deutschlands mit Einschluß der Landsleute in Oesterreich. Aber freilich ein näherer Verband ist nicht möglich. Sie haben ihr eigenes Leben im Donaubecken; wo nicht ausschließlich das Deutschtum in Frage kommt, da kann nichts von Berlin abhängen. Wir müssen jeder selbständig neben dem andern gehen als gute Freunde und Bundesgenossen. In diesem Sinne freue ich mich, so viele Mitglieder aus Oesterreich, ich kann nicht sagen als Landsleute, aber als Volksgenossen begrüßen zu können. Bei den süddeutschen Reichsgenossen herrscht ja dieses Gefühl, das bei mir vielleicht mehr Sache der Ueberlegung und der geschichtlichen Erinnerung ist, noch viel lebhafter durch die Stammesgenossenschaft. Denn der bayerische Stamm wohnt ja diesseits und jenseits der österreichischen Grenze, wie der alte thüringische diesseits und jenseits der böhmischen Grenze. Ich nenne ihn nicht den sächsischen Stamm, sondern den thüringischen. Sachsen sind wir, wenn wir auch unseren Leipziger Bundesgenossen und Freunden den Namen von Herzen gönnen und mit ihnen teilen. Eigentlich sind sie aber Thüringer — ist auch nicht übel. Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Begrüßung, und wenn es Ihnen nicht zu viel ist, mich mit meinem langsamen Schritt zu begleiten, so führe ich Sie bis an das Haus.

12. Juli 1894.

Stendal. Ansprache auf dem Bahnhofe.*)

Hier in der Altmark wurde das Samenkorn gepflanzt, aus dem der herrliche Baum des Deutschen Reiches, dessen wir uns alle freuen, entsprossen ist. Die Altmark war das erste Gebiet, an das sich die übrigen nach und nach angegliedert haben. Von diesem flachen Lande hier, von der altmärkischen Heimat, die ja auch die meinige ist, ist die Kraft und der Anstoß zur Bildung des brandenburgischen Staates und Preußens und schließlich zur Wiedergeburt des Deutschen Reiches ausgegangen. Ich freue mich, wieder einmal in der Altmark weilen und hier Stendaler begrüßen zu können. Die Türme von Stendal erzählen von alten Zeiten, wo die Stadt eine große Handels- und Industriestadt war und wohl an fünfzigtausend Einwohner zählte; so weit wird sie wohl nicht wieder gelangen. Der Stadt Stendal, der Hauptstadt der altmärkischen Heimat, aus der auch meine Familie stammt, möge es stets gut gehen bis ans Ende aller Tage und Gott möge sie in Gnaden bewahren.

---

16. Juli 1894.

Ansprachen: 1) In Berlin auf dem Stettiner Bahnhofe.**)

Ich freue mich herzlich, daß ich jedesmal in Berlin freundlich begrüßt werde, und eine besondere Freude macht es mir, wenn es unter Mitwirkung der Bürger der Universität geschieht, der ich selbst eine Zeit lang angehört habe. Ich bin ein halber Berliner. Als ich nach Berlin kam, war ich sieben Jahre alt. Jede Oertlichkeit hier ist mir ein Repräsentant der Vergangenheit. Denn ich war in Berlin als Schuljunge, als Student, als Referendar und als Minister. Ich kann sagen, daß ich immer gerne in Berlin gewesen bin, obwohl ich auf dem Lande aufgewachsen bin und mit vielen Wurzeln im Lande lebe. Ich kannte Berlin schon, als es noch kein Trottoir hatte, und als die Friedrichstraße von der Behrenstraße bis zur Kochstraße noch keinen einzigen Laden besaß. 1836 und 1837 wußte ich so genau Bescheid, daß ich

*) Der Fürst befand sich auf der Reise von Friedrichsruh nach Schönhausen. Auf dem Bahnhofe in Stendal wurde er von einer großen Menschenmenge begrüßt.

**) Auf der Reise von Schönhausen nach Varzin traf der Fürst am Nachmittage des 16. Juli in Berlin auf dem Stettiner Bahnhofe ein, wo ihm ein jubelnder Empfang bereitet wurde. Chargirte zahlreicher studentischen Vereine waren in vollem Wichs erschienen. Als der Fürst die von einem akademischen Gesangverein geführten Farben „rot-weiß“ erblickte, bemerkte er: „Das sind ja die alten brandenburgischen Farben. Das wissen Sie wohl gar nicht. Später, als wir Preußen wurden, haben wir Schwarz-weiß angenommen, und aus der Kombinirung beider ist dann das jetzige Schwarz-weiß-rot entstanden. Erst nachdem ich dem alten Kaiser Wilhelm dies auseinandergesetzt hatte, hat er die Annahme der neuen Farben erträglich gefunden.“

hätte Droschkenkutscher werden können, was jetzt freilich nicht mehr geht. (Große Heiterkeit.) Berlin ist mir jetzt politisch und wirtschaftlich über den Kopf gewachsen. Politisch bin ich mit der Mehrheit der Berliner in mancher Beziehung auseinander gekommen, aber mein Heimatsgefühl für Berlin ist geblieben. Mag das werden, wie es wolle — ich wünsche Berlin Gedeihen und Wohlergehen.

---

2) Auf dem Bahnhofe in Colbitzow.*)

Ich danke Ihnen für Ihre freundliche und herzliche Ansprache und freue mich, hier von meinen pommerschen Landsleuten freudig begrüßt zu werden, und noch mehr, von meinen Genossen der Landwirtschaft. Landwirt bin ich gewesen, ehe ich Politiker wurde, und ich habe als Diplomat niemals vergessen den Boden, auf dem ich gewachsen war und mit dem ich verwachsen geblieben bin. Ich freue mich, daß Sie an dessen Gedeihen, an dessen Pflege festhalten mit der ganzen Energie, die sich in Ihren Worten kundgibt. So viel ich zum selben Zwecke in meinem Privatleben zu thun vermag, will ich leisten. Ich bin im Blute Landwirt und gehöre mit meinen Sympathien diesem Stande an. Deswegen danke ich Ihnen von Herzen und wünsche den Bestrebungen des Vereins der Landwirte das Gedeihen, ohne welches wir schwierigen Verhältnissen entgegen gehen. Denn wenn die Landwirtschaft nicht besteht, kann auch der Staat nicht bestehen. Also die Landwirtschaft hoch!

---

16. September 1894.

Varzin. Ansprache aus Anlaß einer Huldigung von Bewohnern der Provinz Posen.*)

Meine Herren! Zunächst muß ich leider Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen, weil ich seit zwei Tagen von einem unpolitischen Gegner heimgesucht

---

*) Auf dem Bahnhofe hatten sich die Schulen und Vereine der Umgegend mit einer Kapelle aufgestellt. Namens der Gruppe Colbitzow des Bundes der Landwirte begrüßte der Vorsteher derselben den Fürsten in einer Ansprache. Auch auf der weiteren Reise, namentlich in Stettin, Stargard, Ruhnow, Labes, Schivelbein, Belgard, Cöslin und Schlawe wurde der Fürst herzlich empfangen.

**) Auf eine im Frühjahre 1894 an den Fürsten gerichtete Anfrage, ob er geneigt sei, eine Huldigung seiner Verehrer aus der Provinz Posen entgegenzunehmen, war folgende Antwort ergangen:

„. . . . . Ich teile die Empfindungen, die ich bei Ihnen und Ihren Freunden voraussetze, würde aber, wenn ich die Posener Deputation in der kurzen Zeit, die mir bis zu meiner Abreise nach Varzin noch bleibt, empfinge, nach früheren Korrespondenzen nicht umhin können, den analogen Wünschen zu entsprechen, die mir von anderen Teilen des Reichs her ausgesprochen sind, wie aus Westpreußen, der Nachbarstadt Lübeck, aus Anhalt, Ostfriesland, Westfalen, Thüringen und anderen. Diesen angemeldeten Wünschen würde ich mich

bin; man nennt ihn Lumbago oder Hexenschuß, ein alter Bekannter von mir seit 60 Jahren, und ich hoffe ihn in kurzem zu überwinden und dann wieder nach allen Richtungen hin gerade stehen zu können. Einstweilen aber genirt

---

nicht versagen können, wenn ich eine andere größere Deputation empfinge, und die landsmannschaftliche Höflichkeit würde mir nicht erlauben, den Zustand meiner Gesundheit einigen Besuchern gegenüber als Hindernis anzugeben, während ich andere empfange. Ich muß alle Angemeldeten sehen oder mich überhaupt enthalten, so lange für mich das von ärztlicher Seite geltend gemachte Bedürfnis der Schonung vorliegt, weil der von meinen letzten Krankheiten herrührende Schwächezustand noch nicht gehoben ist. Ich bitte Sie, den mitbeteiligten Herren, welche mir die Ehre ihres Besuches zugedacht haben, meine Dankbarkeit und meine Hoffnung auszusprechen, daß ich demnächst mit Gottes Hilfe wieder kräftig genug sein werde, um mir die Begegnung mit gleichgesinnten Landsleuten nach Wunsch zu gestatten."

Nachdem die Uebersiedelung des Fürsten nach Varzin erfolgt war, wurde der 16. September für den Empfang bestimmt.

Die Beteiligung an der Huldigungsfahrt war eine außerordentlich rege. Zwei Sonderzüge führten die Teilnehmer einerseits von Rawitsch über Posen und Schneidemühl, andererseits von Gnesen über Inowrazlaw, Bromberg und Schneidemühl nach Neustettin und wurden dann zu einem Zuge vereinigt, der 2400 Personen nach der Bahnstation Hammermühle brachte. Hier hielt Oberlandesgerichtsrat Dr. Miesner-Posen folgende Ansprache:

„Aus allen Teilen unserer Ostmark Posen bis von der Grenze des Reichs sind wir nun hier versammelt, um gemeinsam die Huldigungsfahrt zu dem Manne anzutreten, dem wir nächst unserem unvergeßlichen Heldenkaiser Wilhelm I., dem Ehrwürdigen, die Erfüllung der langgehegten sehnlichen Wünsche des deutschen Volkes, die Begründung des herrlich erstandenen, herrlich dastehenden Deutschen Reichs verdanken. Namens des Festausschusses habe ich die Ehre, Sie, meine Herren, aufs herzlichste zu begrüßen. Wo aber deutsche Männer aus feierlichem Anlaß versammelt sind, da gedenken sie zuvörderst ehrfurchtsvoll in treuer, unwandelbarer Liebe und Anhänglichkeit des Kaisers, unseres Königs. Von diesen aus warmen Herzen kommenden Gefühlen sind wir alle beseelt, darin wissen wir uns alle einig. Mit besonders berechtigtem freudigem Stolze können wir Preußen auf unser erhabenes Herrschergeschlecht blicken, denn wo ist ein Volk, wo ein Land, dessen Herrscher so wie die unseren aus dem Hohenzollernstamme warmherzig und staatsklug, mit unablässiger, eifriger Pflichttreue ihres hohen Herrscherberufs gewaltet, die Größe und das Wohl des Staats begründet, gefestigt und erhalten haben! So verehren wir auch in unserem jetzigen Kaiser und Könige das leuchtende Vorbild treuester Pflichterfüllung, den starken Hort des Friedens nach außen und im Innern, den warmherzigen Schützer und Förderer der Schwachen, den mit zielbewußter, unermüdlicher Thatkraft Recht und Ordnung wahrenden königlichen Herrn, auf den wir mit unbegrenztem Vertrauen zu jeder Zeit und in allen Lagen blicken.

„In diesen Gesinnungen sei auch der heutigen Feier die patriotische Weihe gegeben, indem wir alter preußischer Sitte gemäß einstimmen in den Ruf: Seine Majestät unser Kaiser und König Wilhelm lebe hoch!"

Die Versammlung stimmte lebhaft in die Hochrufe ein, und dann setzte sich der von den Kapellen des 9. und 49. Infanterieregiments begleitete Zug nach Varzin in Bewegung, voran die älteren Herren auf bekränzten Wagen, welche die fürstliche Güterverwaltung gestellt hatte. Die mit Guirlanden und Inschriften geschmückte Dorfstraße von Varzin war mit zahlreichen, aus der Umgegend herbeigekommenen Personen angefüllt. Unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches ging der Zug der Festteilnehmer nach dem Gutshofe, um sich vor dem Herrenhause aufzustellen. Als der Fürst auf der Veranda des Hauses erschien, wurde er mit begeisterten, minutenlangen Bravo- und Hurrarufen begrüßt. Nachdem man den ersten

er mich. Ich beginne mit meiner Aeußerung auf die Worte, mit denen mein Herr Vorredner mich beehrt hat, mit einem Danke, der sich an ihn persönlich und demnächst an Sie alle richtet. Der Herr Vorredner und ich, wir sind

---

Vers der „Wacht am Rhein" gesungen hatte, verlas der Landesökonomierat Kennemann-Klenka folgende Adresse:

„Durchlauchtigster Fürst!

Es sind deutsche Männer aus allen Berufsklassen der Provinz Posen, welche sich hier vereinigt haben, um Zeugnis abzulegen von den Gefühlen unbegrenzter Verehrung und unwandelbarer treuer Anhänglichkeit, von denen die deutsche Bevölkerung dieser Provinz Eurer Durchlaucht gegenüber beseelt ist.

Wohl hatten wir schwere Bedenken, auch in diesem Tusculum die Ruhe Eurer Durchlaucht zu stören, aber sie wurden überwunden durch das lebhafte Verlangen, unserer innigsten Dankbarkeit Ausdruck zu geben.

Wenn die unsterblichen Thaten Eurer Durchlaucht der Geschichte angehören und alle Völker zur Bewunderung hinreißen, so ist es doch namentlich das deutsche Volk, welches den Segen desselben geerntet hat, und deshalb fühlen alle Deutschen, in welchem Weltteile sie auch wohnen mögen, ihre Herzen höher schlagen, wenn der Name Bismarck ausgesprochen wird, indem sie sich mit Stolz zu ihrem früher so vielfach mißachteten Vaterlande bekennen.

Was die Besten des deutschen Volkes ersehnten und als einen schönen Traum festhielten, der durch die Bestrebungen von Generationen einst sich zur Wirklichkeit gestalten könne, das haben Eure Durchlaucht mit weisem Abwägen und kühnem Wagen in überraschend kurzer Zeit zur Ausführung gebracht. Das geeinigte Deutschland vermochte den ihm vom Erbfeinde aufgedrungenen Kampf zu einem glücklichen Ende zu führen.

Unter ihrem erhabenen Führer aus dem glorreichen Hohenzollernstamm schritten die deutschen Heere von Sieg zu Sieg und drangen bis ins Herz des feindlichen Landes. In den goldenen Sälen von Versailles wurde durch einen feierlichen Akt der staunenden Welt verkündet, daß das deutsche Kaisertum in neuer Herrlichkeit erstanden sei. Da ergoß sich ein Strom der Begeisterung über alle Hütten und Paläste, und mit den Jubelrufen aus allen Thälern und von allen Bergen des weiten Vaterlandes erklangen Segenswünsche für den greisen Heldenkaiser, seinen großen Kanzler und das siegreiche Heer.

Durchlauchtigster Fürst! Durch die Vereinigung der deutschen Stämme ist auch die unlösbare Zugehörigkeit der Provinz Posen zu Preußen-Deutschland, deren Fortbestand in kritischen Tagen Preußens wiederholt gefährdet erschien, für ewige Zeiten besiegelt worden. Eurer Durchlaucht deutscher Politik in erster Linie verdanken wir Bewohner dieser Provinz das Bewußtsein, daß wir in einem deutschen Bundesteile leben, wir hegen die feste Zuversicht, daß die in unserer Provinz noch herrschenden bedauerlichen nationalen Gegensätze mit der Zeit verschwinden werden, sobald diese unsere Ueberzeugung erst ein Gemeingut aller Bewohner der Provinz Posen geworden sein wird. Wohl wird die Erreichung jenes Zieles durch mancherlei Schwankungen, deren große Gefahren wir hier nicht schildern wollen, zeitweilig aufgehalten, doch tragen gerade solche Vorgänge dazu bei, den Reichsgedanken unter den deutschen Bewohnern unserer Provinz zu vertiefen und ihnen die segensreichen Wirkungen Eurer Durchlaucht weit vorausblickender, kraftvoller Politik stets zu erneutem Bewußtsein zu bringen.

Sind wir Männer von den Gefühlen größter Verehrung und unauslöschlicher Dankbarkeit gegen Eure Durchlaucht beseelt, so finden diese Gefühle den kräftigsten Widerhall in den Herzen der deutschen Frauen der Provinz Posen. Damit ist die Gewähr zu ihrem ungeschwächten Fortleben von Geschlecht zu Geschlecht gegeben."

Herr Kennemann schloß damit, daß er die Gnade Gottes für die fernere Erhaltung des Lebens und der Gesundheit des Fürsten anrief und ein Hoch auf ihn ausbrachte, in welches

beide 1815 geboren, und verschiedene Lebenswege führen uns hier in Varzin nach fast 80 Jahren wieder zusammen. Das Wiedersehen ist mir eine große Freude, wenn ich auch diesen Lebensweg nicht so unbeschädigt zurückgelegt habe wie der Herr Landesökonomierat. Wenn ich sage, ich bin Invalide der Arbeit, so könnte er das vielleicht auch sagen, nur seine Arbeit war vielleicht gesunder, das ist der Unterschied zwischen dem Landwirt und dem Diplomaten. Die Lebensweise des letzteren ist ungesunder und fällt mehr auf die Nerven. Zunächst also danke ich Ihnen, meine Herren, und ich würde Ihnen noch dankbarer sein, wenn wir uns alle bedecken wollten (Heiterkeit). Mir ist die natürliche Decke mit der Zeit versagt (Heiterkeit), und ich kann doch nicht bedeckt bleiben, wenn Sie es nicht sind.

Ich danke Ihnen, daß Sie keine Anstrengung gescheut haben, um Ihr nationales Gefühl in dieser Weise auszudrücken, und diese Anstrengungen waren nicht ganz geringe. Eine Nachtfahrt, eine zweite Nachtfahrt in der Rückreise, unvollkommene Verpflegung, inkommode Coupébenutzung: daß Sie das alles überwunden haben und nicht davor zurückgeschreckt sind, das zeugt von der Stärke des nationalen Gefühls, welches Sie trieb, gerade hier Zeugnis abzulegen. Daß es gerade hier geschieht, ist für mich eine hohe Ehre, und ich sehe darin die Anerkennung meiner Mitarbeit an der Herstellung der Zustände, deren wir uns nach langer Zerrissenheit in Deutschland heutzutage erfreuen, Zustände, die immerhin ihre Unvollkommenheiten haben mögen, aber das Beste ist des Guten Feind, und wir haben in der Zeit der Herstellung dieser Zustände uns nie gefragt: Was können wir wünschen, sondern: Was müssen wir haben? In diesem Maßhalten der germanischen Einigungsansprüche hat eine Hauptbedingung des Erfolges gelegen; wir sind auf diesem Wege zu dem Ergebnis gekommen, welches eine verstärkte Bürgschaft für die Zugehörigkeit Ihrer Heimat zum Deutschen Reiche und dem Königreich Preußen bietet. Das Verhältnis der Kopfzahl des deutschen Fundaments unseres Gebäudes zu dem, ich will nicht sagen losen, aber weniger bereitwilligen polnischen ist seitdem für das deutsche Element ein wesentlich günstigeres geworden. Wir

---

die Versammlung in leidenschaftlicher Begeisterung einstimmte. Hierauf wurde nach der Melodie „Deutschland, Deutschland über alles“ der erste Vers des von Eugen Schwetschke gedichteten Bismarckliedes:

„Bismarck Heil! Dem einzig einen,
Unsres Volkes treu'stem Mann,
Ihm, der heldenhaften Geistes
Kaiser uns und Reich gewann.
Von den Alpen bis zum Meere
Brausend stimmt den Hochruf an:
Heil! Dir, Bismarck, einzig einem,
Unsres Volkes treu'stem Mann.“

gesungen und dann begann der Fürst seine Ansprache, welche etwa drei Viertelstunden dauerte.

stehen in nationaler Beziehung 48 Millionen deutsche Germanen 2 Millionen Polen gegenüber, und daß in einem solchen Verbande die Wünsche der 2 Millionen für die übrigen 48 Millionen nicht maßgebend sein können, liegt auf der Hand, namentlich in einem Zeitalter, wo doch die letzten politischen Entscheidungen auf Majoritätsabstimmungen gestellt sind. Die Kräfte, welche für die Zusammenhaltung aller Landesteile eintreten, sind parlamentarisch sowohl wie militärisch stark genug, um sie zu verbürgen. Aber auch der Entschluß, diese Kräfte rechtzeitig anzuwenden, kann von keiner Seite bezweifelt werden. Niemand hat einen Zweifel, wenn von höchster Stelle erklärt wird: Ehe wir das Elsaß wieder aufgeben, müßte unsere Armee vernichtet werden (wie dies in anderen Worten gesagt worden ist); dasselbe findet aber auch für die Ostgrenze statt und zwar in verstärktem Maße: Wir können beides nicht missen, Posen noch weniger als das Elsaß, aber beides niemals. Wir werden uns nach dem Kaiserwort schlagen bis auf den letzten Mann, ehe wir das Elsaß aufgeben, diese Deckung für unsere süddeutschen Landesteile. Aber München und Stuttgart sind durch eine feindliche Position in Straßburg und im Elsaß nicht mehr gefährdet, als Berlin gefährdet sein würde durch eine feindliche Position in der Nähe der Oder, und deshalb ist wohl anzunehmen, daß, wenn es je zur Entscheidung kommt, wir entschlossen bleiben werden, den letzten Mann und die letzte Münze in unseren Taschen zu opfern für die Verteidigung der deutschen Ostgrenze, wie sie seit 80 Jahren besteht. Und diese Bereitwilligkeit wird hinreichen, um die Zugehörigkeit Ihrer Provinz nach irdischen Begriffen als vollständig verbürgt anzusehen. (Bravo.)

Wir haben uns beschränkt in unseren Ansprüchen auf das, was für unsere Existenz, was zum freien Atmen einer großen Nation in Europa, die wir sind, notwendig ist. Wir haben dabei nicht an das gedacht, was in früheren Zeiten hauptsächlich infolge der Propaganda von seiten deutscher Höfe deutsch sprach und deutsch dachte. Man sprach früher im Osten, Nordosten und auch anderswo mehr deutsch als heutzutage. Man denke nur an unsern Bundesgenossen Oesterreich. Wie geläufig war das dort in den Tagen Josefs II. und der Kaiserin Maria Theresia, wo das Deutsche in Oesterreich-Ungarn stärker war als heute und als es heute zum Teil sein kann. Aber was wir an dieser sprachlichen Ausdehnung verloren, haben wir an Intensität unserer inneren Zusammengehörigkeit gewonnen. Die älteren Herren, wenn sie zurückdenken an die Zeit vor Kaiser Wilhelm I., werden den Eindruck haben, daß der Mangel an gegenseitiger Liebe zwischen den deutschen Stämmen ein größerer war als heute. Wir haben in dieser Beziehung wesentliche Fortschritte gemacht und wenn wir heutzutage Aeußerungen unzweideutigster Art aus Bayern und Sachsen vergleichen mit früheren Stimmungen, die uns bekannt sind, so müssen wir uns doch sagen, daß Deutschland in der Entwicklung in nationaler Richtung, welche alle europäischen Völker seit 100 Jahren

durchgemacht haben, mit raschen Schritten eingeholt hat, um was es zurückgeblieben war. Wir waren noch vor 40 Jahren in nationaler Stimmung und landsmannschaftlicher Liebe gegen alle anderen Nationen zurück, wir sind es heute nicht mehr und unsere Landsleute am Rhein, vom Bodensee und von der sächsischen Elbe widerstreben der nationalen Landsmannschaft nicht mehr, sondern sind nicht nur im Auslande, wo sie sich begegnen, sondern auch zu Hause in thatbereiter Liebe einander zugethan. Ein einig Volk ist in merkwürdig kurzer Zeit geschaffen; es ist das der Beweis, daß die ärztliche Kur, welche angewendet wurde, wenn auch mit Blut und Eisen, nur ein Geschwür, das längst reif war, aufgeschnitten hat und uns ein neues Behagen und Wohlbefinden geschaffen hat. (Bravo.) Möge Gott geben, daß es von ewiger Dauer ist und keinem Wechsel unterworfen. Wie es verbreitet ist, das haben mir gerade in der Zeit, wo ich nicht mehr im Amte war, die Kundgebungen bewiesen, die ich von allen deutschen Volksstämmen aus Baden, Bayern, Sachsen, Schwaben, Hessen und aus Preußen von allen Landsleuten außerhalb der Provinzen Friedrichs des Großen erfahren habe. Ich habe also das Gefühl einer nationalen Uebereinstimmung aus ganz freiwilligen Kundgebungen, die niemand gemacht hat, die mir ungesucht gekommen sind, die aber immer mein patriotisches Herz mit Freude erfüllt haben und ein Unisono in allen deutschen Stämmen ergeben. So viel möchte ich bemerken für das sichere Festhalten des heutigen staatlichen und nationalen Verbandes Ihrer Provinzen. Wir singen: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein“, aber sie steht an der Warthe und Weichsel ebenso. (Lebhaftes Bravo.) Wir können nach keiner von beiden Seiten hin auch nur einen Morgen Landes missen, und wenn es auch nur des Prinzips wegen wäre, und die Versuche, auf die in der Ansprache des Herrn Vorredners angespielt wurde, die infolge der 48er Bewegung gemacht wurden, diesen Verband abzuschütteln, in dem wir damals in Preußen und Deutschland lebten, in Bezug auf die Festhaltung der Grenzen, diese Versuche, die Wünsche unserer polnischen Nachbarn zu befriedigen, haben damit geendet, daß den polnischen Streitkräften, die sich im Vertrauen auf Berliner Zusicherungen gebildet hatten unter dem preußischen General von Willisen, schließlich von dem preußischen General von Colomb die Thore von Posen verschlossen wurden und daß wir schließlich mit preußischen Truppen das polnische Insurrektionsheer, welches sich tapfer und ehrlich schlug, im blutigen Kampfe überwinden mußten.

Ich bemerke dabei, daß der Kampf auch damals nicht mit dem polnischen Volke im großen und ganzen, sondern doch nur mit dem polnischen Adel und seiner Gefolgschaft geführt wurde; ich erinnere mich, daß polnische Soldaten, ich glaube vom 19. Regiment, die ich damals in Erfurt im Jahre 1850 gesprochen habe, von den Gegnern nur als von den „Komorniks“ sprachen. Sie kennen dies polnische Wort für Tagelöhner. So dürfen wir uns auch

heute darüber nicht täuschen, daß die Zahl der Gegner eines friedlichen Zusammenlebens beider Stämme in Posen und Westpreußen minder groß ist, als die Statistik angeben kann. Es bringt mich das auf die zweite Frage, die der Herr Vorredner berührte, auf das Zusammenleben beider Stämme in der Provinz. Ich glaube, viele von Ihnen werden polnisch sprechende Arbeiter und Knechte haben und dabei den Eindruck haben, daß die Gefahr nicht von diesen unteren Schichten der Bevölkerung ausgeht. (Sehr richtig!) Mit denen ist zu leben und von denen geht eine Unruhestiftung nicht aus. Sie sind keine Förderer einer uns feindlichen Bewegung, abgesehen davon, daß sie vielleicht anderen Stammes sind als der Adel, dessen Einwanderung in die slavischen Gauen sich im Dunkel der Vorzeit verliert. Um die ganze große Zahl der arbeitenden und bäuerlichen Volksklasse vermindert sich also die statistische Zahl der Gegner eines friedlichen Zusammenarbeitens beider Stämme. Die Massen der unteren Schichten sind zufrieden mit der preußischen Verwaltung, die vielleicht nicht immer vollkommen sein mag, die aber in jedem Falle besser und gerechter sie behandelt, als sie es in den Zeiten der polnischen Adelsrepublik gewohnt waren. Und damit sind sie zufrieden. Es ist nicht mein Programm gewesen, daß bei der Ansiedelungskommission vorzugsweise auf die Neusiedelung kleiner Leute deutscher Zunge Bedacht genommen würde, die sind polnischen Bauern nicht gefährlich, und es ist nicht entscheidend, ob die Arbeiter polnisch oder deutsch sind. Die Hauptsache war, daß der große Grundbesitz Domäne wurde unter einem Pächter, auf den der Staat fortdauernd Einfluß behält. Das Bedürfnis, rasch zu verkaufen und zu kolonisiren ist von anderer kompetenter Stelle ausgegangen, aber nicht von mir. Ich habe diese Maßregeln nur anregen, aber nicht überwachen können. Die Schwierigkeiten, die ich in meiner vierzigjährigen politischen Thätigkeit gefunden habe, sind nicht von Massen der polnischen Arbeiter und Bauern ausgegangen. Ich glaube, daß diese Schwierigkeiten ausschließlich oder doch wesentlich von dem polnischen Adel gemacht wurden, unterstützt von der polnischen Geistlichkeit. (Zustimmung.) Ich fasse den Begriff vielleicht zu eng, denn mir sind Vorgänge bekannt, wo auch deutsche Geistliche um des lieben Friedens willen geholfen haben, zu polonisiren. Es ist das eine Eigenschaft unseres Stammes, daß wir die Konfession höher stellen als die Nationalität; bei unseren Gegnern, bei Polen und Franzosen, ist das umgekehrt. (Zustimmung.) Darunter leiden wir. Wir haben ein gewisses physisches Gegengewicht, so lange die Staatsregierung das deutsche Element rückhaltlos unterstützt. Das konfessionelle Element ist immer im Familienleben und den Frauen gegenüber, namentlich den von mir sehr bewunderten polnischen Frauen gegenüber, von großer Einwirkung; zu denen hat der Geistliche mehr Zutritt als der Landrat und der Richter. (Heiterkeit.) Es bleibt immer ein mächtiges Gewicht in der Wagschale der beiden Nationen, ob die preußische Regierung ihren Einfluß in voller Entschlossenheit und auch

mit einer für die Zukunft in keiner Weise anzuzweifelnden Deutlichkeit ausübt. Vestigia terrent kann man sagen, wenn von 1848 in Deutschland die polnische Nation und deren Pflege — nein, nicht 48, 31 meine ich — mehr in den Vordergrund tritt als die des Deutschtums. Seitdem ist doch ein Fortschritt in politischer Beziehung zu verzeichnen.

Nun muß ich etwas um Ihre Nachsicht für meinen Lumbago bitten. (Ruf: Setzen, Durchlaucht!) Es wird nicht besser durch Sitzen, ich kenne diesen Gast aus langjähriger Erfahrung. Ich sprach von der Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens beider Nationalitäten. Nun, unmöglich ist das nicht, sehen wir doch, daß in der Schweiz drei sich gegenüber stehende Nationalitäten, die deutschen, italienischen und französischen Schweizer, ruhig und ohne Bitterkeit über gemeinsame Angelegenheiten beratschlagen. Wir sehen, daß in Belgien die germanischen Vläminge und die gallischen Wallonen im freien Staatsverbande zusammenleben. Wir sehen, daß auch mit Polen zu leben ist, wenn wir an Ostpreußen denken, wo die polnischen Masuren, die Lithauer und die Deutschen friedlich zusammen arbeiten, ohne daß bisher, weil jede Aufhetzung gefehlt hat, eine nationale Verstimmung zu verspüren gewesen ist. Nun kann man zwar sagen, daß dort der katholische Geistliche mit seinen Sonderinteressen fehlt; aber betrachten Sie Ihre Nachbarn in Oberschlesien; haben dort die beiden verschiedenen Nationalitäten nicht jahrhundertelang im Frieden gelebt, obwohl auch dort der konfessionelle Unterschied vorhanden ist? Was ist es nun, was in Schlesien fehlt, und was hat uns jahrhundertelang möglich gemacht, dort in konfessioneller Eintracht zu leben? Ja, es thut mir leid, sagen zu müssen: es ist der polnische Adel. Nun kann der polnische Adel ja auf Polen große Autorität üben, noch mehr als auf Deutsche, aber die statistische Ziffer, mit der wir als mit aktiv und aggressiv polnischen Gegnern zu rechnen haben, reduzirt sich doch erheblich. Der Adel denkt an die Zeit, wo er allein herrschend war, und kann die Erinnerung nicht aufgeben daran, daß er sowohl den König wie den Bauern beherrschte. Nein, der polnische Adel ist doch zu gebildet, als daß er glauben könnte, die Zustände der alten polnischen Adelsrepublik könnten je wiederkehren. Aber ich würde mich wundern, wenn der polnische Bauer die Geschichte Polens so wenig kennen sollte, daß er nicht zurückschreckte vor der möglichen Wiederkehr der alten Zustände. Er wird sich doch sagen, daß dann wieder, wie der Bauer zu sagen pflegt, für ihn ein „nasses Jahr" bevorstehen würde, wenn der Adel wieder zur Regierung käme. Sie finden unter den nationalpolnischen Abgeordneten, die gewählt werden, in der Regel nur Adelige, einen polnischen Bauern erinnere ich mich nicht gekannt zu haben als Abgeordneten im Reichstage oder Landtage. Vergleichen Sie damit die Wahlliste in deutschen Kreisen. Und ob es polnische Bürger und Bürgerinnen in unserem städtischen Sinne dort gibt, weiß ich nicht. Der städtische Mittelstand ist in Polen eine schwache

Seite. Wenn man den Gegner auf das richtige Größenverhältnis zurückführt, wird man mutiger in seinen Entschlüssen, und wenn ich diejenigen entmutigen könnte, die ihrerseits den polnischen Adel noch mehr ermutigen, das würde mich freuen. (Lebhaftes Bravo.) Mit Ihnen, meine Herren, die den beschwerlichen Weg hierher gemacht haben, fühle ich mich einer Meinung; auf andere Elemente habe ich keinen Einfluß, aber die Hoffnung wollen wir trotz aller Wechselfälle nicht aufgeben.

In der Ansprache des Herrn Vorredners war auch von Schwankungen die Rede. Ja, diese Schwankungen bezeichnen unsere ganze Polenpolitik seit 1815 bis heute (sehr richtig), sie traten ein, je nachdem polnische hochstehende Familien am Hofe Einfluß gewannen. Sie kennen alle die Familie der Radziwill und ihren Einfluß auf den Hof Friedrich Wilhelms IV. Wenn wir in Gedanken eine Stichprobe zwischen der Stimmung von 1831 im Lande und der heutigen machen, so hat in Deutschland das Bewußtsein, im Großherzogtum Posen deutsche Landsleute zu besitzen, doch in hohem Maße zugenommen. Der alte, ich möchte sagen, kindliche Polenkultus wäre jetzt nicht mehr möglich, wie er in meiner Jugendzeit herrschte, wo man uns in der Singstunde polnische Lieder lehrte, allerdings zugleich mit der Marseillaise. Also der polnische Edelmann, eines der reaktionärsten Gebilde, die Gott jemals geschaffen hat, ward hier zusammengethan mit der französischen Revolution und der Liberalismus durch den Mangel an politischem Blick mit der Sache der Polen. Das saß bei den Bürgern — ich habe die Berliner besonders im Auge — damals sehr tief. Wenn Sie heute die Gesamtheit Ihrer 48 Millionen deutscher Landsleute fragen und deren Urteil mit dem vergleichen, was in den Zeiten der Platenschen Polenlieder in den deutschen Herzen spukte, so können Sie doch die Hoffnung nicht aufgeben auf weitere Entwicklung im deutschen Sinne. Es ist noch ein, wenn auch langsamer Fortschritt zu verzeichnen mit Rückschritten, als wenn man einen sandigen Berg hinaufsteigt oder in der Lava des Vesuv einherschreitet. Oft gleitet man wieder zurück, aber im ganzen kommt man doch vorwärts, und je stärker sich unser Nationalgefühl entwickelt, desto stärker wird Ihre Stellung werden. Ich bitte Sie, lassen Sie den Mut nicht sinken, wenn auch Wolken vorhanden sind, namentlich in diesen regnerischen und für den Landwirt betrübenden Tagen, sie werden verschwinden, und die deutsche Zugehörigkeit der Warthe und Weichsel ist unerschütterlich. Wir haben Jahrhunderte gelebt ohne die Reichslande, wie aber unsere Existenz sich gestalten sollte, wenn heute ein neues Königreich Polen sich bildete, das hat noch niemand auszudenken gewagt. Früher war es eine passive Macht, aber heute, unterstützt von anderen europäischen Mächten, würde es ein aktiver Feind sein, und solange es nicht Danzig, Thorn und Westpreußen in seinen Besitz gebracht, abgesehen von dem, was der leicht erregbare polnische Geist noch außerdem erstreben möchte, würde es stets der Bundesgenosse unserer Feinde sein. Es ist

Mangel an politischem Geschick oder politische Unwissenheit, wenn man sich zum Schutz der deutschen Ostgrenze auf den polnischen Adel verlassen wollte und glaubt denselben irgendwo dafür gewinnen zu können, daß er mit dem Säbel in der Faust für deutschen Besitz eintreten und kämpfen werde. Das ist eine Utopie. Das einzige, was wir und was Sie unter diesen Umständen leisten können und was wir von den Polen lernen können, das ist das feste Zusammenhalten unter uns. (Lebhaftes Bravo.) Die Polen haben auch Parteien, haben das früher fast schlimmer bethätigt als wir, aber wenn nationale Verhältnisse in Frage kommen, schwinden alle Parteifragen. Möchte es bei uns doch ebenso werden, daß wir alle in nationalen Fragen in erster Linie nicht einer Partei angehören, sondern der Nation. Und mögen wir untereinander noch so uneinig sein, so muß man in unseren östlichen Grenzländern, so bald es heißt: Deutsch oder Polnisch? die Parteistreitigkeiten mit der alten Berliner Redensart vertagen: davon nach neune später. Jetzt heißt es fechten und zusammenstehen, das ist gerade so wie in kriegerischen Verhältnissen. Zu meiner Freude sehe ich ja viele unter den Herren, die dergleichen mitgemacht haben. Ehe man zur Sturmattake vorgeht, müssen erst die parlamentarischen Parteien sich überlegen, ob man dem fortschrittlichen Nebenmann oder dem Reaktionär auch helfen soll; ebenso, wenn wir unter dem Trommelschlag des Sturmmarsches vorgehen, müssen wir an der nationalen Grenze alle Parteiunterschiede vergessen und eine geschlossene Phalanx bilden, innerhalb deren der fortschrittliche Speer dem Feinde entgegengehalten wird gleich wie der reaktionäre oder absolutistische. Wenn wir uns darüber einigen, — und die Gefahren der Zukunft zwingen uns dazu, — dann werden wir auch unsere Frauen und Kinder für dasselbe stramme Nationalitätsgefühl gewinnen. Und haben wir die Frauen erst und die Jugend, dann sind wir gesichert für alle Zeiten, und das gehört zu unseren heutigen Aufgaben, daß wir unseren Kindern eine nationale Erziehung geben. Ich habe das Vertrauen, die deutsche Frau besitzt hierfür alle Eigenschaften, und ich bitte Sie mit mir ein Hoch auszubringen auf die deutschen Frauen im Großherzogtum Posen. Hoch! Und möge das Deutschtum immer festere Wurzeln fassen in Ihrem Lande.*)

---

*) Die Rede wurde mit unbeschreiblichem Enthusiasmus aufgenommen. — Demnächst nahm Gymnasialdirektor Dr. Riehl-Bromberg das Wort, um die Fürstin zu feiern. Er führte aus, daß dem Fürsten, dessen Leben vorwiegend dem Vaterlande gehört habe, von der göttlichen Vorsehung die Gnade erwiesen sei, ihm in seiner Gattin eine Gefährtin an die Seite zu stellen, die in edelster Selbstlosigkeit es verstanden habe, die im Dienst des Vaterlandes verbrauchten Kräfte des Gatten immer wieder zu erneuern; ganz Deutschland sei der Fürstin für das, was sie in liebender Fürsorge für den Fürsten gethan habe, zu größtem Danke verpflichtet. Das Hoch auf die Fürstin, mit dem der Redner schloß, fand die wärmste Zustimmung der Versammelten, welche sodann den zweiten Vers von „Deutschland, Deutschland über alles" anstimmten. Hierauf wurden dem Fürsten verschiedene Erzeugnisse der Provinz Posen mit launigen Widmungen überreicht. Unter fortwährenden Hoch- und Hurrarufen erfolgte der Abmarsch der Festteilnehmer.

23. September 1894.

Varzin. Ansprache bei Gelegenheit einer Huldigung von Bewohnern der Provinz Westpreußen.*)

Meine Herren und Damen! Ich fühle mich hoch geehrt durch Ihre Begrüßung und erfreut; hoch geehrt, daß Sie die Weite des Weges, die Unbilden des Wetters nicht gescheut haben, um mich heute hier zu begrüßen, lediglich

*) Der bereits im Jahre 1893 angeregte Plan einer Huldigungsfahrt der Westpreußen war im Juli 1894, nachdem sich der Fürst nach Varzin begeben hatte, wieder aufgenommen und bald so gefördert worden, daß die Ovation am 23. September stattfinden konnte. Mit zwei Sonderzügen waren aus Westpreußen 1400 bis 1500 Herren und etwa 300 Damen auf dem Bahnhofe Hammermühle eingetroffen. Dort hielt Rittergutsbesitzer Heine-Nachgau eine kurze Ansprache, die mit einem Hoch auf den Kaiser schloß. Von Hammermühle begab man sich — die Damen und die älteren Herren auf bekränzten Wagen — nach Varzin. Nachdem der Zug, mit der Kapelle des 9. Infanterieregiments an der Spitze, unter den Klängen der „Wacht am Rhein" auf dem Gutshofe sich aufgestellt hatte, erschien der Fürst auf der Veranda und wurde von der Versammlung mit langen, stürmischen Hochrufen empfangen. Zunächst sang man nach der Melodie der „Wacht am Rhein" ein eigens für die Huldigung gedichtetes Lied: „Die Ostwacht".

Sobald das Lied verklungen war, verlas der Vorsitzende des Komites, von Fournier-Koszielec, folgende Adresse:

„Durchlauchtigster Fürst!

Mit unserem innigsten und ergebensten Danke für das hochgeneigte Gestatten unseres Kommens nahen wir Westpreußen uns, um unserem Herzen Genüge zu thun. Schon vor Jahresfrist fühlten wir uns gedrungen, Eurer Durchlaucht unsere Verehrung persönlich darzubringen; der ungünstige Gesundheitszustand Eurer Durchlaucht vereitelte leider unser Vorhaben. Wir danken dem Himmel, daß er uns die Möglichkeit geschenkt hat, unseren Herzenswunsch jetzt erfüllt zu sehen und sind stolz darauf, die erste preußische Provinz gewesen zu sein, welche ihre Huldigung dem größten Manne Deutschlands darzubringen das Verlangen hatte.

Unsere Herzen schlagen seit langen Jahren in glühender Begeisterung und stolzer Bewunderung Eurer Durchlaucht entgegen; wir blicken zu Ihnen auf als zu unserem Ideal, zunächst zu dem Menschen, dem Manne mit seinem Wollen und Können, dessen unbeugsame Willens- und Thatkraft einem jeden von uns eine Leuchte sein muß für seinen eigenen bescheidenen Wirkungskreis. Als im Jahre 1815 das fahle Licht des übermütigen Korsen erlosch, da ging an Preußens, an Deutschlands Himmel der Stern auf, welcher von der Vorsehung dazu ausersehen war, dereinst der Leitstern des großen deutschen Vaterlandes zu werden, der es zum Glücke, zum Ruhme und zu der so lange ersehnten Einigkeit führen sollte! Und dieser Stern, das ist unser Bismarck, um den uns die Welt beneidet, der ein Menschenalter hindurch mit genialer Kraft die Geschicke des Vaterlandes geleitet hat und der jetzt leuchtend dasteht in ruhiger Größe und Klarheit, geliebt und bewundert von Millionen Herzen. Durchlauchtigster Fürst! Westpreußen, durch das deutsche Schwert dereinst der Barbarei entrissen, hat nach hundertjährigen blutigen Kämpfen aus Verwüstung, Schutt und rauchenden Trümmerhaufen sich mühsam zum Dasein durchgerungen. Im Stiche gelassen vom Reich, niedergeschlagen an dem düsteren Tage von Tannenberg, wurde unser unglückliches Land die Beute seines wilden Nachbarn, es wurde der Tummelplatz und das Opfer blutiger Eroberungs- und Plünderungssiege, welche es zerstampften und auszogen bis auf das Mark. Da erschien einer

angezogen durch das Gefühl des gegenseitigen Wohlwollens und der beiderseitigen Liebe zum gemeinsamen Vaterlande. (Bravo!) Keiner von Ihnen hat von mir etwas zu hoffen, zu fürchten oder zu erwarten, was ihn irgendwie dazu treiben könnte, mir die hohe Ehre zu erzeigen, die mir heute widerfährt. Es ist lediglich das Gefühl der gemeinsamen Liebe zum Vaterlande, was uns heute hier zusammenführt (Bravo!), und deshalb um so erhebender für mich, daß meine Person zur Adresse dieser Aeußerung gewählt wird. Es ist das eine Auszeichnung, die, so viel ich weiß, noch keinem meiner Vorgänger und Kollegen im preußischen Ministerium widerfahren ist, daß im Dienste oder fünf Jahre nach dem Ausscheiden aus dem Dienste ihm eine Anerkennung der Art zu teil wurde, wie sie mir von Ihnen schon im vorigen Jahre zugedacht war und heute zu teil wird, wie sie mir vor acht Tagen von unseren Posener

---

Sonne gleich, von Gott gesandt, erwärmend und belebend, das leuchtende und gesegnete Scepter der Hohenzollern! Albrecht von Brandenburg kettete den Osten an die Geschicke seines Hauses; der große Kurfürst, der Schöpfer des preußischen Staates, brachte zuerst die deutsche Macht zur Geltung. Vor allem aber war es der Genius des großen Friedrich, sein Geist und seine Thatkraft, welche das Land retteten, daß es gleich einem Phönix aus der Asche neu erstand. Aber diese langen, harten Kämpfe hatten ein zähes und tapferes Volk erzogen, das herrlich sich bewähren sollte. Als das Strafgericht Gottes den korsischen Eroberer auf den eisigen Feldern des Nordens traf, als die Trümmer seines so stolzen Heeres durch unser ausgesogenes Land flohen, da war es unser Volk, das allen voran und im Verein mit der Schwesterprovinz aufstand, sich erhob, das ungezählte Opfer brachte und den Feind, den es bereits mit blutigen Köpfen aus seinen Vesten gewiesen, aus dem Lande fegte.

Fest und stark ist jetzt die Wehr, welche die deutsche Ostmark schützt, treu hält sie an der Weichsel Wacht! Was deutsche Tapferkeit errungen, was deutsche Arbeit und deutscher Fleiß gegründet haben, das halten wir unverbrüchlich fest!

Aber auch die Friedensarbeit fordert Kampf und Tapferkeit heraus. Schwer leidet das edle Gewerbe, dem weitaus der größte Teil unserer Bevölkerung angehört, die Landwirtschaft. Klimatische Einflüsse, elementare Gewalten tragen mit dazu bei, dem Landwirt die Früchte seines Ringens zu verkümmern.

Mit um so innigerem Danke erfüllte uns das warme Interesse, das reiche Verständnis und die Fürsorge, welche Eure Durchlaucht stets diesem so wichtigen Gewerbe in gleicher Weise wie den übrigen Berufskreisen entgegen gebracht haben.

Getragen von dem unbegrenzten und unerschütterlichen Vertrauen unseres unvergeßlichen Heldenkaisers haben Eure Durchlaucht das unsterbliche Verdienst, das deutsche Vaterland so groß und machtvoll gestaltet zu haben, das Hochgefühl der Zusammengehörigkeit in eines jeden Deutschen Brust neu geweckt und neu belebt, das Deutschtum an den Grenzen, der Anmaßung und Begehrlichkeit fremder Elemente gegenüber, mächtig gestärkt und gefördert zu haben.

Dem heißen Danke von Millionen Herzen für alles Große und Herrliche, was Eure Durchlaucht für unser schönes deutsches Vaterland gethan, fügen wir unsern schuldigen Tribut hinzu und dieser Dank wird fortleben, er wird sich vererben von Geschlecht zu Geschlecht, soweit die deutsche Zunge klingt und soweit sie jemals klingen wird."

Dem Vortrage der Adresse folgten wiederum laute Zurufe der Begeisterung. Die Musik spielte „Deutschland, Deutschland über alles" und die Menge stimmte in das Lied ein. Sodann ergriff der Fürst das Wort zu seiner Ansprache.

Landsleuten zu teil wurde und wie ich sie aus dem Westen und Süden des Deutschen Reiches fast ausnahmslos erfahren habe. Es ist für mich erhebend, zugleich auch etwas beschämend, daß meine Leistungen eine so hohe Anerkennung finden. Ich habe nichts gethan als meine Schuldigkeit im Dienste eines Herrn, dem ich gern diente und mit dem mich das Gefühl gegenseitiger Treue verband.

Es sind acht Tage her, daß unsere Landsleute aus Posen mich an derselben Stelle hier besuchten, und wir haben seitdem Gelegenheit gehabt, in der deutschen und in der polnischen Presse mannigfache Aeußerungen unserer Feinde und unserer Freunde über diesen Vorgang zu lesen. Im ganzen kann ich wohl sagen — verzeihen Sie, wenn ich mich bedecke, meine Damen (Zustimmung), ich bin noch nicht ganz so gesund wie ich gerne sein möchte, und wenn die Herren sich auch bedecken wollten (Rufe: Nein! nein!), so würde ich mich berechtigter fühlen — ist es mir eine Freude gewesen zu sehen, daß die meisten Aeußerungen in der deutschen Presse auch selbst von solchen Seiten, bei denen ich sonst nicht immer Wohlwollen finde, doch in dieser unserer Begegnung von vor acht Tagen einen Ausbruch nationaler Gesinnung erkannt haben, gegen den das Uebelwollen der Parteiunterschiede nicht stand hielt, sondern sie haben sich unbedingt dazu bekannt. Die polnische Presse natürlich nicht; sie drückte in erster Linie bei dieser Gelegenheit ihre Verwunderung aus, daß ich mich nicht stärker ausgedrückt hätte heute vor acht Tagen (Heiterkeit), mit anderen Worten: daß ich mich gegen die Bestrebungen des polnischen Junkertums nicht gröber ausgesprochen habe. (Lebhafte Heiterkeit.) Sie haben also doch das Gefühl, daß das zu erwarten gewesen wäre. (Sehr gut!) Es ist das schlechte Gewissen, was aus ihnen spricht. Sie waren auf eine noch schärfere Kritik gefaßt im Bewußtsein ihrer eigenen Thaten, die sie kürzlich in Lemberg gethan und ausgesprochen haben.

Die polnische Szlachta — ich beschränke meine Kritik auf den polnischen Adel — hat mit der Sozialdemokratie das gemein, daß sie ihre letzten Ziele nicht offen darlegt. Aber es ist doch wieder ein Unterschied; die Sozialdemokratie verschweigt sie, weil sie selbst sie nicht kennt und nicht weiß, was sie darüber sagen soll; die polnischen Herren wissen es aber ganz genau, können aber nicht dicht halten. (Heiterkeit.) Es klingt überall heraus; jetzt neuerdings in Lemberg und sonst auch bei uns in Posen schwebt ihnen immer vor die Wiederherstellung der alten polnischen Adelsrepublik, in einer Ausdehnung vom Schwarzen bis zum Baltischen Meere mit dreiunddreißig Millionen; das ist ihnen ganz geläufig, und wenn es einstweilen auch nur kleine Anfänge sind von einem Pufferstaat, wie sie es nennen, mit dessen Eventualität manche deutsche Polenfreunde sich befreunden, also entweder ein polnisches Königreich oder eine Republik, wie die alte Bezeichnung lautet, bestehend aus dem heutigen Kongreßpolen mit Warschau als Hauptstadt und Lemberg als Zubehör. Ich weiß zwar nicht, wie auch diese geringere und anfängliche Etappe für ein

Großpolen erreicht werden sollte ohne einen vollständigen Zusammenbruch aller europäischen Verhältnisse. Ich will mich auch in das „wie" nicht vertiefen, ebensowenig wie die Polen sich darüber klar sind, wie dies erreicht werden soll. Aber nehmen wir einmal an, daß es auch ohne große europäische Konvulsionen möglich wäre, ein vergrößertes Herzogtum Warschau, ein Königreich Polen mit Warschau und Lemberg als Hauptstädten herzustellen; — was wäre dann für uns die Folge davon, ich will gar nicht sagen für Oesterreich? Es wäre ein Pfahl im Fleische für Oesterreich und vor allen Dingen ein Verderb unserer neuen und, wie ich hoffe, dauernden Bundesgenossenschaft mit Oesterreich, wenn unter österreichischer Aegide ein solches neues Kongreßpolen geschaffen werden sollte. Die Schwierigkeiten der österreichisch-ungarischen Monarchie würden in einem solchen Falle bis zur Unmöglichkeit kompliziert werden durch die nie zu befriedigenden Ansprüche dieser dritten Macht in der Trias Ungarn, Cisleithanien und Polen.

Aber ich spreche über eine Utopie, die ja ganz unerreichbar ist. Wie sollte man dazu kommen? Aber wenn es selbst im Frieden erreichbar wäre, so wäre es für uns ein Unglück. Für uns ist meiner Ueberzeugung nach — und ich stehe seit vierzig Jahren in der großen europäischen Politik — die russische Nachbarschaft zwar oft unbequem und bedenklich, aber doch noch lange nicht in dem Maße, wie es eine polnische sein würde. (Lebhafter Beifall.) Und wenn ich die Wahl zwischen beiden habe, so ziehe ich immer noch vor, mit dem Zaren in St. Petersburg verhandelt zu haben, als mit der Szlachta in Warschau. Es liegt das ja nicht im Bereiche der Wahrscheinlichkeit und Möglichkeiten, und ich spreche von phantastischen Konjekturen, aber die Polen rechnen damit, sprechen davon und glauben daran und werden darin zuweilen ermutigt durch deutsche Gutmütigkeit und deutsches Wohlwollen. (Sehr richtig!)

Das ist es, was ich hauptsächlich betone, wogegen ich immer kämpfe: gegen den Rest von Glauben an das polnische Junkertum, der sich bei manchen deutschen Liberalen doch immer noch vorfindet. Es ist immer ein Irrtum: ein Schutzstaat gegen eine russische Invasion ist selbst das starke Großpolen von vor 1772 nie gewesen. Die russischen Armeen marschirten nach Zorndorf und Kunersdorf nach ihrem Belieben quer durch Polen hindurch, und niemand hielt sie auf. Auch die Franzosen, wie sie sich im Kriege mit Rußland befanden und auf den Rückzug gerieten, haben bei ihren polnischen Freunden durchaus kein Repli und keinen Halt gefunden; sie haben sich nicht aufhalten lassen. Die Polen haben sich in den Jahren 1830 und 1831 tapfer geschlagen; aber das war eine unter Leitung des Großfürsten Konstantin geschulte polnische Armee des Großfürsten, der sich innerlich freute, wenn die von ihm einexerzierte, rein polnische Armee den Russen gegenüber Siege gewann, und sich die Hände darüber rieb, daß seine Polen dies thaten. (Hört! hört!) Ohne eine solche, ein halbes Menschenalter dauernde Schulung, wie sie die polnische Armee

damals hatte — und sie war wirklich eine für damals gute Truppe — wären selbst die Leistungen von 1831 nicht möglich gewesen. Und sie waren doch nicht nachhaltig; die Polen konnten sich selbst in dieser Notlage unter einander nicht vertragen. Im Frieden, so lange sie dem geduldigen Deutschen gegenüberstehen, da sind sie schon einig; aber so wie sie das Terrain frei für sich allein haben, da werden sie uneinig; so würde es auch später sein. Nun, ich spreche immer nicht in der Hoffnung und in der unfruchtbaren Absicht, den polnischen Adel zu gewinnen und zu bekehren, sondern ich spreche nur in der Hoffnung, bei unseren deutschen Landsleuten den letzten Rest von Polensympathie, von Sympathie für Polonisirung und für das polnische Junkertum zu bekämpfen und auszurotten und meine deutschen Landsleute zu bewegen, daß sie gegenüber diesen phantastischen Bestrebungen und Sympathien fest zusammenhalten und sie sich auch nicht bis an den Mantel kommen lassen (Heiterkeit und Beifall), viel weniger bis ins Herz hinein, wie es bei uns mitunter früher geschehen ist. (Lebhafte Zustimmung.) Der deutsche Liberale hat immer für den preußischen Adel, sobald er ihm nicht bequem war, sofort die Bezeichnung „Junkertum" bereit gehabt; von dem polnischen Adel, der ja viel mehr Junker ist, als der preußische und deutsche je in seinem Leben war und sein konnte, haben sie immer nur von „nationalen Bestrebungen" gesprochen, während die ganzen polnischen Bestrebungen, gegen die wir zu kämpfen haben, reine Kastenbestrebungen sind, für die Kaste des Adels gegen die anderen. Wir könnten ohne den Adel und die Geistlichkeit mit der Masse der polnischen Bevölkerung vollkommen im Frieden leben; sie würde für die Wohlthaten eines geordneten, gesetzmäßig lebenden Staates, für die Möglichkeit, auch gegenüber den stärksten Magnaten Recht zu finden, dankbar sein. Sie verlangen nicht mehr; sie sind auch nicht offensiv gegen das Deutschtum. Offensiv ist nur der Adel und das Deutschtum hat sich bisher gegen diese Angriffe immer defensiv verhalten.

Wir sind immer defensiv gegenüber den Polen gewesen, und wenn wir einmal einen Vorstoß gemacht haben, wie mit dem Ankaufsgesetz, so haben wir sofort in unseren Reihen Leute gehabt, die ein schlechtes Gewissen hatten. Ob dieses Gesetz den Polen ein Aergernis ist, darauf kommt es gar nicht an. Dieses Ankaufsgesetz ist ein Bestreben gewesen, mit unserem unversöhnlichen Gegner dort, mit dem Adel, in einer freundlichen Weise aufzuräumen. (Große Heiterkeit.) Es liegt nicht in unserer Sitte, zu konfisziren, zu verjagen oder ein Gesetz zu geben, wonach jeder polnische Edelmann nach bestimmter Zeit sein Gut verkaufen muß; sondern wir geben ihnen den Preis ihres Gutes. Wir sind, wie ich glaube, etwas zu eilig in der Sache vorgegangen; daß der Fonds vom Landtage bewilligt wurde, war sehr erfreulich, aber man hatte zu viel Eile, ihn zu verwenden. Man wollte sofort schon am Donnerstag die Früchte von dem sehen, was am Montag gesäet war. Man hätte sich Zeit lassen sollen. Mit der Zeit, auf dem Wege der Rentengüter, fand es sich ja

wohl, daß man in Ruhe eine wenn nicht deutsche, so doch deutschtreue Bevölkerung allmälich herstellen konnte, und ich glaube, man mußte zuerst das Hauptobjekt ankaufen, dann den angekauften Besitz des Adels in Händen behalten und sich dann Zeit lassen, ihn nach Umständen zu benutzen. Aber Ueberhastung ist ja immer ein Unglück.

Nun, meine Herren, ich habe vorhin das Phantasiegebilde eines polnischen Staates, wie er, glaube ich, nie entstehen wird, aber ein Phantasiegebilde, mit dem doch manche unserer Landsleute als möglich rechnen, ausgemalt. Wenn das der Fall wäre, so würden gerade Sie in Westpreußen das Hauptobjekt der Versuchung für polnische Begehrlichkeit sein. Danzig ist für einen polnischen Staat mit Warschau ein noch dringenderes Bedürfnis als Posen. Posen, so werden die Polen denken, läuft ihnen nicht weg, denn da ist ein Erzbischof (große Heiterkeit); aber Danzig ist die erste Stadt, die ein Warschauer Staat an der Seeküste überhaupt haben müßte, und er würde nicht eher Ruhe haben. Der Thatsache, daß Westpreußen nie ursprünglich zu Polen gehört hat, während Posen dazu gehörte, steht also das größere Bedürfnis eines polnischen Reiches nach Danzig gegenüber und Sie würden, wenn wir jemals Schiffbruch mit den bisherigen europäischen Zuständen litten, in Danzig gefährdeter sein als in Posen, obwohl der Anspruch auf Danzig ein minderer ist. Posen ist polnischer Besitz gewesen, Westpreußen ursprünglich nicht. Auf dem rechten Ufer der Weichsel wohnten die Preußen, gegen die Herzog Konrad von Masovien den deutschen Orden zu Hilfe rief, weil er sich ihrer nicht selbst erwehren konnte, und der deutsche Orden hat das Land auf dem rechten Ufer der Weichsel den heidnischen Preußen abgewonnen und zivilisirt und hat einen Ordensstaat gegründet, der im vierzehnten Jahrhundert von der Neumark bis nach Esthland reichte und eins der mächtigsten und vor allen Dingen eins der blühendsten und zivilisirtesten Reiche des damaligen Europa war. Ich brauche Ihnen die Geschichte Ihres Landes nicht zu erzählen, sie ist Ihnen nicht fremd. Auch auf dem linken Weichselufer war kein polnischer Besitz. Pommern reichte bis an die Weichsel; das, was man jetzt Pommerellen nennt, stand unter einer Seitenlinie der pommerschen Herzoge, an der die Polen keinen Anteil hatten, und fiel, als sie ausstarb mit Nestevin und Swantopolk, an die Erblinie von Waldemar, Markgrafen von Brandenburg als Lehnsherren zurück. Dieser konnte sich nicht halten in den Kämpfen, die er dort hatte, und trat das Land vertragsmäßig an den deutschen Orden ab. So ist denn der Linksweichselteil von Westpreußen schließlich an den deutschen Orden und mit Westpreußen im Frieden von Thorn an Polen gekommen. Auf diese Weise haben die Polen es erworben. Aber wenn man heute die polnischen Zeitungen liest, so geht daraus hervor, daß man in Polen annimmt, es sei ganz Preußen von Polen bevölkert gewesen, und als ob Preußen zu Polen gehört hätte und durch das „mörderische Schwert des deutschen Ordens“ hingeopfert und vernichtet worden

wäre. Umgekehrt, Preußen war ein Hort deutscher Kultur, Westpreußen, namentlich am rechten Weichselufer, ein deutsches Land, und die Polen haben es bei der Eroberung verwüstet, erobert teils durch Geld: sie kauften den aufrührerischen Söldnern die Marienburg ab und erstürmten die Stadt Marienburg. Ein Beweis, wie anders die Polen verfahren als die Deutschen, geht daraus hervor, daß sie den tapferen Bürgermeister von Marienburg — er hieß Blume — gefangen aufs Schaffot brachten und enthaupteten. Sie verwüsteten nachher das östliche Weichselufer in ihren Kriegen mit Schweden, und auf diesen Brandstätten wurden Nationalpolen, entlassene Heercorps, Regimenter mit Offizieren und Mannschaften ausgesetzt. Dadurch entstand der Polonismus in diesem ursprünglich deutschen Lande, und daß er so eindringen konnte in dies ursprünglich deutsche Land, war ja nur das Ergebnis der Uneinigkeit innerhalb des Ordenslandes. Der Orden war ein hinreichend mächtiges Gebilde, um sich der Polen mitsamt Jagiello von Lithauen zu erwehren, wenn seine Einsassen und Unterthanen zu ihm hielten. Es war damals der Abfall der Städte und der Ritterschaft unter Johann von Boysen, die zu den Polen übergingen, ein Abfall, der vielleicht berechtigt war durch die Mißregierung des Ordens; kurz, es war Bruch und Zwiespalt innerhalb dieses mächtigen Ordensstaates notwendig, um den Einbruch der Polen zu gestatten. Polen hat damals diese Länder durch Schwert, Bestechung und inneren Aufruhr gewonnen; es kann sich nicht beklagen, wenn es sie nachher durch das Schwert wieder verloren hat. Wir besitzen sie seit 1815 und werden sie hoffentlich in einigen Jahrhunderten immer noch besitzen. (Beifall.)

Ich habe daran immer geglaubt, aber meine Hoffnung einer günstigen Entwicklung der Sache steht heute um so viel fester, wenn ich mir die Aeußerungen Seiner Majestät des Kaisers in Königsberg und Marienburg zum siebenzehnten Armeecorps, zu seinen Offizieren und gestern in Thorn vergegenwärtige. (Lebhafter Beifall.) Ich darf annehmen, daß das, was Seine Majestät gestern in Thorn geredet hat, sich mit der Schnelligkeit des Telegraphen hinreichend verbreitet hat, um Ihnen nichts Neues zu sein. Sie wissen es alle. (Rufe: Jawohl!) Also wenn wir nicht in der Uneinigkeit des deutschen Ordens vom fünfzehnten Jahrhundert, sondern in der Geschlossenheit, die die deutsche Nation mit ihren Fürsten und ihrem Kaiser bildet, dem Polonismus gegenübertreten, so kann eine ernste Gefahr für uns nicht mehr vorliegen. Sie ist überwunden, sobald dieser Einklang der amtlichen und der nationalen Ueberzeugung innerhalb der deutschen Länder den Polen gegenüber konstatirt ist. Dann wird die ganze Polengefahr auf ihr natürliches Verhältnis zurückgeführt, auf eine bedauerliche, aber doch gegenüber dem gesamten deutschen Reichskörper schwache Opposition, und eine Opposition, welche nicht die Aussicht hat, in welcher Seine Majestät in Königsberg ihr Berechtigung zusprach, nämlich, daß sie vielleicht durch den Kaiser genehmigt und rehabilitirt werden könnte. So

verstehe ich die Königsberger Aeußerung des Kaisers, in der er sagt: „Eine Opposition ist nur berechtigt, in der der Kaiser an der Spitze steht." Nun, viele Zeitungen halten das für ein contradictio in adjecto, für eine Unmöglichkeit. Wir haben es doch erlebt; ich will nur die Vorgänge nennen zur Zeit des Generals York und der preußischen Auflehnung — so kann man wohl sagen — gegen Friedrich Wilhelm III., indem die Stände sich konstituirten in Königsberg und dadurch den ersten Anstoß zu unseren Freiheitskriegen und zu unserer großartigen Entwicklung von 1813 gaben. Die glorreichste Zeit der Provinz Preußen, auf die Sie auch in Ihrer Anrede an mich eben anspielten, diese Opposition, die darin lag — es war mehr als Opposition, es war Aufstand — war ja ganz unmöglich, wenn man innerlich nicht sicher war, die Königliche Zustimmung dazu zu haben und den König in die Lage zu bringen, daß er diese, wie die Engländer sagen, „Königliche Opposition" zur amtlichen Auffassung machte, nach Breslau ging und die Sache annahm. Ich will nicht weiter gehen: wir haben es 1848 und 1849 wieder erlebt mit Friedrich Wilhelm IV., daß Oppositionen stattfanden, die sich bewußt waren, den König entweder als ihren geheimen Oberen zu haben, oder doch überzeugt waren, daß sie ihn gewinnen würden als solchen. Und so kann auch meines Erachtens eine konservative Opposition bei uns nur dann stattfinden, wenn sie immer getragen ist von der Hoffnung, den König für ihre Sache zu gewinnen. (Großer Beifall.) So kann sie nur gemeint sein, und so sollten wir nicht bloß dem König gegenüber, sondern auch unseren Landsleuten gegenüber uns zur Regel machen, daß wir nicht mit bitteren Reden in der Presse und im Parlament gegenseitig uns zu kränken suchen, sondern daß wir immer als letztes Ziel im Auge haben, uns gegenseitig zu gewinnen, und daß wir nie den Gegner so verletzen, daß jedes Band zwischen uns zerrissen ist. Dabei habe ich nur solche Gegner im Sinne, die den Staat und die Monarchie überhaupt wollen, also kurz nach preußischen Begriffen königstreue Gegner; von anderen spreche ich nicht, mit denen ist kein Vertrag. (Großer Beifall.) Ob Seine Majestät der König in dem herzerhebenden Aufruf zum Kampfe gegen die Parteien des Umsturzes auch das polnische Junkertum mit gemeint hat, das lasse ich unentschieden, aber für uns ist die polnische Adelspartei eine Partei des Umsturzes, denn sie erstrebt den Umsturz des Bestehenden. Wir können unsererseits den Zustand, der den Herren vorschwebt, nicht vertragen. Wir müssen auf Tod und Leben dagegen kämpfen. Es wird dahin nicht kommen, es wird zu keinem Kampfe kommen, sobald wir Deutsche unter uns und mit unserem Kaiser und den deutschen Fürsten einig bleiben. Es ist für uns und die Gesinnung, die Sie hergeführt hat, ein herzerhebender Moment, in dem wir uns zu sagen berechtigt sind, daß Seine Majestät der Kaiser und König sie teilt. Gott erhalte sie, Gott fördere sie, Gott gebe dem Kaiser Räte und Diener, die bereit sind und uns diese Bereitwilligkeit zeigen, im Sinne dieses Kaiserlichen Programms zu

handeln. (Stürmischer Beifall.) In diesem Sinne bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in ein Hoch auf Seine Majestät den Kaiser. Gott schütze ihn!*)

---

*) Die stürmischen Hochrufe der Versammlung wurden von den Klängen der Nationalhymne begleitet. Sodann richtete Frau Geh. Legationsrat Gerlich an die Fürstin eine poetische Ansprache, die als Adresse in schöner Plüschmappe überreicht wurde. Es folgte eine Reihe anderer Damen, welche der Fürstin und dem Fürsten allerlei Gaben, insbesondere Blumen, darbrachten. Von Dirschauer Damen wurde der Fürstin eine Adresse gewidmet, welche außer dem Text die Abbildungen der beiden Dirschauer Weichselbrücken enthält. Die Ueberreichung eines dem Fürsten von mehreren Damen dargebrachten großen Aehrenkranzes leitete der Geh. Legationsrat Gerlich durch eine längere launige Ansprache ein. Mit den Worten: „Verzeihen Sie, daß ich mich zurückziehe; ich habe seit vierzehn Tagen nicht so lange gestanden," zog sich der Fürst zurück. Ihm nach klang der Ruf: „Gott schütze Eure Durchlaucht!"

Personen-Verzeichnis.

Sach-Verzeichnis.

Bismarck, Otto von,

Die Ansprachen des Fürst Otto von Bismarck 1848 - 1894

Stuttgart 1895

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11635445-0